This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

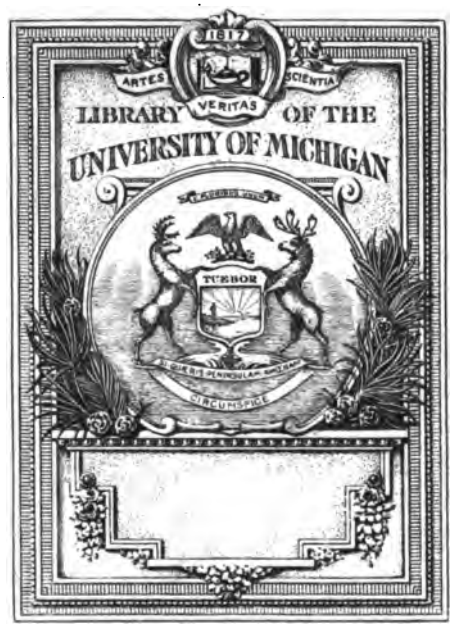
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Z
1225
.A43

# ALLGEMEINE
# LITERATUR - ZEITUNG

## VOM JAHRE
# 1837.

---

## ERSTER BAND.
## JANUAR bis APRIL.

HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung
bei C. A. Schwetschke und Sohn,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.
1837.

Berlin: Staatsbibl. 15 - 54 64339



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## BIBLISCHE LITERATUR.

TÜBINGEN, b. Osiander: *Das Leben Jesu*, kritisch bearbeitet von *David Friedrich Strauſs*, Dr. der Phil. und Repetenten am evangelisch-theolog. Seminar zu Tübingen (gegenwärtig Prof. am Gymnasium zu Ludwigsburg). *Erster* Band 1835. XVI u. 731 S. *Zweiter* Bd. 1836. XII u. 750 S. 8.

Der unterzeichnete Rec. hält es, gleich von vorn herein, für geeignet, die Schuld der verspäteten Anzeige des voranstehenden Werkes in diesen Blättern lediglich auf sich zu nehmen. Ganze zehn Monden sind seit der Uebernahme der Anzeige verflossen. Der Grund dieser Verspätung ist theils in mancherlei Störungen und Unterbrechungen, theils in der Eigenthümlichkeit des Rec. zu suchen, der sich fast als einen launenhaften und egoistischen Recensenten bezeichnen möchte, da er nicht sowohl recensirt um zu recensiren, sondern nur so lange ihn ein gewisses besonderes Interesse an die anzuzeigende Schrift fesselt, was dann die natürliche Folge hat, daſs der Unterzeichnete überhaupt nur wenig recensirt. Mit dem anzuzeigenden Buche ist es aber dem Rec. überdieſs noch ganz eigen ergangen. Als ihm dasselbe von der Buchhandlung zugeschickt worden war, wurde es alsbald nach Ansicht des Titels zurückgeschoben und bald nachher ungelesen zurückgeschickt. Dieſs darum, weil Rec. schon längst für sich die Ueberzeugung gewonnen hat, daſs eine echt kritische Bearbeitung des Lebens Jesu in der That in die Reihe des Unmöglichen gehört, wenn nicht einiges Allgemeine, ein ganz dürres äuſseres Skelett, wie es in dem Leben eines jeden Menschen fast ohne Ausnahme sich vorfindet, für eine Darstellung des Lebens Jesu gelten soll. Die Ursache davon ist nicht sowohl in dem Wesen der Kritik als solcher, als vielmehr in der Beschaffenheit der Quellen zu suchen. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird schon dadurch bestätigt, daſs wir noch durchaus keine mit echter Kritik aus den Quellen gearbeitete Darstellung des Lebens Jesu besitzen. Dagegen fehlt es nicht an solchen Darstellungen, welche entweder vom dogmatischen, oder, wie dieſs insbesondere in der letzten Zeit der Fall war, vom erbaulichen Standpunkt aus bearbeitet sind, was dann auch von der bekannten Arbeit *Hase's* gilt. Alle solche Darstellungen, wie angenehm zu lesen, wie erbaulich und darum die Menge leicht fesselnd, sie auch seyn mögen, entbehren jedoch des innern festen Grundes und der höhern Wahrheit, und sind für den Rec. um so mehr entbehrlich und ohne alles theologische Interesse, als sie insgesammt unendlich weit hinter jener herrlichen Darstellung zurückbleiben, welche wir dem Lieblingsschüler des Herrn verdanken. Aus denselben Gründen und noch andern mehr hält daher Rec. auch, was noch beiläufig gesagt sey, jede Bearbeitung der biblischen Theologie des N. T., welche mit einer Darstellung des Lebens und der Lehre Jesu beginnt, von vorn herein für verfehlt. Doch wir kehren zu der Strauſs'schen Bearbeitung zurück. Erst die Kunde von den unangenehmen Folgen, welche dieſs Buch seinem Vf. in seiner Heimath zugezogen hat, veranlaſsten den Rec. sofort Einsicht von dem Inhalte des Buches zu nehmen. Die erste flüchtige Bekanntschaft gewann ganz für den Vf.; so daſs Rec. bereit war als dessen Verfechter aufzutreten. Besonders war ihm die Stelle I. Vorr. IV u. V ganz aus der Seele geschrieben, wo es heiſst: — „keineswegs, daſs die ganze Geschichte Jesu für mythisch ausgegeben werden soll, sondern nur Alles in ihr kritisch darauf angesehen, ob es nicht Mythisches an sich habe. Wenn die altkirchliche Exegese von der doppelten Voraussetzung ausging, daſs in den Evangelien erstlich Geschichte und zwar zweitens eine übernatürliche, enthalten sey, wenn hierauf der Rationalismus die zweite dieser Voraussetzungen wegwarf, doch nur um desto fester an der ersten zu halten, daſs in jenen Büchern lautere, wenn gleich natürliche, Geschichte sich finde: so kann auf diesem halben Wege die Wissenschaft nicht stehen bleiben, sondern es muſs auch die andere Voraussetzung fallen gelassen und erst untersucht werden, *ob und wie weit wir überhaupt in den Evangelien auf historischem Grund und Boden stehen*." Damit hatte dann der Vf. ganz offen erklärt, eine Bearbeitung des Lebens J. vom historischen Standpunkte aus liefern zu wollen. Dieser Standpunkt ist recht eigentlich der Mittelpunkt und die Lebensquelle des echten und wahren Protestantismus, und darum sollen Alle, die mit klarem Bewuſstseyn dem Protestantismus anhängen, sich diesen Standpunkt durch nichts entreiſsen lassen, und jede Untersuchung, mögen ihre Ergebnisse auch seyn, welche sie wollen, die von diesem Standpunkte aus vorgenommen worden ist, auf geziemende Weise würdigen und verfechten. Wahrlich, es läſst sich vom Christenthume nichts Schlimmeres behaupten, es heiſst geradezu dessen innere Nichtig-

keit erklären: wenn man eine echt historische Prüfung demselben für gefährlich erachtet, und Rec. weifs nicht, ob man diejenigen, welche diesen Standpunkt nicht einräumen, ja wohl verketzern wollen, mehr des Geständnisses der eignen Beschränktheit oder mehr der Heuchelei oder des Mifstrauens in die eigene Sache zeihen soll.

Jenes durch die angeführte Stelle angeregte Interesse für den Vf. und sein Buch wurde jedoch, bei weiterer Ansicht des letztern bald wiederum gar sehr gemindert. Schon die nächsten Seiten der Vorrede erregten den Verdacht, und der weitere Inhalt des Buchs bestätigte ihn auf das Vollkommenste, dafs der Vf. jenen so klar und richtig hervorgehobenen historischen Standpunkt in keiner Weise festgehalten habe, und so zu Ergebnissen gelangt sey, deren Richtigkeit in solcher Gestalt Rec. in keiner Weise einräumen kann. Ja, schon S. VI der Vorrede wird mit einer gewissen vornehmen Miene von denjenigen gesprochen, welche nicht durch *philosophische Studien* ihr Gemüth und Denken innerlich befreit haben, womit schon angedeutet ist, dafs eine Kritik des Lebens Jesu im Sinne eines gewissen philosophischen Systemes gemeint ist. Die Geschichte aber, die allein unbefangen macht, hat schon unendlich oft gezeigt, und zeigt und bezeugt es laut noch heut zu Tage, dafs jede historische Forschung, im Sinne eines gewissen philosophischen Systemes angestellt, weit entfernt davon unbefangen zu seyn, jederzeit einseitig ist. Die Philosophie steht innerhalb der Zeit, die Geschichte allein über ihr, und jedes System verfällt der Geschichte, nie umgekehrt. Und sollte je eine Philosophie das Christenthum auf die Dauer stürzen, so kann es nur geschehen dadurch, dafs diese Philosophie an die Stelle des Positiven im Christenthum sich setzte; was bei dem Wechsel aller philosophischen Systeme und dem engeren Kreise von Menschen, innerhalb dessen sich die philosophische Speculation bewegt, unmöglich ist. Es steht daher nie zu erwarten, dafs das Christenthum nach seinem positiven Charakter irgend einmal durch eine Philosophie, wie sie auch heifsen möge, *verdrängt* werden könne; nur erschüttert, untergraben könnte es möglicher Weise werden, und dieis nur, um damit das Emporkommen einer neuen Offenbarungslehre zu begünstigen, eine Veränderung, die nach den ausdrücklichen Erklärungen der Christuslehre nie statt finden wird. Aber selbst, auch die Möglichkeit einer solchen Veränderung eingeräumt, der Wechsel würde und könnte uns doch nie etwas Besseres bringen, als uns schon im Christenthum geboten ist, wir würden jedenfalls statt zu gewinnen nur verlieren, und können darum, mit Paulus, die ewige Dauer eines echten Christenthumes nur glauben und hoffen. Ungeachtet dieser wesentlichen Verschiedenheit, welche zwischen dem Vf. und dem Rec. gleich von vorn herein besteht und sich durch das ganze Werk hindurchzieht, fühlt sich dennoch Rec. zu Hn. Dr. *Strauss* mit einer wahren Anerkennung, Achtung und Liebe erfüllt. Dieis wegen der offenen und redlichen Gesinnung, welche sich überall durch das ganze Buch hin an den Tag legt. Es ist des Vfs. rühmliches Verdienst, mit aller Freimüthigkeit eines wahrheitsliebenden Mannes sich offen zu allen jenen Consequenzen bekannt zu haben, welche aus der Stellung einer gewissen neuern Philosophie zum Christenthum sich nothwendig ergeben, und gleichwohl von den Anhängern dieser philosophischen Richtung immerfort verdeckt und in Abrede gestellt werden; und Rec. könnte es mit vielen Andern gewifs nur beklagen, wenn Hr. Dr. *Str.* dieser Redlichkeit sein weiteres Lebensglück zum Opfer gebracht haben sollte. Ihm steht es zu, als Mensch für sich in Anspruch zu nehmen, was einst Tertullian (*apol.* 21.) für die Christen in Anspruch nahm: *Nemo iam infamiam incutiat, nemo aliud existimet, quia nec fas est ulli de sua religione mentiri.* Laut S. VIII der Vorrede zu Bd. I ist das Buch ausdrücklich nur für Theologen geschrieben, und Nichttheologen, besonders Ungelehrte unter ihnen werden ausdrücklich ermahnt, sich mit demselben nicht zu befassen. Das Aufsehen, welches das Buch gleich bei seinem ersten Erscheinen erregte, hat eine gewaltige Ueberschreitung dieser ihm gesteckten Grenzen herbeigeführt, wie dann dem Rec. von wohlunterrichteten Geistlichen versichert worden ist, dafs es selbst vielfach den Weg zu den Tolletten der Damen gefunden hat; und Rec. kann sich aus der Neuheit, welche der Inhalt des Werkes für solche Leser hat, und aus der Frische und Gewandheit der Darstellung wohl erklären, wie ihre Neugier und „Fürwitz" wie es Hr. *Strauss* a. a. O. nennt, sich angezogen fühlt, während Rec. nur mit einer gewissen Ueberwindung sich bis an das Ende des zweiten Bandes hat durcharbeiten können. Eben daraus ist eine gewisse Nothwendigkeit, verbunden mit einem sehr verschiedenartigen Bedürfnifs, zu Beurtheilungen und Widerlegungen hervorgegangen. Dem Bedürfnifs ist bereits auf vielfache Weise durch eine Menge von Widerlegungen entsprochen worden. Rec. erklärt jedoch, von allen bisher erschienenen Kritiken und Schriften dieser Art, aus guten Gründen, keine einzige gelesen zu haben, und auch für die Zukunft mit keiner Anzeige derselben sich befassen zu können. Der Zweck dieser Blätter verlangt dafs wir nicht über den Kreis von Lesern hinausgehen, den der Vf. des Buches selbst in das Auge gefafst hat, und wenn dann die eine oder andere der nachfolgenden Bemerkungen mit den Urtheilen Anderer sich berührt, so möge dieis der Ansicht des Rec. zur weitern Bestätigung dienen.

Der kritische Standpunkt, welchen der Vf. eingenommen hat, wird als ein ganz neuer, und zwar als der mythische bezeichnet. „Das heifst keineswegs, dafs die ganze Geschichte Jesu für mythisch ausgegeben werden soll, sondern nur Alles in ihr kritisch darauf angesehen, ob es nicht Mythisches an sich habe." Was noch näher I. 50. dahin bestimmt

stimmt wird: „Den Begriff des Mythus auf den ganzen Umfang der Lebensgeschichte Jesu anzuwenden, in allen Theilen derselben mythische Erzählungen oder wenigstens Ausschmückungen zerstreut *zu finden*, diefs ist der Standpunkt des Vfs., welcher nicht blos die Wundererzählungen aus der Kindheit Jesu, sondern auch die aus seinem öffentlichen Leben, und nicht blos die an ihm vorgegangenen, sondern auch die von ihm verrichteten Wunder, unter die Kategorie des Mythischen stellt." Demgemäfs wird, nach einer Einleitung (I. 1—76.), zuerst in fünf Kapiteln (I. S. 77 — 306) die Geschichte der Geburt und Kindheit Jesu, dann weiter in zehn (I. 307 bis II. 300) die seines öffentlichen Lebens und endlich, wieder in fünf, (II. 301—685) die seines Leidens, Todes und seiner Auferstehung geprüft, und durch alles diefs das schon (I. S. 72) vorangestellte Ergebnifs gewonnen, oder als Voraussetzung bestätigt gefunden: „dafs Jesus zu Nazaret aufgewachsen sey, von Johannes sich habe taufen lassen, Jünger gesammelt habe, im Jüdischen Lande lehrend umhergezogen sey, überall dem Pharisäismus sich entgegengestellt und zum Messiasreiche eingeladen habe, dafs er aber am Ende dem Hafs und Neid der pharisäischen Partei erlegen und am Kreuze gestorben sey." Alles Uebrige in der evangelischen Geschichte, was diesem dürren Gerippe zur Belebung dient, was dasselbe mit Fleisch und Blut und Geist umgiebt, wird für mythische Ausschmückung erklärt. Der Vf. beobachtet dabei folgenden Gang. Er hebt bei jedem einzelnen Vorgang im Leben Jesu die wichtigsten Ansichten aus, welche von den Anhängern, sowohl der natürlichen als übernatürlichen Auslegung, aufgestellt worden sind; zeigt die Widersprüche und Unnatürlichkeiten, in welche sich beide verwickeln; zieht daraus den Schlufs, dafs das Rechte auf keiner von beiden Seiten seyn könne; versucht dann eine Erklärung vom mythischen Standpunkte aus, und, da er für die Auslegung der biblischen Geschichte nur einen dreifachen Standpunkt kennt, nämlich den übernatürlichen, natürlichen und mythischen, welcher letztere zuweilen als identisch mit dem historischen gesetzt ist: so wird daraus weiter geschlossen, dafs von den drei Erklärungsversuchen nur die mythische zulässig sey. — Das Ganze schliefst mit einer Schlufsabhandlung (II. S. 686 — 744.), *die dogmatische Bedeutung des Lebens Jesu*, überschrieben. Der Zweck dieser Abhandlung ist: „am Schlusse der Kritik von Jesu Lebensgeschichte, das kritisch Vernichtete dogmatisch wieder herzustellen." „Bisher", sagt S. 688 der Vf., „war Gegenstand der Kritik der christliche Inhalt, wie er in den evangelischen Urkunden als Geschichte Jesu vorliegt: nun dieser durch den Zweifel in Anspruch genommen ist, reflectirt er sich in sich, sucht eine Freistätte im Innern der Gläubigen, wo er aber nicht als blofse Geschichte, sondern als in sich reflectirte, d. h. als Bekenntnifs und Dogma vorhanden ist." Es kömmt nun darauf an, den geistigen Mittelpunkt, oder die allgemeine Idee aufzusuchen, von welcher die mythische Darstellung der evangelischen Geschichte ausgegangen ist. Diese Idee ist aber keine andere, als die Idee der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur in Christus. Wenn aber dieser Idee in Christus Realität zugeschrieben wird, so kann diefs nicht heifsen, dafs diese Idee einmal in einem Individuum, wie vorher und hernach nicht mehr, wirklich geworden seyn müsse. Denn das sey ja gar nicht die Art, wie die Idee sich realisire, dafs sie in *Ein* Exemplar ihre ganze Fülle ausschütte und gegen alle andere geize; sondern in eine Mannichfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, im Wechsel sich setzender und wiederaufhebender Individuen liebe sie ihren Reichthum auszugiefsen. In einem unendlich höhern Sinne komme der Idee von einer Einheit der göttlichen und menschlichen Natur Realität zu, wenn sie in der gesammten Menschheit, als wenn sie nur in einem einzelnen Individuum verwirklicht erscheine. Eine Menschwerdung Gottes von Ewigkeit her sey eine wahrere, als eine in einem abgeschlossenen Punkte der Zeit. „Das", heifst es dann (S. 734 f.) weiter — „das ist der Schlüssel der ganzen Christologie, dafs als Subject der Prädicate, welche die Kirche Christo beilegt, statt eines Individuums eine Idee, aber eine reale, nicht Kantisch unwirkliche, gesetzt wird. In einem Individuum, einem Gottmenschen, gedacht, widersprechen sich die Eigenschaften und Functionen, welche die Kirchenlehre Christo zuschreibt: in der Idee der Gattung stimmen sie zusammen. Die Menschheit ist die Vereinigung der beiden Naturen, der menschgewordene Gott, der zur Endlichkeit entäufserte unendliche, und der seiner Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist; sie ist das Kind der sichtbaren Mütter und des unsichtbaren Vaters: des Geistes und der Natur; sie ist der Wunderthäter: sofern im Verlaufe der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt, diese, ihm gegenüber, zum machtlosen Material seiner Thätigkeit heruntergesetzt wird; sie ist der Unsündliche: sofern der Gang ihrer Entwickelung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende, Auferstehende und gen Himmel fahrende: sofern ihr aus der Negation ihrer Natürlichkeit ein höheres geistiges Leben, aus der Aufhebung ihrer Endlichkeit als persönlichen, nationalen und weltlichen Geistes ihre Einigkeit mit dem unendlichen Geiste des Himmels hervorgeht. Durch den Glauben an diesen Christus, namentlich an seinen Tod und seine Auferstehung, wird der Mensch vor Gott gerecht: d. h. durch die Belebung der Idee der Menschheit in sich, namentlich nach dem Momente, dafs die Negation der Natürlichkeit, welche selbst schon Negation des Geistes ist, also die Negation der Negation, der einzige Weg zum wahren geistigen Leben für den Menschen sey, wird auch der einzelne des gottmenschlichen

Le-

Lebens der Gattung theilhaftig." Es ist folglich von der christlichen Gemeinde die Idee der Menschheit in ihrem Verhältnifs zur Gottheit *unbewufst* zu jenem Bilde verwendet worden, das sie sich selbst von Christus entworfen hat, woraus dann folgt, dafs das Leben Jesu nicht im sinnlich empirischen, sondern im geistigen und göttlichen Sinne zu fassen ist, so wie nicht minder, dafs seine Beglaubigung nicht aus der Geschichte sondern aus der Philosophie entnommen werden mufs (II. S. 736). Auf solche Weise wird es dann dem Vf. möglich das Gebiet der evangelischen Geschichte ganz und gar dem Bereiche der Geschichte und ihrer Kritik zu entziehen, und es vielmehr ganz und gar in die Sphäre der philosophischen Speculation hinein zu bannen. Die Philosophie des Vfs. erweist aber dann weiter den, durch mythische Deutung und Allegorisirung gewonnenen, Inhalt der höchsten aller Religionen, d. h. der christlichen, als identisch mit der höchsten philosophischen Wahrheit (II. S. 687) und rechtfertigt so die in der Vorrede (I. VII.) aufgestellte Behauptung: „den inneren Kern des christlichen Glaubens weifs der Vf. von seinen kritischen Untersuchungen völlig unabhängig. Christi übernatürliche Geburt, seine Wunder, seine Auferstehung und Himmelfahrt, *bleiben ewige Wahrheiten*, so sehr ihre Wirklichkeit als historische Facta angezweifelt werden mag." Es geht aus dieser kurzen Uebersicht des Ganges und Inhaltes der Schrift hervor, dafs es ihr Vf. vom Anfange an darauf abgesehen hat, der evangelischen Geschichte allen historischen Grund und Boden zu nehmen, und dafs darum der Titel, der eben so wie S. V der Vorrede eine historische Kritik erwarten läfst, nicht richtig gewählt ist. Wenn der Vf. a. a. O. sagt: „es müsse erst untersucht werden, ob und wie weit wir überhaupt in den Evangelien auf historischem Grund und Boden stehen", so ist damit der Standpunkt der echt historischen Kritik sehr richtig bezeichnet. Allein bei der eigentlichen Untersuchung hat der Vf. diesen Standpunkt nirgends eingenommen. Statt ohne alle Voraussetzung oder mit andern Worten ganz unbefangen, den historischen Gehalt mit kritischer Sorgfalt, welche die vielfältigste Umsicht verlangt, zu prüfen, hat sich seine Kritik ganz einseitig die Aufgabe gestellt, überall in der evangelischen Geschichte Mythen *zu finden*, gänzlich uneingedenk jenes von der Kritik nicht genug zu beherzigenden Spruches: „was man suchet, das findet man" und dabei noch weiter den in solcher Ausdehnung der Kritik nie einzuräumenden Schlufs sich gestattet (II. S. IV.): wenn in einer Erzählung einiges Mythische ist: so kann Alles mythisch seyn. — Es scheint fast als habe der Vf. diese Einseitigkeit selbst gefühlt. Wenigstens möchte man dieis aus den nicht wenigen Stellen schliefsen, in welchen diesem Verfahren in einem gewissen vornehmen Tone, der den Laien wohl einschüchtern und bestechen kann, das Wort geredet, ja geradezu behauptet wird, dafs in ihm das Neue und der eigentlich wissenschaftliche Vorzug dieser Kritik liege, wobei Rec. nur das erste, die Neuheit, einräumen kann; aber, wie bekannt, nicht Alles was neu ist, ist gut. Bekannt ist, dafs die Anwendung des Mythus auf die evang. Geschichte nichts weniger als neu ist. Hr. *Str.* findet aber, dafs vor ihm der Begriff des Mythus „weder selbst rein gefafst noch in gehörigem Umfang angewendet" worden ist (I. 41 ff.). Er findet dieis unzulänglich und inconsequent und erachtet das letztere als den schlimmsten Vorwurf, der einem Gelehrten gemacht werden kann; findet überdiefs, dafs ein eklektisches Verfahren das allergefährlichste ist, weil es der Subjectivität zu viel Spielraum einräumt. Der Begriff des Mythus müsse vielmehr auf den ganzen Umfang der Lebensgeschichte Jesu angewendet werden (I. 49 f.). Das klingt freilich sehr consequent, sehr schön und sehr tief gedacht, und ist doch gänzlich haltlos. Der Vf. wendet Sätze der speculativen Philosophie auf die historische Kritik an, als wäre zwischen Philosophie und Geschichte gar kein Unterschied. Man sieht es jeder Zeile an, der Vf. hat sich bis jetzt ausschliefsend auf dem ersten Standpunkte beschäftigt und hat sich dann ohne alle Vorbereitung aufs gerathewohl auf den zweiten begeben. Die historische Forschung wäre fürwahr unendlich erleichtert, wenn zu ihr weiter nichts erforderlich wäre, als die consequente und umfassende Durchführung gewisser Voraussetzungen; denn offenbar ist es doch nur eine Voraussetzung von der ausgegangen wird, wenn man, wie unser Vf., die evang. Geschichte nur darauf ansieht, in ihr mythische Erzählungen zerstreut zu finden (I. S. 50), und der Vf. befindet sich offenbar in arger Selbsttäuschung, wenn er (I. S. V u. VI) an der altkirchlichen und der rationalistischen Exegese tadelt, dafs sie von Voraussetzungen ausgehe, und nun seinen Standpunkt als einen voraussetzungslosen bezeichnet, als wenn das Voraussetzen von Mythen keine Voraussetzung wäre! Es ist nur Selbsttäuschung, wenn unser Vf. (I. S. VI) von sich sagt: „Mögen die Theologen diese Voraussetzungslosigkeit seines Werkes unchristlich finden: er findet die gläubigen Voraussetzungen der ihrigen unwissenschaftlich."

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## BIBLISCHE LITERATUR.

TÜBINGEN, b. Osiander: *Das Leben Jesu*, kritisch bearbeitet von D. *David Friedrich Strauss* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 1.)

Ist die Annahme, dafs Alles in der evangelischen Geschichte mythisch seyn könne, nicht minder eine gläubige Voraussetzung, als die, dafs Alles übernatürliche, oder natürliche Geschichte seyn könne? Das kommt aber daher, dafs der Vf. den mythischen Standpunkt für gleichbedeutend mit dem historischen nimmt, dafs er eine Untersuchung verheifst (I. V.): „ob und wie weit wir überhaupt in den Evangelien auf historischem Grund und Boden stehen?" und dafür, als sey dieſs ganz gleich bedeutend nur eine Untersuchung giebt: *ob und wie weit wir in den Evangelien überhaupt auf mythischem Grund und Boden stehen*? und noch überdieſs in der möglichsten Erweiterung dieses mythischen Grundes und Bodens Consequenz findet. Der mythische Standpunkt ist dem historischen keineswegs fremd, aber jener ist diesem untergeordnet, nicht gleichgestellt, jener liegt innerhalb des Gebietes von diesem und hat möglicher Weise nur einen sehr beschränkten Umfang, ja ist vielfach recht eigentlich nur ein mathematischer Punkt ohne einen Platz im Raume einzunehmen. Diese Gleichstellung und Verwechselung des historischen mit dem mythischen Standpunkt ist es, worauf man beim Lesen des Buchs nicht genug achten kann, denn nur durch sie wird der Schluſs möglich: ist weder die natürliche, noch die übernatürliche Ansicht richtig: so muſs es die mythische seyn. Sie ist es, die der ganzen Untersuchung von vorn herein eine schiefe Richtung gegeben, und den Vf. verleitet, was nur vom Allgemeinen gelten kann, auf das Besondere anzuwenden. Nie wird sich der ächte Geschichtsforscher den Schluſs erlauben, zu welchem sich der Vf. (II. S. IV.) bekennt: wenn in einer Erzählung einiges Mythische ist: so *kann* Alles mythisch seyn. Mit gleichem Rechte würde man sonst schlieſsen müssen, wenn in einer Erzählung einiges wahr, oder Dichtung, oder Uebertreibung, oder Entstellung ist: so kann Alles wahr oder Dichtung oder Uebertreibung oder Entstellung oder gefälscht u. s. w. seyn, und da sich in den meisten Fällen bei historischen Angaben Mehreres der Art beisammen findet: so würden daraus die crassesten Widersprüche erwachsen; es würde z. B. daraus folgen, dafs in einer Erzählung, bei welcher der eine Kritiker richtige Angaben, ein Anderer einzelne Fälschungen nachwiese, Alles zugleich wahr und zugleich gefälscht seyn könne, und der Subjectivität damit ein Spielraum eröffnet werden, gröſser als der I. 50. gerügte. Bringt man diesen Schluſs nun gar mit des Vfs. so hoch hervorgehobener Consequenz in Verbindung: so erreicht die Gefährlichkeit dieses Schlusses ihre äufserste Höhe; denn nun sieht sich der Kritiker genöthigt, um nur nicht der Inconsequenz, dem schlimmsten Vorwurfe, der einem Gelehrten gemacht werden kann (I. 49.), anheim zu fallen, darnach zu streben, Alles entweder für wahr, oder für gefälscht, oder für mythisch zu erklären, womit dann alle Kritik recht eigentlich vernichtet ist. Man sieht, der Vf. hat sich mit seiner Voraussetzungslosigkeit gewaltig getäuscht, statt der dogmatischen Voraussetzungen ist er in die Garne philosophischer gerathen. Die echte historische Kritik kann sich nur die Aufgabe stellen, zu untersuchen, ob etwas Ueberliefertes reine Wahrheit oder auch noch allerlei unreine Beimischungen enthält, und wenn sie irgend eine solche unreine Beimischung entdeckt hatt wird sie dieſs zum Anhalt nehmen, um zu untersuchen, ob solcher etwa noch mehrere vorhanden seyn; aber ihr Streben kann nun und nimmer darauf gehen, überall nur solche Beimischungen auffinden zu wollen. Die Kritik ist ja keineswegs blofs negativ, ihr Zweck vielmehr durch Ausmittelung und Entfernung alles zu Negirenden das Positive zu gewinnen; die Negation ist ihr nur das Mittel zum Zweck.

Wiewohl nun Hr. Dr. *Str.* den historischen Standpunkt nicht eigentlich eingenommen hat: so hat er seinen Standpunkt doch innerhalb des historischen genommen. Sein Standpunkt ist ein einseitig historischer, wie es nach den falschen Voraussetzungen nicht anders möglich war. Von seinem mythischen Standpunkt aus hatte der Vf. zu untersuchen, ob und welche mythische Bestandtheile die evangelische Geschichte enthalte? Bei diesem Worte kommt zunächst Alles auf den mit demselben zu verbindenden Begriff an. Was ist Mythe? Eine vollkommen genügende Definition hat Rec. bis jetzt überall vergeblich gesucht, und vermifst eine solche auch bei Hn. *Str.* Statt zuerst den allgemeinen Begriff des Mythus aufzustellen, findet sich I. 75 eine Definition des neutestamentlichen Mythus. Sie lautet: neutestamentliche Mythen sind nichts Anderes, als geschichtartige Einkleidungen urchristlicher Ideen, gebildet in der absichtslos dichtenden Sage. Betrachten wir nun diese Definition näher. Sie ist an sich nicht neu, sondern jenem Begriff von Mythus nachgebildet, wie ihn z. B. *O. Müller* in seinen Prolegomenen zu einer

wissenschaftlichen Mythologie und die *Hegel*sche Schule aufgestellt hat. Immer wird dabei irgend eine allgemeine Wahrheit als *unbewufst* zum Grunde liegende Idee angenommen, und als die Aufgabe des Geschichtsforschers gesetzt, diese Wahrheit zum Bewufstseyn zu bringen. Rec. hat an dieser Definition auszusetzen, *erstens*, dafs sie viel zu weit ist. Sie giebt kein Mittel an die Hand, den Mythus von der Mähre, von der Sage, von der Lüge, u. s. w. zu unterscheiden, wie sich dieser Mangel auch sehr fühlbar an der sonst so trefflichen neuesten Bearbeitung der deutschen Mythologie von *J. Grimm* herausstellt. Denn, mit Hülfe blofser Speculation, auch in der vagesten Sage und Mähre irgend eine tiefer liegende Idee zu entdecken, möchte eben nicht zu den aufserordentlichen Kunststücken, am Wenigsten in der neuern Philosophie, gehören, und wenn wir dann nur alle Sagen und Mähren u. s. w. in den Bereich des Mythus hereinziehen, möchten wir zu dem eben nicht sehr erfreulichen Ergebnifs gelangen: dafs gerade in den beschränktesten Köpfen, in den Köpfen derer, die geistig am meisten verwahrlost sind, oder auf der niedersten Stufe der Bildung stehen, die meisten und tiefsten Ideen verborgen liegen, welche man nur mit Hülfe der Philosophie der Geschichte, an den Tag zu fördern brauche. Hinwiederum aber ist diese Definition so weit, dafs sich ihr jede historische Thatsache unterordnen läfst, und es möchte eben nicht unmöglich seyn, mit ihrer Hülfe das ganze Gebiet der Geschichte in ein mythisches zu verwandeln; ja, nach unseres Vfs. Grundsätzen von Consequenz und nach jenem Schlufs, dafs, wenn in einer Erzählung Einiges Mythisch ist, Alles mythisch seyn könne, dürfte sogar eine gewisse Nöthigung dazu vorhanden seyn. Bekanntlich ist die Urgeschichte aller Völker in Mythen und Sagen gehüllt. Consequent ist es, diefs auch von ihrer weitern Geschichte zu behaupten. So könnte man etwa mit *Hardouin* die ganze Römische Literatur für ein Erzeugnifs des Fleifses der Mönche ansehen, und in der Sage von dem einstigen Daseyn eines Römischen Reichs, das sich als Beherrscher des *orbis terrarum* ankündigt, die geschichtsartige Einkleidung des Gedankens finden: εἷς ἐστὶ θεὸς εἷς κοίρανος ἔστω; in den Begebenheiten der Völkerwanderung nur den Gedanken: dafs die Menschen auf Erden keine bleibende Stätte haben. Aehnliches könnte in der geschichtsartigen Erzählung von einem Deutschen Kaiserreiche, von den Kreuzzügen, von einer Seeherrschaft der Venetianer, von den Entdeckungsfahrten eines Columbus, von einer Spanischen Monarchie, deren Beherrscher die Sonne in seinem Reiche nicht untergehen sah, von einer Reformation u. s. w. gesagt werden, denn allen diesen Geschichten läfst sich mehr als eine verborgene Idee abgewinnen. Ja, Rec. würde noch weiter gehen. Er würde z. B. den Inhalt der Berliner oder evangelischen Kirchenzeitung —, von der er übrigens zu seiner Ehre bekennt, sie seit Jahr und Tag eines Blicks nicht mehr gewürdigt zu haben — für einen Mythus erklären, dem unbewufst die tiefere Wahrheit zum Grunde liege, dafs die ehemaligen *viri obscuri* zu Cöln am Rhein, jetzt *mirabile dictu*! — ihren Sitz in dem Mittelpunkt der Aufklärung und dicht neben derselben zu Cöln an der Spree aufgeschlagen haben, und daraus etwa den Satz ableiten, dafs uns wiederum ein *Ulrich von Hutten* und *Crotus Rubianus* Noth thue, da in der That des Stoffes zu *Epistolis obscurorum virorum* mehr als zuviel vorhanden ist.

*Zweitens* hat Rec. gegen den oben angegebenen Begriff vom Mythus einzuwenden, dafs er zu einer gefährlichen Vermischung der Philosophie mit der Geschichte führt, wodurch der letztern Gefahr droht, ihre Reinheit und Würde zu verlieren und dagegen nur Spielwerk der philosophischen Schulen zu werden. Die Geschichte ist nur auf Darstellung des Thatsächlichen gerichtet, und sie bedarf der Kritik, um mit ihrer Hülfe diesen Thatbestand möglichst rein zu gewinnen. Alles auf dem Wege der Kritik Ausgeschiedene hat daher für sie *unmittelbar* gar keinen Werth, es sind nur Schlacken, die weggeworfen werden, gleichviel ob sie Mythen, oder Fälschungen oder Lügen oder sonst dergleichen sind. Den Deutern der Mythe, das Wort in dem angegebenen Sinne genommen, liegt dagegen an der Thatsache, als zu einfach, zu geistlos, gar nichts; an der Mythe aber Alles, oder, wie sich unser Vf. I. S. 52. ausdrückt: „Die mythische, wie die allegorische, Auslegung geht darauf aus, lieber umgekehrt mit Aufopferung der historischen Wirklichkeit des Erzählten seine absolute Wahrheit festzuhalten." Vgl. II. S. 727. Die Aufsuchung der diesen Mythen zum Grunde liegenden Ideen, bietet dann der Speculation eine willkommene Beschäftigung und führt zur Entdeckung von sogenannten absoluten Wahrheiten, von welchen freilich die Geschichte nichts weifs, aus deren weiteren Entwickelung und Combination aber allmählich eine eigne neue Geschichte erwächst, welche die aufserhalb aller Geschichte gelegenen Zeiten geschichtlich, ja mehr noch, aufzuhellen sich herausnimmt, und wenigstens die Bequemlichkeit darbietet, dafs ihre Bearbeiter sich nicht mit mühsamen historischen Forschungen zu befassen brauchen, sondern Alles bequem, mit Hülfe einer geeigneten Philosophie aus ihrem eignen Kopfe construiren können. Der Unterschied zwischen diesen zwei verschiedenen Arten von Geschichte ist, dafs bei dem einen Verfahren aus der Geschichte die Idee, bei dem andern aus der Idee die Geschichte gewonnen, dafs in dem einen Falle die Geschichte ist, was sie seyn soll, Erzählung *rerum gestarum*, in dem andern *rerum gerendarum*. Nur allein aus der gänzlichen Verkennung dieses wesentlichen Unterschiedes weifs es sich Rec. zu erklären, dafs Hr. *Str.* den mythischen Standpunkt für identisch mit dem historischen halten konnte.

Was dann die von dem Vf. gegebene Definition des neutestamentlichen Mythus insbesondere betrifft, so läuft dieselbe auf drei Hauptmomente hinaus: *zuerst*, in Bezug auf das Wesen oder Object dieser Mythen: sind es urchristliche Ideen; *zweitens* in Absicht

sicht auf die Form sind sie: geschichtartige Einkleidungen, und *endlich* in Bezug auf das Genetische: sie haben sich gebildet in der absichtslos dichtenden Sage. Jedes dieser drei Stücke bedarf einer nähern Prüfung. Urchristliche Ideen bilden also den Kern der evangelischen Geschichte. Es scheint, als wäre durch die Bezeichnung als urchristlich ein sicheres historisches Moment in die Definition aufgenommen, denn unter urchristlichen Ideen werden die meisten Leser an solche Vorstellungen und Erwartungen denken, welche zur Zeit des entstehenden Christenthumes unter den Menschen und besonders unter den Juden in Bezug auf den erwarteten Erlöser in Umlauf waren. In dem Falle wäre eine genaue Angabe dieser urchristlichen Ideen nöthig gewesen, was jedoch der Vf. unterlassen hat. In der That wird im Verlauf des Buches der Ausdruck urchristliche Ideen oft von jener historischen Auffassung der Messiasidee gebraucht; wenn wir aber dann weiter erfahren, dafs dem Vf. der Inhalt der christlichen Religion identisch ist mit der höchsten philosophischen Wahrheit, so können ihm urchristliche Ideen auch nichts Anderes seyn, als jene allgemeinen Religionswahrheiten, wie sie dem Vf. sein philosophisches System an die Hand giebt, und wie dieselben dem menschlichen Bewufstseyn zum Grunde liegen. Für urchristliche Ideen hätte also Hr. *Str.* auch setzen können, und Rec. würde dieſs noch vorzüglicher dünken, neutestamentliche Mythen seyen nichts Anderes, als geschichtartige Einkleidungen der höchsten allgemeinen Religionswahrheiten, woraus sich dann ergiebt, dafs durch diese Definition für das Besondere gar nichts und am Wenigsten für das Historische oder Positive etwas gewonnen ist. Und wenn eine andere Philosophie, als die, welcher der Vf. zugethan ist, andere allgemeine Religionswahrheiten aufstellt, wie dann?

Das *zweite* Moment dieser Definition bestimmt die Form dieser urchristlichen Ideen: sie erscheinen im Gewande der Geschichte, als geschichtartige Einkleidungen. Damit ist dann zugleich gesagt, dafs unsere vier kanonischen Evangelien, welche die ausschliefsliche Quelle unserer evangelischen Geschichte sind, statt, wie sie selbst versichern, Geschichte, nur etwas, was aussieht wie Geschichte aber nicht ist, etwas Geschichtartiges enthalten. Diese Behauptung greift tief in das Wesen der neutestamentlichen Kritik ein und bedarf eines Beweises. Leider hat sich diesen der Vf. über die Maafsen leicht gemacht, denn jetzt hört die bloſse Speculation auf und beginnt die historische Forschung. Wenn unmittelbare, oder den Vorgängen doch sehr nahe gestellte, Zeugen versichern — wie dieſs von den Verfassern unserer vier Evv. gilt, von welchen zwei unmittelbare, zwei wenigstens nahe stehende Zeugen gewesen seyn sollen — dafs ihre Angaben nur reine Thatsachen enthalten, sich nur auf wirklich erlebtes beziehen: so ist es sicher mehr, als bloſs Schwierigkeit, das gerade Gegentheil davon zu behaupten. Es ist schwierig von Augenzeugen zu behaupten, sie hätten statt Thatsachen, ohne es selbst zu wissen und ohne Absicht, nur Dichtung und Sage gegeben. Der Vf. hat diese Schwierigkeit gefühlt und sich darum ganz und gar nicht auf dieselbe eingelassen. Viel unmittelbarer zum Ziele führt es, wenn von den Vff. unserer vier Evangelien kein einziger ein unmittelbarer Schüler Jesu, keiner wirklicher Augenzeuge war und die Abfassung unserer Evv. einer späteren Zeit angehört, als gewöhnlich angenommen wird. Hr. *Str.* hat diese Auskunft ergriffen, sich aber das Geschäft abermals, weil es aufserhalb der Sphäre der Speculation liegt, all zu leicht gemacht, und die Beweisführung Andern überlassen. Derselbe sagt (I. S. 62.) „der gewichtigste, oder eigentlich der einzige gewichtige Einwurf, welchen die Bestreiter des mythischen Gesichtspunktes für die Erklärung des N. T. vorbringen, ist der, dafs der Ursprung zweier Evangelien von Augenzeugen, und auch bei den beiden andern die wahrscheinlich sehr frühe Abfassung das Einschleichen unhistorischer Sagen in dieselbe undenkbar mache." Und S. 63: „Freilich, wenn die äufsern Zeugnisse für einen apostolischen Ursprung der Evangelien zwingend wären: so würde dieſs ein bedenkliches Hinderniſs der mythischen Ansicht von ihren Berichten seyn. Allein so sind jene äufsern Gründe keineswegs beschaffen," Es wird darauf bemerkt, dafs weder *Polykarp* noch *Papias* von einem Ev. des Johannes etwas wufste, und daraus, unter Verweisung auf *de Wette's* Einleitung in das N. T. §. 109. eine Folgerung gegen die Authentie abgeleitet. Allein diese angeblichen Argumente sind nicht der Art, dafs sie die Unechtheit des Johanneischen Evangeliums zu erweisen vermöchten, und wir können nicht umhin zu erklären, dafs Hr. *Str.* den, wie er selbst sagt, *gewichtigsten* Einwurf unerledigt gelassen hat; denn die Dialektik, mit welcher er S. 64. die Gültigkeit seines Satzes durch einen Schluſs zu erzwingen hofft, zeigt nur, wie ganz fremd seiner Speculation die eigentlich historische Kritik geblieben ist, und wenn endlich ebend. die innere Beschaffenheit des Joh. Ev. als gegen den apostolischen Ursprung zeugend hingestellt wird, ohne dieſs irgend weiter zu erweisen: so glaubt Rec. in seiner Einleit. in d. N. T. I. B. 208 ff. das Gegentheil erwiesen zu haben. — In Absicht auf unser Ev. des Matthäus, dessen nichtapostolischer Ursprung wenigstens vom Rec. eingeräumt wird, konnte Hr. *Str.* leichter gewonnene Sache zu haben scheinen. Und doch mufs Rec. ganz abgesehn von seiner eignen Ansicht über die genetischen Verhältnisse dieses Ev., auch hier widersprechen. *Papias*, so heifst es S. 63., bezeugt vom Matthäus, dafs er ein Ev. geschrieben habe; allein theils wird Papias nicht wie Johannes, so auch des Matthäus Bekannter genannt; theils u. s. w. Diese Angabe ist aber, wie sich der Vf. leicht überzeugen kann, durch Ansicht der ganzen Stelle bei *Eusebius* (K. G. 3. 39.) nicht ganz richtig, und darum geht auch der dagegen erhobene Einwurf ganz fehl. Die Sache ist vielmehr so. Papias suchte im Anfange des zweiten Jahrhunderts die Thatsachen der evan-

evangelischen Geschichte auszumitteln, und suchte deshalb nach apostolischen Aufzeichnungen und nach den Aussagen glaubwürdiger Männer, besonders unmittelbarer Augenzeugen, deren es damals noch einige gab. Zu diesen letztern und zugleich den unmittelbaren Schülern Jesu gehörten ein gewisser Aristion und Johannes zu Ephesus. An diese wandte sich Papias von Hierapolis aus um Auskunft, die ihm auch zu Theil ward. Vom Apostel Matthäus versichert dann weiter Papias, dafs er ein Evangelium in Hebräischer Sprache geschrieben habe. *Ματθαῖος μὲν οὖν Ἑβραΐδι διαλέκτῳ τὰ λόγια συνεγράψατο*, woher er dies wufste oder erfahren hatte, wird aus dem *εἴρηται* des Eusebius nicht ganz deutlich. Dem Papias standen also zwei mündliche und eine schriftliche Quelle von Augenzeugen zu Gebote, und gleichwohl ruhet seine christliche Ueberzeugung auf derselben Grundlage, die wir in unsern vier Evangelien besitzen, ja *Eusebius* versichert, dafs er noch andere Dinge, die er als *μυθικότερα* bezeichnet, aufgenommen gehabt. Papias mufste demnach doch durch die Angabe seiner genannten Gewährsmänner zu dieser Auffassung der evangelischen Geschichte geführt worden seyn, wodurch dann die allgemeine Grundlage der evangelischen Geschichte in unsern *vier* Evangelien als gestützt auf die Angabe von Augenzeugen gesichert wird.

Weniger will Rec. mit dem Vf. über das rechten, was auf den anderthalb Seiten, von S. 64. an, über die beiden Evv. des Markus und Lukas gesagt ist, ungeachtet der wesentlichen Verschiedenheit der Ansicht. Abgesehen davon, dafs bei dieser ganzen Entwickelung, die ursprüngliche Bedeutung des Kanon ganz verkannt ist, ein Mangel, den freilich der Vf. mit allen Neuern gemein hat. Wenn es aber S. 66. heifst: „Somit ist die Augenzeugenschaft, oder ein solches Verhältnifs zu Augenzeugen, welches die Aufnahme von Mythen *undenkbar* machte, von keinem der Verfasser unserer Evangelien durch äufsere Zeugnisse *streng* zu beweisen," so verlangt der Vf. eine mathematische Gewifsheit, wie solche auf dem Gebiet der Geschichte gar nicht zu finden ist, und erlaubt sich überdiefs eine dialektische Wendung, welche dazu dient eine verdeckte falsche Schlufsfolge einzuleiten. Denn wie der Vf. sich ausdrückt, scheint es, als ob er nur die Möglichkeit des Eindringens einzelner Mythen in die evangelische Geschichte in Aussicht nähme, während dieſs doch ganz und gar nicht seine Meinung ist, und er vielmehr an die Möglichkeit einer absichtlosen Einkleidung gewisser urchristlicher Ideen in das Gewand der Geschichte denkt, dergestalt, dafs nicht Einzelnes, sondern das Ganze, und insbesondere der Kern desselben nichts weiter als ein Mythus wäre, dem das an sich ganz bedeutungslose Leben Jesu nur zum dürren Gerüste diente. Auch sollte man doch meinen, dafs so grofsartige Ideen, wie sie nur tiefe Denker zum Bewufstseyn gebracht haben, nur in den Köpfen einer Reihe von Philosophen so tief und fest zu keimen und zu wurzeln vermöchten, dafs sie allmälich absichtslos für real genommen und im Gedanken auf ein bestimmtes Individuum übertragen worden wären, welches solchergestalt den Charakter einer mythischen Person angenommen hätte. Und doch waren die, welche jene Wahrheiten die in der Schleiermacherschen und Hegelschen Schule als die höchsten vorgetragen werden, in sich zu solcher Stärke entwickelt hatten, dafs sie dieselben in einem Individuum realisirt wähnen konnten, nichts weniger als Philosophen, sondern arme Zöllner, Fischer und sonstige Leute aus den niedern Kreisen des Volkes. Wir werden also obigen Satz des Hn. *Str.* vielmehr so fassen müssen: Somit ist die Augenzeugenschaft, oder ein solches Verhältnifs zu Augenzeugen, welches die Aufnahme einzelner Mythen undenkbar machte, von keinem Vf. unserer Evangelien durch äufsere Zeugnisse streng zu beweisen; wohl aber geht aus Allem hervor, wie es undenkbar ist, dafs die Verfasser *nur* Dichtung und Sage, wenn auch ganz absichtlos, statt des Thatsächlichen geben konnten. Noch beschäftigt sich S. 66. der Vf. mit Erörterung der Frage, wie viel Zeit zur Bildung von Mythen in dem angegebenen Sinne erforderlich sey, und bedingt sich etwa dreifsig Jahre Zwischenzeit zwischen Jesu Tod und der Entstehung unserer Evangelien aus. Rec. bewilligt gern diese Forderung, ja das Doppelte, fest überzeugt, dafs damit gar nichts gewonnen werde. Denn die Geschichte zeigt uns, dafs jene, nach unserm Vf. blofs mythische Auffassung, von welcher er so gern alle unmittelbaren Augenzeugen ausschliefsen möchte, nicht etwa ein Erzeugnifs erst späterer Jahre ist, sondern unmittelbar nach Jesu Tode vorhanden war. Dieſs beweisen nicht blofs die ersten Kapitel der Apostelgeschichte, dieſs beweist auch der Apostel Paulus, der sich namentlich für die Auferstehung des Herrn, auf das Zeugnifs von mehr als 500 Augenzeugen beruft, von welchen zur Zeit der Abfassung des ersten Briefes an die Korinther (1. Kor. 15, 6.) die Mehrzahl noch lebte. So werden wir folglich für die Zeit der Entstehung jener Angaben unserer vier Evangelien in den Kreis der Augenzeugen herein und immer wieder hereingezogen, und Rec. mufs es hiernach und nach dem ganzen Gang des Christenthums gleich anfangs, bekennen, dafs es ihm rein unbegreiflich ist, wie diese Augenzeugen das Leben Jesu, welches bei seiner Nacktheit in der That wenig Fesselndes haben konnte, absichtslos in jenes mythische Gewand gekleidet haben sollen, in welchem es uns nach Hn. *Str.* jetzt vorliegt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## BIBLISCHE LITERATUR.

Tübingen, b. Osiander: *Das Leben Jesu*, kritisch bearbeitet von *David Friedrich Strauss* u. s. w.

*Fortsetzung von Nr. 2.*

Noch sieht sich Rec. genöthigt, einige Worte hinzuzufügen über die Art und Weise, wie Hr. Str. die rasche Bildung von Mythen zu beweisen sucht; denn es zeigt sich dabei recht deutlich der Mangel einer sichern Bestimmung des Begriffes von Mythe. Er sagt: es sey bekannt, wie kurze Zeit dazu nöthig sey, dafs bekannte Thatsachen durch die Tradition eine neue Wendung und einen Anstrich des Wunderbaren erhalten. Das ist richtig. Ist denn aber Alles, was den Anstrich des Wunderbaren hat, eine Mythe? Dann müfste auch die Definition von neutestamentlichen Mythen lauten: sie seyen Sagen aus dem Kreis der evangelischen Geschichte, die den Anstrich des Wunderbaren erhalten hatten; eine Definition die Hr. Str. so wenig, als unsere neueren Deuter der Mythen gebrauchen können, weil bei ihr der rein mythische Bestandtheil zur bloßen Negation wird. Gleich nachher S. 67 beruft sich der Vf. gegen Dr. *Paulus*, dafs zur Bildung von Mythen drei Generationen erforderlich seyen, auf „die offenbaren Legenden," welche Herodot über den nur etwa 30 Jahre hinter der Abfassungszeit seiner Geschichte zurückliegenden zweiten Perserkrieg zu erzählen weifs, wie, dafs das von den Barbaren bedrohte Delphi durch Erdbeben und kämpfende Heroën gerettet worden sey (8, 37 f.); dafs der von den Persern verbrannte heilige Oelbaum auf der athenischen Burg über Nacht wieder einen ellenhohen Sprofs getrieben (8, 55.); dafs zum Beginn der Salaminischen Schlacht ein φάσμα γυναικός mit vernehmlichen Worten aufgefordert habe (8, 84.). Hiernach sind also wirklich Legenden, Mährchen, Sagen in den Begriff der Mythe mit eingeschlossen, und da ihnen folglich insgesammt gewisse tiefere Ideen zum Grunde liegen: so werden die Dummen im Volke weil sich bei ihnen diese Dinge am Meisten finden, zu den ideenreichsten Menschen. Man sieht, was aus solcher Behandlung der Mythen noch werden kann, und Rec. wundert sich nur, dafs Hr. Str. seine Belege so weit her geholt hat, da das tägliche Leben viel nähere an die Hand giebt z. B. dafs das Heulen eines Hundes vor dem Hause eines Kranken, den bald nachher erfolgten Tod vorausgesagt habe, oder jene vortreffliche Mythe, die Rec. unlängst in einer Reise nach dem Oriente gelesen. Als nämlich der Reisende einst an einem Feste eine Kirche zu Jerusalem besuchte, behauptete die Menge: während des Emporhebens der Hostie habe der Priester seine Stelle verlassen und, etwa drei Fufs über dem Altar, in der Luft geschwebt. Alle versicherten auf der Stelle dieses mit eignen Augen gesehen zu haben, nur der Reisende nicht, der aber bei Gefahr seines Lebens keinen Zweifel äufsern durfte. In beiden Fällen fällt die Entstehung des Mythus mit der geschichtlichen Thatsache unmittelbar zusammen, und es wäre hiernach gar nicht nöthig die Angaben der Evangelien als von Augenzeugen ausgegangen, in Zweifel zu ziehen.

Es bleibt uns nur noch die Beantwortung der Frage übrig, welches das Mittel ist, mit dessen Hülfe die der Mythe zu Grunde liegenden Ideen aus der sie verhüllenden geschichtartigen Einkleidung an den Tag zu fördern sind. Als Antwort erhalten wir: die allegorische Auslegung. Dieser selbst fehlt es an allem positiven Anhalt. Sie ist lediglich ein Kind des Witzes, da es ihr nur auf das Aufsuchen von Aehnlichkeiten ankommt, und ist darum eben so vielgestaltig in ihren Schöpfungen als der Witz selbst. Jede Behauptung, die nur mit Hülfe der allegorischen Auslegung gestützt werden kann, trägt daher in sich selbst den Beweis der Willkür.

*Drittens* endlich enthält der vom Hrn. Str. für die neutestamentlichen Mythen aufgestellte Begriff noch ein genetisches Element; sie sind gebildet in der absichtslos dichtenden Sage. Darüber zu entscheiden gehört der Geschichte zu. Nun mag es als eine grofsartige Aufgabe der Geschichte erscheinen, überall die Absicht von dem Zufall und der Absichtslosigkeit zu unterscheiden. Allein es ist dieses eine Einbildung, die, wie die wirkliche Geschichtsbetrachtung zeigt, überall nur in der Idee, nicht in der Wirklichkeit besteht. Die, welche sich solche Zwecke setzen, haben sich, wie *Johannes von Müller* sagte (s. *Ludens* Gesch. des deutschen Volkes IV, Vorr. S. XVIII), mehr mit dem beschäftigt, was man heut zu Tage Philosophie nennt, als mit Geschichte. Und warum sollte nicht auch eine Sage, in der Absicht einen gewissen Zweck zu erreichen, gedichtet, den Grund zu einer Mythe gelegt haben können? Und so sind wir durch dieses in den Begriff der Mythe aufgenommene Merkmal, theils abermals aus dem Gebiete des Positiven hinübergezogen in das Gebiet des rein Speculativen, theils in zu enge Grenzen gebannt. Noch bedenklicher erscheint aber Rec. diese Definition, wenn die Mythen bezeichnet werden, als vermittelt durch dichtende Sagen. Rec. bekennt, nicht recht

recht begreifen und sich zusammenreimen zu können, wie dieselben auf niederer Stufe der Bildung stehenden Menschen, aus welchen die ältesten christlichen Gemeinden zusammengesetzt waren, erst die urchristlichen Ideen d. h. die höchste philosophische Wahrheit der Philosophie des 19. Jahrh. in sich zum Bewufstseyn bringen und dann wiederum der absichtslos dichtenden Sage überlassen konnten; oder mit andern Worten, dafs sie durch die Ueberzeugung von einer Realität der Ideen getrieben, ihre urchristlichen Ideen vermittelst absichtslos dichtender Sage in Jesus hatten realisirt werden lassen. Diese Definition macht die Christen des ersten Jahrh. erst zu Philosophen des 19ten, und spricht ihnen dann wieder alle philosophische Fähigkeit ab, indem sie dieselben zu einem gedankenlosen Spielwerk der dichtenden Sage herabsetzt. Gesetzt aber auch, dafs Andere in den Analysen dieser Definition glücklicher als Rec. wären, so ist uns doch Hr. Str. ganz und gar den Beweis schuldig geblieben, dafs den neutestamentlichen Mythen ohne Ausnahme dieser Begriff zum Grunde liege. Er setzt es nur als möglich, statt es geschichtlich zu beweisen. Die eine Möglichkeit schliefst aber eine andere noch nicht aus. Und wenn es uns nun gelänge, auch nur in einigen Fällen zu beweisen, dafs von den verschiedenen denkbaren Möglichkeiten einer andern, als der vom Vf. gesetzten, Wirklichkeit zukäme, so wäre dieſs vollends mehr als hinreichend, die Unhaltbarkeit der gesammten Strauſs'schen Theorie zu erhärten.

Rec. hat durch seine eignen Studien die Ueberzeugung gewonnen, dafs Mythen in die evangelische Geschichte eingedrungen sind, und hat dieſs auch schon anderwärts frei ausgesprochen. Es fehlt nicht an Stellen, welche die frühe Bereicherung der evangelischen Geschichte mit Mythen aufser allen Zweifel setzen. Von solchen Stellen hätte Hr. St. ausgehen sollen, wenn er überhaupt für seine Untersuchungen einen festen historischen Boden gewinnen wollte, was jedoch bei dem rein speculativen Standpunkt, den er eingenommen hat, nirgends geschehen ist. Um so weniger werden einige Andeutungen hier am unrechten Orte seyn. Zuerst mufs bemerkt werden, dafs der ideale Christus viel früher vorhanden war, als der wirkliche oder reale. Schon länget, ehe noch der Christus in Jesu wirklich erschienen war, hatten die Juden in der Idee ein Bild von dem erwarteten Messias sich entworfen, ein Bild, zu welchem meist alttestamentliche Stellen den Stoff geliefert hatten. Schleiermacher hat das solchergestalt componirte Bild, irgendwo, irrt Rec. nicht, in der Abhandlung über die Schriften des Lukas, ein Urevangelium genannt, eine Bezeichnung, die gar nicht unpassend ist. An dieses dachte Rec. zunächst bei den urchristlichen Ideen, welche nach unserm Vf. den neutestamentlichen Mythen zum Grunde liegen und auch der Vf. hat dieser gedacht, nur dafs er diesen urchristlichen Ideen, gegen alle Geschichte, wieder die höchsten allgemeinen Religionswahrheiten zum Grunde liegen läfst. Es konnte nicht fehlen, dafs dieser nur von der Idee festgehaltene Christus wesentlich von dem in der Wirklichkeit erschienenen verschieden war, und es war dieſs um so unvermeidlicher, als, zur Ausführung jenes idealen Christus, manche alttestamentliche Stelle, gänzlich mit Unrecht herbeigezogen worden war. Die erste und natürliche Folge war, dafs viele Juden blofs darum in Jesu den Christus nicht erkannten, weil dieser wirkliche Christus zu sehr von jenem, in ihrer Idee schon früher vorhandenen, abwich. Eine zweite, noch wichtigere, Folge war die, dafs später auch von denjenigen, welche den Glauben an Jesum als den Messias angenommen hatten, manche scheinbare Lücke in der Erscheinung Jesu nach dem idealen Christus ergänzt, manches Unbestimmte näher bestimmt, manches nicht richtig Verstandene scheinbar richtiger gefafst wurde. Wir besitzen dafür eine ausdrückliche Erklärung im Evangelium des Johannes 20, 9; 2, 22. Eine dritte unausbleibliche Folge davon war, eine Vermischung jenes idealen Christus mit dem wirklichen, in Jesu erschienenen. Es würde, zumal bei dem gänzlichen Mangel an schriftlichen Aufzeichnungen der evangelischen Geschichte an das wahrhaft Wunderbare grenzen, wenn eine solche Vermischung, durch welche die reine evangelische Geschichte getrübt wurde, nicht Statt gefunden hätte. Wenn Paulus Ephes. 4, 20. den Lesern schreibt, sie würden von einer gewissen Vorstellung sich fern halten, wenn sie anders, wie er voraus setze, in jenem Christus, der in Wahrheit in Jesu erschienen sey, unterrichtet wären: so kann dieſs der Ap. nur geschrieben haben im Gegensatz zu jener blofs idealen, der Realität entbehrenden, Vorstellung von Christus, die mit dem in Jesus zur Wirklichkeit gekommenen nichts gemein hatte. Die Stelle enthält daher für unsern Satz einen schlagenden Beweis und es ist kaum begreiflich, wie an dem Verständnifs der so einfachen Worte die Ausleger, bis auf die neueste Zeit, sich fortwährend recht eigentlich abgequält haben. Indem eben gewisse, blofs in der Idee vorhandene, Vorstellungen von Christus auf Jesus den Christus übergetragen wurden, nahmen sie den Charakter wirklicher Thatsachen an und erschienen so in das Gewand der Geschichte gekleidet, dem Kenner als Mythen. Dafs aber der einfachern evangelischen Geschichte wirklich Gefahr von Seiten der Mythe drohete, und dafs diese Gefahr von Seiten der Christen auch erkannt wurde, beweisen aufser der angeführten Stelle im Epheser Brief die Warnungen vor solchen Mythen Tit. 1, 14., wo ihre Quelle in Jüdischen Vorstellungen gesucht wird; ferner 1. Timoth. 1, 4; 4, 7. 2, Tim. 4, 4. 2. Petr. 1, 16. Natürlich dafs, je weiter die Zeit und mit ihr das Christenthum fortschritt, der Einfluſs dieser Mythen desto mächtiger wurde. Schon der Schluſs des neu apostolischen 21. Kap. vom Ev. des Johannes (21, 25.) deutet auf die in ihrer Entwickelung endlosen Mythen hin; *Papias* bei *Euseb.* 3, 39. konnte in den Worten: οὐ γὰρ τοῖς τὰ πολλὰ λέγουσιν ἔχαιρον ὥσπερ οἱ πολλοὶ, ἀλλὰ τοῖς τ. ἀληθῆ διδάσκουσιν das Viel, πολλὰ, der evangelischen Geschich-

schichte im Munde der Menge, von dem Wahren, Wirklichen unterscheiden, und als er dann eine Sichtung veranstaltet hatte, dennoch vieles als ἀληθῆ annehmen, was Eusebius sofort für μυθικώτερα erkannte, wie es ja auch dem Vf. des zweiten Briefes des Petrus (s. m. Einleit. I. S. 661) ergangen ist, und die apokryphischen Evv. noch weiter bestätigen. Die Geschichte legt uns also das vollgültigste Zeugniss ab, von einem Conflict, in welchen die evangelische Geschichte gleich vom ersten Moment ihres Entstehens mit Mythen gekommen ist, und die Sachlage ist eine solche, dass nur durch das allergrösste Wunder die evangelische Geschichte von dem Eindringen von Mythen ganz frei hätte bewahrt werden können.

So wären wir dann zu dem Ergebniss gelangt, dass für die echt historische Kritik allerdings Grund und Aufforderung, ja sogar Nöthigung vorhanden ist, den Gehalt der evangelischen Geschichte in Beziehung auf beigemischte mythische Bestandtheile zu prüfen; ausserdem ergiebt sich aus dem Gesagten, dass durchaus kein Grund vorhanden ist, die Quelle dieser Mythen in einer einzigen Ursache, einer einzigen Idee zu suchen, noch absichtslos dichtende Sage als die alleinige Vermittelung derselben zu betrachten, und dass folglich die von Hrn. *St.* gegebene Definition vom neutestamentlichen Mythus unzulässig ist. Wenn Rec. von neutestamentlichen Mythen spricht: so versteht er darunter Sagen, die in Verbindung mit einem religiösen Moment den Charakter geschichtlicher Thatsachen angenommen haben. Die Mythe kann wie die Sage den mannichfachsten Anlässen, die sich meist dem Auge des Forschers entziehen, ihr Daseyn verdanken. Nicht in der Art und Weise der Entstehung kann daher ein Merkmal für den Begriff der Mythe gesucht werden. Prüfen wir nun von diesem historisch-kritischen Standpunkte aus die sogenannte Vorgeschichte, oder die Geschichte der Geburt und Kindheit Jesu, so finden wir 1. dass weder Johannes noch Paulus, noch Petrus und Jakobus, kurz dass kein neutestamentlicher Schriftsteller, mit Ausnahme von zweien, eine Hindeutung auf dieselbe enthält; dass Jesus selbst, in seinen uns aufbewahrten Reden, nirgends auf sie Rücksicht nimmt; dass die Annahme, Johannes habe sie bei seinem Ev. als bekannt vorausgesetzt, durchaus nichtig und haltlos ist, und dass nach einer kurzen Andeutung bei Markus (1, 1. 2.) dieselbe ausdrücklich von der evangelischen Geschichte ausgeschlossen werden soll, womit wahrscheinlich auch die Warnungen 1 Timoth. 1, 4. Titus 3, 9. zu verbinden sind. 2. Dass die beiden Evv. des Matthäus und Lukas nicht von Aposteln, auch nicht von Augenzeugen der evanglischen Geschichte verfasst sind, wie dies vom Ev. des Lukas allgemein bekannt ist, vom Ev. des Matthäus aber durch die Kritik erwiesen wird. 3) Dass die beiden Berichte der obengenannten Evangelisten vielfach in unauflöslichem Widerspruch mit einander stehen. *Es ist folglich aller Grund vorhanden in diesen beiden Abschnitten statt geschichtlicher Thatsachen nur mythische Darstellungen anzunehmen.* Fragen wir dann weiter nach dem Zweck, oder nach der Idee welche diesen Mythen zum Grund liegt: so ist das Streben unverkennbar, die Vereinigung der unsichtbar göttlichen Natur des Christus mit der sichtbaren des menschlichen Jesu schon mit jenem geheimnisvollen Moment der Zeugung in Verbindung zu bringen, dergestalt dass der Moment der Vereinigung der beiden Naturen in Jesu mit dem Momente des Entstehens Jesu als Individuum zusammenfällt, und beide Naturen also von Anbeginn nothwendig und auf das Innigste mit einander verbunden sind. Dem untergeordnet ist dann ein zweiter Zweck, den Gottmenschen Jesus gleich von seiner Geburt an in Wunder gehüllt darzustellen.

Ziehen wir nun die Geschichte zu Rathe: so findet sich, dass Jesus zwar seine Erscheinung und Sendung in eine höhere unmittelbare Verbindung mit Gott gebracht, aber über die Art und Weise dieses Verhältnisses nichts Näheres bestimmt hat. Es war folglich die Bestimmung dieses Verhältnisses spätern metaphysischen Speculationen der Christen überlassen, die dann auch nicht ausbleiben konnten. Nun zeigt sich, dass man anfangs die Natur dieses Verhältnisses auf verschiedene Weise zu bestimmen geneigt war, und überdiess zunächst mit allgemeinern und minder scharfen Bestimmungen sich genügte, zufrieden damit, in Jesu ein mit göttlicher Vollmacht ausgerüstetes Wesen anzuerkennen. Zugleich scheint sich anfänglich die Mehrheit dafür entschieden zu haben, ein Herabkommen des göttlichen Geistes auf Christus während der Taufe im Jordan anzunehmen. Daher das gänzliche Uebergehen der Vorgeschichte in den neutestamentlichen Schriften mit Ausnahme der nach Matthäus und Lukas genannten Evv.; während doch Jakobus und Judas in den beiden von ihnen uns erhaltenen Briefen, aus frommer Scheu und Ehrerbietung es vermieden, sich, was sie doch waren, Brüder Jesu zu nennen (s. m. Einl. §. 210 u. 223.); während doch Paulus, ohne zur vollkommnen Klarheit gelangt zu seyn, nicht zweifelt, Jesus Christus für ein göttliches Wesen zu halten; während Johannes den Beweis führt, dass Jesus Christus Gottes Sohn sey, und sein Verhältniss zu Gott sich als das Verhältniss des Logos zu Gott zu erklären sucht. Nachdem jedoch auf solche Weise die Speculation einmal eingeleitet war, konnte man bei diesen Ergebnissen noch nicht stehen bleiben. Und diese aus zwiefachem Grunde. Erstens behielt bei dieser Fassung der damals mächtig emporkommende Doketismus noch zu vielbeunruhigenden Spielraum, und zweitens geben alttestamentliche Stellen an die Hand, dass der Messias oder Christus schon bei seiner Zeugung und Geburt auf eine übernatürliche Weise in das Daseyn getreten sey, und dass folglich das Göttliche des Christus sich mit Jesus nicht erst bei seiner Taufe, sondern bei seiner Zeugung verbunden haben müsse. Diesen Satz aber griff man um so lebhafter auf, als durch ihn der Doketismus gänzlich unmöglich gemacht wurde. Daher dringt, der Apostelschüler und eifrige Bekämpfer des Doketismus, Ignaz von Antiochien mit allem Eifer auf den Glauben

den an eine übernatürliche Zeugung Jesu, als sey dies ein wesentlicher Bestandtheil des christlichen Glaubens (s. *epist. ad Smyrn.* c. 1. vergl. m. Einl. 1. S. 688) während Polykarp, der Schüler des Ap. Johannes, diesen Gegenstand noch ganz unerwähnt läfst (*epist. ad Philipp.* c. 1. und 12. vergl. m. Einl. I. S. 699.)

Untersucht man endlich die Art und Weise der Ausführung, so finden sich in beiden Abschnitten eine Menge von Angaben, die vereinzelt und für sich allein theils erweislich echt geschichtliche Thatsachen berichten, theils nichts enthalten, was sie als geschichtliche Thatsachen verdächtigte. So steht der unter Augustus gehaltene Census (Luk. 2, 1.) geschichtlich vollkommen fest; eben so fest steht es, dafs ein Quirinus Statthalter von Syrien gewesen, dafs es einen König Herodes und einen Ethnarchen Archelaus, der sein theilweiser Nachfolger gewesen ist, gegeben hat. Es ist astronomisch erwiesen, dafs im Jahre 747 nach Roms Erb. eine besonders in die Augen fallende Constellation des Jupiter und Saturn sich ereignet. Es ist kein Grund vorhanden als Thatsache in Abrede zu stellen die Deutung dieser Constellation durch Magier auf den Messias, und die Reise dieser Magier nach Jerusalem; kein Grund in Abrede zu stellen den Mord der Kinder zu Bethlehem, das Harren eines Simeon und einer Anna auf das Erscheinen des Messias u. s. w. Aber es ist geschichtlich theils rein unmöglich theils unerweisbar, alle diese Vorgänge, die den mit jener Zeit Vertrauten gar nicht befremden können, in Beziehung mit einem einzigen Individuum und mit einer einzigen Begebenheit zu setzen. Es ist schlechterdings unmöglich, dafs Jesus zur Zeit der Constellation, des Herodes und des Census unter Quirinus geboren seyn könne u. s. w., woraus zugleich die Unmöglichkeit einer festen Bestimmung des Geburtsjahres Jesu sich ergiebt. Wir haben also in diesem Berichte einmal Thatsachen vor uns, die aber falsch combinirt sind. Zweitens finden sich angebliche Thatsachen vor, zu deren Aufstellung messianisch gedeutete Stellen des A. T. Anlafs gaben. So die Geburt von einer Jungfrau Matth. 1, 23; die Geburt zu Bethlehem Matth. 2, 6; die Flucht nach Aegypten 2, 16. und nach der Rückkehr die Niederlassung, statt zu Bethlehem, zu Nazaret. Matth. 2, 23. Drittens endlich finden sich, namentlich bei Lukas, Ausschmückungen, die nach alttestamentlichen Analogien gearbeitet sind.

Es haben folglich die Christen des ersten Jahrhunderts, nachdem die Speculation über das gegenseitige Verhältnifs des Göttlichen und Menschlichen in Jesus eine höhere Bedeutung erhalten hatte, Aufschlufs in der Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu gesucht. Das mifsliche Geschäft war erleichtert durch das leitende Kriterium, welches man im A. T. zu haben meinte, und indem man dann verschiedenartige dem Bedürfnifs zusagende Nachrichten, die sich auf die messianischen Erwartungen der Juden um die Zeit der Geburt Jesu überhaupt, keineswegs aber auf diesen allein bezogen, mit alttestamentlichen Stellen verband, ist jene mythische Darstellung der Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu entstanden, welche wir jetzt an der Spitze unserer Evangelien des Matthäus und Lukas lesen.

Diese auf dem Wege der historischen Kritik vorgenommene Analyse zeigt aber, dafs in der ganzen Geburts- und Jugend-Geschichte Jesu auch nicht eine Spur von jener Art von neutestamentlichen Mythen zu entdecken ist, wie Hr. Strauss den Begriff nach blofs willkürlicher Voraussetzung bestimmt hat, und dafs mithin sein Schlufs vom Können auf das wirkliche Seyn hier unzulässig ist. Von falschen historischen Combinationen kann man doch nicht sagen: sie seyen geschichtsartige Einkleidungen gewisser allgemeiner Ideen und noch weniger läfst sich dies und das absichtlose Dichten von gewissen in das Historische herübergreifenden Behauptungen sagen, die aus falschen dogmatischen Prämissen consequent abgeleitet sind. Allerdings kann man diesen Folgerungen später eine gewisse allgemeine Idee unterlegen, in der Wirklichkeit sind sie jedoch später dagewesen, als das für positiv gehaltene Dogma, und darum müfste die Definition lauten: diese Mythen seyen geschichtartige Einkleidungen gewisser dogmatischen Folgerungen.

Gröfsere Schwierigkeiten bietet die Prüfung des übrigen Theiles der evangelischen Geschichte in Beziehung auf ihren mythischen Gehalt dar. Dies darum, weil sich hier ohne allen Vergleich wenigere historische Anhaltspunkte darbieten, und weil wir hier fast ganz in die Sphäre von Wundern hinein gerathen, welche zwar als solche überall mit entschiedenster Gewifsheit hingestellt, aber für uns nicht mit hinlänglicher Darlegung des Thatbestandes ausgerüstet sind, wodurch sie entweder dem Bereiche der Kritik sich entziehen, oder insgesammt durch sie vernichtet werden. Beides ist gleich mifslich und gefährlich und führt bedenkliche Widersprüche mit sich. Alle mit einem Mafsstabe messen zu wollen, ist schon darum nicht zulässig, weil es nach blofser Voraussetzung geschehen würde. Ueberdiefs haben fast alle unsere Kritiker, Ausleger und Erklärer der Wunder gänzlich übersehen, dafs die Verfasser der neutestamentlichen Schriften ganz andere Begriffe von dem Wesen und von der Bedeutung der Wunder hatten als wir, und darum auch viel bereitwilliger waren ein Wunder da anzunehmen, wo wir ein solches gar nicht erkennen. Dies Alles abgesehen von ihrer geistigen Einsicht, darum, weil sie die Kraft Wunder zu thun gar nicht ausschliefsend in Gott suchten, sondern auch von den bösen Geistern oder Dämonen Wunder in grofser Zahl ausgehen liefsen. Deshalb brachten sogenannte Wunder auch gar keinen tiefen oder bleibenden Eindruck hervor, und es ist wohl zu beachten, dafs die christlichen Schriftsteller der ältern Zeit, *nie* aus den Wundern des N. T. einen *directen* Beweis für Jesu höhere Sendung entnommen haben.

*(Der Beschluss folgt.)*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## BIBLISCHE LITERATUR.

Tübingen, b. Osiander: *Das Leben Jesu*, kritisch bearbeitet von *David Friedrich Strauſs* u. s. w.

(*Beschluſs von Nr. 3.*)

Daraus folgt dann, daſs wir noch viel weniger befugt sind, einen solchen Beweis in den Wundern zu suchen, und daſs wir überhaupt, wo nicht besondere Umstände zu Statten kommen, dieselben auf sich müssen beruhen lassen. Am allerwenigsten ist es thunlich, den Strauſs'schen Begriff von Mythen, darum weil er weit genug ist, um Alles auch das Verschiedenste unter sich zu fassen, auf die Wunder anzuwenden, zumal da er, wie gezeigt worden ist, da wo sich nachkommen läſst, die Probe nicht hält.

Noch weiter in das Einzelne der Strauſs'schen Methode einzugehen ist aber nach dem bisher Erörterten um so weniger nöthig, als die Gründe für die mythische Auffassung des Einzelnen meist nur entlehnt und für seinen Zweck modificirt sind. Wie dann der Vf. S. IX. der Vorrede zu Band I. selbst sagt, „daſs der Weg zur mythischen Ansicht für jeden einzelnen Punkt durch die supernaturalistische und rationalistische (unter welcher der Vf. fälschlich nur die natürlich erklärende und zwar die vom Hrn. Dr. *Paulus* angewandte Auslegung evangelischer Erzählungen versteht) und deren respective Widerlegung genommen worden, so jedoch, daſs, wie es der ächten Widerlegung geziemt, aus den bekämpften Ansichten ihr Wahres anerkennend herausgezogen und dem neuen Standpunkt einverleibt wurde."

Was endlich die Schluſsabhandlung anbetrifft: so beurkundet auch sie das gänzliche Verkennen des historischen Momentes im Christenthum, welches nie, am Wenigsten von Seiten des orthodoxen Lehrbegriffes darum auf Geltung Anspruch gemacht hat, weil es Bewahrer einer höchsten, allgemeinen Wahrheit ist, sondern stets nur darum, weil die höchste Wahrheit, die es enthält, auſserordentliche Beglaubigung für sich hat. Eben darum kann auch eine Vermittelung, wie sie der Vf. versucht hat, nie gelingen, aber es kann auch innerhalb des Christenthums nie zu einem solchen letzten Dilemma kommen, wie es der Vf. am Schlusse seines Buches aufgestellt hat.

Nach allem diesen, können wir das Strauſs'sche Werk nur als einen mit dialektischer Kunst und Scharfsinn durchgeführten Versuch betrachten, das Christenthum mit einer Philosophie in Einklang zu bringen, der es seiner innern Natur nach widerstreht. Das Buch geht von Voraussetzungen aus, deren Richtigkeit in der Anwendung nirgends gehörig erwiesen ist, und liefert ein Resultat, das schon längst vor der Untersuchung fertig und abgeschlossen war. Der historische Standpunkt ist bei einem Gegenstand historischer Art, nur scheinbar in Aussicht genommen, in der Wirklichkeit nirgends festgehalten, ihm vielmehr der mythische, und zwar rein speculativ gehalten, substituirt. Vollendet wurde dann die Vernichtung des historischen Gehaltes der evangelischen Geschichte durch einseitige Begünstigung der mythischen Auffassung, vermittelst einer feinen Dialektik. Es lohnte sich wohl der Mühe, wenn es anders der Raum dieser Blätter gestattete, die Principien neben einander zu stellen und abzuwägen, nach welchen, was für historisch und was für mythisch zu halten sey, bestimmt wird. Es bedarf auch dieser Aufzählung um so weniger, als schon ein einziges Beispiel hinreicht um zu zeigen, daſs es nach solchen Principien gar keine Schwierigkeit mehr hat, fast den ganzen Gehalt der Geschichte in Mythen zu verwandeln. So wird I. S. 64 u. 66 zur Beglaubigung einer historischen Thatsache ein *zwingendes* Zeugniſs, oder etwas, das das Gegentheil *undenkbar* mache, verlangt; dagegen die Entscheidung zwischen Mythe und Geschichte S. 98 darnach bemessen, „ob ein und der andere Zug theils für sich nicht so *schwierig* theils nicht so im Geist, Interesse und Zusammenhang der Sage ist, daſs sein Ursprung aus dieser *wahrscheinlich* würde." Da nun mathematische Gewiſsheit in der Geschichte überall nicht erreichbar ist: so kann uns hiernach am Ende nur Sage und Mythe übrig bleiben.

Bei solcher Beschaffenheit des Werkes kann Rec. den Standpunkt seines Vfs. nur auf gleiche Linie mit dem natürlichen und übernatürlichen setzen, denen gegenüber er als den allein richtigen den echt historischen festhält.

Eben darum ist, wie sehr auch Viele bangten und erbebten und in der Angst ihres Herzens fürchteten, es sey um das Christenthum geschehen, des Rec. christliche Ueberzeugung, die sich auf historische Forschung stützt, nirgends berührt und erschüttert worden; wohl aber hat es ihm innerlich wohlgethan, daſs endlich ein redlicher Denker das wahre, so viel in Abrede gestellte Verhältniſs einer gewissen philosophischen Schule zum Christenthum frei ans Licht gestellt hat, wofür ihm Rec. in seinem und vieler ihm Gleichgesinnten Namen nochmals offen und aufrichtig dankt, während sich ihm aufs Neue die Wahrheit des

Satzes aufdringt: „*Theorien und Systeme verschwinden im Laufe der Zeit, doch das Wort Gottes richtig verstanden und angewendet bleibt ewig wahr.*" Und diese ewige Wahrheit, gegenüber jener der Vergänglichkeit, würde noch heller und wohlthätiger hervortreten, wenn man sich, was dem Wohl und der Würde der Religion und der Theologie eben so sehr, als dem Wohl und der Würde der Wissenschaft entspricht, — wenn man sich aller fremden Einmischung, die heut zu Tage so sehr um sich gegriffen hat, sie komme woher sie wolle, gänzlich enthielte.

N. S. Als Rec. seine Recension schon geschlossen hatte, kam ihm die zweite Auflage des Strauſsschen Werkes, deren Vorrede vom 23. Sept. 1836 unterschrieben ist, zu Händen. Da in derselben nichts Wesentliches und in die Hauptansicht selbst Eingreifendes geändert ist, so will Rec. die Absendung seiner Arbeit deshalb nicht verschieben, und begnügt sich aus der Vorrede zur neuen Auflage Einiges auszuheben, was zur Charakteristik des Eindrucks dienen mag, den die verschiedenen Gegenschriften auf den Vf. gemacht, und der Art, wie er ihnen (dem Vernehmen nach in einer eigenen Schrift; „Gallerie meiner Gegner") zu begegnen gedenkt. Am wenigsten haben ihn begreiflicher Weise „die Schmähartikel der pietistischen Zeitschriften, wie z. B. die Neujahrs-Capucinade der sogenannten evangelischen Kirchenzeitung" berührt, in Bezug auf welche er sagt: „diese Art von Entgegnungen ist nicht höher anzuschlagen, als jenes Schreien, welches bei dem plötzlichen Falle eines Schusses von Weibern zu vernehmen ist; ein solcher Schrei gilt nicht dem Umstande, daſs der Schuſs etwa gefehlt oder ein falsches Ziel getroffen hat, sondern nur dem, daſs überhaupt ein Schuſs gefallen ist. Wenn auf ein solches Zeterschreien wohl auch eine sorgsame Obrigkeit sich einen Augenblick bewogen finden kann, gegen die Gefahr jenes Schusses Vorkehr treffen zu wollen: so tritt sofort etwa ein verständiger und wohlr denkender Mann dazwischen mit der Belehrung, daſs hier ein blinder Lerm obwalte, und keine wirkliche Gefahr vorhanden sey. In der letzern Weise verhält sich auf demselben Standpunkte vorerst allgemeiner Beurtheilung das Gutachten über mein Werk von *Neander*, welchem ich dafür, daſs er in meiner Sache seine vielgeltende Stimme auf eine so würdige Weise hat wollen vernehmen lassen, meinen Dank und meine Hochachtung hiermit auszudrücken nicht umhin. kann." (S. IV). In Bezug auf andere gründlichere und eingehendere Beurtheilungen, bemerkt er: „gern gestehe ich dieser Classe von Schriften, auch den später erschienenen mannichfache Belehrung zu. Allein die Verfasser wenden sich vorerst nur nach dem zu prüfenden Buche, nicht aber ebenso nach der Sache selbst hin, welche dessen Gegenstand ist; sie fragen nur, . . . . . ob sich nicht noch immer Manches gegen meine Ansicht und für die Kirchliche sagen lasse: keineswegs aber schicken sie sich an, von dem Standpunkte aus, welchen sie gegen mich vertheidigen, nun auch selbstständig das Ganze der evangelischen Geschichte zu bearbeiten, und zu versuchen, ob eine solche Bearbeitung, folgerecht durchgeführt, mit den Forderungen der Wissenschaft unserer Zeit in Einklang gebracht werden könne." Am erfreulichsten, auch bey manchem Widerspruch, war dem Vf. die Berücksichtigung seines Werkes in de Wette's Commentar zum Matthäus, und er erklärt bereits in dieser 2ten Ausgabe einiges nach den darin enthaltenen Fingerzeigen berichtigt, überhaupt das ganze Werk einer wiederholten genauen Durchsicht unterworfen, für unhaltbar Erkanntes zurückgenommen, bewährt Gefundenes dagegen desto stärker belegt zu haben; was im Einzelnen zu prüfen wir uns jedoch hier versagen müssen. Uebrigens hat der Vf. öffentlichen Nachrichten zufolge, das seinen Studien nicht zusagende Lehramt in Ludwigsburg niedergelegt, um ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten leben zu können, und wird daher die auch hier (S. VII) versprochene Kritik seiner Gegner wohl nicht allzu lange ausbleiben.

*Credner.*

## GEDICHTE.

Stuttgart und Tübingen im Verl. der Cotta'schen Buchh. *Sämmtliche Dichtungen* von *J. H. v. Wessenberg.* 1834. 12. *Dritter Band.* VIII u. 435 S. *Vierter Band.* X u. 434 S.

Wir beziehen uns in Hinsicht des Charakters der Muse, die uns hier abermals ihre reichen Sträuſse darbietet, auf unsre Anzeige der ersten zwei Bände (1836. Nr. 29) und besonders auf den Schluſs derselben, die lyrischen Gedichte betreffend. Die vorliegenden beiden Bände geben uns eine reichliche Spende. Der *dritte Band* zuerst: Blüten aus Italien, reich an Duft und nicht ohne Farbenglanz. Der Dichter besingt — oft schildernd — die einzelnen schönen Gegenden und Gegenstände, die ihn mannigfaltig anzogen, und überall spricht sich ein hoher, reiner, religiöser und hochgebildeter Sinn für Natur und Kunst aus, und welch' ein warmes Gefühl für Freundschaft! — Was für ein liebliches Bild giebt uns nicht das Gedicht, das wir als eins der kürzesten zum Belege unsers Urtheiles hier mittheilen:

### *La Spezzia und Sestri.*

(Im Genuesischen)

Welch muntres Volk lebt doch im heitern Süden!
Seht, wie auf offner Strafse im leichten Tanz
Beim Tamburin die Paare nicht ermüden
Von Knab' und Mädchen spät im Abendglanz,
Indefs der Himmel gieſst den stillen Frieden
Auf's nahe Meer und seiner Buhlen Kranz,
Und jetzt die Freudenfeuer von den Hügeln
Sich mit dem Mond im weiten Wasser spiegeln.
„Wem gilt das Fest?" — Mit feuerrothen Wangen
Erwiedert schalkhaft eins aus dem Chor:

Wird

„Wird Pfingsten denn bei euch nicht auch begangen?"
Und jubelnd scholl ein Hymnus jetzt empor,
Derweil die Reigen dichter sich umschlangen,
Den Geist begrüfsend, der den Blumenflor,
Des Baumes Frucht, der Aehren gold'ne Wellen
Der Erd' entlockt und aller Freuden Quellen.

Die meisten dieser Blüten sind in regelmäfsigen Strophen, andere in ungebundener epischer Form und darunter einige Legenden von denen z. B. *Sanct Michael* (S. 109) vorzüglich anspricht. Das Gedicht *Pompeji* (S. 131) würde mehr gelten, wenn — nicht Schiller's *Herkulanum und Pompeji* vorhanden wäre; nicht als ob wir glaubten, das wäre zu tadeln, dafs der Dichter den nämlichen Steff ergriffen hat: aber — es steht an poetischem Leben weit hinter dem Gedichte Schiller's zurück, und in solchem Falle ist eine Vergleichung erlaubt und wirkt hier nicht günstig. Von der zweiten Gabe: *Fenelon*, ein strophisches Gedicht in drei Gesängen, — müssen wir gestehen — haben wir uns wenig angezogen gefunden, besonders nicht durch den zweiten Gesang, der uns einen kurzen Auszug aus dem Telemach vorführt. Es fühlt sich, dafs Herr v. Wessenberg den edlen Erzbischof sich früh zum würdigen Vorbild erkor — und es findet sich auch manche Aehnlichkeit in ihren Schicksalen in der Kirche; allein — er hätte seinem Gegenstande wohl mehr episches Interesse abgewinnen können und sollen. Die ganze Dichtung ist zu leer und giebt uns kein lebendiges Bild von dem edlen und frommen Kirchenfürsten. — Dann folgen: *Lieder und Hymnen zur Gottesverehrung des Christen*, in drei Büchern. Nicht Glut, aber eine milde wohlthuende Wärme strömt aus den meisten dieser Gesänge. Dem *zweiten* Buche, überschrieben *Chorlieder* (religiöse Volksgesänge), steht ein kurzes Vorwort vor über den Werth des Volksgesanges überhaupt und besonders des religiösen. Es heifst darin nach der Erwähnung, dafs der Volksgesang, vorzüglich der religiöse, zu den besonders wirksamen Förderungsmitteln der geistigen und gemüthlichen Veredlung eines Volkes gehöre (S. 313): „Die höchste Stufe hat der Volksgesang wohl schon in der Vorzeit und auch heut zu Tage in *Volkschören* erreicht, wozu hundert und mehrere hundert Stimmen sich vereinigten". — (Anmerkung: ‚Karl's des Grofsen geistlicher Sängerchor, unter Alkuins Anleitung ausgebildet, war der ausgezeichnetste im fränkischen Reich und ein Muster für alle übrigen Kirchen.) — „Denn es ist ohne Zweifel dem Wesen eines echten Volksgesanges am angemessensten, dafs er zum Theil von abwechselnden Chören und zum Theil durch die vereinten Stimmen des gesammten Volkes ausgeführt werde. Einige Singvereine in der Schweiz haben neuerlich solche Volkschöre verwirklicht. Den Verdiensten des geistreichen und gemüthlichen *Hrn. H. G. Nägeli* in Zürich und seinen Unternehmungen in dieser Beziehung gebürt das gröfste Lob und die kräftigste Aufmunterung". — In Würtemberg hat sich der verdiente *Kocher* um den Kirchengesang hohes Verdienst erworben. — „Auf welch hohen Grad von Vollendung, zu welcher Fülle von herzbewegender Kraft könnte der deutsche Volksgesang, dessen Einführung jetzt auch im katholischen Deutschlande immer mehr Ausbreitung erhält, sich nicht erheben, wenn er ein volksthümlicher feierlicher Chorgesang würde, an welchem wenigstens der gröfsere und bessere Theil der Christengemeinden Theil nähme? Wie ungemein müfste dadurch die Feierlichkeit und der Eindruck kirchlicher Handlungen gewinnen! Wie sehr müfste der fromme Sinn belebt, wie sehr die Andacht gehoben und unterhalten werden!" — Vom Kirchenliede heifst es (S. 315): „Die Schwierigkeit beim Kirchenliede liegt gerade in dem, was ihm den höchsten Schwung verleihen soll, dafs es nämlich nicht blofs individuelle Zustände bezeichnen darf, und doch in der Brust die schönsten religiösen Anklänge wecken soll, die dadurch, dafs eine ganze Gemeinde zusammen singt, bedeutend verstärkt werden. Ferner mufs jeder Ausdruck, jedes Bild, Alles im Kirchenliede mufs dem gemeinsten Verstande fafslich und jedes Herz ansprechend seyn. Das Kirchenlied ist die höhere Gattung des *Volksliedes*." — Einige seiner Gesänge hat der Dichter reimlos in antikem Sylbenmafse gehalten: alle sind würdig. — Der *vierte Band* enthält in *acht Büchern*: *Vermischte Gedichte* aus verschiedenen Zeiten, lyrische (mehrere auch in Alkäischer Strophe) und lyrisch-epische, gröfserntheils sehr correct in der Form, obgleich von ungleichem dichterischem Werthe. — Unter ihnen sind uns die meisten Reminiscenzen aufgestofsen, z. B. *Das Orakel im Walde* (S. 57) — Uhland's verlorene Kirche; *Die Freunde* (S. 109.) — Klopstocks Rheinweinlied; *das Landleben* (S. 155) — Kleist; und mehrere erinnern an Göthe'sche Lieder. Wahrscheinlich sind das Lieder aus der frühern Zeit der Dichterbildung des Verfassers, wo der Geist für Eindrücke in dieser Hinsicht am empfänglichsten ist. — *Das Gastmal des Dr. Faust* (S. 340), der seine Güste mit Wind tractirt, ist ein anmuthiger beziehungsreicher Schwank.

## GEDICHTE.

Stuttgart, in Scheible's Buchhandlung: *A. F. E. Langbein's sämmtliche Schriften.* Vollständige, vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe letzter Hand. In *dreifsig Bänden*, mit ein und dreifsig Stahlstichen. *Erster Band.* Enthält: *Gedichte, erster Theil.* 1835. 318 S. 12. *Zweiter Band.* Enthält: *Gedichte, zweiter Theil.* 1835. 304 S. (Preis des completen Werks in 30 Bänden oder 60 Lieferungen mit 31 Stahlstichen (15 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

*A. F. E. Langbeins Gedichte.* Verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe.

Der Name *Langbein* gehört bereits einer Zeit an, die in unsrer Literatur lange hinter uns liegt, der

der Zeit eines *Claudius*, *Ratschky*, *Jünger*, *Blumauer*, wo es noch einen Spafs gab, der freilich — nicht bei dem Ersten und Würdigsten — bei den Letzern, besonders aber bei Langbein, oft frivol und skurril wurde. Nur wenige seiner Dichtungen haben ihre Frische bis auf unsre Zeiten erhalten, und diese hätten es allenfalls verdient, unserm gegenwärtigen Publikum in einer Sammlung wieder bekannt zu werden. Diefs sind vorzüglich seine komischen Erzählungen, die den gewandten Versificator und Erzähler beurkunden und oft launig und höchst ergetzlich sind, wie z. B. „Das Lotterieloos"; „das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel"; „der Bräutigamsspiegel"; „des Pfarrhündchens Testament", und ähnliche. Dichter im höheren Sinne war Langbein nicht, doch gelang ihm auch manches gesellige oder launige Lied, wie in diesem zweiten Bande: „Gold und Weiber" (S. 36). — Wenn wir alles das zusammen nehmen und darunter noch manches passiren lassen, wie z. B. im ersten Bande: „Lobesans Schicksale" — „die Spannkette" hier mit einem artigen Bilde in Stahlstich veranschaulicht — aber nicht das im zweiten Bande auch durch ein Bild hervorgehobene „das Hammelfell" — als geistlos und zu frivol — so würden zehn solcher Bändchen füglich hingereicht haben und für des Dichters Nachruhm wäre besser gesorgt gewesen, als durch eine ungesichtete Sammlung von *dreifsig Bänden*, die manche belletristische Bibliothek doch sehr Bedenken tragen wird, in sich aufzunehmen. — Dann hätten wir aber auch bedingen mögen, der Vf. hätte die alternde Hand mit der Feile davon lassen sollen; denn hatte der erste Gufs auch hier und da einige Unebenheit, so war er doch markant ausgeprägt — und dies hat die rostige Feile verfeilt, wie um nur eins anzuführen, im Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel", wo es hiefs:

Erreicht war jetzt die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weste
Empfing mit finsterm Blick und kahl
Die späten schwarzen Gäste.
Sie baten bis zur Tageszeit
Um Dach und Fach. Er war bereit.

„Doch, meine Herren, mir gebricht's
An Betten. Ich kann Ihnen
Zu Ihrer Leibesruh mit nichts
Als einer Strohbucht dienen.
Die soll im obern Kämmerlein,
Wenn Sie belieben, fertig seyn."

Wehmüthig sah' auf seinen Bauch
Der Pfarr als wollt' er sagen:
Wird dir, du fettes Schneckchen, auch
Das harte Stroh behagen? u. s. w.

Nun heifsen diese gefeilten Verse:

Erreicht war bald die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weste
Empfing ein wenig kalt und kahl
Die späten schwarzen Gäste.
„Den Herren fehlt ein Nachtquartier?
Das findet allenfalls sich hier.

An Federbetten nur gebricht's,
Was helfen saure Mienen?
Ja oder Nein! Ich kann mit nichts
Als Stroh die Herrn bedienen.
Das soll im obern Kämmerlein
Sogleich für Sie bereitet seyn."

Der Pfarr sah still auf seinen Bauch — u. s. w.

Gleicher Art ist aus „Der Vatermörder" (1r Bd. S. 138) das kraftvollere Gepräge ausgefeilt. — Die sogenannten Romanzen und Balladen, welche sonst wohl für gelungen sind begutachtet worden, sind meistens matte Bänkelsängerei. — Hätte die letzte Hand aber irgend auf Dichterruhm und nicht auf Seitenzahl gesehen, so würde sie „Die Liebesprobe" (1r Bd. S. 78) gewifs durchstrichen haben, um jeder Vergleichung mit Schiller's „der Handschuh", mit welchem sie den Stoff theilt, zu entgehen. In *der* Hinsicht ist aber der Abdruck dieses unglaublich matten Gedichts nicht übel, dafs wir kein schlagenderes Beispiel aufzuweisen wüfsten, von dem himmelweiten Unterschiede eines *Versmachers* und eines *Dichters*. — Auch im Epigramm war Langbein nicht ausgezeichnet. — Die typographische Ausstattung dieser Sammlung ist mehr zu loben. — Das Bild des unlängst verstorbenen Dichters im feinen Stahlstich von *Carl Mayer* in Nürnberg scheint ähnlich: eine eben nicht geistreiche, aber gutmüthige Physiognomie mit lächelndem Auge und einiger Lüsternheit. — So ist auch die aus der Erzählung „die Spannkette" genommene Scene, welche dem ersten Bande im Stahlstich von dem nämlichen Meister vorsteht, gut gedacht und kräftig ausgeführt. — Weniger gefällt uns in der Composition das von *Nisle* gezeichnete, und im Stahlstich von *Pinkas* auch weniger gut ausgeführte Bild vor dem *zweiten Bande* aus der Erzählung: „Das Hammelfell." — Der Druck ist besser als das Papier.

RT

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## BIBLISCHE LITERATUR.

Zürich, b. Schulthefs: *Antiquissimus quatuor Evangeliorum canonicorum Codex Sangallensis graeco-latinus interlinearis nunquam adhuc collatus.* Ad similitudinem ipsius libri manuscripti accuratissime delineandum et lapidibus exprimendum curavit *H. C. M. Rettig.* 1836. LIV u. 429 S. gr. 4. (9 Rthlr.)

Ein vortreffliches Werk, das nicht seines Gleichen hat, und das dem leider gleich nach dessen Vollendung in jungen Jahren verstorbenen Urheber zum bleibenden Ruhm, aber auch dem Verleger zu grofser Empfehlung gereicht. Es ist das vollständige Facsimile von einem der wichtigsten, bisher fast unbekannten und ganz unbenutzt gebliebenen Manuscripte der vier Evangelien des neuen Testaments: es ist der vom Anfang bis zum Ende mit allen Zeichen und Bemerkungen und jeder Art Hinzufügungen ganz vollständig abgezeichnete und durch Steindruck in mehrern hundert Exemplaren wiedergegebene, Jedermann zu beliebigem Besitz und Gebrauch um einen verhältnifsmäfsig sehr geringen Preis dargebotene *Codex Sangallensis* selbst, der nunmehr freilich seine Bedeutsamkeit in sofern verloren hat, als Niemand jetzt mehr genöthigt ist, nach dessen Original zu fragen. Denn wenn auch dieses verschwände, so würde dadurch die Wissenschaft keinen wesentlichen Verlust erleiden. War nun das Unternehmen der Hnn. *Rettig* und seines Verlegers *Schultheſs* (Sohnes des berühmten Nestors unter den Theologen Dr. *Johannes Schultheſs* zu Zürich) ein in jeder Hinsicht preiswürdiges, so ist auch die Ausführung desselben überaus glücklich gelungen. Wir können nur wünschen, dafs ähnliche Nachbildungen von allen wichtigeren Handschriften des N. Test. recht bald möchten geliefert werden. Denn dadurch würde dem Kritiker sein Geschäft ungemein erleichtert, gefördert, gesichert; vielen Zweifeln und Verwirrungen würde auf einmal ein Ende gemacht; es würde eine festere Grundlage für die Beurtheilung und Benutzung der vielen von einander abweichenden Handschriften des N. Testaments gewonnen werden. Der Mangel einer solchen Grundlage wird mehr oder weniger von Jedem mit der Sache ernstlich Beschäftigten empfunden. Von dem ältesten *Cod. Vat. B* haben wir mindestens drei verschiedene, nicht durchgängig übereinstimmende Collationen, von *Birch*, von *Bentley* und von einem *anonymus*. Welcher soll nun vertrauet werden in Stellen, wo alle drei von einander abweichen? Ist man auch selbst in den Abdrücken der *Codd. A* und *D-Cant.* und *E Laud.* durchgängig sicher, die ursprüngliche Lesart der Handschriften zu besitzen? Gewifs nicht. Vorliegend aber haben wir eine Blatt für Blatt, Zeile für Zeile, ja Punkt für Punkt genau und vollständig nachgebildete, der treuen Copie eines Gemäldes vergleichbare Darstellung des Originals selbst vor uns. Nämlich jede Seite des Codex ist auf durchsichtigem Papier besonders abgezeichnet, darauf diese Durchzeichnung auf den Stein übergetragen, und so das Manuscript mit allen seinen Eigenthümlichkeiten mittelst der Lithographie *durch die neue Kunst des Ueberdrucks* vervielfältigt worden. Das *erste* Kapitel der höchst lehrreichen, gut geschriebenen *Prolegomena* giebt über das Verfahren der Herausgeber nähere Auskunft. Es liegt uns ob, von dem Inhalt dieser *Prolegomena* zuerst unsre Leser in Kenntnifs zu setzen.

Im *ersten* Kapitel, überschrieben: *Editoris consilium*, erzählt der Herausgeber, wie er durch seinen trefflichen Amtsgenossen, *Joh. Casp. Orelli*, sey veranlafst worden, sich mit dem St. Galler Codex näher bekannt zu machen. Diesem ausgezeichneten Gelehrten kommt überhaupt das Verdienst zu, auf diese Urkunde zuerst öffentlich aufmerksam gemacht zu haben, indem er schon 1830 in einem an *Jo. Nic. Madvigius* gerichteten kritischen Sendschreiben, welches er seiner Ausgabe von *Cicero's Brutus, Topica* etc. vordrucken liefs, der St. Galler Handschrift nicht blofs Erwähnung that, sondern sie auch näher beschrieb, ihr Alter bestimmte, und selbst schon eine Vergleichung des Evang. Johannis mittheilte, auch vom *ersten* Kapitel dieses Evangelisten die lateinische Interlinear-Version vollständig abdrucken liefs. Durch diese Mittheilung wurde auch Rec. zuerst mit den St. Galler Evangelien bekannt und späterhin zu der Bitte an Hn. *Orelli* veranlafst, ihm doch Behufs seiner neutestamentisch-kritischen Studien zu einer vollständigen Vergleichung des gedachten Codex irgendwie zu verhelfen: worauf die erfreuliche Antwort erfolgte, es werde bereits an der Herausgabe dieses Buches durch den Hn. Prof. *Rettig* gearbeitet, und werde fortan Jeder, dem darum zu thun sey, den Codex einzusehen, sich dessen Abbild um 5 bis 6 Rthlr. selbst anschaffen und so denselben nach Gefallen benutzen können. Durch Vermittelung und Verbürgung des Zürcher Erziehungs-Rathes war nämlich die St. Galler katholische Kirchen-Behörde bewogen worden, die Handschrift nach Zürich verabfolgen und dem Hn. Pr. *Rettig* zur

Bearbeitung und Herausgabe behändigen zu lassen. Mit dankbarer Anerkennung rühmt *R.* die bei dieser Gelegenheit kund gewordene, ausgezeichnete, von echter Wissenschaftlichkeit, Liberalität und Humanität zeugende Bereitwilligkeit der beiderseitigen Oberbehörden, welche in solcher Weise nicht überall anzutreffen seyn dürfte. Von der Wichtigkeit des Codex überzeugte sich der Herausg. bald, indem er wahrnahm, in wie vielen Lesarten derselbe mit den ältesten und anerkannt wichtigsten Handschriften übereinstimme, wie besonders mit dem *B Vat.* und den Parisern *C* und *L*, so dafs er viele Varianten allein mit diesen Urkunden gemein habe. Zudem ist er in den Evangelien das einzige Document, welches eine Wort für Wort dem Urtext folgende lateinische Uebersetzung darbeut; nächst dem Codex *D Cant.* aber die einzige griechisch-lateinische Evangelien-Handschrift. — Der Herausg. versichert, nach wiederholter Durchsicht der abgedruckten Blätter kaum sechs bis acht Stellen entdeckt zu haben, wo ein Mangel in Kleinigkeiten, z. B. das im *Θ* fehlende Strichlein und Aehnliches, zu bemerken gewesen sey. Am Schlufs dieses Kapitels äufsert derselbe noch, dafs man an dem Schicksal des St. Galler Codex recht wahrnehmen könne, mit wie grofser Unbill und Sorglosigkeit alte Denkmäler zuweilen behandelt werden, und welche Nachtheile insbesondre ein Verfahren, wie es *Augustin Scholz* auf seiner wissenschaftlichen Reise beliebt habe, mit sich bringe: nämlich etliche Abschnitte einer solchen Handschrift flüchtig durchzugehen und darauf über sie im Ganzen abzuurtheilen. *R.* versichert, in des *Scholz* Schriften keine sichre Spur gefunden zu haben, woraus erhelle, dafs dieser ganz unverläfsliche Kritiker wirklich in St. Gallen gewesen sey und den vorliegenden Codex gesehen habe. Gleichwohl hat er auch über dieses merkwürdige Buch ein leicht hin gefälltes Urtheil abzugeben, sich nicht entblödet. Von seiner Sach-Unkunde führt *R.* unter Anderem §. 26 dies an, dafs er Matth. 1, 18 in den Punkten, welche das Ms. nach den Worten: *γενεως. ην. της. Μαριας. τω.* hat, Spuren der Stichometrie will gefunden haben. „*Error*", sagt *R.*, „*plane ridiculus, in quem quomodo incidere potuerit vir in rebus criticis per tot annos versatus, vix comprehendo. Nam ut de re taceam, quod etiam post Χριστον, post η, post μητρος puncta sunt, quae Scholzius prudenter omisit, plane ignorare videtur omnem tam rationem quam usum antiquorum stichorum. Quis enim unquam stichum sibi excogitavit, qui una voce τω (articulo) constaret*"? Wir setzen hinzu, was wir beim Vergleichen des Codex oft gefunden haben, dafs jene Punkte sich zuweilen sogar mitten in Wörtern finden und die Bestandtheile desselben Wortes aus einander reifsen; z. B. Matth. 5, 21. wo *ο. νοχος* für *ενοχος*, — Kap. 6, 24. wo *η. εν. οχων θεξεται* für *η ενος ανθεξεται*, — Kap. 7, 15. wo *οι. τινες* für *εισινες*, — V. 23. und Kap. 11, 29. wo *απε μου* für *απ' εμου*, — Kap. 8, 28. wo *τιν. απαρελθειν* für *τινα παρελθειν*, — V. 29. wo *ηλθεςω. θεπο* für *ηλθες ωδε προ*, — Kap. 12, 43. wo *δια. νυδρων* für *δι' ανυδρων*, und *ζητουντ. αναπαυσιν* für *ζητουν αναπαυσιν*, — Kap. 13, 28. wo *θελη. συν* für *θελης συν*, — Kap. 16, 9. wo *ουπων. ουτε*, und V. 11. *πως. συν. ουτε* für *ουπω νοειτε* und *πως ου νοειτε*, Mk. 2, 14. wo *ακολουθ. θαμοι* für *ακολουθει μοι* geschrieben ist, u. a. Aehnl. Zeichen von stichometrischer Abtheilung hat übrigens auch *R.* gefunden, aber ganz andre, als Hr. *Scholz*; nämlich *die grofsen Buchstaben*. (Vgl. §. 27 der *Prolegg.*) Doch zeigt sich darin keine consequente Durchführung.

Das *zweite* Kapitel giebt eine Beschreibung der äufsern Gestalt der Handschrift: *Externa libri facies.* Der Einband ist ziemlich neu: die Länge der Blätter 9 Zoll, die Breite 7½ Zoll. Die ersten 8 Blätter unterscheiden sich auf den ersten Blick von dem eigentlichen Codex, zu dem sie nicht ursprünglich gehört haben. *R.* vermuthet dafs dieser erste Quaternio um etwa ein Jahrhundert jünger, als der eigentliche Codex seyn, und ehemals den Anfang zu einer hieronymischen Uebersetzung möge gebildet haben. Auf diese Blätterlage durfte also bei der Untersuchung über das Alter der Handschrift keine Rücksicht genommen werden. Sie enthält aufser einem *Carmen* des *Hilarius Pictaviensis* den *Prolog* des *Hieronymus* zu den Evangelien an den römischen Bischof *Damasus* und das Verzeichnifs der *Eusebianischen Capitula*; zuletzt auch des gedachten Kirchenvaters *Praefatio in Matthaeum* und die Aufzählung der *Breves* dieses Evangelisten.

Was der Herausgeber weiter (§. 19 ff.) über die äufsere Gestalt des Buches mittheilt, stimmt schon sehr zusammen mit demjenigen, was über den zur Zeit in Dresden aufbewahrten *Cod. Börnerianus* der Paulinischen Briefe, den offenbaren Zwillingsbruder des *Sangallensis*, *Chr. Fr. Matthaei* in seiner Ausgabe dieses Buchs (*Misenae* 1791. gr. 4.) pag. 112 berichtet, und wir auch bei Betrachtung desselben auf der Dresdner Bibliothek vor einigen Jahren bestätigt gefunden haben. Die Anzahl der Zeilen auf jeder Seite ist höchst verschieden und wechselt zwischen 16 und 32. Eine ähnliche, wenn gleich nicht so auffallende, Ungleichheit der Zeilen bietet auch die Dresdner Handschrift dar. Die Farbe der Dinte ist gleichfalls verschieden in verschiedenen Stellen, bald schwärzer, bald blässer, ohne dafs in den Schriftzügen sich eine sonderliche Abweichung bemerken und an abwechselnde Schreiber denken läfst. Nicht minder variirt aber die Schrift selbst in Absicht auf Höhe und Breite der Buchstaben, während doch der gleiche Charakter der Züge durchweg beibehalten ist. Wir möchten darum auch des Herausgebers Meinung, welche er Kap. III. *Codex plurium scribarum opus*, zu begründen sucht; dafs mehrere Hände an dem Buche geschrieben hätten, noch nicht ohne Weiteres beystimmen. Er gründet seine Behauptung (vgl. §. 33) zuerst auf den Umstand, dafs auf der Rückseite 94 in der 14 Zeile mit dem Worte *χωρωνα* auf einmal abgebrochen, der noch übrige leere Raum des Blattes unbeschrieben gelassen, S. 95 aber, womit ein neuer Quaternio be-

beginnt, im unmittelbaren Zusammenhange mit dem vorerwähnten *κωνωπα* fortgefahren worden ist: *την δε καμηλον κτλ.* (vgl. Matth. 23, 24.) *R.* schliefst also: Es sey S. 95 schon geschrieben gewesen, als der Schreiber von S. 94 bei dem Worte *κωνωπα* anlangte; aufserdem lasse sich kein Grund erdenken, warum fast die halbe Seite 94 sey leer gelassen worden. Er bemerkt hiezu, dafs nach S. 94 ein Blatt, nämlich das letzte des fünften Quaternio, welcher mit S. 81 beginnt, ausgefallen, oder richtiger, ausgeschnitten worden sey, und stellt dann zur Frage: *Quid de hac re iudicandum? Casuine an consilio tribuamus?* Wir halten es für sehr wohl möglich, diese Erscheinung aus einer anderen Veranlassung zu erklären. Wie, wenn dem Schreiber im Augenblick, wo er seine Arbeit fortsetzen wollte oder sollte, der letzte Quaternio, auf welchem er hatte abbrechen müssen, oder auch alles bis dahin Abgeschriebene, nicht sogleich zur Hand war, und er nicht dazu gelangen konnte? Dafs er dem Ende des Quaternio nahe gestanden, konnte ihm noch erinnerlich seyn. Wo er (vielleicht durch die Horen- oder Speise-Glocke, oder, wer weifs, durch welchen andern Umstand plötzlich abgerufen,) stehen geblieben war, hatte er sich in dem Codex, den er abschrieb, genau bemerkt. Was sollte ihn abgehalten haben, auf einem neuen Quaternio fortzufahren? Nun wurde ganz natürlich das leer gebliebene letzte Blatt des Quaternio *E*, welches die SS. 95. 96 aufserdem hätte bekommen müssen, ausgeschnitten, und der noch vorhandene Raum auf der Rückseite des vorletzten Blattes mufste leer bleiben. Diese Voraussetzung ist gewifs einfach und wahrscheinlich genug: vielleicht liefse sich noch eine andre der *R.*schen entgegenstellen. Was darauf von Abweichung der Züge in einzelnen Buchstaben, insbesondre des grofsen *A*, von S. 95 an, geltend gemacht wird, will uns gleichfalls nicht genügen. Denn eine ähnliche Verschiedenheit der Züge in dem *A* treffen wir auch anderwärts, und zuweilen auf einer und derselben Seite hart neben einander an. Vgl. S. 249. 5 und letzte Z. S. 252. 253. 256. 361 u. v. a. Wiewohl so viel richtig scheint, dafs das gradelinige A von S. 95 an, so viel wir bemerken konnten, durch mehrere Lagen hindurch nicht zum Vorschein kommt. (Das gerundete grofse *A* ist eigentlich nichts anders, als das *minute A* des Codex im vergröfserten Maafsstabe.) Aber selbst auf den zwei Probe-Blättern, welche *Matthaei* vom *Cod. Boerner.* hat nachbilden und seiner Ausgabe beifügen lassen, findet sich eine zwiefache Gestalt des Uncial-A. Etwas mehr Gewicht könnte man schon der gröfsern, stärkern und weitläuftigern Form der ganzen Schrift, welche hin und wieder eintritt, beimessen, wenn sich nicht auch dafür (vgl. §. 19) wohl andre Ursachen denken liefsen. Rec. kann für jetzt der Sache nicht weiter nachgehen, aber ihm ist es so vorgekommen, als ob sich an einem Orte mehrere und abweichende Abbreviaturen in der lat. Uebersetzung, auch etwas mehr griechische Sprachkunde hervorthue, als am andern. Und zuletzt mufs freilich demjenigen, welcher die Originalschrift selbst vor Augen und lange in Händen gehabt, zumal so aufmerksam durchforscht hat, wie der verewigte *R.*, ein gewisseres Urtheil in Betreff Alles dessen, was lediglich durchs Auge zu entscheiden ist, zugestanden werden, als dem Fernstehenden, welchem nur eine, wenn noch so getreue, Copie zu Gebote steht. Wir wollen also die Frage, ob und wie viel verschiedene Hände an dem St. Galler Codex gearbeitet, wo jede angefangen, wo aufgehört habe, als noch nicht völlig entschieden betrachten. Beachtenswerth ist noch, dafs bei sonstigem Mangel der Accente und Spiritus doch im Anfange des Markus-Evangeliums hie und da dergleichen in solcher Form ⊢ ∧ vorkommen, zuweilen sogar mitten im Worte, z. B. Mk. 1, 4. *Ιωαννης*, wogegen V. 19. *Ιωαννην*. Zuweilen scheint der blofse Punkt über einem Vokal ein solch diakritisches Zeichen vertreten zu sollen.

Kurz zusammengefafst läuft des Herausgebers Meinung im *Kap. III* dahin aus: Pag. 41 wurde der erste Schreiber durch einen zweiten abgelöset; (doch ist er hier der Sache nicht so gewifs, als bei den nachfolgenden Behauptungen;) S. 95 folgte ein dritter, welcher bis S. 129. d. i. bis zum Schlufs des ersten Evangeliums, das Werk fortsetzte. Den *vierten* Theil, von S. 131 bis 191 das zweite Evangelium umfassend, schrieb ein vierter und fünfter, deren Arbeit sich am meisten von der der Uebrigen unterscheidet, und wohl ursprünglich ein für sich bestehendes Volumen gewesen seyn dürfte. S. 174 bei dem Worte *λυσατε*, meint *R.* habe der fünfte Schreiber den vierten abgelöset. Endlich werden die Evangelien des Lukas und Johannes einem sechsten zugeschrieben. Die auch hier nicht ganz fehlenden Verschiedenheiten der Schriftzüge und andrer Zeichen erklärt sich der Herausgeber durch zwei mögliche Voraussetzungen: *a.* Der nämliche Librarius bediente sich an verschiedenen Orten verschiedener Formen; *b.* Der Schreibmeister, Lehrer, zuweilen Aebte und Bischöfe selbst, liefs sich herab, eine oder mehrere Seiten gleichsam zum Muster den Jüngern vorzuschreiben. Aber, müssen wir fragen, läfst sich nicht dasselbe Auskunftsmittel auch für die früheren Abtheilungen des Buches annehmen?

Das *vierte* Kapitel, *Codicum Sangallensis et Boerneriani cognatio*, können wir nach seinem ganzen Inhalt nur bestätigen und wegen der bis ins Einzelnste durchgeführten Vergleichung beider Bücher als ein Muster von Sorgfalt und Genauigkeit belobeu. *R.* führt die Beschreibungen des *Boernerianus* von *Küster*, *Hoffmann* und *Matthaei* nach einander auf, und sagt dann, §. 33. *Totidem Kusterus, Hoffmannus, Matthaeius aliique — Boernerianum describunt, totidem verbis simul nostrum descripserunt. Nisi igitur in altero libro evangelia in altero epistolae Paulinae exstarent et nostri ambitus ferme duplex esset, sola descriptionis ratione habita facile ambo libri confunderen-*

*renier*. Darauf führt er aber noch einige besonders charakteristische Kennzeichen, welche sich gleichmäfsig in beiden Handschriften vorfinden, in den nächstfolgenden §§. an: nämlich 1) grammatische Anmerkungen zwischen den Worten der lat. Uebersetzung, wie: *infinitivus*, *dativus*, *ablativus*, *participium*, *adverbium*, *praesens*, u. ä. 2) Viele Siglen und Randbemerkungen, die beide Mss. mit einander gemein haben: 3) Andeutungen des Inhalts am Rande an manchen Stellen: 4) Gewisse fehlerhafte Eigenheiten der lateinischen Version in beiden Handschriften, z. B. die Uebertragung des ἀποροῦμεν durch *aporiamur*; desgl. dafs ὑπάρχων in der einen wie in der andern unübersetzt gelassen wird: in Betreff welches Punktes wir auf eine merkwürdige Stelle des *Boernerianus*, p. 32. Z. 19. (1 Kor. 11, 7), mit der sich *Matthaei* keinen Rath gewufst zu haben scheint, hinweisen können. Hier findet sich über dem griechischen ὑπαρχον dieses Latein: *a principio t per initium non est in latino interpretatum*. Die einfache Lösung des Räthsels ist diese: ὑπαρχων hielt der Uebersetzer für ὑπ' ἀρχῶν (von ἀρχή) und übersetzte demnach *a principio vel* (das überaus häufige durchstrichne *l* beider Mss. welches *vel* bedeutet, von *Matthaei* jedoch für ein *t* gehalten und überall so geschrieben worden ist,) *per initium*, fügte aber sogleich die Bemerkung hinzu, dafs es im Lateinischen (*sc.* was ihm vorliegen mochte,) nicht wiedergegeben sey: (*non est in latino interpretatum*:) 5) Wirkliche Fehler von so eigenthümlicher Art, dafs (wie *R.* bemerkt,) sie kaum in verschiedenen Köpfen zugleich dürften entstanden seyn: wonach denn unsers Erachtens nicht blofs auf Gleichheit des Vaterlandes, der Zeit und Schule, woraus beide Mss. hervorgegangen, mit *R.* zu schliefsen seyn möchte, sondern mit einiger Wahrscheinlichkeit selbst auf Einerleiheit des Schreibers.

Das *fünfte* Kapitel handelt von der häufigen Verwechselung vieler Buchstaben im St. Galler Codex (*de litterarum — — frequentissima confusione*). Ein grofser Theil dieser Verwechselungen kommt gleichmäfsig in fast allen Handschriften vor; einige sind hier eigenthümlich, und meist aus Unkenntnifs des Griechischen entstanden. *R.* hat §. 61 ein Verzeichnifs der verwechselten griechischen Buchstaben aufgestellt; es ist aber nicht vollständig. So fehlen die Verwechselungen von *B* und *Π*, von *H* und *I*, von *H* und *Y*, vielleicht noch mehrere. Der §. 62 führt solcher Irrungen im Lateinischen eine Anzahl auf.

Im *sechsten* Kapitel beschäftigt sich der Herausgeber mit den *Marginalien* des Codex (*de notis manuscripti Sangall. marginalibus*). Wir können ohne zu weitläuftig zu werden, hier aufs Einzelne nicht eingehen, und versichern nur im Allgemeinen, dafs diesem Gegenstande ein ganz vorzüglicher Fleifs gewidmet und mit umfassender, gründlicher Gelehrsamkeit über viele schwierige Punkte durch Benutzung zum Theil weit abliegender Hülfsquellen ein genügendes Licht gewonnen worden ist. Freilich trifft man auch hin und wieder auf gewagte Behauptungen, über die sich theils mit dem Vf. rechten liefse, theils eine feste Entscheidung überhaupt nicht möglich ist. Unter vier Gesichtspunkten ist diese Betrachtung durchgeführt. Zuerst werden diejenigen Rand-Glossen beleuchtet, welche irgend einen Theil des Contextes wiederholen. Zweitens diejenigen, wodurch der Textes-Inhalt im Allgemeinen angedeutet wird. Drittens folgen die Zahlen der Eusebianischen Kanones und Ammonianischen Abschnitte. Die vierte Klasse enthält alle noch übrigen Marginal-Noten, bestehend *A*) aus ganz oder zur Hälfte ausgeschriebenen Namen historischer Personen, (wie *Goddiskalkos*, *Boëtius*, u. a.) oder andrer theils vollständiger, theils abgekürzter Wörter; *B*) aus nur einem oder höchstens zwei Buchstaben, die weder eine Sylbe, noch ein Wort bilden, (wie denn alle Uncialbuchstaben des lateinischen Alphabets einzeln, desgleichen $\widetilde{PS}$ und $\widetilde{ps}$, nebst dem griechischen *Γ* und *T* so vorkommen;) *C*) aus in einander verschlungenen Buchstaben oder andern, mit Buchstaben gar keine Aehnlichkeit zeigenden Figuren. Hr. *R.* hat in der Ausmittelung des Sinnes aller dieser Zeichen gleich viel Scharfsinn und Belesenheit an den Tag gelegt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

## PREDIGERWISSENSCHAFT.

**Leipzig**, b. Friese: *Biblischer Text-Cyklus für die protestantische Kirche, für Prediger und Schullehrer* bearbeitet von *Joh. Gottl. Ziehnert*, Pfarrer in Schlettau. *Zwei* Bde. in 5 Abtheilungen. 3te Aufl. 1835. XII u. 464 S. II u. 253 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

In dieser *dritten* Auflage hat sich der Vf. bemüht, laut Vorrede, den Zweck seines Buches zu vervielfachen, die exegetische Erklärung gründlicher, gedrängter, faslicher und praktischer zu machen; er hat den Hauptgedanken des ganzen Textes der Erklärung beigefügt und sein Werk durch viele Zusätze und neue Ideen bereichert. — Für diejenigen, welche Schriften dieser Art bedürfen, — und die Zahl derselben ist leider gröfser, als zu wünschen wäre, — hat der Vf. des Stoffes genug in einer nicht unzweckmäfsigen Zusammenstellung geliefert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## BIBLISCHE LITERATUR.

**Zürich**, b. Schulthefs: ***Antiquissimus quatuor Evangeliorum canonicorum Codex Sangallensis graeco-latinus interlinearis nunquam adhuc collatus.*** **Ad similitudinem ipsius libri manuscripti accuratissime delineandum et lapidibus exprimendum curavit *H. C. M. Rettig* etc.**

(*Beschlufs von Nr.* 5.)

Das *siebente Kapitel* ist überschrieben: De codicis patria et aetate. Wenn darüber, dafs der Börnerianus im neunten Jahrhundert geschrieben worden, unter Kundigen schon längst kein Zweifel mehr obwaltet, so ist auch dem Sangallensis sein Zeitalter zugleich angewiesen. Nichts findet sich an ihm, was dieser Annahme entgegen liefe, Vieles, was sie bestätigt. Auf den Zwiespalt zwischen der Griechischen und Lateinischen Kirche über einige Lehren ist an vielen Stellen hingewiesen, z. B. durch die oft vorkommenden Randglossen: contra Graecos, contra haereticos: auch contra Judaeos kommt vor. Vgl. bei 1. Kor. 4, 14. 11, 14. 2. Kor. 11, i. A. Eph. 5, 14 f. 6, 12 u. a. Weniger Gewifsheit scheint über die ursprüngliche Heimath beider Handschriften gegeben werden zu können; wiewohl die Behauptung, dafs er Angelsächsischer oder Schottischer Herkunft sey, das Meiste für sich dürfte anzuführen haben. *R.* sucht darzuthun, dafs der vorliegende Codex in *St. Gallen* selbst, und zwar unter dem berühmten, gelehrte Studien, namentlich Bücher-Abschreiben emsig betreibenden Abte *Hartmot*, welcher am 31. Januar des Jahres 884 starb, möchte geschrieben worden seyn. Erinnert man sich dabei, dafs die Abtei St. Gallen, wie mehrere der ältesten Stifter in Deutschland, durch Uebersiedelung anglikanischer Mönche gegründet, somit auch ohne Zweifel, Sprache, Schrift und Schreibart jener Insulaner mit herübergebracht worden ist, so lassen sich beide Ansichten leicht mit einander in Einklang bringen, ja laufen schier auf Eins hinaus.

Das *achte* und letzte Kapitel äufsert sich kurz über das dem Codex vorangestellte *Carmen Hilarii Pictaviensis*, und theilt dasselbe vollständig in gewöhnlicher Schrift mit.

Beigegeben sind der Handschrift noch von S. 396 an bis zum Ende *Adnotationes*, welche derselben Seite für Seite und fast Zeile für Zeile folgen, und in zweckmäfsiger Kürze überall auf das Beachtenswerthe, aufmerksam machen, was der Erläuterung bedarf, erläutern. Nur an wenig Orten vermifsten wir die erforderliche Anmerkung, wie zu Pag. 265 lin. 10 (Luk. 14, 5.), wo im Griechischen *υιος* für *ονος* steht und doch im Lateinischen *asinus* darüber gesetzt ist: wie denn auch sonst oft Uebersetzung und Grundtext nicht zusammenstimmen. Joh. 8, 27. hat der griechische Text *αυτοι*, der lateinische *eis*. Dieses ist richtig, jenes Verschreibung für *αυτοις*. Die Anmerkungen des Herausg. sagen nichts darüber. Joh. 3, 25. lieset der St. Galler im Griechischen mit den besten Zeugen *Ιουδαιον*, die Version dagegen giebt *Iudaeis*. Auch dieses übergehen die Anmerkungen. Luk. 1, 13 ist durch Verschreibung des *ε* in das ähnlichgeformte *ο* in der letzten Sylbe des Wortes *γεννησοι* die lateinische Uebersetzung *pariet tibi* entstanden; Mark. 14, 65 aus der Lesart: *προφητευσον ημιν Χριστε τις εστιν ο πενψας σε*, (für *ο παισας σε*) die Version: — — *qui misit te*. Mark. 12, 25 heifst es im Griechischen: *εισιν εις* (Verschreibung von *ως*) *αγγελοι*· dagegen im Lateinischen richtig: *sunt* sicut angeli. Ebenso Mark. 10, 42. im Griechischen *αρχειν των ϑεων* (für *των εϑνων*)· aber im Lateinischen richtig: *principari* gentibus. Pag. 20, lin. 10 ist *του οφιλοντος* ganz unübersetzt geblieben. Dagegen findet sich pag. 75, lin. 15, wo dieselbe Abschnitts-Ueberschrift wiederkehrt, die Uebersetzung debente: so dafs die Bemerkung von *R.* zu diesen Stellen pag. 396 col. 2, lin. 21, 22 als unrichtig erscheint. Auch ist daselbst durch einen Druckfehler, *lin.* 13 statt *lin.* 10 hervorgegangen.

Die Erzählung von der Ehebrecherin, Joh. 7, a. E. 8, i. A. fehlt im St. Galler Codex, aber es ist etwa eine Seite leerer Platz gelassen, um sie hinterher noch einzutragen, was jedoch unterblieben ist. Dafs der Schreiber dieses Stück in seinem Original nicht vorgefunden, sieht man daraus, dafs er bereits nach den letzten Worten von Kap. 7, 52. *εκ τῆς Γαλιλαιας ουκ εγειρεται*, in derselben Zeile mit den Worten des Kap. 8, 12.: *παλιν ουν αυτοις ὁ Ιησους ελαλησεν λεγων*, fortzufahren begonnen hatte, diese Worte aber wieder ausstrich, nachdem er wahrgenommen, dafs jener Abschnitt fehle, und nun erst auf der folgenden Seite nach dem leer gelassenen Raume dieselben wiederholt hinschrieb und weiterfortfuhr. Ob er durch ihm vorliegende andere Handschriften oder eine lateinische Uebersetzung, oder wie sonst zur Wahrnehmung der fehlenden Perikope gelangt sey, mufs man wohl auf sich beruhen lassen. — Das 21. Kap. dieses Evangelisten ist vollständig vorhanden, und steht in untrennlicher Verbindung mit dem Vorhergehenden. — Auch Kap. 5, i. A. fehlt

es nicht an den nach andern alten Urkunden mit Recht für verdächtig gehaltenen Stellen, besonders des V. 4.

Wir enthalten uns einer weitern Beschreibung, so wie auch der vollständigen Mittheilung von bedeutendern Lesarten dieser merkwürdigen Handschrift um so mehr, da dieselbe jetzt Jedermann zur Einsicht und zu beliebiger Benutzung vorgelegt ist. Ganz neue und wichtige Aufschlüsse über den neutest. Text wird Niemand von einer abendländischen Urkunde aus dem neunten Jahrhunderte erwarten; auch keine durchaus neue Quelle bisher völlig unbekannter Lesarten. Wer sehnte sich auch bei der vorhandenen Lage der Bibel-Kritik darnach? Wiewohl es an eigenthümlichen, zum Theil ganz einzigen Lesarten dem St. Galler Evangelienbuche auch nicht fehlt. Z. B. wüfsten wir nicht, dafs Varianten, wie diese: Matth. 20, 13. μονάδι für ἑνί, — Kap. 24, 24. das fehlende ψευδόχριστοι, — Kap. 25, 37. das fehlende οἱ δίκαιοι, — Kap. 26, 64. der Zusatz, ὅτι ἐγώ εἰμι, (nur Ev. 22. hat den Zusatz,) — Mark. 1, 7. das fehlende ὀπίσω μου, — Kap. 2, 17. τῶν Φαρισαίων καὶ für καὶ οἱ Φαρισαῖοι, — Kap. 3, 14. ἐποίησε, ἵνα ὦσι μετ' αὐτοῦ δώδεκα, — Kap. 5, 16. das treffliche εἰδότες für ἰδόντες, Kap. 6, 6. der fehlende Satz: καὶ ἐθαύμαζε διὰ τὴν ἀπιστίαν αὐτῶν, — Kap. 7, 33. τῆς τῆς χειρὸς für γλώσσης, — Kap. 15, 16. ἔξω für τῆς ἔσω αὐλῆς, (im Lat. foris *vel* extra *atrium*,) u. a. m. in den übrigen alten Handschriften ihres Gleichen fänden. Aber das Wichtigste bleibt immer dies, dafs die schon als gut anerkannten Lesarten eine neue, keinesweges gering zu achtende Bürgschaft durch dieses Mscrpt. empfangen. Meistentheils schliefst sich dasselbe den würdigsten Zeugen, ABCLS, seltener, obschon selbst abendländischer Herkunft, den Abendländern D Cant. u.s.w. an, wo diese eine eigene Bahn verfolgen. Keinem dieser wichtigsten Uncial-Manuscripte folgt aber, so viel uns bei der Durchsicht bemerklich geworden ist, das St. Galler ganz und durchgängig. Mit dem B und L trifft man ihn, wie schon oben bemerkt wurde, in einzelnen Abschnitten oft ausschliefslich in Uebereinstimmung: anderwärts mit andern Zeugen. Es fehlte uns für jetzt an Zeit, die bestimmten Verhältnisse in diesem Betracht auszumitteln und reine Resultate aufzustellen. Nur folgende Beobachtungen, die sich bei der diefsmaligen, schnellen Durchsicht ungesucht darboten, wollen wir zu weiterer Verfolgung der Sache vorläufig zum Besten geben, ohne noch gewisse Folgerungen zu ziehen oder ein besonderes Gewicht darauf zu legen.

Bei manchen Stellen kommt man durch die vorgefallenenen Irrungen oder begangenen Fehler auf den Gedanken, dafs dem Schreiber des Codex dictirt worden sey: dagegen wird man anderwärts durch die häufigen Verwechselungen ähnlichgestalteter Buchstaben von dieser Voraussetzung wieder abgeführt, und zu der Ueberzeugung, dafs durch Verirrungen des Auges beim wirklichen Abschreiben die vorkommenden Erscheinungen entstanden seyn müfsten, hingedrängt. Finden wir aber auch das Letztere am wahrscheinlichsten, so mögen wir doch nicht leugnen, dafs an verschiedenen Stellen das Eine wie das Andere kann statt gefunden haben.

Die Interlinear-Version scheint erst später zum Original-Text hinzugekommen zu seyn, sey es, dafs sie auch abgeschrieben, oder, wie es an nicht wenig Stellen aussieht, erst zum Text gemacht worden; was wir für jetzt auch unentschieden lassen wollen, obwohl wir nicht zweifeln, dafs darüber zur Gewifsheit zu gelangen seyn mufs. Auf die so häufig vorkommende doppelte Uebertragung desselben Wortes ins Lateinische mit dem zwischengesetzten *t*, d. i. *vel*, ist fürs Erste zu merken: dann auf die Auslassungen vieler griechischen Worte, die auch im Lateinischen hier unübersetzt geblieben sind, u. dgl. mehr. Matth. 20, 2. a. E. ist das Wort αὐτοῦ im Original zweimal geschrieben; die Version hat ebenfalls zweimal, *suam*.

*Jota subscriptum* findet sich nirgends: auch keine Abtheilungszeichen bei abgebrochenen Worten am Schlusse der Zeilen. Das Abbrechen geschieht oft auf die ungeschickteste Weise. Matth. 7, 3. schliefst eine Seite mit ουκ, die folgende fängt an mit ατανοεις, d. h. οὐ κατανοεῖς. So findet man getrennt εταρ und αχθη, μεθερμην und ενομενον, παραλαμβαν und ει, ἐλεημοσ und υνην, u. dgl. m. Ueberall die ärgsten Blöfsen in Unkunde der Sprache. Nur dies Eine: Mark. 7, 12. i. A. heifst es: εξ εμου ωφεληθη. σου. κετι. αφιεται. αυτον. κτλ. d. i. ἐξ ἐμοῦ ὠφελήθης οὐκέτι ἀφίετε αὐτόν κτλ. aber in der Version: *ex me* profuerit tibi ultra non dimittitur *eum etc.*

Das νephelkystikon steht überall auch vor einem nachfolgenden Consonanten. Sehr häufig wird der *Artikel*, auch in *Casibus obliquis*, sehr oft das *Augment*, sehr oft werden *Schlufsvokale*, wodurch dann oft eine scheinbare Elision entsteht, ausgelassen. — Direct eingeführte Rede wird durch >>>> am Anfange der Zeilen bemerklich gemacht. — Λημψεμαι, λήμψεται, u. s. w. findet sich einigemal, aber keineswegs durchgängig. — Häufig trifft man den Pluralis *Verbi* bei *Nominibus neutris* im Plural. — Die *Ueberschriften* (Inhaltsanzeigen) der Abschnitte sind nebst ihrer Uebersetzung mitten im Context eingeschoben, in einer Linie mit demselben fortlaufend; nur im Markus finden sich dieselben häufig am oberen Rande als Ueberschriften der Seiten. Bei Lukas kehrt das nämliche Verfahren, wie im ersten Evanlium, wieder.

Ueberhaupt zeigt des Markus Evangelium einiges Besondere. So hält es die Schreibung Καφαρναουμ und Ναζαρετ fest, während alle drei übrige Evangelisten überall Καπερναουμ und Ναζαρά (blofs Joh. 1, 46. erscheint noch einmal Ναζαρετ) darbieten. Auch hat er Μωυσης für das Μωσης der Uebrigen. Diese und ähnliche Spuren müssen, um zu weiteren Ergebnissen zu gelangen, weiter verfolgt werden. Es dürfte am Ende vielleicht hervorgehen, dafs im zweiten Evangelium der Codex die meiste Bedeu-

deutung habe. Wir haben gerade hier bei weitem das Meiste und Wichtigste in unsere Variantenverzeichnisse einzutragen gefunden. Im Lukas scheint der *Sangallensis* weit weniger mit den Optimaten, BCL u. s. w. zusammenzuhalten: meist giebt er den *Textus receptus*. Hier und da glaubten wir Correcturen nach occidentalischen Quellen zu wittern. So ist Kap. 5, 3. εις εν των πλοιων übersetzt in unam navim und über ων mit kleinern Buchstaben gesetzt ον· (NB. Den grammatischen Fehler του (für τὸ) πλοιον; του παιδιον, u. a. begeht dieser *Librarius* oftmals. (Vgl. Matth. 2, 13. a. E. Kap. 8, 23. u. v. a.)

Dafs der Herausgeber die herkömmlichen Kapitel- und Verszahlen am Rande angebracht hat, erleichtert den Gebrauch des Buchs ungemein, und ist höchlich zu loben. Die Correctur ist mit grofser Sorgfalt betrieben worden. Alles was für die äussere Ausstattung dieses in der unübersehbaren Masse kläglicher Schreibereien unsrer Tage sich so glänzend hervorstellenden Pracht-Werkes nur irgend geschehen konnte, ist redlich gethan worden. Es bleibt des dahingeschiedenen wackern Urhebers fernhin leuchtendes *monumentum aere perennius*.

*David Schulz.*

## DRAMATISCHE LITERATUR.

Weimar, Druck, Lithographie und Verlag von B. F. Voigt: *Neues Jahrbuch für die Bühne* von *Freiherrn von Biedenfeld. Erster Jahrgang* mit 7 Costüm-Bildern. 1835. 8. X und 445 S. (1 Rthlr. 18 Gr.)

Herr *von Biedenfeld* zeigt in dem Vorwort an die Leser die Veranlassung zu jedem dieser im vorliegenden *Neuem Jahrbuch für die* (deutsche) *Bühne* befindlichen Dramen an, sämmtlich aus fremden Sprachen übertragen, und raisonnirt folgendermafsen: Das Publikum ist ein unfüllbarer Nimmersatt, der Beifall entscheidet nicht über den Werth eines Drama, das Publikum hat längst aufgehört seinen Beifall nach dem ästhetischen Werthe zu messen; ob dieſs Vorschritt (?!) oder Rückschritt ist — gleichviel, man mufs dem Heifshunger ohne Rückschritt auf ästhetischen Gehalt zu Hülfe kommen, und so fertigte er diese Dramen an. Sollten einige unter ihnen auch allenfalls ästhetischen Werth haben, so — ist das für ihn etwas ganz zufälliges und er setzt darin weiter kein Verdienst. Zugleich hofft er, dafs ein so glücklicher Zustand der Bühne noch eine Reihe von Jahren dauern werde, denn er bezeichnet die vorliegende Sammlung als den *ersten Jahrgang*. Es liegt in diesem Raisonnement viel Wahres, nur mit dem Unterschiede, dafs die dramatischen Dichter einen Unterschied ziemlich aus der Acht zu lassen scheinen, nämlich den — von *allgemein-ästhetischen* und von *dramatischen* Werth, und dafs bei Bühnenstücken dieser letztere vorzüglich in Betracht kömmt. — In dieser Rücksicht wundert's uns gar nicht, wenn die hier vorgeführten Dramen: *Franziska von Rimini*, Trauerspiel in fünf Aufzügen und in Versen, nach dem Italienischen des Silvio Pellico, *Dame Kobold*, Lustspiel in vier Aufzügen und in Versen, nach dem Spanischen des Calderon mit Benutzung der Gries'schen Uebersetzung, *Vetter Wunderlich*, Lustspiel in einem Aufzuge, nach *L'amant bourru* von *Monvel*, *der Hahn und seine Hennen*, Schwank in einem Aufzuge, nach dem Italienischen des Sografi, und auch *die Bürgschaft*, Oper in drei Aufzügen nach Schillers Ballade, und mit Benutzung Schillerscher Gedichte von dem Hrn. v. Biedenfeld original, (wohl zu merken, mit einer guten Musik) auf der Bühne gefallen konnten, und zugleich können wir ihnen, bis auf *Vetter Wunderlich*, allgemeinen ästhetischen Werth nicht ganz absprechen. Wie aber das matte, fade, breite *Die Grafen von Walmor*, Drama in drei Aufzügen nach dem Englischen (und dieses ist nach der Angabe auf den meisten Bühnen zur Darstellung gelangt), *irgendwo* gefallen konnte, und die forcirte Farce *das Fest der Künstler*, Vaudeville in einem Aufzuge nach *La maison de mon oncle*, *irgendwo* gefallen könnte, das bleibt uns durchaus unbegreiflich, da ihnen aller ästhetischer *und dramatischer* Werth abgeht. — Silvio Pellico's Trauerspiel, im Stoffe der Müllner'schen verschollenen *Albanesein* verwandt, doch in der Dichtung unter dieser, hat viel Leidenschaft, manche ergreifende Situation, eine einfache edle Sprache, verliert sich nicht in trockenen Abstractionen und ist gut durchgeführt, bis auf den unglückseligen fünften Akt, der gänzlich verfehlt, unnatürlich und ganz unnöthig blutig ist. Was braucht Franziska durch das Schwert zu fallen. Paolo's Tod, gegen den die Wuth des Bruders — (der uns aber ganz verzeichnet scheint) — zuerst gerichtet seyn mufste, da er das Schwert gegen ihn richtete, war hinreichend sie zu tödten. — *Dame Kobold* ist ein nettes echtes Lustspiel von unverwüstlicher Komik; echter reiner Spafs, erhöht durch die Spanische Grandezza. Wenn aber die Schauspieler die mit Sternen bezeichneten Reden in der 4. Scene des dritten Aufzuges weggelassen haben, — wogegen Hr. v. Biedenfeld in dem Vorworte protestirt, — so haben sie einen guten Takt verrathen, sie haben gefühlt, dafs für solche geschraubte Spitzfindigkeiten ein deutsches Publikum nicht empfänglich ist und wir machen ihm daraus keinen Vorwurf. Reiner Spafs ist auch der Schwank: *Der Hahn und seine Hennen*, dem wir nur einen weniger rohen Titel wünschen möchten. Ein Mann hat drei Frauen, wie er glaubt, und nicht anders glauben kann, durch einen gewaltsamen Tod verloren, und sich mit einer vierten verheirathet, die ihn mit Eifersucht plagt, und siehe, in einem Wirthshause zu Rom finden sich alle viere, zwei von seinen verlorenen Frauen anderweitig verheirathet, wohlbehalten zusammen. Seine erste noch ledige Frau macht ihre ältern Ansprüche geltend und seine letzte eifersüchtige geht an einen Freund des Mannes, einen Liebhaber der Eifersucht, über. Gut gespielt mufs der Schwank auf der Bühne er-

ergetzlich seyn; was aber dieser Posse nach der Vorbemerkung die Ehre verschafft hat, in Chrestomathien zu glänzen, wissen wir uns mit Hrn. v. Biedenfeld nicht zu erklären. — *Die Bürgschaft* des Vfs. gehört zu den bessern Operntexten, und ist wirklich mit Geschick bearbeitet und die Schillerschen Gedichte sind gut benutzt, nur scheinen uns die in einer Oper nothwendigen Arien, (wir finden keine einzige), Duetten, Terzetten u. s. w. nicht beachtet. Das Ganze ist mehr Melodrama und wir zweifeln, dafs ein Componist zu mehr als deklamatorisch-rezitirender Musik und zu Chören darin Anlafs finde, und das langweilt in einer Oper, und kann auch schon den Sänger nicht ansprechen, der eben — *im Gesange* glänzen will. — *Vetter Wunderlich*, nach Monvel, ist eine Fratze, aber — wir glauben, dafs sie in den beiden Hauptrollen — *Baron Walborn* und *Frau von Grenzheim* — gut gespielt, auf der Bühne amüsiren könne. — Nebenbei müssen wir noch bemerken, dafs uns Hrn. v. Biedenfelds Verse besser gefallen, als seine Prosa. — Ein näheres Eingehen dünkt uns bei diesen Ueberpflanzungen nicht nöthig, besonders da uns die Vergleichungen mit den Originalen oder auch mit den vorhandenen frühern deutschen Bearbeitungen in diesem Augenblicke nicht zu Gebot stehen; nur wollen wir unsre Lustspieldichter auf *Dame Kobold* und überhaupt auf das Studium des unerschöpflich reichen spanischen komischen Theaters besonders aufmerksam machen. Nicht etwa, dafs sie uns lauter Spanische Stoffe vorführen, sondern den Geist echter Komik und die derselben vortheilhafte leichte Zeichnung der Charaktere mit Freiheit erfassen. — Die sieben Costüm-Lithographien sind sehr mittelmäfsig, wie das Papier.

## STAATSWIRTHSCHAFT.

Paris, bei Baudouin: *Philosophie de l'Economie politique*, ou Nouvelle Exposition des principes de cette science; par M. *Joseph Dutens*, inspecteur, general des ponts-et-chausées. 1836. 2 Bde. in 8., zus. 863 S. (Pr. 14 Fr.)

Wir nehmen vorliegendes Werk nicht ohne gewisse Erwartungen zur Hand. Hr. *D.* nämlich war uns, als Schriftsteller, schon durch seine Geschichte der innern Schiffarth Frankreich's bekannt; auch wufsten wir, dafs ihm sein Vaterland eines der gelungensten Wasser-Bauwerke, die es besitzt, den Kanal von Berry, verdankt, der nach seinem Plane und unter seiner Leitung ausgeführt worden ist. Aus beiderlei Umständen aber zogen wir den Schlufs, dafs gegenwärtiges Buch wie im Theoretischen, so auch in practischer Hinsicht von gleichem Interesse, es mithin ein die Mühe lohnendes Unternehmen seyn würde, mittelst dessen Analyse in diesen Blättern deren Leser auf dasselbe aufmerksam zu machen und es ihrer Beachtung zu empfehlen. Inzwischen wollen wir gleich von vorn herein gestehen, dafs wir uns wesentlich getäuscht haben. Denn geben wir auch zu, dafs des Vfs. Bestrebungen, die ganze Wissenschaft der Staatswirthschaft auf ein einziges Princip zurückzuführen und die logische Konsequenz, mit welcher derselbe durch eine zwei ziemlich starke Bände füllende Beweisführung eine und die nehmliche Idee verfolgt, bei uns eine Art von Bewunderung erregt haben; so müssen wir doch zugleich bemerken, dafs eben diese Idee ungenau und unvollständig, überdies aber keineswegs neu ist. Es ist nämlich diese Idee keine andere, als die dem bekannten physiocratischem Systeme zu Grunde liegende Vorstellung, der wahre Reichthum in der ganzen Welt bestehe ausschliefslich in dem Reinertrage des Bodens, alle andern Erzeugnisse der menschlichen Arbeit aber seyen nur als Umgestaltungen dieses Reinertrags zu betrachten, ohne dafs dadurch, unter dem Gesichtspunkte des Reichthums, denselben irgend ein reeller Werth hinzugefügt werde. Die Anhänger dieses Systems, dessen Erfinder bekanntlich ein französicher Arzt, Dr. Quesnay, war, bildeten in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine kleine Secte, deren Hauptbestrebungen dahin gingen, die entgegengesetzte Doctrin zu bekämpfen, wonach der Nationalreichthum ausschliefslich in Geldschätzen bestehen sollte. — Jene veraltete Idee nun, die sich ohne dies niemals bei der Staatspraxis Eingang zu verschaffen wufste, zieht Hr. *D.* wieder aus dem Grabe der Vergessenheit, der sie längst verfallen war, hervor und gründet darauf seine Theorie, die er ziemlich uneigentlich *Philosophie der Staatswissenschaft* nennt. Trifft indessen unsern Vf. auch nicht der Vorwurf, er habe aus der Staatswirthschaft eine blofs transcendentale Wissenschaft machen wollen und daher alle thatsächlichen Erfahrungen, worauf dieselbe sich stützen sollte, mit Verachtung bei Seite geschoben, so hat er doch sein Lehrgebäude auf einem vollkommen unhaltbaren Grund errichtet. Somit aber kann man nur bedauern, ihm schlechterdings vergeblich jenen Luxus von beinahe mathematischen Demonstrationen verschwenden zu sehen, mittelst deren er seine Thesis zu entwickeln sucht, die aber, da solche von einer falschen Voraussetzung ausgehet, den Leser nur durch die scheinbare Strenge ihrer logischen Ordnung und gewissermafsen durch die äufsere Regelmäfsigkeit ihrer successiven Verwandlungen in Erstaunen zu setzen, nicht aber zu überzeugen vermögen. Demnach wird auch dies Werk eine gewisse Befriedigung nur solchen Freunden mit Kunst formulirten algebraischer Gleichungen gewähren, die sich wenig darum kümmern, was solche zu beweisen streben, noch ob dieselben zu einer unbestreitbaren Wahrheit führen. Wer aber auf den Grund der Dinge geht, der wird gar bald all den Aufwand von Argumenten, der die Lücken der staatswirthschaftlichen Lehren des achtzehnten Jahrhunderts nur schlecht verhehlt, bei Seite schieben und es Hrn. *D.* nur wenig Dank wissen, das absolute Dogma einer längst erloschenen Schule wieder ins Leben gerufen zu haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## BIBLISCHE LITERATUR.

WITTENBERG, in d. Zimmermann'schen Buchh.: *Neuer Versuch einer Auslegung der Paulinischen Stelle Römer* V, 12—21. Von *Richard Rothe*, Prof. der Theol. und zweitem Director u. Ephorus des Königl. Prediger-Seminariums zu Wittenberg. 1836. X u. 189 S. 8. (21 gGr.)

Die vorliegende exegetische Monographie, welche schon durch die vielbestrittene und dogmatisch so wichtige Stelle, die sie sich zum Gegenstand genommen hat, allgemeines Interesse erwecken mufs, ist eine Abhandlung, welche ursprünglich für die „Studien und Kritiken" bestimmt war, nun aber selbstständig erscheint, weil sie zu einem Umfang herangewachsen war, der ihren Abdruck in einem einzigen Hefte jener Zeitschrift hinderte, und weil der Vf. wohl einsah, dafs eine Vertheilung seiner Schrift in zwei verschiedene Hefte der Evidenz der versuchten Auslegung, welche vorzüglich auf dem Totalüberblick über sie beruht, bedeutenden Eintrag thun müfste. Da also die Schrift keineswegs als eigenes Buch auftreten sollte, so hat sie auch gar nicht beabsichtigt, den exegetischen Apparat vollständig darzulegen und etwa z. B. eine Geschichte der Erklärung der bezeichneten Stelle zu geben — welche freilich eben so lehrreich als schwierig gewesen seyn würde —; vielmehr verfolgt sie den Gang einer ruhig entwickelnden Untersuchung, welche sich wenig durch Darstellung und Bekämpfung anderer Meinungen stören und unterbrechen läfst und nur beiläufig (in den Noten) die Erklärungen der neuesten Ausleger, vorzüglich *Tholuck's*, *Rückert's*, *Glöckler's*, *Reiche's*, *Köllner's*, *Olshausen's*, *de Wette's*, (*Fritzsche's* Commentar konnte noch nicht benutzt werden) bald bestätigend, bald abweichend berücksichtigt. Auch hat sich der Vf. aller dogmatischen Reflexionen und Entwickelungen geflissentlich enthalten, weil er der Meinung ist, dafs, zum eigenen Besten dieser beiden Disciplinen, die Functionen der Exegese und Dogmatik streng auseinander gehalten werden müssen. Ungeachtet dieser relativen Unvollständigkeit glauben wir doch, unserer Abhandlung, trotz des Protest's, den der bescheidene Vf. dawider einlegt, einige Bedeutsamkeit zuschreiben zu müssen, nicht sowohl wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Resultate, als vielmehr, weil sie bestimmt ist, eine besondere, wenn gleich nicht neue, doch noch wenig gangbare, Interpretations-Methode zu vertreten und durch sich selbst zu rechtfertigen, und weil sie die Tendenz verfolgt, den Apostel Paulus vorzüglich als Schriftsteller in Schutz zu nehmen und da, wo neuere Ausleger, wie z. B. *Rückert* u. a., den Apostel unumwunden nicht blofs der Härte und Nachlässigkeit im Ausdruck, sondern auch der Unklarheit in den Gedanken und des Mangels an Einsicht in seinen Gegenstand haben zeihen wollen, wohlbedachte Ueberlegung und Absichtlichkeit, verständigen Plan und treffliche logische Präcision nachzuweisen. Für diesen Zweck ist die Wahl gerade der behandelten Stelle gewifs eine glückliche zu nennen, um so mehr, da diese eine völlig in sich abgeschlossene Episode bildet und mithin eine isolirte und selbstständige Behandlung recht wohl verträgt.

Da der Vf. selbst das meiste Gewicht auf die von ihm befolgte exegetische Methode legt, so wird sich die Kritik am füglichsten die Aufgabe stellen, zu zeigen, wie sich dieselbe an der Arbeit des Vfs. bewährt habe. Es ist aber diese Methode keine andere als die *dialektische*, von *Schleiermacher* vorzüglich geübte und empfohlene, wie er selbst eine Probe von ihr gegeben hat in der Auslegung der Stelle Kol. I, 15—20, (Studien u. Kritiken J. 1832. H. 3.) und wie er sie theoretisch weiter begründet hat in den beiden in der Königl. Akademie der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlungen: „über den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F. A. Wolf's Andeutungen und Ast's Lehrbuch." S. *Fr. Schleierm.* sämmtliche Werke, 3. Abthl. 3. Bd. S. 344 ff. Das Charakteristische derselben bestehet bekanntlich darin, dafs, den Inhalt einer Rede vermittelst ihrer Form zu finden, versucht wird, dafs der Sinn der ihrer Bedeutung nach philologisch erörterten einzelnen Formeln und Ausdrücke hauptsächlich aus dem grammatischen und logischen Verhältnisse der Sätze, deren integrirende Theile sie bilden, bestimmt und der Gedanke des Schriftstellers in seiner concreten Bestimmtheit durch beständiges Zurückgehen auf den Zusammenhang mit dem gröfseren Redeganzen, in welchem er vorkommt, ermittelt wird. Von ihrer formalen Seite wird die Auslegung angesehen als Darlegung der Genesis des Verständnisses in dem Gemüthe des Auslegenden oder als Offenbarung des Denkprocesses, welcher in diesem vorgeht, sofern er die auszulegende Schrift sich selbst zum Verständnifs zu bringen sucht. — Indem der Vf. dieses Verfahren auf seine Auslegung der besagten Stelle anwendet, ist der Verlauf immer der, dafs bei jedem einzelnen Satze zuerst der Wortsinn auf philologischem Wege festgestellt und hierauf der eigentliche Gedanke in seiner concreten Bestimmtheit dialektisch ermittelt wird, in der Weise, dafs die je nach den verschiedenen möglichen Verhältnissen der Begriffe

und Sätze untereinander und zu dem Ganzen der Stelle verschiedenen möglichen Erklärungen aufgesucht, nach ihren einzelnen Beziehungen entwickelt und unter sich verglichen werden, um so die richtige Erklärung endlich ausfindig zu machen. Zur Veranschaulichung der Sache wollen wir nur die Auslegung des wichtigsten 12ten V. nach den einzelnen Punkten beschreiben und darauf den allgemeinen Sinn und die Oeconomie der ganzen Stelle, wie sie sich nach der gegebenen Erklärung gestaltet, angeben; wir müssen aber den Leser, der eine vollständigere Kenntnifs von der Erklärung auch des Einzelnen zu haben wünscht, einladen, die Mühe nicht zu scheuen und der Untersuchung in ihren mannigfaltigen Verschlingungen selbst zu folgen.

Nachdem der Satz im 12ten V. mit den meisten Auslegern als *ἀνανταπόδοτον* angegeben und voraus bemerkt ist, dafs die in *ὥςπερ* ausgedrückte Vergleichung der Sache nach wirklich vorausgegangen sey, wird die Frage aufgeworfen, ob man etwa nicht die Formeln: *δι' ἑνὸς ἀνθρώπου* und *ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον* *einerseits*, und: *εἰς τὸν κόσμον εἰςῆλθε* und *εἰς πάντας ἀνθρώπους διῆλθεν* *andrerseits* als Gegensätze fassen könne, und hierauf der bei dieser Anfassung sich ergebende Gedanke ermittelt, der aber nachher als unzulässig befunden wird, wie denn auch schon aus philologischen Gründen die ganze Auffassung verwerflich erscheint. S. 1—10. Es kommt nun hauptsächlich an auf den Sinn der Formel: *ἡ ἁμαρτία εἰς τὸν κόσμον εἰσῆλθε*. Hier wird zuerst *κόσμος* erklärt als *Menschenwelt* in abstracter Allgemeinheit, als *Genus*, gedacht = das menschliche Geschlecht, die *Menschheit*, die menschliche Natur. Dann wird 2) in Bezug auf *ἁμαρτία* aus dem Verhältnisse der einzelnen Satzglieder zu einander geschlossen, dafs dieses Wort, während das Verbum *ἁμαρτάνειν* im Schlufssatze: *ἐφ' ᾧ π. ἥμαρτον* — von dem *actuellen* Sündigen zu verstehen sey, die Sünde als *Princip*, also die *Disposition zur Sünde*, den *sündlichen Hang* bedeuten müsse. Eben so wird auch *θάνατος*, weil dieses Wort dasselbe Prädicat wie *ἁμαρτία*, nämlich *εἰς τὸν κόσμον εἰςῆλθε* — hat, als *Todesdisposition* gefafst. 3) Die Art und Weise, wie Sünde und Tod als wirksame Principe *durch Vermittelung* (*διά*) Adams in die Menschheit gekommen ist, ist die Fortpflanzung des Geschlechts durch die natürliche Zeugung. 4) *Οὕτως* bedeutet: „*hac via*" und ist s. v. a. *διὰ τοῦ εἰσεληλυθέναι τὴν ἁμαρτίαν εἰς τὸν κόσμον, καὶ διὰ τῆς ἁμαρτίας τὸν θάνατον.* — 5) *Ἐφ' ᾧ* ist = „*ἐπὶ τούτῳ ὥστε*," unter der näheren Bestimmtheit, dafs, „*ea ratione.*" Demnach ergiebt sich dieser Gedanke des ganzen V.: „Durch den Einen Menschen (Adam) ist in die Menschheit (in die menschliche Natur) die Sünde als sündlicher Hang hineingekommen und durch diese Sünde der Tod als Todesdisposition; und eben durch dieses beides ist der Tod zu allen Menschen ohne Ausnahme hindurchgedrungen, *solchergestalt, dafs* (*ἐφ' ᾧ*) Alle *wirklich gesündigt haben*, *wirklich Sünder geworden sind* (*ἥμαρτον*)." Auf diesem letzten Zusatze liegt der Hauptaccent des ganzen V., und „*eben in diesem eigenthümlichen Charakter* des Sterbens Aller durch Adam sieht der Vf. [Paulus] den *Nerv* der Parallele zwischen Adam und Christo, die er in unserem Verse zu ziehen beabsichtigt und *mentaliter* wirklich zieht." S. 10—38. Was die durch *διὰ τοῦτο* vermittelte Verbindung dieses V. mit dem vorangehenden betrifft, so hat der Vf. gefunden, dafs der Abschnitt V. 1—11. eine Darstellung der Wirkungen der Rechtfertigung durch den Glauben an die Erlösung durch Christum zum Inhalt habe und als das Charakteristische dieser Wirkungen *die wahre Heiligung des Gläubigen* hervorhebe. Demnach ist der Zusammenhang dieser: „Da sich dem nun so verhält (*διὰ τοῦτο*), dafs nämlich die charakteristische Wirkung der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum die wahre Heiligung des Gläubigen ist, so erscheinen die Wirkungen des Sündenfall's Adam's und der Erlösung durch Christum in auffallender Weise als parallel. [Dieses ist nämlich der *allgemeine* Inhalt der ganzen Stelle V. 12—21.] Denn wie bei dem ersteren gerade *der* Umstand der charakteristische ist, dafs das Hindurchdringen des Todes zu allen Menschen von Adam aus wesentlich zugleich ein wirkliches Sündigen Aller war: so [verschwiegener Nachsatz] hat sich ja nun auch bei den anderen als charakteristischer Umstand *der* ergeben, dafs sie wesentlich zugleich ein wirkliches Gerechtwerden — denn dieſs eben ist ja die wahre Heiligung — aller Gläubigen von Christo aus ist." S. 38—50. — V. 13 u. 14 bilden eine Parenthese, welche den möglichen Einwurf, dafs ja vor dem Eintritt des Gesetzes auch nicht von Sünde die Rede seyn könne, weil ja Sünde und Uebertretung immer ein — übertretenes — Gesetz voraussetze (K. 4, 15) — niederschlagen soll durch die Bemerkung, dafs die allgemeine Herrschaft des Todes, als der unvermeidlichen *Folge* und Wirkung der Sünde, vor dem Gesetze nothwendig auch auf das Vorhandenseyn der Sünde, als seiner *Ursache*, in der vorgesetzlichen Periode schliefsen lasse, nur dafs in diesem Falle die Sünde nicht als Uebertretung (*παράβασις*) angerechnet werden könne. S. 53—56. — Indem nun schon mit den Schlufsworten des parenthetischen Satzes (*ὅς ἐστι τύπος τοῦ μέλλοντος*) der Satz abgebrochen und auf den Hauptgedanken der ganzen Stelle wieder eingelenkt wird, folgt in dem Abschnitt V. 15—17. (in welchem V. 16. als Parenthese aufzufassen ist, so dafs V. 17. die Begründung [*γάρ*] von V. 15. enthält) eine *Restriction* (*Ἀλλά* V. 15.) der in V. 12 gezogenen Parallele, freilich ohne Rücksicht auf die angehobene Construction. Es macht nämlich hier der Apostel auf eine zwiefache zwischen den in Parallele gestellten Gliedern stattfindende *Ungleichheit* (*οὐχ ὡς* V. 15. und *καὶ οὐχ ὡς* V. 16.) aufmerksam. S. 56—129. — Hierauf aber wird in den beiden folgenden VV., von welchen der zweite Begründung des ersteren (*γάρ*) ist, die Gleichheit der parallelen Glieder in wenigen scharfen Zügen *resumirt* (*Ἄρα οὖν* V. 18 = „wie gesagt also" leitet als wiederaufnehmende Schlufs- oder Folgerungspartikel den Hauptgedanken wieder ein.) S. 129—157. — Endlich folgt V. 20—21.) noch ein episodischer Zusatz (in welchem wieder die Worte *οὗ δὲ* bis *χάρις* eine Parenthese bilden, so dafs auch das *ἵνα* V. 21. noch von

*παρ-*

παρεισῆλθε V. 20 abhängig ist), welcher sich auf das *geschichtliche* Verhältnifs des Gesetzes zur göttlichen Gnadenanstalt in Christo beziehet und den Gedanken ausspricht, dafs das Gesetz in der göttlichen Weltökonomie keinen eigentlichen Hauptfactor bilde, sondern nur als *vorbereitendes* Mittelglied zwischen die beiden Hauptperioden (Schöpfung und Erlösung) hineingeschoben sey. Vgl. Gal. 3, 17 ff. S. 157—188.

Schon aus dieser kurzen, die Auslegung nur in ihren allgemeinen Resultaten wiedergebenden, Relation dürften die Vorzüge der dabei angewendeten Methode einleuchten. Namentlich wird man sich der Deutlichkeit und Bestimmtheit freuen, mit welcher die von dem Vf. mit aller Schärfe und Präcision entwickelten und nach allen Seiten hin begrenzten Gedanken der Stelle dem Leser vor die Seele treten. Allein es lassen sich dennoch auch mehrere gegründete Bedenken gegen die beschriebene Methode erheben und gerade aus der in unserer Abhandlung von ihr gemachten Anwendung rechtfertigen. Denn *einmal* ist ja doch das logische und grammatische Verhältnifs der Sätze unter einander in seiner concretesten Bestimmtheit auch mit bedingt durch den Inhalt der einzelnen Begriffe in demselben. Wenn man daher blofs mit Hülfe der Verbindungspartikeln der einzelnen Sätze ihr Verhältnifs zu einander bestimmt, so ist man nie sicher, dasselbe völlig in seiner Wahrheit getroffen zu haben, und giebt der eigenen Subjectivität zu viel Raum. Und wenn man weiter aus dem Verhältnisse der einzelnen Sätze zu einander das der einzelnen Begriffe unter sich und aus diesem wieder den Inhalt der Begriffe bestimmt, so befindet man sich in einem Cirkel, indem man bei Aufsuchung des Sinns der einzelnen Begriffe Etwas (das Verhältnifs der einzelnen Sätze zu einander) als bestimmt voraussetzt, was erst durch das zu findende (den Inhalt der Begriffe) völlig bestimmt werden kann. Wie wenig bei diesem Verfahren auf die Erfassung des richtigen Sinns zu rechnen ist, erhellet am meisten, wenn sich aus dem Verhältnisse der Sätze ein Inhalt eines einzelnen Begriffs als nothwendig ergiebt, der nach anderweitigen bindenden Gründen geradezu als unmöglich erscheinen mufs. Und dieses scheint auch unserem Vf. z. B. bei der Auslegung des 12ten V. begegnet zu seyn. Er raisonnirt nämlich S. 12 ff. so: Das ἁμαρτάνειν in dem Schlufssatze: ἐφ' ᾧ π. ἡμ. ist ausdrücklich von der früheren Formel: εἰσελθεῖν τὴν ἁμαρτίαν εἰς τὸν κόσμον unterschieden. Da nun ἁμαρτάνειν nichts anderes bezeichnen kann, als das *actuelle* Sündigen, so mufs folglich die ἁμαρτία in jener Formel die Sünde von ihrer anderen Seite, als *Princip, Hang* zur Sünde, bezeichnen. Oder auch: Wenn das Hindurchgedrungenseyn der *Sünde* und des Todes zu Allen (ὁ θάνατος διῆλθεν ἐφ' ᾧ π. ἡμ.) vorgestellt wird als *causirt* (οὕτως) durch das Hineingekommenseyn der Sünde und des Todes in die Menschheit: so kann man sich dieses nur denken, insofern die in die Menschheit hineingekommenen Sünde und Tod *als* (wirksame) *Principe* aufgefafst werden. — Aber warum hat denn hier der Vf., der es doch sonst in philologischen Dingen genau nimmt, nicht gefragt, ob auch ἁμαρτία (und θάνατος, welches als *Todesdisposition* gefafst ist) diese, freilich auch von anderen Auslegern angenommene, Bedeutung haben *könne*? Wenn gesagt wird: „der Begriff der ἁμαρτία hat an sich im Wesentlichen zwei Seiten. Die Sünde *ist zu betrachten* (?) einmal als *That*, das andre Mal als Princip" (S. 12) —: so ist doch die Sünde als *That* nur die Aeufserung des sündlichen *Princips*. Beides sind also ganz verschiedene Dinge, die unmöglich durch das *eine* Wort ἁμαρτία bezeichnet seyn können, eben so wenig als jemals θάνατος „Todesdisposition" d. i. Fähigkeit zu sterben, Sterblichkeit — bedeuten kann. Vielmehr ist ἁμαρτία — ein Wort, welches in sprachlicher Hinsicht eine von den wenigen Ausnahmen bildet, dafs ein Subst. auf — *ια* unmittelbar von dem Stamm des Verbi, ohne dafs auch nur ein Subjectwort auf — *ος* daneben existirte, abgeleitet wird. (S. *Buttm.* A. G. II, 317.) — ein *abstractum verbale* und hat als solches gleich dem Verb. ἁμαρτάνειν, wo der Vf. es auch selbst anerkennt, immer nur die Bedeutung der *actuellen* Sünde. Vgl. die gründliche Erörterung in *Fritzsche's* Comm. S. 289 ff. — Der Grund dieser verfehlten Erklärung liegt aber eigentlich zum Theil nach der oben angegebenen Deduction in der Auffassung der Formel: εἰσελθεῖν εἰς τὸν κόσμον als „hineinkommen in die *menschliche Natur*", was dann freilich nur von einem *Princip, Hang*, gesagt werden kann. Allein die hier behauptete Bedeutung von κόσμος ist von dem Vf. nicht erwiesen, wie sie dann auch in der That sich nicht erweisen lassen dürfte. Κόσμος, wo es vom Menschengeschlecht gesagt wird, kann vielmehr nur in dem von dem Vf. gerade abgewiesenen Sinne: „der Complexus von concreten menschlichen Individuen" — verstanden werden. Und warum sollen wir nicht auch hier bei der eigentlichen und gewöhnlichen Bedeutung der Formel: εἰς τὸν κόσμον ἐλθεῖν = zur Existenz, zur Erscheinung kommen — stehen bleiben? Freilich kann die Sünde nur bei dem Menschen zur Existenz und Erscheinung kommen; aber daraus folgt nicht, dafs nun auch κόσμος nicht „*Welt* überhaupt, sondern *Menschen*welt" bedeuten müsse. — Allein auch der Grund dieser unrichtigen Auffassung von κόσμος ist wiederum leicht darin zu finden, dafs das Verhältnifs des Satzgliedes καὶ οὕτως εἰς κ. τ. λ. zu dem vorigen als ein *causales* gedacht ist. Der Vf. schliefst nämlich so: Soll das Allgemeinwerden des Todes vermöge des Allgemeingewordenseyns des actuellen Sündigens durch die durch Adam in die Welt gekommenen Sünde und Tod *causirt* seyn, so kann man dieſs sich nicht anders vorstellen, als so, dafs man als Ursache der *That* der Sünde ein *in der menschlichen Natur vorhandenes Princip* denkt. — Aber wie kann denn οὕτως, das der Vf. doch selbst durch „*hac via*" erklärt, auf einmal als *causal* genommen und mit „*dadurch*" wiedergegeben werden? Es ist vielmehr einfach: „auf diese Weise", und dient öfters blofs zur Angabe der zeitlichen Aufeinanderfolge, so dafs es sich durch *hoc facto* wiedergeben läfst. Vgl. Röm. 11, 26. Apg. 7, 8. 1. Thess. 4, 17. S. *Fritzsche* a. a. O. S. 298. Der Gedanke ist also einfach der: Adam hat durch sei-

nen

nen Fall *die actuelle Sünde in abstracto* und mit ihr den nothwendig damit verbundenen Tod (den leiblichen und geistigen) zuerst zur Existenz, in die Welt herein, gebracht; und so ist dann von diesem Einen aus (vermittelst der Fortpflanzung des adamitischen Geschlechts) eben diese *actuelle Sünde* mit ihrer Wirkung, dem Tode, auf alle Menschen ohne Ausnahme übergegangen. — Der Nachdruck liegt allerdings darauf, dafs die Ursache von der Allgemeinheit des Todes die Allgemeinheit der *Sünde* bei *allen* Menschen ist (ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον). Die Parallele mit Christus zieht sich leicht von selbst. — *Sodann* wenn überall von der Voraussetzung ausgegangen wird, dafs jeder Schriftsteller in gewissem Maafse auch Sprachbildner sey und mit seinen Worten, sofern sie doch adaequate Ausdrücke seiner Gedanken seyn sollen, einen eigenthümlich bestimmten, von dem sonst gewöhnlichen in Etwas, sey es auch durch noch so feine Nuancen, verschiedenen Sinn verbinde, so ist auch Rec. der Meinung, dafs man auch bei den neutestamentlichen Schriftstellern, am meisten bei Paulus, immer Folgerichtigkeit im Denken und Angemessenheit des Ausdrucks anzunehmen befugt sey und nicht so leicht Nachlässigkeit oder gar Ungenauigkeit zuzugeben habe. Aber wenn man überall, wo die Concinnität, Feinheit und Eleganz der Sprache nur im mindesten verletzt erscheint, sogleich einen bestimmten Grund, dessen der Verfasser sich bewufst gewesen wäre, dafür auffinden will, so kommt man zu überaus künstlichen und gesuchten Erklärungen und geräth in Gefahr, dem Schriftsteller Gedanken und Absichten anzudichten, die ihm selbst gewifs nie in den Sinn gekommen sind. Von dieser Künstlichkeit hat sich unsere Abhandlung nicht frei erhalten. So soll z. B. (S. 77) in ἀπέθανον V. 15, der Nebenbegriff einer *gewaltigen*, *mächtigen* Wirkung und auf diesem Nebenbegriff sogar der Nachdruck liegen. Warum? Weil der Gegensatz das περισσεύειν d. i. eine *volle*, *überfliefsende* Wirkung sey. Vgl. auch S. 78 die Erklärung, warum der Parallelismus in diesem V. nicht streng gehalten ist; S. 82. Die Erklärung warum statt δικαίωμα, was zu erwarten gewesen wäre, χάρις stehe, ferner S. 115 f. der Grund, warum der Parallelismus in V. 17. nicht vollkommen beobachtet ist, u. a. m. — Was endlich die *Form* der Abhandlung betrifft, soweit sie von der exegetischen Methode unabhängig ist, so leidet sie an einer lästigen Breite und oft ziemlich contorten Redeweise, so wie an unnöthiger Weitschweifigkeit in der Argumentation. So wird z. B, S. 4—7. irgend eine mögliche Erklärung angenommen und ausführlich entwickelt, von welcher sich am Ende ergiebt, dafs sie aus philologischen Gründen unmöglich ist. Ist sie diefs, warum wurde sie nicht gleich von der Hand gewiesen? Derselbe Fall ist S. 85 ff. u. ö. Um *Anfängern* eine geistige Gymnastik zu gewähren, sie Umsicht und Vorsicht bei dem Auslegungsgeschäft zu lehren u. dgl. ist diese Methode gewifs sehr zweckmäfsig, aber für Commentare zu ganzen Schriften durchaus unpraktisch.

Ungeachtet dieser Ausstellungen kann man nicht umhin, Spuren von Scharfsinn, Umsicht, dialectischer Gewandtheit, so wie in der sprachlichen Seite der Auslegung sich hin und wieder zu Tage legende grammatische Gründlichkeit und philologische Erudition anzuerkennen. In letzterer Beziehung haben wir besonders die Bemerkungen über ἐφ' ᾧ, (wiewohl wir die Unschicklichkeit der gewöhnlichen Auflösung dieser Formel in ἐπὶ τούτῳ ὅτι gegenüber der hier behaupteten in ἐπὶ τούτῳ ὥστε d. i. „unter der Bedingung, dafs", „unter der näheren Bestimmtheit, dafs" nicht einzusehen vermögen. Macht doch der Vf. selbst auf das lateinische *propter ea quod* aufmerksam) χάρις, δικαίωμα, λαμβάνειν, ἄρα, καθίστασθαι, so wie über die Auflösung der Construction des 18ten V., hervor.

## SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, b. Brockhaus: *Die Waldenser.* Roman von *H. König.* 2 Thle. 8. 1836. I. Thl. 404; II. Thl. 422 SS. (4 Rthlr.)

Der Stoff zu diesem Romane ist aus der deutschen Geschichte genommen und fällt der Zeit nach in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Eine ketzerische Secte, welche sich in Deutschland gebildet haben sollte und von welcher allerlei lächerliche Dinge gefabelt wurden, hatte dem Papste Honorius III. Veranlassung gegeben einen fanatischen Dominicanermönch, Konrad von Marburg genannt, welcher als Beichtvater der heiligen Elisabeth von Thüringen berüchtigt ist, zum Ketzerrichter zu ernennen, der mit völliger Willkür gegen die Unglücklichen wüthete, die ihm verdächtig gemacht waren. Diese Ketzer, welche der Vf. *Waldenser* nennt, obschon sie bei den Geschichtsschreibern nicht diesen Namen führen, wenn sie auch von den franz. Waldensern abstammen mochten, und der schreckliche Ketzerrichter Konrad sind die historischen Personen, welche der Vf. für seinen Roman gewählt hat. Er hat sowol die lächerlichen Beschuldigungen gegen die Ketzer, als das grausame und übereilte Verfahren ihres Richters und einzelne vornehme Personen, welche sich um ihr Leben zu retten, harte Demüthigungen mufsten gefallen lassen, treu nach der Geschichte behandelt, und in manchen Stellen ein frisches lebenskräftiges Gemälde geliefert. Eine historische Unrichtigkeit ist es aber, dafs er *Konrad von Marburg* und *Heinrich Raspe* als deutschen König gleichzeitig stellt, denn *Konrad* wurde 1233 erschlagen und *Heinrich Raspe* erst 1246 zum König gewählt; auch fand die Beschwerde des Grafen *Sayn* gegen den Ketzerrichter nicht nach, sondern vor dessen Ermordung statt. Auf der Tagessatzung zu Frankfurt und auf dem Rückweg von dort nach Marburg wurde Konrad nebst seinem Gehülfen Gerhard ermordet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## JURISPRUDENZ.

MARBURG, b. Garthe: *Dr. Konrad Büchel über die Verpfändung für nicht vollgültige Obligationen.* IV u. 162 S. in 8.

Auch unter dem Titel:

*Dr. Konrad Büchel civilrechtliche Erörterungen* in einer Reihe einzelner Abhandlungen. *Zweiten* Bandes *Erste* Abtheilung.

Das gegenwärtige Werk verdient dieselbe Aufmerksamkeit, welche dem ersten Bande der civilrechtlichen Erörterungen des Vfs. mit so vielem Rechte zu Theil geworden ist. Wenn sich hier wie in den früheren Arbeiten des Hn. *Büchel* Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Umsicht in nicht gewöhnlicher Weise zeigt, so ist es daneben eine äufserst erfreuliche Bemerkung, dafs die Darstellungsweise des Vfs. sehr an Klarheit gewonnen hat. Sehr befriedigend wirkt es auf den Leser dieses Werkes, wenn er nach dessen Durchlesung findet, dafs es in systematischer Beziehung auf's vollständigste abgeschlossen ist und in sofern einen schönen Gegensatz zu den jetzt so häufig als *Beiträge* erscheinenden juristischen Aufsätzen bildet. Das Werk zerfällt in drei Abhandlungen, von denen die frühere immer die Grundlage der folgenden bildet.

I. *Aufhören der Rechte insbesondere der Obligationen ipso iure und ope exceptionis.* S. 2 bis 57. Es wird hier der Begriff und die Bedeutung der *exceptio*, desgleichen ihres Gegensatzes, des Falles, wo ein Recht *ipso iure* wegfällt, erörtert und mit vieler Vollständigkeit werden die Aehnlichkeiten und praktischen Verschiedenheiten, welche zwischen beiden Fällen obwalten, nachgewiesen. Folgende Bemerkungen giebt Rec. der Beachtung des Vfs. anheim.

Nach S. 10 steht der Ausdruck *ipso iure* bei dem Erwerbe der Rechte zuweilen (namentlich beim *ius accrescendi* der Miterben und beim Erwerbe der Erbschaft von Seiten der *sui* und *necessarii heredes*) in der Bedeutung, dafs das Recht in Folge rechtlicher Nothwendigkeit in der Art begründet sey, *dafs der Erwerb nicht vermieden werden könne.* Allein die dafür angeführte das *ius accrescendi* der Miterben betreffende Stelle (*l. un.* §. 10. *c. de cad. toll.*) beweist gegen diesen Sprachgebrauch. Wenn Justinian hier sagt, „*et hoc nolentibus ipso iure accrescat*", so liegt in dem *ipso iure* nur, dafs es keines Actes der Erwerbung bedarf. Dafs eine Ausschlagung unmöglich ist, wird durch das hinzugefügte „*nolentibus*" ausgedrückt.

Nach dem Vf. (S. 22) verstehen die Römer unter *exceptio das auf der aequitas beruhende Rechtsmittel zum Schutze gegen die Wirkungen eines gegenüberstehenden nach der Regel des Rechtes vollständig begründeten und wirksamen Rechtes.* Wenn der Vf. hier die *aequitas* als ein Merkmal der *exceptio* nennt, so glauben wir nicht, dafs dies in praktischer Beziehung mit Recht geschehen konnte. Zwar wollen wir zugeben, dafs der Prätor deshalb hauptsächlich die Exceptionen eingeführt habe, um den Grundsätzen der *aequitas*, welche *ipso iure* hauptsächlich nur bei den *bonae fidei actionibus* wirkten, eine ausgedehntere Wirksamkeit zu verschaffen. Auch glauben wir sogar, dafs regelmäfsig in den Fällen, wo das Anbringen einer Klage mit den Grundsätzen der *aequitas* im Widerspruche ist, eine *exceptio* stattfindet (*exceptio doli generalis*). Allein, da es sehr viele Exceptionen giebt, welche durch *leges* (*exceptio legis Cinciae*) Senatusconsulte (z. B. die *exceptio SCti. Trebelliani l.* 1 §. 8. *D. quando de pec. a. annalis est*, 15, 2.) und Edicte besonders eingeführt worden sind, und bei diesen nicht weiter etwas darauf ankommen kann, ob ein Grundsatz der *aequitas* zum Grunde liege, ja gewifs sehr viele Exceptionen streng positiv sind, so können wir der *exceptio* das Merkmal der *aequitas* nicht beilegen. Die vom Vf. allegirte Stelle *Gaj. IV.* 116 beweist nichts, da sich aus ihr nur ergiebt, dafs eine *exceptio* stattfinde, wenn es gegen die *aequitas* ist, dafs Beklagter verurtheilt werde, keinesweges aber, dafs die *exceptio nur* in diesem Falle stattfinde. — Sehen wir davon ab, dafs der Vf. die *aequitas* als Merkmal der *exceptio* ansieht, so ist über die vom Vf. gegebene Definition der *exceptio* noch folgendes zu erinnern. Es ist unverkennbar, dafs die *exceptio* als *ein Recht* auf Seiten des Beklagten erscheint, während da, wo das Recht des Klägers *ipso iure* wegfällt, auf Seiten des Verklagten nicht ein neues Recht erscheint, sondern nur *ein Freiseyn* von einer Verbindlichkeit. Was aber den Inhalt des die *exceptio* bildenden Rechtes anlangt, so ist die *exceptio* nicht zum Schutze gegen die Wirkungen des gegenüberstehenden Rechtes *überhaupt* da, sondern nur *zum Schutze gegen die actio.* Wir glauben nämlich, dafs die *exceptio* für die Fälle, und *nur* für die Fälle eintritt, wo, beim Fortbestehen des Rechtes, das Wegfallen der aus demselben entspringenden Klage ausgesprochen ist und sehen es als Gegensatz hiervon an, wenn das der Klage zum

Grunde liegende Recht selbst wegfällt. Die Römer brauchen den Ausdruck „*ipso iure*" und zwar nicht blos dann, wenn das Recht nach Grundsätzen des *ius civile* im strengen Sinne wegfällt, sondern auch wenn das Recht nach allgemeinen Rechtsprincipien ausgeschlossen ist (*l.* 95. §. 4. *D. de soll.*). Auch wenn ein Recht *ipso iure* nicht statt hat, findet keine Klage statt (*ipso iure agi non potest*), aber nur als Folge davon, dafs das die Klage bedingende Recht nicht da ist, im Falle der *exceptio* dagegen ist es zunächst die Klage, welche aufgehoben ist (*actio non datur, denegatur*) und das Recht bleibt bestehen.

Unsere Ansicht über die Bedeutung der *exceptio* dürfte sich durch folgendes rechtfertigen:

1) Bei *Gaj. III.* §. 181 heifst es:
*Unde fit, ut si legitimo iudicio debitum petiero, postea de eo ipso iure agere non possim, quia inutiliter intendo, dari mihi oportere; quia litis contestatione dari oportere desiit, aliter atque si imperio continenti iudicio egerim, tunc enim nihilominus obligatio durat et ideo ipso iure postea agere possum; sed debeo per exceptionem rei iudicatae vel in iudicium deductae summoveri* etc.

Aus dieser Stelle ergiebt sich, dafs das *ipso iure* eintretende Wegfallen der *actio* mit dem Aufhören der *obligatio* zusammenfällt, dafs umgekehrt, wo die *obligatio* fortbesteht, auch *ipso iure* die *actio* fortdauert, so wie dafs ungeachtet des Entgegenstehens einer *exceptio* die *obligatio* fortdauere. Hieraus folgt aber, dafs die *exceptio* nur der *actio*, nicht auch dem zum Grunde liegenden Rechte entgegentrete.

2) Wir besitzen in unsern Quellen *wörtlich* mehrere Senatusconsulte und Edicte, welche Exceptionen einführen. Dieis geschieht immer dadurch, *dafs die Klage versagt wird*. So heifst es im *SCto Maced.* „*ne cui, qui filio familias ..... actio petitioque daretur*" (*l.* 1. *pr. de SCto Maced.*); im *SCto Vellej.* „*ne eo nomine ab his petitio neve in eas actio detur*" (*l.* 2. §. 1. *ad SC. Vell.*); im *SCto Trebell....* „*placet, ut actiones, quae in heredem heredibusque dari solent, eas neque in eos, neque his dari, qui fidei suae commissum, sicuti rogati essent, restituissent* etc." (*l.* 1. §. 3. *ad SC. Treb.*); im Edicte über den Eid: „*Eius rei, de qua iusiurandum delatum fuerit, neque in ipsum, neque in eum ad quem ea res pertinet, actionem dabo*" (*l.* 7 *de iureiur.*) Wenn der römische Jurist in Rechtsnormen dieser Art die Einführung einer *exceptio* fand, so sieht man wieder, dafs er die *exceptio* da für zulässig und nothwendig hält, wo nur die *actio* und nicht das Recht wegfällt.

3) Die *ipso iure* wirkenden Befreiungsgründe mufste der *iudex* bekanntlich ohne besondere Instruction berücksichtigen, während er Exceptionen nur dann beachten durfte, wenn etwas deshalb in die Formel aufgenommen worden war. Es erklärt sich dieis ganz einfach daraus, dafs in jenem Falle das der Klage zum Grunde liegende Recht gar nicht da ist, dafs aber in diesem Falle das Recht unversehrt bleibt, und nur die *actio* wegfällt. Es läfst sich für unsere Ansicht noch anführen, dafs im *tit. Dig. quar. rer. actio non datur* (44. 5) nur von Exceptionen die Rede ist und dafs „*actionem denegari*" und „*exceptionem dari*" für dieselben Fälle gebraucht wird (*l.* 12. *de minor. l.* 7. §. 6. *de SCto. Mac. l.* 22. *de const. pec. l.* 1. §. 4. *l.* 27. §. 7. *ad SCtum. Treb.*).

Wenn wir hiernach die *exceptio als ein Rechtsmittel zum Schutze gegen die Klage* ansehen, so wollen wir hiermit keinesweges die Behauptung aufgestellt haben, dafs da, wo einer Klage eine *exceptio* entgegensteht, *stets nur* die Klage wegfalle, andere Wirkungen des Rechtes aber stets unversehrt bleiben. Es ist ja vielmehr allgemein anerkannt, dafs, wenn einer *persönlichen* Klage eine *exceptio perpetua in favorem debitoris* entgegensteht, auch die meisten übrigen Wirkungen der Forderung wegfallen und wir glauben sogar, wie wir weiter unten zu zeigen suchen werden, dafs dieser Satz noch allgemeiner gestellt werden könne. Indessen steht dies mit dem von uns gegebenen Begriffe der *exceptio* nicht im Widerspruche. Die *exceptio* ist auch in diesem Falle nur ein Rechtsmittel zum Schutze gegen die Klage, es werden aber demjenigen, welchem die *exceptio in favorem debitoris* zusteht, durch besondere Bestimmungen neben der *exceptio* noch andere Vortheile eingeräumt, während die Forderung selbst dennoch *ipso iure* immer bestehen bleibt. So steht z. B. demjenigen Schuldner, welcher der Klage eine *exceptio perpetua* entgegensetzen kann, wenn er irrthümlich bezahlt hat, die *condictio indebiti* zu, es ist dieis aber offenbar nicht ein *in* der *exceptio* liegendes, sondern ein *neben* ihr zustehendes Recht.

Der von uns gegebene Begriff der *exceptio* ist auch nicht ohne praktische Bedeutung. Einmal mufs man danach *als Regel* fest halten, dafs überall, wo uns nicht besondere rechtliche Bestimmungen ermächtigen, weiter zu gehen, demjenigen, welchem eine *exceptio* zugeschrieben wird, nur Schutz gegen die Klage gewährt werden kann. Dafs dem so sey, ist auch z. B. bei denjenigen Exceptionen, welche der Eigenthumsklage entgegenstehen, stets anerkannt worden. Wenn jemand mit der *rei vindicatio* belangt werden ist, und es ist durch einen deferirten Eid oder durch ein rechtskräftiges Urtheil bestimmt, *rem petitoris non esse*, so können zwar der Beklagte und dessen Successoren sich gegen spätere Eigenthumsklagen des früheren Klägers durch die *exceptio iurisiurandi* oder *rei iudicatae* schützen, aber es steht weder ihm die Eigenthumsklage zu, noch können dem Kläger, wenn er gegen Dritte, welche nicht Successoren dieses Beklagten sind, die erwähnten Exceptionen entgegengesetzt werden. Dafs bei der der *persönlichen* Klage entgegenstehenden *exceptio in favorem debitoris* dem Beklagten noch so bedeutende andere Vortheile eingeräumt werden müssen, beruht auf besonderer positiver Sanction und

und würde ohne eine solche nicht angenommen werden können. — Aus dem von uns gegebenen Begriffe der *exceptio* glauben wir auch folgenreiche Resultate für die Frage über die Wirkungen der Klagenverjährung ziehen zu können. Wir sind zwar mit dem Vf. darüber einverstanden, dafs diese, einer persönlichen Klage gegenüber, diejenigen Wirkungen haben müsse, welche der *exceptio perpetua in favorem debitoris* überhaupt beizulegen sind, glauben aber, dafs sie der Eigenthumsklage gegenüber nicht mehr Wirkungen haben könne, als die *exceptio iurisiurandi* und *rei iudicatae* in den eben beschriebenen Fällen.

Auch in folgender Beziehung dürfte das richtigerkannte Wesen der Exceptionen von Bedeutung seyn. Es ist ausgemacht und auch vom Vf. sehr gut nachgewiesen worden, dafs noch im justinianischen Rechte und mithin auch bei uns, die *ipso iure* und die *per exceptionem* wirkenden Befreiungsgründe *praktisch* verschieden sind. Wenn nun ein Gesetz einen Befreiungsgrund einführt, so kann es, besonders bei spätern kaiserlichen Constitutionen und bei neuern Gesetzen, oft sehr zweifelhaft seyn, ob dieser Befreiungsgrund *ipso iure* oder *ope exceptionis* wirken solle. Der von uns gegebene Begriff der *exceptio* wird hier sehr häufig Auskunft geben. Wo das Wegfallen *des* der Klage zum Grunde liegenden *Rechtes* ausgesprochen ist, bedarf es keiner *exceptio*, dagegen tritt eine *exceptio* ein, so oft Gesetze nur das Wegfallen der Klage aussprechen. Wir glauben hiernach z. B. annehmen zu dürfen, dafs da wo die in *decreto D. Marci* ausgesprochene Strafe eintritt, die Forderung *ipso iure* wegfalle („*Jus crediti non habebit*" *l.* 7. *D. ad Leg. Jul. de vi priv.* 48, 7), dafs dagegen die s. g. *lex Anastasiana* (*l.* 22, 23. *C. mandati* 4, 35.) nur *ope exceptionis* wirke, da *hier* stets nur vom Wegfallen der Klage die Rede ist.

Endlich widerlegt sich durch unsern Begriff der Exceptionen die Ansicht derjenigen, (*Franke* civilistische Abhandlungen S. 73. *Guyet* Archiv für civ. Praxis Bd. XI. S. 60), welche zwischen Exceptionen gegen die Forderung und Exceptionen gegen die Klage unterscheiden, eine Ansicht, welche übrigens auch insbesondere in den Worten des *Vellejanischen* Senatusconsultes und des Edictes über den Eid starke Gegengründe findet. —

Als erste Grundverschiedenheit zwischen den *ipso iure* und den *per exceptionem* wirkenden Befreiungsgründen führt der Vf. (S. 23) an, dafs in jenem Falle *nur ein Recht vernichtet, nicht aber ein neues begründet werde*, in diesem dagegen *immer ein Recht begründet, nicht aber ein solches vernichtet werde*. Er macht hierbei darauf aufmerksam, dafs wenn insbesondere eine Forderung *ipso iure* vernichtet sey, dieselbe dennoch als *naturalis obligatio* bestehen könne. Es paßt dies ganz zu dem Ausdrucke *ipso iure*, da dieser in eminenter Bedeutung sich auf das *ius civile* im eigentlichen Sinne bezieht und als mithin dadurch, dafs das Wegfallen eines Rechtes *ipso iure* ausgesprochen wird, das Bestehen einer *obligatio naturalis* noch nicht geleugnet wird. Die Frage: wann die *ipso iure* vernichtete Forderung als *naturalis* bestehe? beantwortet der Vf. S. 29 dahin, *dafs da, wo der ipso iure wirkende Umstand blos dem ius civile, dem ius proprium civium Romanorum angehöre, er auch blos die civilrechtliche Grundlage des fraglichen Rechtes, mithin auch blos die durch dieselbe bedingte rechtliche Wirkung, nämlich die actio zerstöre, die Grundlage des ius naturale oder gentium aber mit den nur diese voraussetzenden Wirkungen, also die naturalis obligatio, bestehen lasse.* S. 98 u. 99 dagegen spricht sich der Vf. dahin aus, dafs *regelmäßig* da, wo eine Forderung *ipso iure* wegfalle, auch keine *naturalis obligatio* bestehe und nimmt nur die in den Quellen ausdrücklich genannten Fälle, von denen er S. 65—98 handelt, aus. Wir halten diese letztere Ansicht für *praktisch* richtig, stimmen aber auch darin mit dem Vf. überein, dafs der Grund warum die römischen Juristen in den fraglichen Fällen die *naturalis obligatio* annahmen, darin liege, dafs die Ursache, weshalb die Forderung *ipso iure* nicht stattfindet, nur dem *ius civile* im eigentlichen Sinne angehört. Indessen hätten wir gewünscht, dafs der Vf. auch die *l.* 19. *pr. de cond. indeb.* (*Si poenae causa eius, cui debetur, debitor liberatus est, naturalis obligatio manet: et ideo solutum repeti non potest*) berücksichtigt hätte. Denn da diese Stelle von *liberatio* überhaupt und nicht blos von *liberatio per exceptionem* spricht, so müssen wir sie auch da anwenden, wo der Schuldner zur Strafe des Gläubigers *ipso iure* liberirt wird, also namentlich z. B. bei dem nach dem *decreto D. Marci* eintretenden Verluste der Forderung. —

Es ist bekannt, dafs in den Fällen, wo jemand einer persönlichen Klage eine *perpetua exceptio* entgegensetzen kann, sehr häufig ungeachtet des Fortbestehens der Forderung, doch auch die meisten übrigen Wirkungen der Forderung wegfallen, dafs dagegen manchmal die Wirkungen, welche die Forderung als *obligatio naturalis* hat, stehen bleiben. Die Frage, wann das eine und wann das andere eintritt, beantwortet der Vf. mit Beziehung auf *l.* 40. *pr. de cond. indeb.* lediglich danach, ob die *exceptio perpetua in favorem debitoris* oder *in odium creditoris* eingeführt ist. Es ist jedoch zu berücksichtigen, dafs in sehr vielen Fällen sich nicht nachweisen läfst, ob die *exceptio* aus dem einen oder aus dem andern Grunde eingeführt worden ist (wie ja in Beziehung auf die Klagenverjährung hierüber von jeher gestritten worden ist und von beiden Seiten bedeutende Gründe angeführt worden sind); auch ist es ja vollkommen denkbar, dafs eine *exceptio* weder aus dem einen noch aus dem andern Grunde *eingeführt* worden sey, sondern vielmehr aus allgemeinern Rücksichten, wie man ja bei der *exceptio rei judicatae* und der Klagenverjährung häufig daran gedacht hat, dafs sie zur Verminderung der Rechtsstreitigkeiten *im öffentlichen Interesse* eingeführt wor-

worden seyen. Praktisch reicht man daher mit der in *l.* 40. *D. de cond. indeb.* enthaltenen Unterscheidung nicht aus. Wir glauben nun, dafs *regelmäfsig* neben der der *persönlichen* Klage entgegenstehenden *exceptio perpetua* auch die übrigen Wirkungen der Forderung wegfallen und dafs dies auch dann gelte, wenn die *exceptio* auch nicht *in favorem debitoris* eingeführt worden ist. Wir betrachten aber als eine Ausnahme von dieser Regel dasjenige, was *l.* 40. *D. de cond. indeb.* rücksichtlich der *exceptio in odium creditoris* ausspricht. Ohne unsere Ansicht hier erschöpfend ausführen zu wollen, wollen wir nur das bemerken, dafs die *l.* 40. *de cond. indeb.*, wie eben gezeigt, viele Fälle unentschieden läfst. In der *l.* 26. §. 3 *de cond. indeb.* (*Indebitum autem solutum accipimus non solum, si omnino non debeatur, sed etsi per aliquam exceptionem perpetuam peti non poterat*) ist die Regel, dafs derjenige Schuldner, welcher ungeachtet einer ihm zustehenden *exceptio perpetua* zahlt, die *condictio indebiti* habe, ganz allgemein ausgesprochen. Wir müssen diese Regel also auch in den Fällen anwenden, welche in der *l.* 40 *cit.* übergangen worden sind, also so oft nicht nachgewiesen werden kann, dafs die *exceptio perpetua in odium creditoris* eingeführt worden sey, oder dafs sie sonst ausnahmsweise geringere Wirkungen habe. (M. vgl. auch *l.* 38. §. 11. *de soll. Fragm. Vat.* §. 266. *l.* 28. *l.* 60. *pr. de cond. indeb.*)

Uebrigens stimmt der Vf. im Resultate dennoch mit uns überein, indem er S. 104 annimmt, dafs die *exceptio perpetua* in der Regel als *in favorem debitoris introducta* erscheine. Da indessen die Annahme, dafs diefs der regelmäfsige Grund der Einführung der Exception sey, nicht zu rechtfertigen ist, so dürfte es richtiger seyn, die Regel auf die vorhin erwähnte Weise zu stellen.

S. 37 u. ff. weist der Vf. nach, dafs selbst in den Fällen, wo einer persönlichen Klage eine, wie er sagt, *in favorem debitoris* eingeführte *exceptio* entgegensteht, und also nicht blofs die Klage unwirksam wird, es doch nicht ohne Bedeutung ist, dafs die fraglichen Befreiungsgründe nicht *ipso iure*, sondern *ope exceptionis* wirken. Der Hauptunterschied besteht darin, dafs durch einen gültigen Verzicht auf die *exceptio* (wohin es auch rücksichtlich des Bürgen gehört, wenn dieser *donandi animo* sich verbürgt), und überhaupt durch das Entgegentreten einer *replicatio* bewirkt wird, dafs die Forderung ihre volle Wirksamkeit wieder erlangt, während da, wo eine Forderung *ipso iure* aufgehört hat, zwar nach den gewöhnlichen Regeln über die Entstehung der Forderungen eine neue begründet werden kann, die alte aber nie (abgesehen, was wohl bemerkt werden mufs, von der *in integrum restitutio l.* 9. §. 4. *quod met. c. l.* 14. *ad SC. Vell.*) wieder aufleben kann. Wenn übrigens der Vf. es als eine Eigenthümlichkeit der Exceptionen hervorhebt, dafs diese entweder *exceptiones in rem*, oder *in personam* seyen und dafs ein ähnlicher Unterschied bei den *ipso iure* wirkenden Befreiungsgründen, abgesehen von der *Confusion* (*l.* 71. *de fidei.*) nicht vorkommen könne, „weil diese die Grundlage der Obligation zerstören, so dafs auch eine Klage darauf nicht gegründet werden könne", so kommt dagegen in Betracht, dafs, wie Keller (Litiscontestation und Urtheil S. 446) und Ribbentrop (zur Lehre von den Correalobligationen S. 23) nachgewiesen haben, auch bei den *ipso iure* wirkenden Befreiungsgründen allgemein unterschieden werden mufs ob sie den objectiven Bestandtheil der Obligationen, oder blofs den subjectiven Bestandtheil derselben ergreifen. Zur letztern Gattung gehört nun nicht blofs die Confusion, sondern auch die *capitis diminutio* (*l. fin. de duob. rei.*). Es gehört ferner hierher, wenn der Hauptschuldner ohne Erben stirbt, wo der Bürge verpflichtet bleibt, ungeachtet von der Verbindlichkeit des Hauptschuldners schon *ipso iure* keine Rede seyn kann, ebenso der Fall der *l.* 88. *de P. O.*

S. 45—52 sucht der Vf. auszuführen, dafs auch nach heutigem Rechte das *pactum de non petendo* nicht *ipso iure*, sondern nur *per exceptionem* wirke. Gern geben wir diefs zu, wo wir ein *pactum de non petendo* im wörtlichen Sinne haben, wo also jemand sich vertragsmäfsig verpflichtet, *nicht zu klagen*. Wenn aber durch einen Vertrag bestimmt wird, dafs die Forderung selbst aufhören solle, so ist es gewifs den Principien des heutigen Rechtes gemäfs, nicht blofs eine *exceptio* zu gestatten, sondern die Forderung selbst als erloschen zu betrachten. Dagegen kann ein *pactum de non petendo in diem* nach der Absicht der Paciscenten nie ein Erlöschen der Forderung, sondern nur eine Suspension der Klage zum Zweck haben und darf daher auch bei uns nie anders als *per exceptionem* wirken.

S. 49 heifst es, das *pactum* und *iusiurandum* könne selbst bei der *naturalis obligatio* nur *per exceptionem* wirken. Allein einmal hat es keinen Sinn, dafs eine Forderung, aus der überall keine Klage entspringt, *per exceptionem* erlöschen soll. Dann heifst es selbst in der vom Vf. für seine Ansicht angeführten *l.* 42. *pr. de iurei.* „*naturalis obligatione hac pactione tolletur.*" In *l.* 95. §. 4. *D. de sol.* wird die Wirkung der *pactio* und des Eides in Beziehung auf die *naturalis obligatio* mit der Wirkung der Zahlung verglichen und auch hier heifst es: „*naturalis obligatio .... ipso iure tollitur*" und „*vinculum aequitatis dissolvitur.*" Dafs die *naturalis obligatio* wie es im *l.* 95. §. 4. *cit. conventionis aequitate gänzlich* aufgehoben wird, hat bei einem Institute, welches der *aequitas* lediglich angehört, gar nichts auffallendes.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## JURISPRUDENZ.

MARBURG, b. Garthe: *Dr. Konrad Büchel über die Verpfändung für nicht vollgültige Obligationen* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

*Dr. Konrad Büchel civilrechtliche Erörterungen* u. s. w.

(*Beschluſs von Nr.* 8.)

Bei Gelegenheit der gegenwärtigen Abhandlung erlauben wir uns noch eine Bemerkung über die bekannte *l.* 112. *D. de reg. iur.*: „*nihil interest, ipso iure quis actionem non habeat, an per exceptionem infirmetur.*" Man kann es als ausgemacht ansehen, daſs der Fall, wo ein Recht *ipso iure* aufhört nicht bloſs zur Zeit der classischen Juristen, sondern selbst zu Justinian's Zeiten praktisch sehr verschieden war von dem Falle, wo der Klage nur eine *exceptio* entgegensteht. Es gilt dieſs nicht bloſs bei der der *in rem actio* entgegenstehenden *exceptio*, sondern sogar bei der der *in personam actio* entgegenstehenden *exceptio perpetua in favorem debitoris*, wie dieſs vom Vf. selbst sehr gut nachgewiesen ist. Wie verträgt sich hiermit die in der *l.* 112 *cit.* enthaltene Aeuſserung des Paullus? Der Vf. S. 35 scheint sie nur auf die der persönlichen Klage entgegenstehende *exceptio perpetua in favorem creditoris* zu beziehen. Allein *hier selbst* scheint doch die fragliche Aeuſserung nicht vollständig zuzutreffen und dazu kommt, daſs Paullus nicht bloſs von *einer* Gattung Exceptionen, sondern von Exceptionen überhaupt spricht. Allein wenn man die Stelle genau betrachtet, so findet man, daſs Paullus nicht mehr und nicht weniger sagt, als was mit dem Unterschiede zwischen *ipso iure* und *per exceptionem* wirkenden Befreiungsgründen vereinbar ist. Wenn ein Recht *ipso iure* wegfällt, so ist davon die Folge, daſs auch die Klage wegfällt (*ipso iure agi non potest*). Nur von dieser *Folge* des *ipso iure* wirkenden Befreiungsgrundes von diesem Wegfallen der Klage, nicht auch von dem Wegfallen des Rechtes selbst spricht Paullus in dieser Stelle und nur dieses „*ipso iure actionem non habere*" stellt er dem „*per exceptionem infirmari*" gleich. Man kann nur dann sagen, *actionem per exceptionem infirmari*, wenn die *exceptio* peremtorisch ist und auch nicht durch *replicatio* entkräftet werden kann. Wo der *actio* eine solche peremtorische *exceptio* entgegensteht, findet die *actio* in eben dem Maaſse nicht statt, wie wenn sie *ipso iure* unstatthaft wäre. Nur dies spricht Paullus aus und berührt das der *actio* zum Grunde liegende Recht überall nicht.

II. *Ueber obligatio naturalis.* S. 37 — 119. Es ist hier natürlich nicht von der *naturalis obligatio* in dem allgemeinern Sinne die Rede, wo auch die klagbare *obligatio* darunter verstanden wird, sofern sie nur aus dem *ius gentium* entspringt (*l.* 84. §. 1. *de re iur.*), sondern von derjenigen, welche nicht klagbar ist, jedoch andere Wirkungen einer *obligatio* hat.

Der Vf. nimmt im Allgemeinen an (S. 61 ff.) daſs die *naturalis obligatio* nur *per exceptionem* wirke, namentlich daſs derjenige, welcher in Gemäſsheit einer *naturalis obligatio* bezahlt habe, *ipso iure* die *condictio indebiti* habe und daſs ihm nur eine *exceptio* entgegenstehe. Giebt man freilich zu, daſs die *condictio indebiti* zu ihrer Grundlage habe, daſs das Bezahlte *ipso iure indebitum* sey, so würde daraus allerdings folgen, daſs derjenige, dem die *naturalis obligatio* zusteht, nur eine *exceptio* gegen die gedachte Klage haben könne. Allein das ist ja eben noch die Frage, ob die *condictio indebiti* nur das zu ihrer Grundlage fordere, daſs das Bezahlte ein *ipso iure indebitum* sey. Der Name der Klage und alle darauf bezüglichen Stellen deuten dahin, daſs Kläger sich darauf stützen müsse, daſs das Bezahlte ein *indebitum* schlechthin sey. Ist dies aber wahr, so kommt weiter in Betracht, daſs bei der *condictio indebiti* die Römer dem *indebitum* auch das *naturale debitum* entgegensetzten, wie dies die *l.* 64. *D. de cond. indebiti* mit dürren Worten sagt (*debiti vel non debiti ratio in condictione naturaliter intelligenda est*). Wenn hiernach schon die Grundlage der Klage denjenigen nicht trifft, welcher in Gemäſsheit einer *obligatio naturalis* Zahlung erhalten hat, so bedarf er nicht erst zu seinem Schutze einer *exceptio*.

Zwar ist die *condictio indebiti*, so wie jede *condictio* eine *stricti iuris actio* und es muſs dem Vf. zugegeben werden, daſs die *naturalis obligatio* aus der *aequitas* entspringe. Allein im Allgemeinen wissen wir, daſs auch Sätze der *aequitas* im *ius civile* im eigentlichen Sinne Bürgerrecht erhalten haben, wir wissen von den nicht aus Contracten entspringenden Condictionen insbesondere, daſs sie *ex bono et aequo* (*l.* 65. §. 4. *l.* 66. *de cond. indeb.*), *ex bona fide* (*l.* 50. *de iure dotium*) und *ex iure gentium* (*l.* 25. *rer. amot.*) abgeleitet werden. Wir können daher auch gar nichts auffallendes darin finden, wenn die der *condictio indebiti* zum Grunde liegende obli-

*obligatio* darauf beruht, dafs jemand ein *indebitum* in dem engern Sinne, wo das *naturaliter debitum* ausgeschlossen ist, bezahlt hat.

Der Vf. beruft sich zwar auf eine ausdrückliche Stelle, auf die *l.* 94. §. 3. *de sol.*, wo die *naturalis obligatio* als eine „*species obligationis quae habet auxilium exceptionis*" bezeichnet wird. Allein diese Stelle beweist nichts. Dafs aus der *naturalis obligatio* eine *exceptio* entspringt, ist nicht zu bezweifeln und ein naheliegendes Beispiel ihrer Nothwendigkeit haben wir in dem Falle, wo derjenige, dem eine natürliche Forderung zusteht, einer *stricti iuris actio* die Compensation entgegensetzen will, wo die *exceptio doli* stattfindet; aber das sagt die erwähnte Stelle überall nicht, dafs die *naturalis obligatio nur* eine *exceptio* zur Folge habe und dafs derjenige, welchem eine natürliche Schuld bezahlt worden ist, *nur* durch *exceptio* gegen die *indebiti condictio* geschützt sey. —

Von den einzelnen Fällen der *naturalis obligatio* handelt der Vf. S. 65 u. ff. und unterscheidet auf den Grund des in der ersten Abhandlung Ausgeführten zwei Klassen der *naturalis obligatio*. Von einer *naturalis obligatio* im eigentlichen Sinne spricht er da, wo nach *ius civile* gar keine *obligatio* besteht, dagegen nennt er es eine *naturalis obligatio* im abgeleiteten Sinne, wenn nur eine *exceptio perpetua in odium creditoris* der persönlichen Klage entgegensteht.

Zur ersten Gattung rechnet der Vf.

1) den Fall, wo jemand durch blofses *pactum* eine Verbindlichkeit übernimmt;

2) den Fall, wo ein Pupill sich *sine tutoris auctoritate* durch ein Rechtsgeschäft obligirt hat, in soweit er nicht dadurch reicher geworden ist. Die schwierigen *l.* 41. *de cond. indeb.* und *l.* 59. *de o. et a.*, in denen die *naturalis obligatio* des Pupillen geleugnet wird, sucht der Vf. daraus zu erklären, dafs der Pupill als solcher ohne Zutreten des *tutor* nicht gültig Zahlung leisten könne, selbst in dem Falle nicht, wo er aus einem Grunde verpflichtet sey, aus welchem sogar eine Klage gegen ihn stattfinde. Da nun die Hauptwirkung der *naturalis obligatio* in unsern Quellen gerade darin gesetzt werde, dafs *solutum repeti non possit*, so sey es ganz natürlich, dafs *in Beziehung auf diese Wirkung* selbst die *naturalis obligatio* auf Seiten des Pupillen geleugnet werde und hiervon seyen die erwähnten Stellen zu verstehen. Allein mifslich bleibt es immer, dafs in beiden Stellen die *naturalis obligatio* nicht blofs rücksichtlich der fraglichen Wirkung, sondern schlechthin geleugnet wird. Auch fällt es ja den Römern nie ein, in den Fällen, wo der Pupill dergestalt verpflichtet ist, dafs eine Klage stattfindet, deshalb weil er allein nicht gültig zahlen kann, eine *obligatio* überhaupt zu leugnen; —

3) rechnet der Vf. hierher den Fall, wo sich ein Sclav durch Rechtsgeschäfte verpflichtet;

4) die Verbindlichkeit aus Rechtsgeschäften zwischen Vater und Hauskind.

Was die *naturalis obligatio* im abgeleiteten Sinne anlangt, so nimmt der Vf. an, wie bereits erwähnt, dafs regelmäfsig die *exceptio perpetua* als *in favorem debitoris introducta* erscheine. Nur die *exceptio Senatusconsulti Macedoniani* und bei der aus dem Edicte *quod quisque iuris* etc. (*D.* 2, 2.) entspringenden *exceptio* sollen *in odium debitoris* eingeführt seyn. Sollte indessen nicht ein Gleiches auch von der *exceptio legis Anastasianae* gelten? — Die *exceptio rei in iudicium deductae* und *rei iudicatae* sind sicher nicht *in odium creditoris* eingeführt, aber dennoch ist es bei der ersten Einrede gar nicht zweifelhaft, dafs sie die *naturalis obligatio* in voller Wirksamkeit bestehen läfst (Keller Litiscontestation S. 101 u. 102), und bei letzterer ist dieſs wenigstens dann sicher der Fall, wenn sie aus einem absolutorischen Urtheile entspringt. Die streitige Frage, ob die aus einer ungerechten absolutorischen Sentenz entspringende *exceptio rei iudicatae* allen Wirkungen der Forderung entgegen trete, entscheidet der Vf. bejahend. Indessen wenn wir gleich in *l.* 13. *D. quib. mod. pign.* die ganz klare Entscheidung finden, dafs das Pfandrecht erlösche, wenn der Schuldner ungerechter Weise absolvirt wird, so finden wir doch anderer Seits in *l.* 60. *D. de cond. indeb.* die deutliche Bestimmung, dafs ein *naturale debitum* bestehen bleibt, und wir müssen es für willkürlich halten, wenn der Vf. annimmt, es sey hier nur eine Gewissenspflicht gemeint. Auch versagt die *l.* 28. *D. de cond. indeb.* in einem solchen Falle die *condictio indebiti* und wenn diese Stelle voraussetzt, dafs der Schuldner *sua sponte* gezahlt habe, so pafst dieser Ausdruck auf einen jeden, welcher *ungezwungen*, wenn auch irrthümlich bezahlt hat, und der Vf. übersetzt ihn mit Unrecht „wissentlich."

III. *Pfandbestellung für die nicht vollgültige obligatio.* Durch die Ausführungen des Vfs. in den frühern Abhandlungen erhält dieser Abschnitt eine sehr sichere Basis. Der Vf. hat uns in den frühern Abhandlungen mit den verschiedenen Gattungen der gänzlich ungültigen und unwirksamen, so wie der theilweise ungültigen oder unwirksamen Obligationen bekannt gemacht und ist dadurch im Stande in Beziehung auf jede Gattung der nicht vollgültigen *obligatio* besonders die Frage nach der Möglichkeit und nach der Wirksamkeit der Pfandbestellung zu beantworten. Es dürfte wohl keine einzige hier in Betracht kommende Frage vom Vf. übergangen seyn, und wenn auch in Beziehung auf deren Beantwortung manches hoch bedenklich ist, so kommt es in der Folge doch nicht mehr auf eine neue Umarbeitung dieser Lehre, sondern höchstens auf eine weitere Ausführung und Berichtigung der Ansichten des Vfs. an. Sehr vortheilhaften Einfluſs auf diesen Abschnitt hat dasjenige, was der Vf. in seinem Aufsatze über die Wirkung der Verjährung (S. 50 u. ff.) rücksichtlich des Erlöschens des Pfandrechtes ausgeführt hat. Einen Auszug aus diesem, wenn gleich kurzen, doch an Resultaten sehr reichen Abschnitt

schnitt können wir nicht füglich geben und haben dieſs um so weniger nöthig, als unser Wunsch, daſs diese Schrift viele Leser finden möge, sicher in Erfüllung gehen wird.

Im October 1836. *F. Benfey.*

## MEDICIN.

Hildburghausen, in d. Kesselring. Hofbuchh: *Ueber die Pulsation in der Oberbauchgegend*, als begleitendes Symptom der Indigestion. Von Dr. *Karl Hohnbaum*, H. S. Meiningschen Obermedicinalrathe u. s. w. 98 S. 8. Im Umschlag.

Während eine übergroſse Anzahl fingerfertiger Skribenten den literarischen Markt mit ihren Produktionen überfluthen, ohne indeſs die Wissenschaft durch ihr Geschreibsel auch nur einen Zoll breit weiter zu bringen, — sie leiden ja alle an geistiger Rumination! — sehen wir eine kleine Anzahl Männer, und zwar grade die Heroen der Kunst und Wissenschaft, welche allein eigentlich befähigt wären die Stimmführer abzugeben, sicher aus Unmuth über jenes *Vulgus profanum*, sich gleichsam in sich selbst verschlieſsen, und nur selten ein Lebenszeichen den fernern Genossen der Kunst geben. Zu ihnen gehört ohne Zweifel auch der Vf. vorliegender Schrift, welche dem Geheimen Medicinalrathe Dr. *J. S. Sommer* am Tage seines 50jährigen Doctorjubiläums dargebracht ist, und einen Gegenstand betrifft, der in mehr als einer Hinsicht die lichtende Hand eines an geistiger Bildung wie an wirklicher Erfahrung gleich ausgezeichneten Mannes bedarf. War es auch nicht die Absicht des Vfs. den Gegenstand nach allen Seiten hin zu beleuchten, sondern nur eine desselben der Prüfung zu unterwerfen, so müssen wir diese Gabe doch mit desto gröſserm Interesse ergreifen, da der Vf. zugleich die Schilderung eines Leidens mit welchem er leider selbst zu kämpfen hat, unternahm. — Während *Albers* in seiner bekannten Schrift die Pulsationen im Unterleibe überhaupt behandelte, wird hier nur von der in der Oberbauchgegend, zwischen Nabel und *Processus xiphoideus* des Brustbeins gesprochen, mit der zuweilen eine fühlbare Geschwulst verbunden ist. Das Uebel erscheint, sofern nicht Gefäſsleiden oder andere organische Fehler vorhanden sind, immer im Gefolge hypochondrischer Zustände oder doch mit Erscheinungen einer gestörten Digestion gepaart, wurde vom Vf. nur selten beim weiblichen Geschlecht gefunden, was vielleicht durch die Menstruation bedingt seyn mag. Gewöhnlich gehen die Verdauungsbeschwerden voraus, ihnen folgen dann die Symptome der sogenannten *Plethora abdominalis*, welche nicht selten mit Haemorrhoiden endet. Hierdurch wird nun eine ungleichmäſsige Blutvertheilung bedingt, welche dann den Boden des eigenthümlichen Symptoms der *Pulsatio abdominalis ex impedito circuitu sanguinis per viscera abdominalia* abgiebt. Nach diesen allgemeinen Andeutungen giebt der Vf. nun bis S. 29 seine eigne Krankengeschichte, die wir unbedingt als ein Muster der Selbstbeobachtung und daher auch dem Leser zur eignen Lektüre empfehlen müssen. Die ausleerenden Mittel, Salze und Säuren brauchte er ohne Nutzen, die *Digitalis* mit Schaden; am besten bekam ihm der Carlsbader Brunnen und Sprudel, worauf später der Gebrauch des Seebades folgte. Hierdurch wurde ein ganz leidlicher Zustand herbeigeführt, in welchen der Vf. sich noch jetzt befindet. — Hierauf werden die verschiedenen Ursachen des Klopfens in der Oberbauchgegend im Allgemeinen angedeutet, und die Diagnose von dem in Rede stehenden Uebel dabei kurz aber treffend gezeichnet, besonders wird auf das Fehlen der periodischen Anfälle von Angst und Erstickungsnoth aufmerksam gemacht, welche sich bei Aneurysmen fast immer finden. (S. 40.) Sehr interessant ist die Krankengeschichte und der Sektionsbefund einer Frau die der Vf. Jahrelang beobachtete, bei welcher die *Pulsatio epigastrica* durch bedeutende Verengerung und Verwachsung des Darmkanals bedingt war. Mit S. 59 beginnt nun die specielle Betrachtung des Uebels wenn es in Folge der Indigestion auftritt. *Albers* betrachtete es als Nervenleiden, ebenso später *Hope*; *R. Law* dagegen leitet es von einem widernatürlichen Zustand der Bauchaorta ab, der Vf. hält es mit *Kreysig* und *Laennec* für Folge ungleicher Blutvertheilung in den einzelnen Zweigen der Unterleibsgefäſse; und zwar in den Arterien die unmittelbar aus der Aorta ihren Ursprung nehmen, vielleicht der *A. coeliaca* und ihren Zweigen. Vielleicht hat auch die Qualität des Blutes einigen Antheil daran. Indem wir für einen groſsen Theil der Fälle dem würdigen Vf. gern Recht geben, glauben wir doch daſs ähnliche Symptome nicht selten vom Nervensystem und den Venen, besonders aber der Pfortader ausgehen, und zwar auf folgende Weise. Die Nerven der Gefäſse können nämlich in ihren Funktionen so gesteigert werden z. B. bei Hysterischen, daſs sie Leitungsvermögen bis zum Gehirn erhalten, und so die *normale* Pulsation im Unterleibe von der wir sonst nichts fühlen, zum Bewuſstseyn bringen. Die *Pulsatio epigastrica* ist mithin hier eine rein subjective. Die Nerventhätigkeit kann aber auch gesteigert, oft gleichzeitig, auf das Gefäſssystem influiren, besonders hier auf die Pfortader, und so eine dem Venenpulse ähnliche Erscheinung, die wir *Pfortaderpuls* nennen möchten, hervorbringen, wodurch die *Pulsatio epigastrica* auch objectives Symptom werden kann. Schreiber dieses ward nämlich durch Beobachtungen an sich selbst auf diese Ansicht geleitet, da er seit einigen Jahren, wahrscheinlich eine Folge des Nachtarbeitens, an den von Hn. *Hohnbaum* geschilderten ähnlichen Affectionen litt, die eine solche Reizbarkeit des Gefäſsnervensystems veranlaſsten, daſs er nicht selten beinahe sämmtliche Gefäſse im Körper pulsiren fühlt, was ihm öfters bei der Untersuchung des Pulses von Kranken, störend in den Weg trat, da er den eignen Puls in den Fingerspitzen fühlte, während er den des Kranken zu fühlen

len glaubte. Nächtliche Anfälle von *Incubus* waren dabei nicht selten. Durch den Gebrauch des *Elix. acid. Haller.* mit *Tinct. nucis vomicae*, und später des *Extr. nuc. vom. spirit.* zu gr. $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{3}$ für sich, ist er bis auf seltne, höchstens halbstündige, und dann immer durch besondere Ursachen, Gemüthsbewegungen u. s. w. hervorgebrachte Anfälle fast ganz frei davon. Die Geschwulst in der *Regio epigastrica* dürfte häufig dann durch den aufgeblähten Magen, der bei Hysterischen z. B. nicht selten getroffen wird, bedingt seyn, und kann meist erst nach der gröfstentheils erfolgten Entleerung des Magens von den Speisen, also einige Zeit nach der Mahlzeit eintreten. Die Gasentwickelung bei *gefülltem* Magen oder Darm ist selten. Freuen würde es dem Ref. wenn der Vf. diese Ansicht einer gefälligen Prüfung unterwerfen wollte. Eine starke Pulsation der *Art. epigastrica* sah Ref. ebenfalls zweimal bei Schustern, die in Folge des Drucks von dem gegen die Brust gesetzten Leisten, eine Einbiegung des *Process. xiphoideus* hatten, wo dieser *Processus* wahrscheinlich die Arterie ringförmig umgab. — Die *Prognose* des Uebels ist günstig, so lange nicht Desorganisationen erfolgen, was bei langer Dauer nicht selten vorkommen mag. Die *Behandlung* hat nicht nur das gestörte Gleichgewicht in der Circulation herzustellen, sondern auch auf die Indigestion oder *Plethora abdominalis* Rücksicht zu nehmen, die freilich bald Folge, bald Ursache der *Pulsatio* seyn können. War die Menstruation unterdrückt, so empfehlen sich Aderlasse oder Blutegel (Schröpfköpfe), die auch bei vorhandenen Congestionen zum Kopf zu benutzen sind. Aufser diesen Zuständen dürften Blutentziehungen selten anwendbar seyn, wenigstens meist nur die örtlichen, wie sich denn auch dem Vf. selbst Blutegel wirksamer bewiesen haben, als Aderlafs. Während Digitalis, Alaun, und die Säuern nutzlos oder erstere gar schädlich sind, passen die salzigen Abführungen um so mehr, besonders die Mineralwässer, Carlsbad, Kissingen und Marienbad. Ihnen läfst man gelinde Amara mit aromatischen Wassern folgen. Besondere Berücksichtigung erfordert die Diät in physischer wie psychischer Hinsicht, welche der Vf. andeutungsweise näher ausführt. — Auch ohne unsere Empfehlung wird das vorliegende Werk sicher viele Leser finden. Möge sein Vf. uns recht bald wieder aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen mit einer ähnlichen Mittheilung erfreuen.

*ρ.*

Heidelberg, in d. akad. Buchh. v. Mohr: *Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen* von *Franz Karl Naegele* u. s. w. *Dritte*, vermehrte und verbesserte Auflage. 1836. 406 S. 8. Mit einem Kupfer.

*Ebendas.*: *Katechismus der Hebammenkunst*, als Anhang zu seinem Lehrbuch der Geburtshülfe für die Hebammen, von Dr. *Franz Karl Naegele* u. s. w. *Dritte* Auflage. 1836. 127 S. 8. (Beide Werke zusammen 2 Rthlr. 16 gGr.)

Die erste Auflage dieses Lehrbuchs erschien im Jahr 1830, zwei Jahre darauf die zweite, und in diesem Jahre folgte bereits die dritte, und in der That vermehrte und verbesserte Auflage. So enthält schon der erste Abschnitt in der ersten Abtheilung des ersten Theils wesentliche Verbesserungen, wie die §§. 70. 71. 76. 78. 85 u. s. w. genügend beweisen. Auch in den §§. 162 und 163 hat der Vf. eine nicht unbedeutende Veränderung vorgenommen. Es bedarf keiner weitern Anpreisung dieses Lehrbuches, dessen Deutlichkeit und Klarheit, zweckmäfsige Anordnung und wohl geprüfter Inhalt schon in frühern Anzeigen von vielen Seiten mit Recht belobt worden ist.

Eine besondere Erwähnung verdient aber der dem Lehrbuch als Anhang beigegebene Katechismus. Rec. ist ein erklärter Feind der Hülfs- und Repetitionsbücher für Studirende der Medicin und vorzüglich für solche, die sich zum geburtshülflichen Examen vorbereiten wollen. Wir beklagen den Studirenden, der in den theoretischen und praktischen Vorträgen auf Universitäten so wenig gelernt hat, dafs er bei Annäherung des zu bestehenden Examens in der Angst seines Herzens zu einem Hülfsbüchlein seine Zuflucht nehmen mufs, und bedauern noch mehr die Kreifsende, die einem Praktiker dieser Art in die Hände fällt, der in der Noth der Kreifsenden sein Hülfsbuch nicht berathen kann. Solchen Individuen baue man doch ja keine Brücken! Ganz anderer Meinung ist aber Rec. in Bezug auf oben angezeigten vollkommen zweckmäfsigen Katechismus, und unterschreibt das, was der geachtete Vf. in der Vorerinnerung darüber sagt, aus voller Ueberzeugung. Rec. hat durch mehrere Jahre den Unterricht von Hebammen geleitet, und sich überzeugt, wie unendlich schwer es solchen Frauen wird, mit sich selbst eine Prüfung über das, was sie gehört, gelesen, selbst auswendig gelernt haben, anzustellen, wie unmöglich es ihnen ist, einander zu prüfen, und wie albern von sich eingenommen die meisten Hebammen sind, wenn sie im praktischen Treiben nur irgendwie Land gewonnen haben. Dieser Katechismus aber giebt ihnen ein Mittel an die Hand auf die beste Art und Weise zu repetiren, sich und ihre Mitschülerinnen zu prüfen, und in der Folge einen Probierstein zu haben zu gewissenhaftem Gebrauch. Rec. wünscht daher aus guten Gründen, dafs dieser Katechismus allgemein eingeführt werden möge! —

*Hohl.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## MEDICIN.

1) Tübingen, b. Osiander: *Kritik der Principien der Homöopathie* von *F. G. Gmelin*, Doctor und Professor der Medicin in Tübingen. 1835. XIV u. 255 S. 8. (1 Rthlr.)

Lange haben die bedeutenderen Männer der alten Schule dem tollen Treiben *Hahnemann's* und seiner Sippschaft ruhig zugesehen, wohl wissend, dafs durch dergleichen müfsige und unbegründete Einfälle der Wissenschaft eben so wenig Eintrag geschehe, als durch eine zum Himmel aufsteigende Rackete Perturbationen im Laufe der Himmelskörper bewirkt werden können. So blieb die Sache mehr der Gegenstand eines kleinen Krieges leichter Truppen und beschränkte sich hauptsächlich auf unbedeutende Plänkeleien in den Tagesblättern. Ja, sie würde vielleicht gar nicht der Ehre würdig gehalten worden seyn, auf die Arena der eigentlichen Wissenschaft gebracht zu werden, da ja ihr Erfinder den Weg der wissenschaftlichen Prüfung selbst verschmähte, wenn sie nicht durch eine erzwungene Popularität ihren Einfluss unter Laien nach allen Richtungen geltend zu machen und dadurch die bestehende Ordnung im Staate zu gefährden gesucht hätte. Man würde vielleicht besser daran gethan haben, den allmählig heranwachsenden Feind sogleich mit aller der wissenschaftlichen Kritik zu Gebote stehenden Waffengewalt aufs Haupt zu schlagen, bevor er sich in der öffentlichen Meinung eine wenn auch nur vorübergehende Schutzwehr gebildet und so gewissermafsen einen Theil des Sieges zugeeignet hatte, ohne nur einmal auf herzhafte Weise angegriffen worden zu seyn. Denn nur zu leicht läfst sich der grofse Haufe durch Neuheit und oratorisches Blendwerk irre führen und nimmt das Schweigen des angegriffenen Theils für Zugeständnifs oder Schwäche.

Indessen schon fängt das Siegesgeläute der *Hahnemann*'schen Schaar an allmählig zu verstummen und die flüchtig errungenen Lorbeerzweige lassen ihre Blätter fallen. Der vernünftigere Theil der Laien sieht denn doch allmählig ein, dafs wenn auch die neue *Methodus exspectativa* (denn für diefs und für nichts Anderes kann sie Rec. halten) für manche currente und leichte Krankheitsfälle ausreicht, sie doch da, wo es gilt, dem Tode seine Beute abzuringen, im Stiche läfst. Eben so müssen aber auch die einsichtvolleren unter unseren jungen Aerzten zu der Ueberzeugung kommen, dafs ein wissenschaftliches Gebäude, wie es die Schule giebt, ein Gebäude, woran die tüchtigsten Arbeiter seit Menschengedenken gebaut und noch bauen, welches das ganze grofse und reiche Feld der Natur als sein Gebiet erkennt und namentlich alle Seiten der menschlichen Natur im gesunden wie im kranken Zustande erfafst, einem auf blofse trockene Symptomenjagd gegründeten Luftschlofs unendlich vorzuziehen sey. Wir sagen, die einsichtsvolleren, denn, wenn einer und der andere, aus Scheu vor den Beschwerden, die das Studium der älteren Medicin mit sich führt oder verlockt von der Sucht nach irdischem Gewinn, die schwerere Bürde von der Schulter wirft, und als Ueberläufer sich der neuen Fahne zugesellt, so wollen wir ihr diesen Zuwachs nicht mifsgönnen. Eben so wenig soll es uns kümmern, wenn einer und der andere unter den älteren Aerzten, dem die Spuhle am alten Rade nicht hurtig genug umläuft, diesem Beispiele folgt. Aber freuen mufs es uns, wenn bei aller sonstigen Verschiedenheit der Ansichten, die bedeutenderen Aerzte Deutschlands, und unter ihnen Männer, deren Namen man nur mit Ehrfurcht nennen darf, sich einstimmig gegen die neue Lehre erklären. Als *Browns* einseitige Erregungstheorie anfing in Deutschland bekannter zu werden, scheuten die ausgezeichnetsten Aerzte weder Zeit noch Mühe, sich dem Studium und der Prüfung derselben zu widmen und viele unter ihnen wurden ihre wärmsten Anhänger und Vertheidiger. Aber in ihr war Genialität, Consequenz und theilweise auch Wahrheit. Dagegen hat die Homöopathie unter ihren Anhängern auch nicht *einen* aufzuweisen, der vor seinem Uebertritt seine Tüchtigkeit in medicinischen Angelegenheiten und durch literarische Documente bewiesen hätte, dafs er zur Förderung der Wissenschaft und zur Ausübung der Kunst am Krankenbette allseitig gebildet sey, wir müfsten denn Herrn *Kopp* ausnehmen, dessen wissenschaftliche Verdienste wir gerne anerkennen und insoferne wir in seiner Schrift über Homöopathie mehr der Verführten als den Verführer erblicken, ihn gerne noch zu den Unsrigen zählen. Alle Anpreisungen in öffentlichen Blättern, alle Verlockungen und Vorspiegelungen von den grofsen Vorzügen der neuen Lehre, alle Ermunterungen zu Versuchen ihrer Anwendung, ja selbst die Gefahr, sich der Mittel zum Erwerb beraubt zu sehen, haben nicht vermocht, Männer, die von dem wahren wissenschaftlichen Geiste durchdrungen waren, von der einmal betretenen Bahn abzulenken. Hoffentlich wird es auch künftig so bleiben, und so mehr, wenn unsere deutschen Universitäten wie bisher, festhalten an Dem, was sich durch alle Zeiten als wahr erprobt hat, jedem wissenschaftlichen Streben nach höherer Erkenntnifs

und Ausbildung zwar sein Recht wiederfahren lassen, aber allen vagen Einfällen und leeren Hirngespinnsten kräftig entgegen treten, um auf solche Weise dem jüngeren Geschlechte Rückschritte und Reue über übel verwendete Zeit und Arbeit zu ersparen. Nicht ohne guten Grund haben bisher die Homöopathen Alles aufgeboten, um es dahin zu bringen, dafs eigene Kliniken für ihre neue Lehre auf Universitäten errichtet würden, wohl wissend, dafs wenn sie nicht auf solche Weise einen Theil der jüngeren Generation für sich gewönnen, ihnen alle Versuche, die alte Lehre umzustürzen, mifslingen würden. Indessen haben diese Versuche bisjetzt nicht sonderlich verfangen wollen, und so lange unsere Lehrstühle der Klinik noch mit Männern wie *Rust*, *Kruckenberg*, *Nasse*, *Conradi*, *Clarus*, *Henke* u. s. w. besetzt sind, dürfte von dieser Seite wohl kein sonderliches Unheil zu befürchten seyn.

Bei weitem mifslicher aber steht die gute Sache den Staatsgewalten gegenüber. Einige unter ihnen glaubten wenigstens der Stimme des für die neue Lehre enthusiasmirten Volkes Gehör geben und einen Beweis der Unparteilichkeit und Duldung ablegen zu müssen, dadurch, dafs sie ihr gleiche Rechte mit der alten Lehre einräumten, ohne freilich dabei zu bedenken, dafs Laien in einer rein wissenschaftlichen Angelegenheit keine Stimme zukommt und dafs über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer Heilmethode, die allen bisherigen Methoden den Stab bricht, aufser dem Urtheil sachverständiger Männer, nur mit Genauigkeit und strenger Prüfung angestellte Versuche entscheiden können, die indessen, wie allgemein bekannt, bis daher eher zum Nachtheil als zum Vortheil der neuen Lehre ausgefallen sind. Andere sehen dem geräuschvollen Treiben ruhig zu, ohne jedoch Eingriffe in die bestehende Ordnung der Dinge zu gestatten, was auf alle Fälle gerathener ist und ihnen ohne Zweifel spätere Rückschritte ersparen wird.

Unter dem wahrhaft gebildeten Theil der Aerzte herrscht nur *eine* Stimme über die Nichtigkeit und Unzulässigkeit der neuen Heilmethode, für ihn bedarf es daher auch keiner Widerlegung. Dagegen ist es an der Zeit, dem gebildeten Theil des nichtärztlichen Publikums, insbesondere aber denjenigen, welchen das Wohl der Staaten anvertraut ist, über die wahre Lage der Sache vollkommenen Aufschlufs zu verschaffen. Bereits haben nun auch mehrere angesehene Aerzte dazu den Anfang gemacht und in Schriften, welche auch den Laien verständlich sind, das Irrige und Nichtige der neuen Lehre in das hellste Licht gestellt. Besonderes Verdienst haben sich in dieser Hinsicht *Stieglitz* und *Sachs* durch ihre eben so gründlichen als lichtvollen Untersuchungen dieses Gegenstandes erworben. Ihnen reiht sich der Vf. der hier anzuzeigenden Kritik würdig an. Er beabsichtigt dabei, nicht blos die Lehren der Homöopathie in ihrem ganzen Umfang zu prüfen, sondern immer vorher die ihnen entgegenstehenden Grundsätze der alten Medicin in möglichster Kürze historisch zu entwickeln; wozu er zum Theil schon durch ein ähnliches Verfahren seines Collegen *Eschenmayer's* veranlafst wurde. Er bezweckte bei diesem Verfahren nicht nur die Homöopathie in ein helleres Licht zu setzen, sondern auch die alte Lehre, wie sie sich überhaupt bewähren sollte, zu befestigen, damit ihre Mängel und Lücken erkannt, und Andeutungen über ihre mögliche Ergänzung und Erweiterung gegeben werden können. Die Art und Weise, wie der Vf. dabei zu Werke geht, entspricht so ganz dem vorhabenden Zweck und ist so klar und lichtvoll, dafs wir schon deshalb diese Schrift denjenigen Nichtärzten, welche sich über diesen Gegenstand näher unterrichten wollen, dringend empfehlen.

Zuvörderst beschäftigt sich der Vf. mit der *Erkenntnifs der Krankheit*, und bemüht sich gegen *Hahnemann* darzuthun, dafs der innere Grund der Krankheit erforscht werden könne, und nachzuweisen, wie dieses geschehe, und wie diese Erforschung das Fundament jedes sichern Heilgeschäfts seyn müsse. Er zeigt, dafs die Lebenskraft ein Verstandesbegriff und eben darum ein Etwas sey, das nicht sinnlich wahrgenommen, sondern nur gedacht werden könne, aber auch gedacht werden müsse, sobald der menschliche Verstand die Erscheinungen nicht blos anschauen, sondern sie seinen Denkgesetzen unterwerfen will; dafs die Krankheit eine veränderte Thätigkeit der Lebenskraft, der Grund derselben daher nicht als etwas sinnlich Wahrnehmbares anzunehmen sey, *Hahnemann* aber mit Ungrund den Aerzten der alten Schule vorwerfe, dafs sie die Krankheit für ein materielles Ding ansehen, das, unabhängig von der Lebenskraft, im Innern des Körpers liegen könne. Wohl aber können die entfernten Ursachen der Krankheit im Körper verborgen seyn und in einem gewissen Zeitpunkt keine Krankheitssymptome hervorbringen, weil die Lebenskraft nicht für ihre Einwirkung empfänglich sey; ja der Körper könne wirklich krank seyn, ohne dafs sich die Krankheit durch Symptome offenbare. Gegen *Hahnemann* beweist der Vf., dafs das, was die Aerzte Grund der Krankheit nennen, nicht etwas von ihnen Erdachtes, ein dunkles Phantasiebild sey, und giebt zwar *Eschenmayer* zu, dafs die Lebensgesetze von anderer Beschaffenheit als die physischen, aber darum doch selbst physische Gesetze seyen, deren Erforschung zwar verwickelter und darum schwieriger, aber eben so möglich sey, als die der todten Natur. Obwohl wir den Grund der Krankheit, d. i. die veränderte Lebenskraft mit den Sinnen unmittelbar nicht wahrnehmen, so können wir dieselbe doch in ihren Wirkungen in der veränderten Beschaffenheit des Körpers erkennen. Der Vf. giebt zwar zu, dafs die von den Aerzten angenommene nächste Ursache vieler Krankheiten eine hypothetische ist, d. h., dafs bisjetzt noch nicht nachgewiesen ist, wie und welche Veränderung nach den Gesetzen des Lebens eintreten mufste, um eine bestimmte Krankheit hervorzubringen, aber er zeigt auch, wie förderlich und nothwendig der Gebrauch der Hypothesen unter gewis-

sen Beschränkungen insbesondere für den praktischen Zweck ist. Die einfachste Hypothese dieser Art sey, dafs, wo gleiche Symptome sind, auch die Krankheit eine gleiche sey. Diese Hypothese sey die älteste und auch diejenige, welche *Hahnemann* für den Zweck der Heilung annehme, ohne sie jedoch zur Bestimmung der nächsten Ursache zu benutzen. Aber gerade diese Hypothese sey die, die am meisten täuschen könne und in unzähligen Fällen wirklich getäuscht habe. Denn es gebe Krankheiten, welche sich zeitweise durch gar kein Symptom verrathen; ferner gebe es Krankheiten, die auch dem aufmerksamsten Beobachter in ihren Symptomen höchst ähnlich erscheinen, aber dennoch, wie sich später im Verlauf zeigt, höchst verschieden, und wieder andere, die sich durch verschiedene Symptome äufsern, und dennoch ihrer eigentlichen Natur nach ganz ähnlich und verwandt sind. Die letzte dieser Thatsachen gebe *Hahnemann* wider sein System selbst zu, wenn er ein ganzes Heer der verschiedenartigsten Krankheiten von der Krätze ableite, und mit antipsorischen Arzneimitteln behandele. Der Vf. zeigt ferner, dafs *Hahnemann* 1) wenigstens bei den epidemischen, chronischen und miasmatischen Krankheiten, so sehr er dieses von sich weifst, die Quelle, das Wesen, die gleiche Natur der Krankheit berücksichtige und sich davon leiten lasse; 2) dafs er aber hierbei die andern Hülfsmittel völlig und zum Schaden der Wissenschaft ignorire, und 3) dafs er anerkenne, dafs gleiche Krankheiten, welche eine gleiche Heilart erfordern, verschiedene Symptome haben können, woraus folgt, dafs die blofse Symptomenreihe nicht der sichere Ausdruck des inneren Krankheitszustandes sey.

Aus *Hahnemanns* eigenen Worten wird ferner nachgewiesen, dafs auch bei ihm die Symptomenreihe einer einzelnen Krankheit nicht entscheidet, sondern irgend etwas Anderes, das er nur durch Vergleichung mehrerer Fälle gewinnt, und das nichts Anderes ist und seyn kann, als die von ihm verworfene, aber unvermerkt zur Hinterthür wieder hereingekommene nächste Ursache der Krankheit, die er zwar sorgfältig zu nennen vermeidet, aber doch nicht umhin kann, mit dem Ausdruck: „Natur der Krankheit, Krankheitsprocefs" dasselbe zu sagen. Als Ergebnifs der bisherigen Untersuchung geht hervor, dafs das ganze homöopathische Lehrgebäude ohne Fundament sey. Denn wenn ganz ähnliche oder gleiche Krankheiten eine verschiedene Symptomenreihe, und umgekehrt, verschiedene Krankheiten eine gleiche oder ähnliche Symptomenreihe darbieten, so kann die Symptomenreihe nicht der sichere Anhaltspunkt seyn, auf den sich das ärztliche Verfahren gründen läfst, und derjenige, welcher die Symptomenreihe zum Anhaltspunkt nimmt, wird die gleichen Krankheiten verschieden und die verschiedenen Krankheiten gleich, somit also überhaupt die Krankheiten fehlerhaft behandeln.

Im zweiten, von der *Heilung* handelnden Abschnitt seiner Schrift, den wir der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen, zeigt der Vf. sehr schön, wie ein Theil der Krankheiten, einmal ausgebildet, bisjetzt aller Kunsthülfe Trotz bietet, ein anderer und zwar unter ihnen besonders die asiatische Cholera, wobei sich die Medicin nur die Rettung von wenigen Individuen mit vollem und gewissem Recht zuschreiben kann; ein dritter, welchen die Natur in der Regel von selbst heilt, wenn ihr nur nicht gewaltsam entgegengearbeitet wird; eine vierte Klasse von Krankheiten endlich sind diejenigen, die für sich mehr oder weniger gefährlich, durch zweckmäfsige Kunsthülfe in der Regel geheilt, durch Vernachlässigung oder schlechte Behandlung aber sehr oft langwierig werden, oder in andere schwere Krankheiten übergehen, oder unmittelbar mit dem Tode endigen, und daher das eigentliche Gebiet der ärztlichen Thätigkeit ausmachen. Als die erste und wichtigste Wahrheit hebt aber der Vf. den Satz heraus, dafs die Natur allein die Krankheiten heilt, dafs daher eine genaue Beobachtung der Vorgänge, durch welche der Natur die Heilung gelingt, das erste Erfordernifs des wahren Arztes ist, und dafs dieselbe Kraft, durch welche das gesunde Leben erhalten wird, auch das kranke erhält. Diese auf reine Thatsachen begründete Lehre von der Heilkraft der Natur wird nun von *Hahnemann* völlig geleugnet, und damit die Grundlage der ganzen alten praktischen Medicin verworfen. Auf eine sehr einleuchtende Weise thut hier der Vf. dar, wie *Hahnemann* hier in seinen Behauptungen mit sich selbst in Widerspruch geräth und wie aus seinen eigenen Sätzen folgt, dafs es in der Krankheit eine Heilkraft der Natur gebe. Er zeigt ferner an einigen Hauptmethoden, als Beispielen, wie diese Methoden sich einerseits an den General-Grundsatz der Therapie, nämlich die Heilkraft der Natur, als nothwendige Correlate anschliefsen, andererseits theils durch allgemeine Gründe als nothwendig, theils durch die Erfahrung bestätigt werden. Zugleich wird erwiesen, dafs aus den *Eschenmayer*schen Grundsätzen die *Hahnemann*ische Lehre durchaus nicht abgeleitet werden kann, vielmehr aus ihnen die alte Lehre hervorgeht, sobald das von *Eschenmayer* so genannte Polaritäts-Verhältnifs berücksichtigt wird, das zwar dieser bei den Elementen der Lebenskraft aufgeführt, aber im weiteren Verfolg, wo er auf die Principien der Heilung selbst kommt, nicht mehr beachtet hat.

Mit ausgezeichneter Schärfe und Klarheit beleuchtet der Vf. das *Hahnemann*'sche Princip, dafs, wenn man in dem kranken Körper eine der ursprünglichen Krankheit nach dem Symptomen ähnliche aber etwas stärkere Krankheitsaffection errege, beide Krankheiten aufhören und den Grund dieser Erscheinung, dafs nämlich eine schwächere dynamische Affection im lebenden Organismus von einer stärkeren dauerhaft ausgelöscht werde, wenn diese (der Art nach von ihr abweichend) jener sehr ähnlich in ihrer Aeufserung ist. Insbesondere geht aus dieser Beleuchtung hervor, dafs *Hahnemann* den Grundsatz, dafs

dafs die Krankheit durch eine analoge Arzneikrankheit allein gehoben werden könne, (*similia similibus*) durch die wenigen von ihm angeführten Beispiele keineswegs bewiesen habe. Es erfordert dieser Grundsatz, wenn er zur Basis der Heilung dienen soll, dafs die Arzneien eine absolute, unbedingte, die Wirksamkeit der Krankheit erregenden Potenzen weit überwiegende Kraft besitzen, welches ganz irrig ist, da ihnen vielmehr blofs eine relative und unendlich modificirbare Wirkung zukommt, es erfordert ferner dieser Grundsatz, dafs eine möglichst grofse Aehnlichkeit in der Symptomen-Reihe der Krankheit und der der Arzneiwirkung stattfinde, was, wegen der grofsen Veränderlichkeit beider, ebenfalls nicht möglich, und nur etwa in Beziehung auf einzelne Symptome erreichbar ist, deren Wichtigkeit und Werth aber erst genauer bestimmt werden müfste, weil sonst eine ganz unwesentliche Aehnlichkeit der Symptomenreihe zur Basis der Heilung genommen werden könnte. Es folgt somit, dafs *Hahnemann's* therapeutischer Hauptgrundsatz eben so sehr an sich, als in seinem weiteren nothwendigen Postulaten irrig sey, und mithin, wenigstens so, wie er von seinem Erfinder dargestellt werde, durchaus nicht an die Stelle der aus der Beobachtung der Natur unmittelbar hervorgegangenen therapeutischen Grundsätze der alten Schule gesetzt werden könne. — Gegen *Eschenmayer* beweist der Vf., dafs auch die alte Schule eine directe Heilmethode ganz in dem von diesem Autor angenommenen Sinn hat und sehr oft anwendet, wenn nämlich unter diesem Ausdruck diejenige Methode verstanden wird, durch welche die Reaction der Lebenskraft in einer bestimmten Richtung erregt und gesteigert wird, und dafs mit Unrecht ihre Methode überhaupt eine indirecte genannt wird. Denn die alte Schule hat mehrere Methoden und mufs sie haben, weil sie das Leben in seiner ganzen Vielseitigkeit aufzufassen bemüht ist, und die Lebenskraft nicht blofs als eine quantitative Gröfse kennt, sondern ihre specifischen Richtungen in den verschiedenen Functionen nachweist, und weil sie zugleich auf die Veränderungen der Systeme und Organe Rücksicht nimmt, welche diese in Krankheiten erleiden. Alle Methoden der alten Schule aber, mit Ausnahme derjenigen, welche die Entfernung der noch vorhandenen ursächlichen Momente der Krankheit bezweckt, beziehen sich auf das Leben und somit auf die Lebenskraft, welche in einem lebenden Körper mit den organischen Systemen und den Organen innig verschmolzen ist, und nur in der Abstraction als ein von ihnen Verschiedenes gedacht werden kann. Aber nicht alle Methoden der alten Schule bezwecken eine Vermehrung der Reaction der Lebenskraft, sondern eben so oft eine Verminderung derselben, oder eine Vermehrung dieser Reaction in einer, und eine Verminderung derselben in einer andern Richtung. Das Princip der homöopathischen Methode hingegen ist entweder nach *Hahnemann* das des Antagonismus, aber dann fehlen ihm alle die Bedingungen, unter denen sonst antagonistische Erscheinungen eintreten, die auf dem Antagonismus der Lebens-Factoren beruhen; oder das Princip dieser Methode ist nach *Eschenmayer* das der Verstärkung der Reaction in einer bestimmten Richtung, aber dann fehlt die Berücksichtigung der Verschiedenheit der Symptome, die eben sowohl Symptome der Hemmung, als Symptome der Reaction sind, und es fehlt ihm ferner die Rücksicht auf die verschiedenen Factoren des Lebens, die sich in den verschiedenen Functionen nachweisen lassen, und die allein den Massstab für die specifische Richtung abgeben können, in welcher die Reaction der Lebenskraft erfolgt.

Im *dritten* von den *Arzneimitteln und den Arzneigaben* handelnden Abschnitt wird besonders hervorgehoben, dafs die neue Schule nur Arzneien kenne, die nach *Hahnemann* eine absolute, unbedingte, die den krankhaften Schädlichkeiten weit überwiegende Macht besitzen, das menschliche Befinden umzustimmen, während doch oft Veränderung des Klimas, Bäder, Gesundbrunnen, veränderte Lebensart allein die schwersten Krankheiten heilen; dafs viele Arzneien im kranken Zustande ganz anders als im gesunden wirken, und aus der Wirkung im gesunden Zustande nicht auf die im kranken geschlossen werden könne; dafs im kranken Zustande ganz andere Gaben nöthig seyen, um die nämliche Wirkung hervorzubringen u. s. w. Der Vf. rechtfertigt die alte Schule gegen den Vorwurf, dafs sie die Arzneien immer gemischt gebe, indem manche bestimmte, durch die Erfahrung bestätigte Mischungen für bestimmte Heilzwecke dienen, auch die Arzneistoffe, welche uns die Natur liefert, keine einfachen Stoffe seyen. Eben so weist er den Vorwurf, der die zu grofsen Gaben und die durch dieselben hervorgebrachten Krankheiten betrifft, zurück. Sehr richtig bemerkt derselbe, dafs die Symptomenreihen, welche *Hahnemann* selbst in seiner reinen Arzneimittellehre giebt, mit der Symptomenreihe wirklicher Krankheiten in ihrer Aehnlichkeit nirgends übereinstimmen; dafs die Arzneireihen so viele, blofs subjective, nicht genau bestimmbare Gefühle und Empfindungen, und überhaupt eine solche Unzahl von Erscheinungen enthalten, dafs auch nur ein halbwegs deutliches Symptomenbild gar nicht möglich ist.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## MEDICIN.

1) Tübingen, b. Osiander: *Kritik der Principien der Homöopathie* von *F. G. Gmelin* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 10.)

Was die Hauptsätze dieser so eigenthümlichen Lehre in Hinsicht auf die Arzneigaben und die Potenzirung der Arzneien betrifft, so legt der Vf. mit überwiegenden und jeden gesunden Sinn überzeugenden Gründen das Irrige und Nichtige derselben dar, und zeigt, wie die Homöopathie nicht blos keinen Bund mit der Erfahrung gemacht habe, sondern ganz aus dem Gebiet der Erfahrung herausgetreten sey. Ehe von Erfahrung die Rede seyn könne, müsse man wissen, was Erfahrung sey und was zu einer Erfahrung gehöre. Erfahrungen, wie die bisher von den Homöopathen gemachten seyen keine Erfahrungen, sondern Täuschungen, denen die Grundlage abgehe, die dem Verstand Anderer die Anerkenntnifs einer Erfahrung abnöthigt. Man könne sogar hinzufügen, dafs es eine harte Zumuthung für einen Vernünftigen sey, Dinge nachzumachen, denen die Grundlage alles dessen fehle, was der Verstand als nothwendig erkennt, wenn ein Erfolg eintreten soll. Sehr beherzigenswerth und einleuchtend sind die Einwürfe des Vfs. gegen das *Eschenmayer*'sche Gesetz, dafs das qualitative und das quantitative Element in einem umgekehrten Verhältnifs stehe, womit dieser die hohe Potenzirung der Arzneigaben zu retten gedachte. Wir müssen es ihm besonders Dank wissen, dafs er sich der wahrlich nicht geringen Mühe unterzogen hat, diesen *Hahnemann*'schen Unsinn so gründlich und mit solchem Scharfsinn zu widerlegen. Allerdings ist es Pflicht und Gewissenssache jedes Arztes, diese Lehre zu prüfen, und wohl mögen Scherz und Spott bei Laien, die einmal für die Homöopathie eingenommen waren, vielfach geschadet haben. Aber verübeln kann man es Niemand, wenn er bei Sätzen wie die hohe Potenzirung der Arzneigaben, die so geradezu allen Gesetzen des gesunden Menschenverstandes und aller Erfahrung widerstreben, dem Witze freien Zügel läfst. Findet irgendwo der alte Spruch: *difficile est, satyram non scribere*, seine Anwendung, so ist es hier.

Nachdem der Vf. im *vierten* Abschnitt, *die Kranken-Diät* überschrieben, die Beschuldigung *Hahnemanns*, dafs die alte Schule die Diät nicht gehörig berücksichtige, zurückgewiesen hat, vermifst er mit Recht in der homöopathischen Krankendiätetik 1) eine Beschränkung der Menge, was entschieden einer der wesentlichsten Puncte sey; 2) eine Berücksichtigung der Verdaulichkeit der Speisen; 3) eine Berücksichtigung der Beschaffenheit der Speisen in Hinsicht auf die Natur der Krankheit und auf die Individualität des Kranken. Er hält es übrigens für wahrscheinlich, dafs ein Theil der Erfolge, deren sich die Homöopathen rühmen, ihrer Diät zuzuschreiben sey. Nicht als ob die besseren Aerzte der alten Schule ihren Kranken nicht ebenfalls eine bestimmte und zweckmäfsigere Diät vorschrieben, aber sie insistirten nicht mit der Beharrlichkeit darauf, wie die Homöopathen, welche die Diät als die *conditio sine qua non* des Gelingens ihrer Kuren betrachten, und von vorne herein die Unmöglichkeit eines günstigen Erfolgs ohne homöopathische Diät aussprechen. Defshalb werde die alte Schule wohl thun, wenn sie zwar ihre Grundsätze in dieser Beziehung beibehalte, aber strenger auf der Befolgung derselben beharre und wenigstens in vielen Fällen sie ebenfalls zu der Bedingung mache, unter denen das Gelingen ihrer Kuren allein wahrscheinlich oder gewifs werde.

*Die medicinischen Systeme und ihr Einfluss auf die Praxis* sind der Gegenstand des *fünften* und letzten Abschnittes dieses interessanten Buches. Der Vf. erörtert darin hauptsächlich die Frage, wie es möglich sey, dafs die medicinischen Systeme, die sich doch alle auf den immer gleichen Gegenstand beziehen, so vielen Wechseln unterworfen seyn konnten, ohne dafs sich die nachtheiligen Folgen hievon auf eine auffallende Weise kund gegeben haben, und schliefst mit der Beantwortung der Frage, welchen Gewinn die alte Medicin aus der homöopathischen Lehre ziehen könne.

Hier, wie durch die ganze Schrift beurkundet sich der denkende, allenthalben seinen Stoff beherrschende und auf dem alten guten Grunde der Wissenschaft sicher stehende Arzt, der das, was er einmal als wahr erkannt hat, sich weder durch das *Hahnemann*'sche noch durch ein anderes Trug-System entreifsen läfst, aber auch nicht blind ist gegen die Mängel und Gebrechen, wie sie noch der alten Lehre anhängen. Wir tragen daher kein Bedenken, diese Schrift den besten und gründlichsten Arbeiten beizuzählen, die bis jetzt gegen die neue Lehre erschienen sind, und empfehlen sie nicht allein dem ärztlichen sondern auch dem nichtärztlichen Publicum, für das sie sich noch besonders durch den darin herrschenden klaren und verständlichen Vortrag eignet, zur aufmerksamen und ernsten Prüfung.

*Hhm.*

2) Hamburg, b. Hoffmann u. Campe: *Der unsterblichen Narrheit Samuelis Hahnemanni Pseudomessiae medici scabiosi κατ' ἐξοχὴν Ἀγύρτου dritter Theil zweite Abtheilung*, oder kritische Betrachtungen über Herrn Oberhofraths *Kopp* Erfahrungen und Bemerkungen bei einer prüfenden Anwendung der Homöopathie am Krankenbette; ein Privatissimum für Lehrer der Arzneikunst und praktische Aerzte von *Friedrich Alexander Simon* jun. Dr. praktischem Arzte in Hamburg. X u. 222 S. 1836. 8. (1 Rthlr.)

3) Erlangen, b. Palm u. Enke: *Die Prüfung der Homöopathie.* In gemeinverständlicher Sprache vorgeschlagen von Dr. *Eisenmann.* 85 S. 1836. 8. (8 gGr.)

Wer die Verhandlungen für und wider die Homöopathie, wie sie gegenwärtig vorliegen, nur halbweg mit prüfendem Auge überschaut hat, dem mufs sich die Ueberzeugung aufgedrungen haben, dafs ihre Principien vor dem Richterstuhle der wissenschaftlichen Kritik eben so wenig als vor dem des gewöhnlichen gesunden Menschenverstandes zu retten sind, mögen sich auch *Eschenmayer* u. A. noch so viele Mühe geben, ihr irgend ein wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen. Ja, man kann wohl ohne Besorgnifs der Uebertreibung beschuldigt zu werden, behaupten, der ganze morsche Bau sey bereits durch *Stieglitz's*, *Gmelin's* u. A. gewaltige Schläge zur Ruine zusammengebrochen. *Sic transit gloria mundi!* Wenn sich daher auch die Anhänger dieser Lehre noch eine Zeitlang hinter den Schirm ihrer vermeintlichen Erfahrung verstecken, was wird es ihnen helfen? am Ende besteht doch nur Das, was wahr ist und den Gesetzen des vernünftigen Denkens entspricht. Rec. hofft es noch zu erleben, dafs sich allmählich einer nach dem andern von diesen Herren unvermerkt aus dem Treffen zurückziehen wird, um noch mit heiler Haut davon zu kommen und sich wieder unter die alten Fahnen zu reihen. Noch ist es Zeit, obwohl bereits Bresche geschossen wird und die Kugeln hageldicht fallen. Hr. *Simon* jun. ist, wie immer, im Vortreffen. Diefsmal hat er sich, wie unsere Leser aus Nr. 2. ersehen können, mit aller ihm zu Gebote stehenden Stärke und Gewandheit auf Hrn. *Kopp* geworfen, auf dessen Autorität die Homöopathen bekanntlich ein grofses Gewicht legen und ihn gerne den ihrigen nennen, obwohl er, bei Licht besehen, nur mit Unrecht den Homöopathen beizuzählen ist. Denn jeder vorurtheilsfreie Leser wird nach sorgfältiger Prüfung seiner Erfahrungen und Bemerkungen bei einer prüfenden Anwendung der Homöopathie entdecken, dafs er an der ganzen Sache bei weitem mehr zu tadeln als zu loben findet, und dafs nach Abzug dessen, was nicht stichhaltig ist, von der ganzen Lehre wenig mehr übrig bleibt.

Freilich mufs man sich wundern, wie Hr. *Kopp*, nach solchen Erfahrungen und nach solcher Ansicht von der Sache es der Mühe werth halten konnte, noch etwas davon als brauchbare Münze zurückzulegen und warum er nicht das Ganze als unbrauchbaren Ballast über Bord warf. In der That, man mufs sich wundern, wie ein erfahrener und in der alten Schule ergrauter Praktiker nicht zu der Einsicht gelangte, dafs eine Methode, die allenfalls gut ist, um die Folgen eines Räuschchens oder einer durchwachten Ballnacht danach zu behandeln, aber in allen ernsten Krankheitsfällen im Stiche läfst, überhaupt keine Berücksichtigung verdient.

Doch Hr. *Kopp* mufs diese Verirrung schwer büfsen. Kaum hat Hr. *Sachs* seine Lauge über ihn ausgegossen, so fällt er schon wieden Hrn. *Simon* in die Hande, aus denen bekanntlich nicht leicht Jemand loskommt, ohne blaue Flecke davon zu tragen.

Obgleich wir von der Nichtigkeit der *Hahnemann*'schen Spielereien vollkommen durchdrungen, und auch durch Hrn. *Kopps* Schrift keinen Augenblick von dieser Ueberzeugung abgekommen sind, so hat es uns doch leid gethan, einen Mann, wie ihn, der sich um unsere Wissenschaft wirkliche Verdienste erworben, auf solche derbe Weise angegriffen zu sehen. Wenn *Simon* sein grobes Geschütz gegen *Hahnemann* richtet, so vergilt er ihm nur Gleiches mit Gleichem, aber *Kopp* hätte eine nachsichtigere Behandlung verdient. Indessen der Wahrheit kann dabei nichts vergeben werden, und wenn man *Simons* Prüfung der *Kopp*'schen Erfahrungen genau und vorurtheilsfrei erwägt, so kann man nicht anders als zugestehen, dafs dadurch das *Hahnemann*'sche seichte Machwerk keine Stütze erhalten hat.

Nr. 3., obschon in *doloribus* geschrieben, denn sein Vf. büfst bekanntlich seine politischen Verirrungen noch in dem Kerker zu München, giebt uns dennoch auf eine sehr heitere und launige Weise einen kurzen aber klaren Abrifs der *Hahnemann*schen Absurditäten. Das Schriftchen ist besonders für Laien bestimmt, und wenn es unter ihnen noch irgend welche giebt, die über dem Modegeschrei der Stimme der Vernunft nicht hartnäckig ihr Ohr verschliefsen, so sollten wir meinen, müfsten sie dadurch zur Besinnung kommen.

Originell ist der Vorschlag des Vfs. zur Prüfung der homöopathischen Mittel an Gesunden. Die Regierungen sollen nämlich zwanzig verschiedene Arzneimittel, und zwar solche, die nach *Hahnemann* ganz verschiedene Symptome erzeugen, von Homöopathen und andern dazu sich bereit findenden Aerzten einnehmen lassen. Am 2. 3. 4. Tage, je nachdem die Homöopathen die Verabredung mit der Commission eingegangen haben, geben diese Aerzte einzeln die Symptome zu Protocoll, die das Mittel bei ihnen erzeugt hat, und bestimmen nach diesen Symptomen mit Zuziehung aller beliebigen homöopathischen Schriften das genommene Arzneimittel. Wenn nun die Homöopathen wirklich aus den verursachten Symptomen das ihnen unbekannte Arznei-

mit-

mittel bestimmen, dann ist die Homöopathie gerechtfertigt, und ihre heftigsten Gegner werden die wunderbare Kraft der unendlich verdünnten Arzneimittel anerkennen. Wenn aber der Versuch entschieden zum Nachtheil der Homöopathie ausfällt, wenn die Homöopathen die verkündeten Symptome der Arzneimittel, welche die ganze Basis ihrer Lehre ausmachen, nicht wahrnehmen können, oder wenn die Homöopathen, welche fordern, dafs man ihnen Menschenleben anvertraut, keine solche Bürgschaft für die Wahrheit ihrer Behauptungen geben wollen, weil sie voraussehen, welche Ergebnisse eine solche Prüfung liefern wird, und wenn sie dessenungeachtet fortfahren, die angebliche Wirkung ihrer Pseudo-Arzneien zu behaupten und damit ein freches Spiel mit Menschenleben zu treiben, dann wäre man nach des Vfs. innigster moralischen Ueberzeugung berechtigt, sie für Betrüger zu erklären und als solche zu behandeln. — Der Versuch wäre allerdings entscheidend, aber es läfst sich bei der bekannten Schlauheit dieser Herren erwarten, dafs sie ihn entweder umgehen oder dem Resultat irgend eine andere Deutung geben werden, um die Gunst des Publikums nicht zu verscherzen. Wie viel dazu gehört, dieses zu einem besseren Verständnifs in der Sache zu bringen, lehrt der berüchtigte Nürnberger Kochsalz-Versuch, der ja bekanntlich dasselbe bezweckte, was hier der Vf. in Vorschlag bringt, aber trotz dem, dafs er ganz zum Nachtheil der Homöopathie ausfiel, dem Unwesen dennoch keinen Abbruch gethan zu haben scheint. *Hbm.*

4) Leipzig, b. Kollmann: *Homöopathie und Leben.* Oder: Die Homöopathie, nach ihrem gegenwärtigen Verhältnifs zum Leben, und nach ihrem allseitigen, wohlthätigen Einflufs auf alle Lebensverhältnisse, betrachtet. Zur Beherzigung für die Laien in der Homöopathie. Mit einem Vorwort von Dr. *G. W. Grofs* in Jüterbogk. VII u. 566 S. 1834. 8. (2 Rthlr.)

Der Zweck dieses dickleibigen Buches ist kein anderer, als von der einen Seite den Laien *ad oculos* zu demonstriren, welch' eine verderbliche Sache es um die Allöopathie sey, von der anderen Seite aber die Homöopathie in das glänzendste Licht zu stellen. Besonders ist in letzterer Hinsicht keine Mühe gespart und aus allen Orten und Enden sind die buntfarbigsten Lappen zusammengetragen worden, um der gefeierten Königin einen recht stattlichen Mantel daraus zusammenzuflicken. Wir halten es für überflüssig, sie hier dieses Schmuckes zu berauben, da sie ja die wissenschaftliche Kritik bereits oft genug in *puris naturalibus* gesehen hat, und überlassen es gerne der gläubigen Menge, ihr die schwachen Füfse zu küssen. *Hbm.*

5) Karlsruhe, Druck u. Verl. v. Groos: *Offenes Bekenntnifs über Heilkunst im Allgemeinen und Homöopathie im Besondern*, von Dr. *L. Griesselich*, Grofsherz. Bad. Regimentsarzte u. s. w. zu Karlsruhe und Dr. *Schroen*, prakt. Arzte zu Hof in Baiern. (Aus der Hygea, Zeitschrift für Heilkunst u. s. w. 3. Bd. Heft 5 und 6. besonders abgedruckt.) VI u. von 321—354 S. 1836. gr. 8. (4 gGr.)

Wir beeilen uns, das uns erst jetzt zugegangene „*Offne Bekenntnifs* der Herren Drs. *Griesselich* und *Schroen*" unsern Lesern mitzutheilen und auf die zwar kleine, aber sehr wichtige und gehaltreiche Schrift alle sich für Arzneiwissenschaft Interessirende aufmerksam zu machen. Kaum nöthig ist es wohl zu bemerken, dafs der erste der Confitenten einer der gewichtigsten homöopathischen Vorfechter ist und sich vielfältig und lange genug mit der Homöopathik befafst hat, um in dieser Hinsicht ein bestimmtes und, wie es scheint, redliches Eingeständnifs ablegen zu können.

In dem Vorworte sagen die Hn. Vff.: „Die vielfachen Mifsverständnisse der Aerzte über die homöopathische Heilkunst, der gänzliche Mangel an Einsichtsnahme derselben von Seiten vieler Aerzte, das Verkennen ihres wahren Werthes von Seiten homöopathischer Aerzte, die einseitige Richtung dieser und ihr Anhängen an *Hahnemann*'schen Lehren, die vor der Kritik nimmer Stich halten — diese Rücksichten haben uns bewogen, das *offne Bekenntnifs* zu verfassen und dem Urtheile parteiloser Aerzte vorzulegen, indem wir hoffen, dadurch zu nützen und zur Entwirrung eines, die Wissenschaft entheiligenden Streites beizutragen, den die Geschichte als einen ewigen Schandfleck der Heilkunst brandmarken wird" — und sprechen hierdurch den so oft gehegten Wunsch *aller*, ihre Wissenschaft ebenso liebenden, als achtenden Aerzte aus; denn auch sie fühlen recht schmerzlich, „dafs nur Ueberschätzung und Unwissenheit von der Glorie der jetzigen Heilkunst im Allgemeinen sprechen können, indem dieselbe nie der echten Glorie weniger, nie der Schein- und Flitterglorie mehr besessen hat, als jetzt, wo *Jeder* vermeint, die Kunst werde geziert, wenn er ihr die Erzeugnisse seiner Phantasie und die Truggebilde seiner schlechten Beobachtung anklebt. Nur blinde Nachbeter können den Zustand der Homöopathie preisen, welche, zwar herrlich in ihren Grundzügen, oft recht hetzlich schlecht in ihrer Ausführung geworden ist, durch empfindliche Autoritäten, geistloses Nachbeten, sinnwidriges Raisonniren und blinden Enthusiasmus." Allein wodurch ist dieser Zustand entstanden? doch wohl nur durch das Herabziehen der medicinischen Wissenschaft in die Sphäre leidenschaftlicher Laien, welches *Hahnemann* und seine blinden Nachbeter bewirkten, indem sie *aller* medic. Erfahrung Hohn sprachen und diejenigen Aerzte mit allen nur möglichen Schimpfnamen beehrten, welche bei sinnlosen Theoremen der gesunden Vernunft auch ein Urtheil zugestehen wollten. Wie hätte je ein solcher Streit entstehen können, wenn jeder Dissentirende sich wie die

Her-

Herren Vff. ausgesprochen hätte? „Wir sprechen in den folgenden Sätzen unsre Meinung aufs Freieste aus; weil wir lebhaft durchdrungen sind von der Wahrheit dessen, was wir sagen, weil wir sehnlichst wünschen, etwas zum Besserwerden beizutragen und weil es uns darum zu thun ist, wo möglich alle diejenigen unter einer gemeinsamen Fahne zu befreunden, denen die Kunst noch etwas mehr ist, als Befriedigung des Ehrgeizes und Erwerb äufserer Vortheile. Gerne möchten wir etwas dazu beitragen, auf dafs der alte Bau, Medicin genannt, nicht zusammenstürze und kein Zeitalter für sie beginne, wie es von Galenus an begann. Die Stützen dieses alten Baues dürfen nicht etwa gar den Einsturz befördern, und das Brauchbare davon darf unter dem Schutte nicht begraben werden. Tadle man unser Vorhaben wenigstens nicht so obenhin. Wir ehren jede auf Gründen beruhende Ansicht Anderer, jede darauf gebaute Handlungsweise. Unser Angriff gilt nur der Grundlosigkeit, der Nachtreterei und dem Dünkel. Diese müssen an der Wurzel gefafst werden und man ist es zu thun verpflichtet, wenn damit geholfen werden kann." Ihr Wunsch ist nicht, eine neue Secte zu bilden, oder mit Widerspruch zu prahlen; sondern nur der, dafs es Männern, die das Suchen nach Wahrheit gleichen Weg mit ihnen führt, gefallen möge, sich an sie anzuschliefsen, oder sie eines Besseren zu überführen. „Lasset uns, Freunde, die wir die Wahrheit suchen, zusammenwirken, uns unterstützen und ermuthigen durch Verfolgung Eines Zieles! Die einzelne Stimme verhallt und wird erstickt vom Feinde der Wahrheit: dem Eigennutze. Erheben wir also unsere Stimme zusammen, damit die Nebel sich zerstreuen, und das Irrlicht vergehe vor dem wahren Lichte." — Die Vff. geben nun folgende Sätze mit kurzen Erläuterungen: 1) die Heilkunst bedarf einer kritischen Sichtung ihrer Fundamentalsätze. Die propädeutischen Wissenschaften überragen die Heilkunst weit, und am weitesten steht die Therapie zurück. 2) Damit es hier besser werde, mufs zuerst die Speculation in Schranken gewiesen werden. Sie artet in der Heilkunst in Willkür und Träumerei aus. 3) Eine Hauptursache des obwaltenden Zustandes der Heilkunst mag wohl in der Art, wie sie von Vielen getrieben und gelehrt wird, liegen. Systemsucht und Mangel an Beobachtung sind Grundfehler. 4) Medizinische Corporationen tragen den Keim zum Autoritätenwesen in sich, führen eine Art von Nepotismus in die Heilkunst ein und halten ihn fest. 5) Mangel an Collegialität, Brodneid und Zunftgeist sind Ursache, dafs die Heilkünstler nicht so geachtet sind, als sie es doch selbst wünschen und es die Kunst verlangt. 6) Was man *rationelle* Heilkunst nennt, besteht wohl in der That *nicht*, oder ist oft mehr oder weniger irrationell. 7) Von der *hippokratischen* Heilkunst sieht man wenige Spuren in der jetzigen s. g. rationellen Heilkunst. 8) Die Heilkunst, welche auf allgemeinen Indicationen beruht, ist die grofse Heerstrafse des Schlendrians und hat mit der *Ratio* nichts zu schaffen, wohl aber mit der Phantasie und der Willkür. (Rec. scheint es, ein Bedürfnifs des Verstandes zu seyn, zu generalisiren und selbst die dieses widerstreitende Vff. gestehen es später ein und denken bei Entzündung an Aconit, wie die Allöopathen an Blutentleerung). 9) *Hahnemann* hat das unbestreitbare Verdienst, die Nothwendigkeit einer Umgestaltung der Heilkunst thatsächlich angeregt, und vor Allen wesentlich dazu mitgewirkt zu haben. 10) Diese Umgestaltung, so weit sie von *Hahnemann* ausgeht, ist in der Lehre der Homöopathie enthalten und gründet sich auf die wenigen, durch Theorie und Praxis nicht umzustofsenden Fundamentalsätze der Lehre. (Es wäre zu wünschen, dafs diese uns klar von den Vff. mitgetheilt würden — denn wahrlich wenig nur bleibt ihnen von der ursprünglichen Homöopathie. Rec.). 11) *Hahnemannsche Medicin* (*Hahnemannismus*) und *Homöopathie* sind in den letzten Jahren zweierlei geworden und müssen wesentlich unterschieden werden. „*Hahnemann* selbst hat in Vielem seine ursprüngliche bessere Bahn verlassen und sich in eine Menge unauflösbaren Widerspruches mit sich selbst verwickelt, den nur ein Heer Unmündiger als Consequenz anzustaunen fähig ist." 12) Die *Hahnem. Medicin* ist ein Aggregat von Wahrem und Unwahrem, und kann *in ihrer Totalität* von keinem wissenschaftlichen Arzte mehr adoptirt werden. 13) Was von den Anhängern der *Hahnem.* Medicin *reine* Homöopathie genannt wird, insofern sie alle Willkürlichkeiten und Inconsequenzen *Hahnemann's* unbedingt annimmt, verdient diesen Namen nicht. (Zu den sogen. Mischlingssecten gehören auch diejenigen homöop. Aerzte, welche es ihren Kranken überlassen, ob sie homöop. oder allöopatisch behandelt seyn wollen, ferner die, welche den homöop. Mitteln zuweilen echt allöopathisch wirkende unterschieben u. s. w. Rec.). 14) Die Homöopathie, vom Hahnemannismus entkleidet, ist wohl noch nicht soweit gediehen, dafs der Arzt, der ihr huldigt, immer und in allen Fällen gewisser anderer therapeutischer Proceduren entbehren könne, wenn sie auch in den bei weitem meisten Fällen jede andere Methode weit übertrifft. 15) Die Homöopathie ist diejenige Methode, welche sich zur Entfernung von Krankheiten *specifischer* Arzneien bedient. (Die Homöopathie will spezialisiren, ja individualisiren, die Alloöp. generalisiren; indessen widerspricht jenem die Anwendung des Aconits). 16) Specifischen Arzneien stehen nicht specifische Krankheiten im Sinne der alten Schule gegenüber. Jeder Krankheitsfall ist als individuell anzusehen, und mit Heilmitteln zu behandeln, die in specifischer Beziehung zur concret vorliegenden pathologischen Form des erkrankten Organes stehen. 17) Das Wort „specifisch" bezeichnet also das wechselseitige Verhältnifs zwischen Arznei und jedesmaligem Krankheitsfalle.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## MEDICIN.

5) Karlsruhe, Druck u. Verl. v. Groos: *Offenes Bekenntniss über Heilkunst im Allgemeinen und Homöopathie im Besondern*, von Dr. *L. Griesselich* und Dr. *Schroen* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 11.)

18) Die Methode, solche Arzneien anzuwenden, ist als die nächstwirkende, directe anzusehen, schliefst daher möglichst genaue Kenntnifs des Krankheitsfalles und der Arznei in sich. Sie ist der nächste und vorzüglichste Weg zur Besiegung der Leiden, während jede andere Methode nur auf Umwegen zu jenem Ziele streben kann. (Der nächste und *sicherste* Weg ist in vielen Fällen die Entfernung des krankmachenden Stoffes oder des Krankheitsproductes z. B. durch Evacuantia, Paracentesis u. s. w., in einzelnen die Verminderung des in Mifsverhältnifs zum übrigen Organismus zu reichlich bereiteten oder durch Krankheitsreize dynamisch veränderten Blutes bei Plethora und Entzündungen. Rec.). 19) Der Satz *Similia Similibus curantur* drückt das wechselseitige Verhältnifs zwischen Krankheit und Arznei aus. Die Erklärung, welche *Hahnemann* giebt, ist ganz willkürlich und giebt falsche Begriffe vom Heilungsvorgange. 20) Von dem Satze *Similia Similibus* an mufs die Theorie der Homöopathie neu erbaut werden. Die *Hahnem.* Sätze sind gröfstentheils ungegründet und sein Organon ist voll Sinnwidrigkeit, Zweideutigkeit, Inconsequenz und offenbar Unwahrem, wodurch das Gute unzugänglich wird. 21) Es giebt verschiedne Wege zum Heilen. 22) Was *Hahnem.* als allöopathische Methode schildert, enthält mehrere Methoden und die Schilderung von jener ist, wiewohl im Ganzen meistens richtig, im Einzelnen nicht selten verfehlt. 23) Die antagonistische, ableitende Methode ist eine wirkliche Heilmethode, und beruht darauf, dafs die Thätigkeit eines mit dem kranken Organe polarisch verwandten gesunden Organes in Anspruch genommen wird. 24) Die antipathische, enantipathische Methode setzt in dem erkrankten Organe dem Krankheitsprocesse einen gerade entgegengesetzten Procefs entgegen und sucht so das ursprüngliche Leiden zu beseitigen. Eine in der Natur der Sache begründete Heilmethode. „Wenn auch nicht geleugnet werden kann, dafs sie namentlich bei Entzündungen edler Organe langsamer, mit gröfserem Verluste für den Organismus und jedenfalls unzuverlässiger dem Ziele entgegenführe, als die specifische, so bleibt sie dennoch ein in der Natur begründeter Heilweg." (Ein noch sehr zu beachtender und gewifs nicht in der Erfahrung begründeter Ausspruch, den Rec. bei Gelegenheit einer Beurtheilung der homöop. Leipz. Jahrbücher in *Hecker's* Annalen, besonders in Bezug auf Pneumonie erörterte.) 25) Was sich in neuerer Zeit als sogen. *Isopathik* hat geltend machen wollen, ist ein arges Gewebe von Confusion und schaaler Analogie mit ein wenig und zwar falsch verstandener Wahrheit. „Dies hier noch besonders zu erläutern, halten wir für ganz überflüssig; ein solch unzeitiges Ding, welches eben so vorwitzig, als abgeschmackt in die Welt gesetzt wurde, ist kaum einer Beleuchtung werth und bedarf ihrer weniger an und für sich, als zur blofsen Warnung vor dreister Albernheit und wahrhaft schaudervollem Unsinne." 26) Allen Methoden *mufs* die Idee von der, der Natur einwohnenden Kraft zum Grunde liegen, welche nach gewissen Gesetzen im gesunden wie im kranken Zustande selbst thätig ist. 27) Im Gesunden heifst die Kraft gewöhnlich Lebenskraft, im Kranken Naturheilkraft. Die eine kann nicht zugestanden und nicht abgeleugnet werden ohne die andere; *jeder Arzt mufs beide vor Augen haben.* 28) Es erfolgen sehr viele Heilungen lediglich durch die Heilkraft der Natur. 29) Viele bekannt gemachte homöop. wie allöop. Heilungen sind lediglich durch die Heilkraft der Natur allein bewirkt, und diefs öfters unter zweckwidrigem arzneilichem Eingreifen. 30) Es bedarf zur Heilung mittelst des specifisch passenden Mittels nicht erst der Hervorbringung einer *künstlichen ähnlichen* Krankheit, welche die natürliche besiegen soll. 31) Die Lehre von der homöop. Verschlimmerung ist, in ihrer Gesammtheit betrachtet, und namentlich so weit sie der Theorie von der Hervorbringung einer künstlichen Krankheit zum Stützpunkte dienen soll, ungegründet. — Die sogenannte homöop. Verschlimmerung halten die Vff. für Zeichen der anwesenden und des Eintrittes ganz neuer Krankheitserscheinungen und für Aeufserung eines krankhaft erhöhten Reactionsvermögens. Die Annahme dieser Verschlimmerung scheint ihnen für die Praxis sehr gefährlich, da kein Mensch angeben kann, wie lange sie abgewartet werden soll. — 32) Manche Krankheiten lassen, dermalen noch, an ihrem Verlaufe mittelst Arzneien nichts Wesentliches ändern. Manche Krankheiten verschwinden nach Behandlung mit specifischen Mitteln für längere Zeit, und kommen dann in derselben oder in anderer Gestalt wieder. 33) In das Feld der Physiologie fällt die Forschung nach den Beziehungen der Heilstoffe zu bestimmten Er-

krankungsformen bestimmter Organe. 34) Wie Physiologie der Pathologie vorhergehen muſs und diese sich auf erstere gründet, so die Prüfung der Heilstoffe am Gesunden, der Prüfung am Kranken. 35) Weder der physiologische noch der pathologische Versuch für sich allein giebt dem Arzte bestimmte Anzeige zur sichern Anwendung eines Heilmittels; *beide* Versuche *ergänzen* sich wechselseitig und sind für den Arzt von fast *gleichem* Werthe, insofern die Erfahrung am Krankenbette das erst bewähren muſs, was das Medikament durch den Versuch am Gesunden leisten zu wollen verspricht. 36) Sämmtliche *Hahnem.* Arzneiprüfungen bedürfen einer neuen sorgfältigen Nachprüfung, nach ganz bestimmten Grundsätzen angestellt. „Da ist von keiner Arzneikrankheit die Rede, nicht von ihrem Verlaufe, weder vom Anfange, noch vom Ende, und Alles verliert sich in diffuses Wirren von Symptomen, von denen man nicht weiſs, wie sie kommen, wie sie gehen, wie sie sich zu einander verhalten." — 37) Jeder Heilstoff gewährt uns vermittelst seiner wesentlichen und Hauptsymptome ein Bild seiner Gesammtwirkung, in welchem sich die Arzneikrankheit mit ihren vorzüglichsten Erscheinungen nach Gang und Verlauf, In- und Extensivität abspiegelt. Die Arzneimittellehre wird somit ihre Diagnostik bekommen, wie die Pathologie. (Wie diese Arzneiversuche angestellt werden müssen, lehren die Vff. in den Erläuterungen und Rec. gesteht, daſs auch er von solchen Prüfungen viel Gutes erwartet.) 38) Eben so gestaltet sich jeder Krankheitsfall in seinen wesentlichen Haupterscheinungen zu einem Bilde. 39) Des Arztes Hauptarbeit ist daher *Diagnostik*; sein Geschäft ist es, das Krankheitsbild mit den Arzneibildern zu vergleichen und hiernach das Heilmittel zu wählen, welches mit seinen wesentlichen Erscheinungen (woraus wir auf seinen Charakter schlieſsen) den wesentlichen Erscheinungen der Krankheit (aus welchen wir auf die Natur der letzteren zu schlieſsen berechtigt sind) entsprechen muſs. Denn bestimmte Reihen sich wiederholender pathologischer Erscheinungen entsprechen bestimmten, ein zusammenhängendes Ganzes bildenden, Arzneisymptomenreihen. 40) Wenn auf diesem Wege der Forschung gegangen werden wird, kommen wir der Natur der Krankheiten und der Arzneien näher, da auf diese Weise Krankheiten und Arzneien unbezweifelt einander erläutern helfen. 41) Daſs das Heilmittel passend sey für den vorliegenden Fall, ist das Haupterforderniſs der specifischen Beziehung. Um aber den bestehenden Grad der Lebensthätigkeit in dem kranken Organismus, wie in dem kranken Organe richtig anzusprechen ist das zweite Haupterforderniſs die *Wahl der passenden Arzneigabe.* Richtiges Mittel und richtige Dosis müssen Hand in Hand gehen, um die Reaction des Organismus heilkräftig bethätigen zu können. 42) Damit aber die passende Gabe des richtigen Arzneimittels seine Wirksamkeit gehörig entfalte, ist es nöthig, daſs das Kranke ein entsprechendes Verhalten befolge — Leib- und Seelendiät sind Bundesgenossen der qualitativ und quantitativ richtig gegebenen Arznei. „Der Homöopathie dient es zur Zierde, die Aufmerksamkeit der Aerzte hierauf gerichtet zu haben; allein es unterliegt keinem Zweifel, daſs manche bekannt gemachte, homöopathischen Arzneien zugeschriebene, Heilung nur im guten Verhalten ihren Grund hat." — 43) Verschiedene homöop. Mittel dem Kranken zu gleicher Zeit gemischt zu geben, *ist* ein Rückschritt in die finstre Nacht der alten *Materia med.* „Ueber die Wirkung mehrer Mittel zusammengemischt haben wir keine Kenntniſs und die alte Medicin kann mit keinen Gründen der Wissenschaft beweisen, daſs die Mischungen zweckdienlich seyen." (Warum sollen wir von bestimmten Mischungen nicht gleiche Erfahrungen abstrahiren können? Geschah es nicht von den verschiednen Mineralquellen? Denn, schwer ist es bei nüchterner Beobachtung an einen Brunnengeist zu glauben! Selbst die Vff. sagen, daſs zusammengesetzte Mittel, Schwefelleber u. s. w. geprüft sind — warum können es nicht auch andere?) 44) Was *Hahnemann* über die alleinige Anwendung nur der feinsten Gaben sagt, ist eben so willkürlich, als es gefährlich für die Praxis ist. Die Methode, die Arzneien nur in der 30. Verdünnung den Kranken riechen zu lassen, ist eine höchst bedenkliche Uebertreibung. „Die Gaben sind eine Leiter, deren einzelne Sprossen dem Arzte gleich groſsen Werth haben müssen; er verschlieſst sonst seiner Thätigkeit das Feld umsichtigen Wirkens und läſst Kranke unter dem Drucke seiner Einseitigkeit seufzen — — *auch wohl sterben.* Und jede Stunde Leidens, die wir ihm ersparen zu können glauben, müssen wir ihm abnehmen. Ein Mittel kann also ganz richtig gewählt seyn, und dem Kranken gereicht doch nichts wirken, weil die Gabe nicht angemessen ist. Daraus entspringt mit das Herumtappen in verschiednen Mitteln, wie man es in Mittheilungen von Krankheitsgeschichten der Homöopathiker nicht selten findet." 45) Eben so hat das, was er (*Hahnemann*) über die Wirkungsdauer der Arzneimittel sagt, nur sehr bedingten praktischen Werth. (Anstatt wie die Hahnemannianer 3 Gaben zu 6 Kügelchen der 24. Verdünnung in 24 Stunden bei der Pneumonie zu reichen, geben die Vff. alle halbe Stunden einen oder mehrere Tropfen der ersten Verdünnung.) 46) Die Lehre von den chronischen Krankheiten und ihren drei Grundursachen (*Psora, Syphilis, Sycosis*) ist nicht zu retten, und des Rettens auch nicht werth. (Die Vff. wollen sich nicht auf umständliche Widerlegung dieser argen Uebertreibung einlassen, deuten indessen auf so viele Fälle hin, wo auch kein Gedanke an Ansteckung mit diesen Krankheiten sich findet; überhaupt werden nach ihnen die Krankheiten mehr *ererbt*, als erworben.) 47) Eine Trennung der Arzneien in antipsorische, nicht antipsorische u. s. w. ist also ganz unstatthaft. 48) Die ganze Lehre vom Potenzirtwerden der Arzneien ist in sich selbst widersprechend und nicht zu vertheidigen, abgesehen davon, wie unendlich diese *Hahnem.* Willkür der guten Sache geschadet hat

und

und noch fortwährend schadet. — Die Aufdrücke Millionpotenz, Trillionverdünnung u. s. w. sind ganz unstatthaft und zu verbannen. „Diese Lehre bildet in der *Hahnem.* Medicin ein Hauptdogma, und doch sind noch gar keine Beweise gegeben, dafs das Statt finde, was *Potenziren* genannt wird. Es herrscht Willkür mit Worten, Vermengung verschiedner Begriffe und Gesetzlosigkeit im Aufstellen von Naturgesetzen." Zum Beweise dieser Behauptung stellen die Vff. das Beispiel von 2 verschiednen Heilstoffen auf. Die Kraft der Belladonnatinctur kann nicht durch Schütteln entwickelt werden, denn sie ist schon frei, wohl aber die der trocknen *Calcarea carb.* durch das Verreiben, durch welches der genommene Heilstoff in allen seinen Theilchen auf die Nervenenden einwirken kann. Der Act dieses Entwickelns, welcher den des Kleinmachens immer einschliefst, hat übrigens seine Grenze und die Materie hört einmal auf, durch Wirksamkeit sich uns zu offenbaren. *Hahnemann* warnt selbst immer vor der Anwendung zu niederer *Potenzirungen*, weil sie zu stark wirkten, und dennoch will er nur *hohe* gegeben wissen, die ja eben seiner Theorie nach die stärksten seyn müfsten, vor denen also am meisten zu warnen wäre. Allein glücklicher Weise verhält sich die Sache ganz anders, es sind hier wirkliche und reine Verdünnungen; ob ich 2 oder 200 oder 2000 *Mal* schüttle, ist in Bezug auf die sogenannte Potenzirung vollkommen gleichgültig, wie die tägliche Erfahrung gegen *Hahnemann* und seinen vollkommen aus der Luft gegriffnen Versuch mit dem Natron (Org. Aufl. 5. p. 281.) genugsam zeigt." 49) Der Homöopath-Arzt *mufs* mit der gesammten Medicin vertraut seyn, er bedarf aller Vorkenntnisse, wenn er nicht ein blofser Handwerker seyn will, dessen Kunst nur in gefährlichen Versuchen besteht. Es mögen dies recht Viele bedenken, die ohne gründliche Vorkenntnisse einen Beruf zur homöop. Praxis zu haben glauben (hört! hört!) Ihr Unwesen fällt dann der Homöopathie zur Last. 50) Die Pathologie in ihrem innern Zusammenhange ist von den homöop. Aerzten viel zu sehr vernachlässigt worden, und die Behauptung Mancher, der Inbegriff der Symptome sey lediglich die einzige Indication, ist nicht zu rechtfertigen, indem dies alle weitern Vorkenntnisse entbehrlich machen würde. „Der beste Beweis ist die Literatur der Homöopathie; man redet oft so gedankenlos nur vom s. g. *Decken der Symptome* mit Arzneien, ohne das *Verhältnifs* der Symptome zu würdigen." 51) Die Pathologie wird besser werden, wenn man *vergleichend* zu Werke gehen wird. Der Mensch ist nicht der einzige Leidende, wie er auch nicht der einzige mit Leben begabte ist. 52) Wahre und echte Krisen kommen vor und sind höchst beachtungswerth. Nirgends kann man sie besser studiren, als bei zweckmäfsiger Behandlung mit specifischen Mitteln. (Am sichersten erscheinen die *wahren* und *echten* Krisen bei zweckmäfsiger Diät; die durch specifisch wirkende Mittel hervorgebrachten sind nie reine Krisen. Rec.) 53) Die bei homöop. Behandlung gebräuchlichen Mittel können zu jeder Tageszeit gegeben werden, wenn sie sonst indicirt sind. 54) Die Gemüthsbeschaffenheit ist bei der Wahl der Arznei wohl kaum von der Wichtigkeit, wie sie *H.* annimmt. 55) Geisteskrankheiten werden offenbar durch die homöop. Methode mit weit glücklicherm Erfolge, als durch jede andere, behandelt (*quod erat demonstrandum!*) 56) Die Chirurgie soll ihren Ruhm nicht suchen in der grofsen Zahl der gemachten Operationen, und in der Geschicklichkeit, das Messer kunstgerecht und sicher zu führen, sondern darin, dafs sie durch innerliche und äufserliche Anwendung von Heilmitteln die Operationen unnöthig macht. 57) Die Behandlung s. g. chirurgischer Krankheiten mit specifischen Mitteln hat schon in manchen Fällen eine Operation wirklich entbehrlich gemacht. 58) Die Geburtshülfe, wie sie *J. H. Wigand* hingestellt und ausgeübt hat, zeigt, was dynamische Geburtshülfe ist. Die bewährten homöop. Grundsätze, auf dieses Fach übergetragen und verständig gehandhabt, müssen der dynamischen Geburtshülfe eine Wiedergeburt bringen.

Resumiren wir den Inhalt der Schrift, so bekennen die achtbaren Vff. darin: „dafs sie hinsichtlich der alleinheilenden Hahnemannschen Lehre sich geirrt haben; von ihrem Meister düpirt sind; die Hahnemannsche Anwendung der feinsten Gaben der Heilmittel für die Praxis gefährlich sey; sie die *reine*, auf specifische, zu Gesunden, aber nicht nach Hahnemann's und dessen Nachbeter Art geprüfte Heilmittel basirte *Homöopathie* jeder anderen Heilmethode vorziehen, indessen dieselbe auch nur für eine Methode und nicht für das einzige Heilprincip halten, weil nicht immer die alten Heilmethoden entbehrt werden können"*). Noch geht aus dieser Schrift hervor: dafs es wohl noch nicht an der Zeit sey, den homöopathischen Aerzten, welche von den Herren Vffn. in der Mehrheit als blinde Enthusiasten, **) sinn-

*) Bei der Versammlung des Centralvereins homöop. Aerzte am 10. Aug. 1836 zu Magdeburg billigte derselbe die vom Dr. Wolf entworfnen 18, vielfach mit den im „offnen Bekenntnisse" übereinstimmenden Thesen, von denen die 16. lautet: *Wir verdammen nicht die ältere Medicin und wollen die gänzliche Entbehrlichkeit mancher Heilmittel, z. B. des Aderlasses für alle Fälle nicht behaupten.* (Allg. Anz. d. D. 1836. Octbr.)

**) *Fielitz* in Halberstadt schreibt im Allg. A. d. D. 1836 Octbr. in Bezug auf den 16. Artikel des erwähnten Glaubensbekenntnisses: Die Zulässigkeit, ja Nothwendigkeit mäfsiger *palliativer* Blutentziehungen in gewissen, *seltenen* dringenden Fällen ist von einer gröfseren Anzahl von Aerzten unserer Schule schon längst (?) nicht nur anerkannt, sondern dieselben sind auch am Krankenbette ausgeführt worden. Allein theils allzugrofse Pietät für den Stifter der Homöopathie, der die Blutentziehungen zuerst allzustreng als unnöthig verwarf, theils nicht zu billigende Furcht vor dem nicht beachtenswerthen Urtheile des grofsen Haufens (? Rec. dächte doch, dafs dieser grofse Haufen für die homöopathischen Aerzte gar sehr beachtenswerth sey, da ja in ihm das Wohl und Wehe der Homöopathie wurzelt und durch jenen den homöop. Aerzten ein so bedeutendes Urtheil über die Homöopathie zugestanden, ja provocirt ist), haben bisher das öffentliche Bekenntnifs gar vieler Aerzte zurückgehalten. (Welche naive Geständnisse hört man jetzt! Rec.)

sinnwidrige Raisonneurs, geistlose Nachbeter und Unmündige geschildert werden, *ein freies Selbstdispensiren zu gestatten*, da ihnen keine wissenschaftliche Selbstständigkeit zuzugestehen ist. Rec. macht hierbei noch auf die Fälle aufmerksam, wo ein Thatbestand, besonders eine Vergiftung in Criminalsachen zu eruiren ist, und bezweifelt, *dafs, wenn von selbst dispensirenden Homöopathen einem Vergifteten oder Verletzten Arzneien gegeben sind, dem Verbrecher die That zur Last gelegt werden kann.*

*Behr.*

6) Dresden u. Leipzig, in d. Arnold. Buchh.: *Olla potrida.* Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Homöopathie. I. Heft: *Leckis, Ludwig Heyne, Jul. Theod. Hofbauer, C. E. Harting*, der Verein mehrer Homöopathiker als Verfasserschaft der homöop. Realencyklopädie oder Dr. *Carl Wilh. Fickel*, Oberarzt an der homöop. Heilanstalt zu Leipzig. Von Dr. *Alphons Noack*, homöop. Arzte zu Leipzig. 1836. gr. 8. XII u. 108 S. (12 gGr.)

Dem jetzigen Oberarzte der homöop. Heilanstalt zu Leipzig, dem Dr. *Fickel* wird auf das Bündigste bewiesen, dafs er zu gleicher Zeit unter verschiednen Namen für die Allöopathie und dann wieder für die Homöopathie geschrieben. Nun das ist schon da gewesen! Aber dafs derselbe *Fickel* unter der Maske eines seit Jahren praktisirende homöopath. Arztes erdichtete Krankheitsgeschichten und noch mehr, angebliche Arzneiversuche und deren am Schreibpulte erfundene Resultate bekannt machte, mag auch wohl schon vorgekommen, aber *seltner* bewiesen und wohl noch *nie* eingestanden seyn!! Ein solcher Mann leitet das homöopath. Klinikum zu Leipzig, von dem wir gewifs merkwürdige Erzählungen zu erwarten haben!!!

*B—r.*

## GESCHICHTE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Erinnerungen aus dem Leben des Königl. Preufs. General-Lieutenants Freiherrn von Günther*, verfafst von *H. von Boyen*, Königl. Preufs. Kriegsminister a. Dienst. 1834. X u. 78 S. 8. (12 gGr.)

Der Hr. Vf. befand sich während des Feldzuges in Polen 1794 als Adjutant bei dem General *v. Günther*, dessen Leben er hier mit wenigen aber treffenden Zügen gezeichnet hat, um ihm nach seinem 1803 erfolgtem Tode ein bleibendes Denkmal zu stiften und junge Krieger zur Nachfolge und einem ähnlichen edlen Streben aufzumuntern.

Als der Sohn des Feldpredigers 1736 in Ruppin geboren, verlor *Günther* seinen Vater schon in früher Jugend und ward von der sorgenden Mutter für den geistlichen Stand bestimmt. Bei dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges trat er in das Kommissariat, bald hernach aber kam er als Volontair zu dem Frei-Bataillon *Angenelly*, dann zum Trümbachschen Korps, 1762 aber in das Regiment des Generals *Baur*, als Adjutant desselben. Bei Auflösung seines Korps ward er zum Lohn seiner Thätigkeit und seines bewiesenen Muthes als Stabsrittmeister zum Kürassierregiment *Vasold* versetzt und 1773 zum Major ernannt. Die Mufse des Friedens benutzte er zu Erweiterung der schon erlangten und zu Erlangung mancher neuen Kenntnisse; er entfernte sich, vielleicht aus Kränklichkeit, vielleicht aus Schmerz über zerrissene Lebensverbindungen, noch bei vollen Körperkräften aus dem zerstreuten geselligen Leben. Der kurze und thatenlose Feldzug 1778 entrifs ihn jedoch wieder der Einsamkeit, und seine bald darauf erfolgte Beförderung zum Obersten brachte ihn einem, ihm angemessenen Wirkungskreise näher, denn er ward 1788 zum Chef des Bosniakenregimentes ernannt. Als solcher nahm er an der Unterdrückung der in Polen ausgebrochenen Empörung Theil und befehligte den linken Flügel des, dem General *Schwerin* untergebenen Postirungskorps; nachher befand er sich mit einer Division aus 10 Schwadronen seines Regimentes, 2 Musketier-Kompagnien und 100 Füsiliren (später noch mit 3 Grenadierkompagnien und einem Füsilierbataillon verstärkt) unter dem General *Schönfeld* auf dem linken Weichselufer, wo er den Polen mehrere glückliche Gefechte lieferte und durch Entschlossenheit sie bei aller ihrer Ueberlegenheit von einem Einfalle in Preufsen abhielt. Nach Beendigung des Krieges durch *Suwarows* Erstürmung von Praga, übernahm *Günther*, seit 1795 Generallieutenant, die Civilverwaltung Polens bis zur definitiven Theilung und der Ankunft der eigentlichen Regierungsbehörden. Er fuhr alsdann fort, sich den mit seiner Stelle verbundenen Dienstgeschäften und der Ausbildung sowohl seines Regimentes als des neuerrichteten Tartaren-Pulks zu widmen, wo *Friedrich Wilhelm III.* seinen rastlosen Diensteifer mit der Freiherrnwürde und dem schwarzen Adlerorden belohnte. 1803 endete der Tod sein, ganz dem Vaterlande geweihtes Leben; nur mit Mühe konnte der, durch seine täglich mehr und mehr abnehmenden Kräfte nicht unterstützte Greis der Spezial-Revüe beiwohnen. Als ihn aber am folgenden 22. April der Adjutant zum Exerzieren abholen wollte, fand ihn dieser an seinem Arbeitstische sitzend, todt! Allgemeine Trauer folgte seinem Verluste, denn er war in jeder Hinsicht ein trefflicher Mensch. Religion und Pflicht waren die einzigen Triebfedern aller seiner Handlungen, denen er sein ganzes Leben unterordnete. Bei grofsen Anlagen hatte sein Fleifs reiche Früchte getragen und seine Fähigkeiten in hohem Grade für das praktische Leben ausgebildet, dessen Forderungen er in jedem Augenblicke mit der gröfsten Gewissenhaftigkeit erfüllte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Königsberg in Pr. b. Bornträger: *De Aristarchi studiis Homericis.* Ad praeparandum Homericorum carminum textum Aristarcheum scripsit *K. Lehrs*, Ph. Dr. Gymn. Frid. Regim. Praeceptor. 1833. 399 S. 8. (2 Rthlr. 4 Gr.)

Das vorliegende Werk mufs nach der Rec. Dafürhalten auf jeden gehörig vorbereiteten Leser den Eindruck jener Befriedigung machen, welchen tüchtige Bücher gleich tüchtigen Menschen gewähren, die ihrer Stellung Herren, überall mit Erfolg eintreten. Selbst wer das oder die Hauptergebnisse der Schrift nicht durchaus oder nicht ohne Weiteres anzuerkennen Grund finden sollte. — Rec. hat neben dieser Anerkennung nur gewisse Wünsche auszusprechen — würde in dem Verfasser den Scharfsinn und die besonnene Freiheit, mit der er seinen reichen Stoff beherrscht, die Sicherheit, mit der er den gefafsten Gesichtspunkt verfolgt, würdigen müssen, und sich daneben von der präcisen Darlegung, der Gediegenheit und Gewandtheit der sprachlichen Form, und endlich von jenen gemüthlichen Offenbarungen angezogen finden, die im Schriftsteller den Menschen erkennen lassen. Allein die Hauptergebnisse der Schrift bringen unleugbar einen sehr bedeutenden Gewinn, und enthalten einen Fund, dessen Wichtigkeit für die homerische Kritik sowie für die gesammte Geschichte der Griechischen Grammatik hervorzuheben, sich Rec. um so mehr verpflichtet fühlt, als die ihm bisher zu Gesicht gekommenen Beurtheilungen dieselbe zu wenig anerkannt haben. Es wird uns hier dargethan, dafs der Venet. Scholiast A. zur Iliade den hohen Vorzug hat, einen aus den Schriften der vier Grammatiker *Aristonikos*, *Didymos*, *Herodianos* und *Nikanor* redigirten Commentar zu enthalten. In den von dem Verf. aber deutlich nachgewiesenen Ueberbleibseln namentlich der Schriften der beiden Erstern erhalten wir, wie von ihm erst geschenkt, für Kenntnifs und Beurtheilung der Aristarchischen Kritik und Erklärung ein sicheres Hülfsmittel, für unsere eigene Behandlung der Homerischen Gedichte ein ohne Vergleich zu bevorzugendes Material. Dafs er seine Noten aus jenen vier Schriften entnommen, bekennt der Schol. A. hinter jeder Rhapsodie: *παράκειται τὰ Ἀριστονίκου σημεῖα καὶ Διδύμου περὶ τῆς Ἀρισταρχείου διορθώσεως, τινὰ δὲ καὶ ἐκ τῆς Ἰλιακῆς προσῳδίας Ἡρωδιανοῦ καὶ ἐκ τῶν Νικάνορος περὶ στιγμῆς.* Erst Hr. *Lehrs* verstand diese Weisung, erkannte den eigentlichen Inhalt der genannten Schriften, und entdeckte in den Scholien selbst die Merkmale, an denen sich die verschiedenen Bestandtheile auch im Einzelnen noch kundgeben, und gröfstentheils genau sondern lassen. Nach dieser Entdeckung erst konnte der Plan entstehn, die Herstellung eines Aristarchischen Textes der Homerischen Gedichte zu versuchen, zu der die vorliegende Schrift die Vorbereitung seyn soll. Doch begnügt sich der Vf. nicht, nur jene seine Entdeckung nachzuweisen, was in *Dissert. I. de fontibus doctrinae Aristarcheae* unwiderleglich geschieht, sondern indem er sich auch in andern Quellen nach Aristarchischem Eigenthum umsieht, gewährt er in den folgenden Abschnitten eine beurtheilende Uebersicht der Aristarchischen Lehre sowie seines gesammten exgetischen und kritischen Verfahrens. Es wird in *Diss. II.* nach einem Bericht von den schwachen Leistungen der frühern die Aristarchische Worterklärung und seine Beobachtung des Homerischen Sprachgebrauchs dargelegt, und zwar zuerst eine Reihe von Bestimmungen genauer erörtert z. B. c. II. *βάλλειν* und *οὐτάσαι*, c. III. *ὧδε*, sic, nie *huc hic*, *θύειν* nie *σφάξαι* sondern *θυμιᾶσαι* (vgl. auch *Porph. de abstin.* II.), *τάχα* noch nicht in attischer Weise, *ἦ*, sprachs, immer nach der Rede, *ἁπλοῦς* und ähnliche Compos. und Vieles andere, kurz verzeichnet. Hierauf giebt *Diss. III.* die sog. Sacherklärung, c. I. vom Homer. Weltgebäude (Olymp überall der Berg), c. II. Mythologisches, c. III. *de cultu et victu heroum*, woran sich, weil einige Lösungen curioser Fragen unter Aristarchs Namen vorkommen, zur richtigen Würdigung solcher Bemerkungen c. IV. eine umfassende Geschichte der *ἱστατικοί* und *λυτικοί* schliefst, in welcher auch Zoilos nach berichtigter Ansicht dargestellt wird, endlich c. V. Chorographie und Geographie, und namentlich auch über die Irrfahrten des Odysseus. — *Diss. IV. de prosodia* zerfällt in drei Capitel, über die Accentuation, die Interaspiration, und den Spiritus zu Anfang. — Den Beschlufs macht die für den Plan des Verfassers sowie überhaupt besonders wichtige Charakteristik des kritischen Verfahrens in Diss. V. davon c. I. *de athetesibus*, c. II. *de constituenda lectione* handelt.

Angehängt ist noch ein kurzer Entwurf, in welchem Belege zu dem Urtheil gegeben werden, dafs Eustathios für seine Commentarien zum Homer neben demselben Scholiasten, den der Venet. cod. A. enthält, eine unter dem Namen des Apion und Herodoros gehende Schrift benutzt habe, ohne den übereinstimmenden Inhalt beider zu entdecken. Ein Index

ist nur von den griechischen Wörtern gegeben, über welche Aristarch's Meinung im Buche zu lesen ist. Alles, was der Vf. in diesen jetzt verzeichneten Abschnitten gegeben hat, ist in durchaus präciser und auch, wo längere Erörterung eintritt, wohl gemessener Haltung zu solcher Klarheit dargelegt und durch Gelehrsamkeit und einsichtsvolle Beurtheilung so mit Folien umgeben und für heutige Wissenschaft verarbeitet, dafs diese Schrift wie für jede irgend gründliche Erklärung des Homer unentbehrlich, so auch allgemein praktisch und ansprechend erscheinen mufs. Aristarchs Bestimmungen und Ansichten sind durch sichtende Zusammenstellungen und taktvolle Erläuterungen in ein schönes Licht gesetzt, aber wo er, in seltenen Fällen, dem Vf. geirrt zu haben schien, auch in Erörterungen berichtigt, die der Erklärer Homers höchst beachtens- und dankenswerth finden wird. Es ist eine enthusiastische Billigung und Anerkennung der Verdienste Aristarchs, welche durch das Ganze geht; allein dieser Enthusiasmus beruht durchaus auf gelehrter Prüfung und Ansicht. Hr. *Lehrs* meint in dieser als Vorläufer eines Aristarchischen Homers gegebenen Schrift nicht blofs die Ausführbarkeit seines Planes nachweisen zu können, sondern er verfolgt die Wolfische Ansicht, dafs unsere Kritik nicht über die Alexandriner hinaus gehn könne und Aristarch eben ihr Hauptaugenmerk seyn müsse, dahin, dafs er das Verfahren dieses Kritikers im Ganzen überhaupt als das richtige zu zeigen, ihm als dem Vertreter der richtigen Kritik und Auslegung, als unserm Meister, Geltung und Anerkennung zu verschaffen bemüht ist. Wenn nun der Vf. nach seinem ersten Zwecke die Charakteristik des Aristarch mehr aus dem geschichtlichen Zusammenhange mit Vorgängern und Gegnern herauslösen durfte, so setzt er durch die zweite und weitere Tendenz seinen Mann offenbar so in dieses geschichtliche Verhältnifs, dafs man nun Manches vermifst, was zur umsichtigen Beurtheilung desselben unentbehrlich ist. Sonach genügt die *Diss. V. de criticis Aristarchi rationibus*, ungeachtet sie uns um ein Bedeutendes gefördert hat, doch bei Weitem noch nicht. Selbst Zenodots Verfahren ist unzureichend charakterisirt; die Frage, ob nicht das Geschäft des Obelos älter sei als Zenodot, nicht behandelt, und wir würden aufser diesem und Aristophanes noch mehrere (wie Sosigenes, Kallistratos) als übergangen rügen, wenn der Hr. Vf. nicht selbst in einer Anmerk. S. 365 uns mit einem *olim patebit* auf die Zukunft und wahrscheinlich auf Prolegomena zu der Aristarchischen Ausgabe der Homerischen Gedichte verwiese, welche durch den Vorläufer vielfach entledigt Anfang und Fortgang der Homerischen Kritik zur vollständigen Würdigung des Aristarch werden um so besser darlegen können. Aber freilich handelt es sich nicht blofs um das Verhältnifs des Kritikers und Erklärers zu Vorgängern oder Gegnern, noch blofs um die Nachweisung seines diplomatischen Verfahrens, sondern auch um die allgemeine grammatische Theorie, welche ihn bei seiner Kritik und Erklärung leitete. Wenn die Lehre von der Analogie, die Krates nach Varro mifsverstanden hatte, auch nicht, wie man vermuthen könnte, mehr als kritischer Grundsatz denn als grammatisches Princip von Aristarch geltend gemacht seyn sollte, so wird man doch seine Ansicht vom Dialekt Homers im Ganzen gefafst und vom syntaktischen Beobachtungen eben so das Thunliche ermittelt wünschen. Vor Allem nun wundert sich Rec. die Interpunktion und somit die Periodologie des Aristarch vom Vf. übergangen, also über die von Nikanor herrührenden Noten Nichts gesagt zu finden. Die Betrachtung der epischen Periode mufste für Aristarch wie für uns eine grofse Wichtigkeit haben. Je sicherer wir annehmen müssen, dafs Hr. *Lehrs* dieſs so gut weifs als wir, um so mehr glauben wir, Alles dieses sey nicht sowohl vergessen, als verspart. Möge der Hr. Vf., der für Aufklärung der Geschichte der Grammatik und die ganze historische Grundlage dieser Wissenschaft durch sein Buch jedenfalls schon so bedeutendes geleistet hat, uns noch recht viel zu geben die Mufse finden.

Rec. fügt nach diesem allgemeinen Berichte zunächst den genauern über Hr. *Lehrs* Entdeckung hinzu.

Aristonikos, den Strabo (I, 59. Tauchn.) als seinen Zeitgenossen bezeichnet, ging in einem Werke περὶ (Ἀριστάρχου) σημείων Ὁμήρου (s. besonders hinter Rhaps. Σ) die kritischen und exegetischen Zeichen des Aristarch durch, zu welchen hin und wieder die deducirten der Schüler gekommen waren, und setzte bei jedem die Angabe des Grundes oder der Bedeutung hinzu, wie sie sich in den Commentarien theils vorfand, theils durch Anwendung und Uebertragung beibringen liefs. Somit war hier die Bemühung des Aristonikos, der aufserdem auch eigene Commentarien und speciellle Untersuchungen über Homer verfafst, allein auf Bericht und Nachweisung der Aristarchischen Meinungen gerichtet. Was aus diesem Werke in den Commentar des Schol. A. überging (denn es fehlt nachweislich Vieles), das läfst sich, wenn einmal der Inhalt der Schrift erkannt ist, öfters auch ohne Weiteres erkennen, zunächst sind die mit ἡ διπλῆ oder τὸ σημεῖον ὅτι gegebenen Noten dafür anzusehen. Was hinter jenen Ankündigungswörtchen erscheint, ist als Aristarchs Meinung zu nehmen, z. B. *O*, 330. 333. 336. 337, 351. 356. 376. 385. 403. 405. 407. 414. 419. 428. 432. 437. 439. 441. 464. 480. welche St. Rec. zur bequemen Orientirung anzeichnen will. Höchst selten erscheint die Anzeige der Diple einmal in einem Schol. der andern Handschriften. Zu jenen kommen die Noten, wo es anstatt der obigen Formeln heifst σημειοῦνταί τινες. Der Vf. weist nach, dafs wenigstens der Inhalt solcher Noten mit den anderwärts durch ἡ διπλῆ ὅτι eingeführten gleichlautet. Rec. erkennt in dieser Uebereinstimmung gern eine sehr feste Tradition der Schule, allein dafs jener Ausdruck eben nur vom Epitomator umgetauscht sey, nicht vom Aristonikos selbst herrühre, ist ihm durchaus unwahrscheinlich. Wie wir z. B. bei *P*, 24. (vgl. *T*, 365.) eine besondere Meinung des Dionysios von Sidon über die Bedeutung eines Zeichens finden, so dürfte

dürfte jenes σημειοῦνται eben sagen, dafs mehrere Aristarcheier ein Zeichen überliefert und gedeutet wie folgt. Hätte der Vf. jene Tradition der Schule durch die Schriften der Aristarcheier deutlicher nachgewiesen, sein Satz über Inhalt und Werth der Schrift des Aristonikos würde nur um so fester begründet worden sein. Wir gehen weiter. Die Athetesen des Obelos werden von Ariston. immer, eben zum Anzeichen dafs und aus dem Grunde weil er nur von Aristarch berichtet, durch das Präsens ἀθετοῦνται (z. B. ο, 56. 231. 265.) bezeichnet, während er von Aristarchs Vorgängern die Präterita, ἠθετοῦντο, ἠθέτηντο, προηθετοῦντο braucht; nur steht das Präsens bisweilen mit ausdrücklicher Erwähnung des Zenodot od. A. Diese bereits von Wolf richtig gedeutete Sprechweise erhält jetzt durch Hr. *Lehrs* Entdeckung ihr volles Licht. — Aristonikos wollte nur des Aristarchs Zeichen aufführen und authentisch dolmetschen, und seine gelehrten Hülfsmittel waren allein auf diesen Zweck berechnet. Mit reicherer Ausstattung ging Didymos an sein Werk περὶ τῆς Ἀριστάρχειον διορθώσεως, d. h. an die Untersuchung, wie Aristarch jede Stelle eigentlich gelesen, welcher Lesart derselbe in seiner ersten oder seiner zweiten Recension, in seinen Commentarien, und endlich in seinen selbständigen Schriften den Vorzug gegeben, endlich aber auch, woher er seine Lesarten entnommen, und in wie weit sie mit denen anderer Ausgaben übereinstimmten. Den reichen Apparat, den Didymos hierbei brauchte, verzeichnet der Vf. S. 29—31 Wenn er dabei die Ausgaben der Städte als von jenen selbst benutzt aufführt, so möchte die Seltenheit ihrer Anführung dagegen Zweifel erregen. Ob Krates eine wirkliche Diorthose gegeben, oder ob er nur über die des Aristarch geschrieben (s. Schol. Q. zu Od. μ, 89), ist für Rec. noch einigermafsen unentschieden. Ueber Aristarchs Commentarien, die bei Didymos vorkommen, würden die Leser gern Bestimmteres und Entscheidenderes gefunden haben. Es giebt ja doch über das Verhältnifs der Commentarien einerseits zu den Ausgaben, andrerseits zu den Commentarien der Schule gar Vieles erst näher zu entscheiden. Einstweilen hat Hr. *Lehrs* so viel dargethan, dafs Commentarien vorhanden waren, welche Erklärungen und Gründe, oft zur Berichtigung fremder Irrthümer mit den eigenen Worten Aristarchs enthielten, in denen aber oft den einzelnen Worten auch nur eine Paraphrase beigesetzt war; s. zu *A*, 125. 420. 435. *Γ*. 466. *B*. 423. bei *Lehrs* S. 156. Diese Paraphrasen darf man nicht für Lesarten halten; s. zu *H*, 143. *I*, 387. Eben so wenig kann darüber Zweifel seyn, dafs zwei Ausgaben des Aristarch angenommen wurden. Eine bedeutende Zahl von Commentarien und Schriften namhafter Schüler kamen für Didymos noch hinzu. Derselbe stand aber mit freiem Blicke über den Meinungen der Schule, wie der Vf. durch eine Reihe von Urtheilen desselben darthut. In so fern nun Didymos mit Aristonikos öfter sich in gleichem Gebiete bewegte, wird bisweilen die Scheidung des Eigenthums schwierig; doch hat der Hr. Vf. über die bei Anwendung seiner Entdeckung zu brauchende Vorsicht selbst hinlängliche Winke gegeben. Deutlich giebt sich meistentheils das dem Herodian Angehörige kund, und eben so was aus der Interpunktion des Nikanor aufgenommen ist. Der aus diesen vier Schriften zusammengesetzte Commentar scheint dem Vf. bald nach Herodian gefertigt zu seyn. Es hat derselbe nachmals einzelne Zusätze erhalten, noch weit mehr aber ist aus ihm in andere Scholiensammlungen übergegangen. Hr. *Lehrs* weifs auch diese zur Ermittelung des Aristarchischen zu benutzen, aber er weist auch an mehreren Beispielen die Ungenauigkeit ihrer Angaben wie ihre Mifsverständnisse der Aristarchischen Meinungen nach. Das scharfe Urtheil, welches Hr. *Lehrs* über die Unzuverlässigkeit ihrer kritischen Ueberlieferungen fällt, wird was den Schol. der Leipz. Handschrift betrifft, in dem einen und dem andern Falle durch Hrn. Bachmanns genauern Abdruck eine kleine Ermäfsigung erleiden (z. B. zu *β*, 53). Dafs die Vermuthung unter dem *Senacherim* steckte Casaubonus verborgen nicht das Rechte treffe, hat Hr. Bernhardy in den Jahrbb. für Kritik schon gezeigt: „Ohne langen Umschweif, *Michael Senacherim* war ein leibhafter Byzantiner aus dem 13. Jahrhunderte, s. *Peyron notitia libror. Valpergæ-Calusianorum* p. 23."

Rec. glaubt hiermit seine Obliegenheit, einerseits auf den bedeutenden Gewinn, den uns die vorliegende Schrift bringt, aufmerksam zu machen, andererseits das anzudeuten, was noch ferner zu wünschen bleibt, genugsam erfüllt zu haben. In Bezug auf die noch vermifsten Erörterungen mögen noch folgende Präjudicia hier Platz finden. Die genauere Nachweisung der Aristarchischen Ansichten von Homers Dialect wird allerdings von dem besonnenen Verfahren des Grammatikers einen neuen Beweis geben. Er wufste bei seiner Annahme eines Jonischen Homer einzelne Aeolische Wörter und Formen wohl wahrzunehmen. Indessen hat er offenbar dem Jonismus und, wenn wir wollen, einem gewissen Atticismus gehuldigt.

Rec. war immer der Meinung, dafs diese sprachliche Ansicht des Aristarch jener Nachricht zum Grunde liege, dafs derselbe den Homer einen Athenäer genannt. Diefs schien das Schol. bei *N*. 197. zu bestätigen: ἡ δὲ ἀναφορὰ πρὸς τὰ περὶ τῆς πατρίδος· Ἀθηναῖον γὰρ ἴσμεν. Jedoch bleibt die Sache ungewifs, zumal da im Schol. bei *B*, 371. nicht Aristarch selbst genannt ist, sondern τινές. Das Wichtigste ist, ob Aristarch Aeolische Spuren verwischt habe. — Den Gegensatz des Aristarch zu Krates hat der Vf. in Hinsicht der Welt- und Erdkunde besprochen, sonst nicht weiter. Soll diefs umfassender geschehn, so ist erstlich der Homeriker Krates von dem Krates aus Athen zu unterscheiden, wie Rec. durch eine genaue Untersuchung seines Freundes *Preller* überzeugt worden ist (vgl. dessen Demeter u. Perseph. S. 61) und auch Bernhardy Griech. Litter. S. 229 erkannte. Der Athenäer war es, der über den Attischen Dialekt und die Festfeiern Athens schrieb. Aus dem Werke dieses mag seyn, was Eust. zu *Il. X*, 495. p. 1283

unter Krates Namen anführt. Andrerseits wird jetzt Niemand mehr den Pergamener von dem Malloten trennen, deren Identität *von Lynden de Panaetio* S. 18 ff. vollends dargethan hat. Abgesehen nun von der übrigen Polymathie dieses, dessen Notizen über wunderbare Menschen und Thiere Plinius VII, 2. u. Aelian *h. a.* XVII, 9 u. 37. benutzen, so bleibt über diejenigen seiner Schriften, welche sein Amt als Grammatiker, Kritiker und Erklärer Homers angingen, manche Dunkelheit, ebenso über seine mythologischen Ansichten. Ob die Böotika des Krates, welche im Schol. zu Hes. Theog. 5. citirt werden, und zu denen das im Etym. m. p. 146 über Arne Gesagte gehören mag, blofs von der homerischen Böotia gehandelt, müssen wir dahingestellt seyn lassen. Dafs Krates über die Diorthose der Ilias und Odyssee ein Werk von neun Büchern geschrieben (s. Schol. zu Od. μ, 89. und Suidas), wovon die Homerika des Schol. zu ο, 193. gewifs nicht verschieden sind, und dafs dennoch so wenig von seinen Lesarten und Erklärungen von Aristarch und seinen Berichterstattern berücksichtigt ist, ist wohl nicht blofs aus dem Uebergewicht der Aristarchischen Schule, sondern zum Theil auch daraus zu erklären, dafs Krates sich so oft nur der Meinung Anderer anschlofs, von denen Aristarch abwich. Wenn man nun den Krates als Aristarchs Gegner in der Grammatik, der Himmels- und Erdkunde, und in der mythologischen Deutung nennt, so liegen die erstern beiden Streitpunkte uns klar vor, aber dafs Krates ein Haupt der Allegoriker gewesen, wie Vofs: Antisymb. I. z. A. ihn aufführt, scheint voreilig angenommen zu seyn, und ist erst genauer zu erweisen. Nämlich das Hauptzeugnifs bei *Heracl. Alleg. Hom.* 27. wird zweifelhaft durch das Leipz. Schol. zu Il. α, 591., wo Krates das Beiwort τοῦ Θηβαίου erhält. Dem Rec. ist dieser Zusatz nicht ganz unverdächtig; allein es läfst sich doch nicht sicher entscheiden. Der Umstand, dafs Krates die Anomalie in den Sprachbildungen nach dem Chrysippos, den er noch dazu ebenso wie seinen Gegner mifsverstand, vertheidigte, macht ihn allein eben so wenig zum Stoiker in andern Richtungen, als dafs nach Strabo XIV, 676. Panätios sich seinen Schüler nannte. (In dem Schol. B. u. Leipz. zu Il. α, 66 od. 62 ist wahrscheinlich Krates irrig als dem Perséos beistimmend angegeben, statt dafs er eben den Achill rechtfertigte.) Sehen wir uns nun nach bestimmten andern Belegen von physischer Allegorie des Krates um, so finden wir von solcher Deutung der Götter selbst Nichts sicheres, sobald wir von dem obigen Zeugnifs absehn. Er fand, wenn Eustath. recht berichtet, selbst in dem Schilde des Agamemnon Il. Λ, 33. ein μίμημα τοῦ Κόσμου, sah in den Ambrosia bringenden Tauben die Pleiaden nach Athen. XI. 490. E; doch vgl. Schol. zu Od. ο, 61., der Tartaros war ihm nach Steph. von Byz. s. v. eine Polgegend mit dicker, finsterer und kalter Luft, alles Belege zwar zu dem Gesammttheile des Strabo, dafs er die wissenschaftlichen Ansichten und Kenntnisse seiner Zeit, und namentlich die geographischen und astronomischen dem Homer unterlegte, aber nicht für eigentliche physische Allegorie. Nicht einmal daraus folgt diefs ohne Weiteres, dafs Krates nach dem Schol. zu Il. 6, 239. den Helios für einerlei mit dem Apollon erklärte. Was nun aber jenes Hauptzeugnifs betrifft, so schrieb Krates freilich in Il. α, 591. βήλου, und der βῆλος war ihm, wenn nicht ein Chaldäisches Wort, was vielleicht irrig angegeben wird, doch nach der Lehre der Chaldäer die Peripherie des höchsten Himmels; doch wäre es gewifs voreilig, ihm nun sofort auch die allegorische Deutung des Helios und Hephästos beizulegen, welche sich dort an diese Worterklärung anschliefst, wenn die Unrichtigkeit des Zusatzes τοῦ Θηβαίου nicht durch genauere Untersuchung über den Thebaner Krates erwiesen werden kann. Endlich aber finden wir bei Johannes Lydus *de mensibus* IV, 48. zwei Angaben unter dem Namen Krates, Κράτης ἀπὸ τοῦ διαίνειν, τουτέστι παίνειν τὴν γῆν, βούλεται ὀνομασθῆναι τὸν Δία, und ὁ δὲ Κράτης τὸν Κρόνον φησὶ Σικελίας καὶ Ἰταλίας καὶ τοῦ πλείστου μέρους τῆς Λιβύης βασιλεῦσαι ἀπηγῶς, τὸν δὲ τούτου υἱὸν ἐπιθέσθαι τῷ πατρὶ u. s. w. bis καὶ διὰ τοῦτο τιμηθῆναι ὡς θεόν. Gehören diese Meinungen dem Malloten Krates an (vgl. Lydus Exc. 24.), so erscheint er mit der ersten in der Reihe Stoischer Etymologen, wie sie Lydus auch selbst anreihet, mit der zweiten aber tritt er ganz auf die Seite der Euhemeristen. Auch diese etymologisirten wie in der gleichlautenden Erzählung bei Diodor III, 61 fg. E. Nach dem allen nun wagt Rec. nicht zu entscheiden, und wünscht weitere Belehrung. Im Uebrigen hat Rec. über Krates Erklärungsweise zu bemerken, dafs derselbe erstlich abgeneigt erscheint das Phantastische in der Poesie anzuerkennen, indem die Insel des Aeolos Od. κ, 3. und die Planeten μ, 61. ihm nicht schwimmen und irren, sondern feststehen, so dann dafs seine wissenschaftelnde Deutung und seine Neigung bei Homer überall Berechnung zu finden zwar nicht immer das Richtige verfehlt, aber immer zu viel thut. Ganz entschieden irrte er, wenn er Od. κ, 190. vier Weltgegenden bezeichnet fand. Man darf nur z. B. Herod. I, 142. und Soph. Oed. C. 1239 ff. mit der Homer. St. vergleichen, um sogleich einzusehn, was für jeden Ort pafst und dafs es hier nicht auf eine Aufzählung aller Weltgegenden, sondern auf Orientirung ankommt. Für diesen Zweck wäre die Voranstellung von Norden und Süden ganz unpassend. Der vorangestellte Gegensatz ist mehr der fast sprichwörtlich gegebene allgemeine von Dunkel und Licht oder Tag, indem ἠώς wie μ, 3 f. Il. η, 458. das Tageslicht bedeutet. Dieser Gegensatz wird in dem folgenden ausgelegt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Königsberg, b. Borntträger: *De Aristarchi studiis Homericis.* Ad praeparandum Homericorum carminum textum Aristarcheum scrips. *K. Lehrs* etc.

(*Beschluſs von Nr.* 13.)

Dieſs war Aristarchs richtige Ansicht nach Schol. Ven. zu *Il.* $\mu$, 239. *Lehrs* S. 177. Auf dem richtigen Wege finden wir dagegen den Krates in der Deutung der Stelle Od. $\varkappa$, 82. Allerdings haben wir hier eine Andeutung der nordischen kurzen Nächte anzuerkennen; nur verfuhr Kr. auch hier in sofern falsch, als er dem Homer die Wissenschaft späterer Zeit beimaſs. Gut auch im Ganzen ist die Rechtfertigung des Homer bei Odyssee $\iota$, 60 f., nur hätte Kr. nicht die 12 Schiffe, die erst nachher 159 od. *Il.* $\beta$, 637 genannt werden, beimischen sollen. Da ἑταῖροι selbst gleich an die Mannschaft in den Schiffen erinnert, so dachten Homers Zuhörer bei dem *sechs Genossen aus jedem Schiffe* sich den Odysseus sogleich als Anführer, der hier sage: mein Verlust betrug auf jedes Schiff sechs Mann. — Mit dieser Charakteristik mögen die Leser die in Bernh. Thiersch's Schr. über das Zeitalter Homers S. 19 ff. vergleichen. — Indem Rec. diese Anzeige absenden will, kommt ihm eine andre den Krates betreffende Schrift zu:

Havniae: *De aula Attalica*, literarum artiumque fautrice, commentationis historicae pars prior. Quam inter publica solemnia ecclesiae Danicae ante trecentos annos reformatae, ad summos in philosophia honores rite obtinendos, publico eruditorum examini submittit *Casp. Freder. Wegener*, in schola Sorana superiorum ordinum praeceptor. 1836. 293 S. 8.

Die interessante Schrift behandelt den Krates v. S. 110 — 153 ausführlich, und ebenso hiernächst dessen Schule; nur sind die Fragmente des Grammatikers mehr gelegentlich zusammengestellt als gesichtet und verarbeitet. Der Vf. hat den Athenienser vom Pergamener nicht geschieden; mit Recht aber macht er darauf aufmerksam, dafs die Annahme, Krates habe eine Recension der Ilias und Odyssee gegeben, durch die Zeugnisse nicht bestätigt werde, und ebenso, dafs Belege zur allegorischen Auslegung des Krates nicht eben vorliegen, wenigstens darin Krates nur der stoischen, nicht einer ihm eigenthümlichen Richtung gefolgt sey, und die Allegorie nicht als Princip der Schule des Krates gelten könne. Kiel. *Nitzsch.*

Bonn, b. Weber: *Der epische Cyclus oder die homerischen Dichter*, von *F. G. Welcker.* 1835. X u. 464 S. 8. (Supplementband des rhein. Museum für Philologie.) (2 Rthlr. 16 gGr.)

Es ist von diesem Werke in den gelehrten Zeitschriften schon wiederholt die Rede gewesen, so dafs auf seinen allgemeinen Charakter und die für den Totalzusammenhang der griechischen Literatur wichtigen Resultate kaum noch aufmerksam gemacht zu werden braucht: daher Ref. sich an einzelnen Punkten genügen lassen wird *), und zwar solchen, die dem präparativen Theile, den Untersuchungen über Entstehung u. s. w. des epischen Cyclus, angehören, besonders folgenden: 1) über Proklos, den Vf. der grammatischen Chrestomathie, als einen Grammatiker des zweiten Jahrhunderts; 2) über die Stelle, aus welcher von Hn. *Welcker* gefolgert wird, Zenodot von Ephesus haben den Cyclus gebildet; 3) über die Notizen bei Eustathius und in den Scholien zur Ilias, aus welchen Hr. *Welcker* folgert, es habe einen grammatischen Cyclus vom Periegeten Polemon gegeben. — Diese Punkte hängen genau zusammen, so dafs von dem einen nicht wohl ohne den andern die Rede seyn konnte; die bisherigen Beurtheilungen aber (von *Müller*, Zeitschr. f. Alterthumsw. 1835. N. 147 f.; *Ulrici*, Berl. Jahrbb. f. wissenschaftl. Kritik 1836. Juni. N. 116 — 119) haben sie nur beiläufig berührt. — Schliefslich wird Ref. einige eigne Beobachtungen über den bei den Scholien z. Ilias so häufig vorkommenden Sprachgebrauch νεώτεροι ποιηταί mittheilen, welche auch für die Frage vom epischen Cyclus von Wichtigkeit sind.

1) *Die Behauptung, die grammatische Chrestomathie des Proklos sei nicht von dem s. g. Diadochen, dem Lycier, sondern von einem Grammatiker des zweiten Jahrhunderts nach Chr.* Dasselbe hat schon *Valesius de crit.* I, 20. p. 168 *Burm.* ausgesprochen **), der

*) Die Redaktion behält sich vor, die von einem anderen verehrten Mitarbeiter verheifsene Beurtheilung, welche Homer und die Cycliker betrachten und somit als zweiter Theil der vorliegenden Recension angesehn werden soll, nächstens nachzubringen. *Redakt. d. A. L. Z.*

**) *Harles* z. *Fabric. bibl. Gr. IX.* p. 417 behauptet darüber in seiner *Hist. l. l. Gr. II*, 1. p. 280 gehandelt zu haben, allein an dieser Stelle findet sich nichts darüber.

der aber zugleich den Kritiker in Proklos dem Lycier anerkannte, *Valesius* sagt, die Chrestomathie des Proklos werde schon von Alexander von Aphrodisias citirt, der doch älter sey, als der Lycier Proklos. Allein b. *Alex. Aphrodis.* z. *Aristotel. Soph. El.* p. 46. (Aldin. 1520) wird Proklos ἐν τῇ τῶν ἑορτῶν ἀπαριθμήσει genannt, keineswegs ἐν τῇ χρηστομαθίᾳ. Wenn also Hr. *Welcker* sich auf jene Behauptung des *Valesius* bezieht, so hätte er erst zeigen müssen, dafs jene ἀπαρίθμησις ἑορτῶν identisch ist mit der χρηστομαθία, was schwer zu beweisen seyn möchte, denn einzelne Angaben über festliche Gebräuche, wie bei den Daphnophorien, Oschophorien u. s. f. kommen zwar in letzterer vor, keineswegs aber eine eigentliche Aufzählung der Feste, wie dieser Titel denn überhaupt eine Schrift ganz anderer Tendenz, eine dem Werke des Philochoros u. A. περὶ ἑορτῶν ähnliche, zu bezeichnen scheint, die mit der Proklischen Chrestomathie, welche uns vorliegt, nur eine sehr entfernte Verwandtschaft haben konnte. Hr. *Welcker* S. 3 — 7 beruft sich aufserdem auch auf *Boissonade* in der Vorrede z. *Callimachus*, in seiner Sylloge *Poett. gr.*, die wir leider nicht einsehen konnten. — Was die von dem Vf. selbst beigebrachten neuen Gründe gegen die Abstammung der Chrestomathie von dem Diadochen Proklos betrifft, so beziehen sie sich theils auf den allgemeinen Charakter der übrigen Schriften dieses Philosophen; theils auf einzelne Widersprüche, welche stattzufinden scheinen. Ehe wir sie einzeln zu widerlegen suchen (denn wir glauben, dafs jene Behauptung nicht wahrscheinlich, jedenfalls dafs sie nicht zu beweisen ist), müssen wir über den besondern Charakter der Chrestomathie, ihre etwanige Entstehung und gegenwärtige Beschaffenheit, dann über die Entwicklungsgeschichte des Proklos, so wie über die in seinen übrigen Schriften mehr zunehmenden grammatischen Studien das Gehörige bemerken, ohne welches nach unserer Ueberzeugung mit einzelnen Gründen gar nichts, weder *pro* noch *contra*, bewiesen werden kann.

Eine Chrestomathie ist wesentlich Sammlung gelehrter Lectüre, zu einer oberflächlichen Einheit zusammengestellte Lesefrüchte, ein Repertorium von gelehrten Meinungen und Angaben über grammatische oder sonst antiquarische Fragen. Eine solche Schrift wird also von der Subjectivität des Vfs. nur ein Minimum an sich haben; nicht der Vf. selbst spricht in ihr, sondern nur sein Studium, die von ihm gelesenen und excerpirten anderen Schriftsteller. Die Chrestomathie des Proklos also, angenommen, dafs sie von dem Diadochen ist, würde sich nur sehr bedingter Weise mit den übrigen Schriften desselben, besonders mit den Commentaren zum Platon, vergleichen lassen können. Und sagt doch der Proklos, dessen Chrestom. wir lesen, selbst, dafs er nicht aus sich, sondern nur nach Anderen rede: *vit. Homeri*, *Bekk. Scholl. Il. praef. I*, wo, nachdem verschiedene Sagen, das Leben Homers betreffend, erzählt worden, hinzugesetzt wird: ἀλλὰ δὴ ταῦτα μὲν πολλῆς ἔχεται ζητήσεως, ἵνα δὲ μηδὲ τούτων ἄπειρος ὑπάρχῃς, διὰ τοῦτο εἰς ταῦτα κατεχώρησα. Also absichtlich enthielt er sich alles eigenen Raisonnements, er wollte blos *relata* referiren, ein Handbuch philologischer Gelehrsamkeit für den, welchem das Buch dedicirt war, ausarbeiten. — Welche Quellen er dabei benutzte, ist von der ganzen Schrift kaum auszumachen. Doch ist sehr wahrscheinlich, dafs zum Theil wenigstens, d. h. bei den Angaben über die lyrischen Dichter Didymus περὶ λυρικῶν ποιητῶν zu Grunde liegt (ein kleiner Aufsatz, wahrscheinlich aus diesem Werke, ist mitgetheilt in d. Anecd. von *Boissonade* Vol. IV., den wir aber noch nicht haben vergleichen können), was wir aus diesem Umstande folgern möchten. Diese Schrift nämlich wird wiederholt bei *Orion Etymolog.* angezogen: 1) s. v. ἔλεγος, ὁ θρῆνος, διὰ τὸ δι' αὐτοῦ τοῦ θρήνου εὖ λέγειν τοὺς κατοιχομένους. — ὅθεν πεντάμετρον τῷ ἡρωϊκῷ συνῆπτον, οὐχ ὁμοδρομοῦντα τῇ τοῦ προτέρου δυνάμει, ἀλλ' οἷον συνεκπνέοντα καὶ συναποσβεννύμενον (*S. Larcher b. Sturz Orion* p. 58) ταῖς τοῦ τελευτήσαντος τύχαις· οἱ δὲ ὕστερον πρὸς ἅπαντας διαφόρως. οὕτω Δίδυμος ἐν τῷ περὶ ποιητῶν (vgl. *Etym. M.* p. 327 u. *Et. Gud.* p. 150.) 2) s. v. ὕμνος. οἷον ὑπόμονός τις ὤν, καθὸ εἰς ὑπομονὴν καὶ μνήμην ἄγει τὰς τῶν ἐπαινούντων πράξεις. κεχώρισται δὲ τῶν ἐγκωμίων καὶ τῶν προσῳδίων καὶ παιάνων, οὐχ ὡς ἐκείνων μὴ ὄντων ὕμνων, ἀλλ' ὡς γένος ἀπὸ εἴδους. πάντα γὰρ εἰς τοὺς ὑπερέχοντας γραφόμενα ὕμνους ἀποφαινόμεθα· καὶ ἐπιλέγομεν τὸ εἶδος τῷ γένει, ὕμνος προσῳδίων, ὕμνος ἐγκωμίου, ὕμνος παιᾶνος. — — — κεχώρισται δὲ τῶν προσῳδίων· καὶ τὰ μὲν προσῴδια, καθὰ καὶ κέκληται, προσιόντες ναοῖς ἢ βωμοῖς πρὸς αὐλὸν ᾖδον, τὸν δὲ ὕμνον πρὸς κιθάραν. οὕτω Δίδυμος ἐν τῷ περὶ λυρικῶν ποιητῶν (vgl. *Et. M.* p. 777). Der letzteren Stelle nun entspricht auf das genaueste das was Proklos über den Hymnos bemerkt, p. 320 *a*, 10 *b. Bekk. Phot. bibl.* καὶ φησι τὸν ὕμνον μὲν ὠνομάσθαι ἀπὸ τοῦ ὑπόμνησίν τινα εἶναι καὶ οἱονεὶ εἰς μνήμην καὶ ὑπόμνησιν ἄγειν τὰς πράξεις τῶν ὑμνουμένων, ἢ ἀπὸ τοῦ ὕδειν αὐτάς, ὅπερ ἐστὶ λέγειν (über ὕδειν s. *Ranke de Hesych.* p. 46). ἐκάλουν δὲ καθόλου πάντα τὰ εἰς τοὺς ὑπηρέτας (*Bekker* vermuthet ὑπερ ἡμᾶς, *Sylburg* wollte ἐναρέτους, offenbar mufs es ὑπερέχοντας heifsen) γραφόμενα ὕμνους· διὸ καὶ τὸ προσόδιον (*l.* προσῴδιον) καὶ τὰ ἄλλα τὰ προειρημένα φαίνονται ἀντιδιαστέλλοντες τῷ ὕμνῳ ὡς εἴδη πρὸς γένος· καὶ γὰρ ἔστιν αὐτῶν ἀκούειν γραφόντων (eine unmittelbare Beziehung auf die excerpirten Schriften, hier sicher des Didymus) ὕμνος προσοδίου (*l.* προσῳδίων), ὕμνος ἐγκωμίου, ὕμνος παιᾶνος, καὶ τὰ ὅμοια. ἐλέγετο δὲ τὸ προσόδιον (*l.* προσῳδ.), ἐπειδὰν προσίασι τοῖς βωμοῖς ἢ ναοῖς, καὶ ἐν τῷ προσιέναι ᾖδετο πρὸς αὐλόν· ὁ δὲ κυρίως ὕμνος πρὸς κιθάραν ᾖδετο ἑστώτων. — Bestimmte Anklänge an das mitgetheilte Excerpt aus Didymus auch in der Stelle über die Elegie p. 319 *b*, 6 sq.: τὴν δὲ ἐλεγεῖαν συγκεῖσθαι μὲν ἐξ ἡρῴου καὶ πενταμέτρου στίχου, ἁρμόζειν δὲ τοῖς κατοιχομένοις. ὅθεν καὶ τοῦ ὀνόματος ἔτυχε· τὸ γὰρ θρῆνος ἔλεγον ἐκάλουν οἱ παλαιοί, καὶ τοὺς τετελευτηκότας δι' αὐτοῦ εὐλόγουν (*l.* εὖ ἔλεγον). οἱ μέντοι γε μεταγενέστεροι τοῖς ἐλεγείοις πρὸς διαφόρους ὑποθέσεις (dadurch erklärt sich das

das διαφόρως bei Orion, wo die Correctur ἀδιαφόρως nicht nothwendig ist) ἀπειχρήσαντο. — Also hier ist eine ganz deutliche Correspondenz beider Schriften, und folgt daraus zweierlei, ejnmal, dafs, wie ich gesagt habe, die Proklische Chrestomathie wesentlich Lesefrüchte seiner grammatischen Studien enthält, zweitens, dafs er dabei ganz vorzügliche Schriften vor sich hatte, wie wir namentlich in den Stellen über die Lyriker wahrscheinlich fortgesetzte Excerpte aus dem im Alterthum so hoch geschätzten Didymus dem Aristarcheer besitzen.

Zweitens ist der gegenwärtige Zustand der Chrestomathie des Proklos zu erwägen. Photius kannte nur Eclogen davon, und die Einerleiheit des Titels bei ihm und der Ueberschrift der Fragmente in den *Codd. Escur.* u. *Venet.* beweist, dafs auch dieses Fragmente nicht der Originalchrestomathie, sondern der daraus gemachten Auszüge sind. Eclogen sind Excerpte einzelner Partieen eines Werkes in ihrer Vollständigkeit, mit eben so vollständiger Hinweglassung anderer; wie zu sehen ist aus den aus der Zeit des Constantin Prophyrog. auf uns gekommenen Eclogen aus Polybius, Diodor u. s.f. Wer sagt nun, welches Princip der befolgte, welcher die Eclogen der Chrestomathie des Proklos machte? Ob er nicht Manches ausgelassen, an welchem *der* Proklos, wie wir ihn in seinen übrigen Schriften haben, leichter wieder zu erkennen gewesen wäre? Ob die Präcision und gedrängte Kürze, welche die Chrestomathie so vortheilhaft characterisirt, nicht vielmehr auf Rechnung der Eclogen als des Originalwerkes zu setzen? *Davon abgesehen*, dafs wir überhaupt nur über die beiden ersten Abtheilungen des Werkes, und auch über ihren Inhalt gröfstentheils nur durch sehr unvollständige Auszüge, die des Photius, unterrichtet sind. — Und dennoch findet sich selbst in diesen so unvollständigen Stücken noch eine Stelle, die kaum ein andrer geschrieben haben kann, als Proklos der Diadoche. Es ist diese über die Daphnophorien, p. 320, 14 sqq. *Bekk.*: ξύλον ἐλαίας καταστέφουσι δάφναις καὶ ποικίλοις ἄνθεσι, καὶ ἐπ' ἄκρου μὲν χαλκῆ ἐφαρμόζεται σφαῖρα, ἐκ δὲ ταύτης μακροτέρας ἐξαρτῶσι· κατὰ δὲ τὸ μέσον τοῦ ξύλου περιθέντες ἐλάσσονα τῆς ἐπ' ἄκρῳ σφαίρας καθάπτουσι πορφυρᾶ στέμματα· τὰ δὲ τελευταῖα τοῦ ξύλου περιστέλλουσι κροκωτῷ. βούλεται δ' αὐτοῖς ἡ μὲν ἀνωτάτω σφαῖρα τὸν ἥλιον, ᾧ καὶ τὸν Ἀπόλλωνα ἀναφέρουσιν, ἡ δὲ ὑποκειμένη τὴν σελήνην, τὰ δὲ προσηρτημένα τῶν σφαιρίων ἄστρα τε καὶ ἀστέρας, τὰ δὲ γε στέμματα τὸν ἐνιαύσιον δρόμον· καὶ γὰρ καὶ τξέ (365) ποιοῦσιν αὐτά. Sehr ähnlich ist die Auslegung der Apaturiengebräuche bei Proklos *in Timaeum* I. p. 28, wie beide Stellen, diese und die in der Chrestomathie, auch von Lobeck *Aglaoph.* p. 171 sq. neben einander aufgeführt werden, grade in der Absicht, die dem Proklos eigenthümliche Tendenz zur Allegorie zu charakterisiren, von Lobeck, der, mehr als irgend Einer in den Schriften des Proklos erfahren, für den gültigsten Zeugen über das, was Proklisch ist und was nicht, angesehen werden darf.

Es wird darauf ankommen, ob sich nachweisen läfst, dafs Proklos Studien der Art, wie nach der Chrestomathie vorauszusetzen sind, wirklich gemacht habe. Läfst sich dieses nachweisen, so ist es um die Behauptung des Valesius gänzlich geschehen, so wird die Ueberlieferung, dafs die Chrestom. von dem Lycier Proklos sey, nicht eher aufgehoben werden dürfen, als bis ganz bestimmte und manifeste Gründe dazu nöthigen. Dafs aber Proklos allerdings gelehrt und Vielwisser genug war, wird Niemand in Abrede stellen wollen. Schon seine Commentare z. Platon verrathen ein ausgebreitetes Studium (vgl. Creuzer Symbolik 3te Aufl. 1. Heft. S. 54, wo aber schwerlich richtig ist, was gesagt wird, die vorhandnen Scholien z. Platon seyen gröfstentheils den Commentarien des Proklos entnommen. Vielmehr scheint Prokl. zum Theil schon dieselben Scholien, welche wir jetzt lesen, benutzt zu haben, namentlich die attische Antiquitäten betreffenden); über seine philologische Lectüre aber kann man am besten urtheilen nach den Anmerkungen und Prolegomenen zum Hesiod, welche erstere leider (schon Heinsius klagte darüber p. 21 *Gaisf.*) höchst unvollständig erhalten sind. Dessen ungeachtet beweisen sie eine sehr vielseitige Gelehrsamkeit und Kenntnifs auch der besten Perioden der Grammatik. Zur Uebersicht diene folgendes Verzeichnifs der älteren Grammatiker und Historiker, welche in diesen Fragmenten citirt werden. Zur Kritik folgende Citate: *Aristarch Prolegg.* p. 3 *Gaisf.* (daselbst Praxiphanes, der auch *ad Tim.* p. 5 *Basil.* (*a.* 1534) angeführt wird); Aristarch gegen Romanos (den Oberweinschenken des Ptolem., vgl. *Scholl. Venet. Il.* α' 97, β' 798, ω' 110) z. *opp. et dies* 97; Aristarch zu *v.* 200, 738, und *Tzetz.* zu *v.* 376, wo die Note des Proklos selbst ausgefallen ist. — *Apollonius Rhodius* z. *v.* 824; *Krates* z. *v.* 527; *Seleukos* z. *v.* 94; 547. — Sprachliches aus *Apollonius* und *Kallimachus* z. *v.* 57; *Hermipp* dem Kallimacheer und *Herodor* z. *v.* 41; *Didymus* und *Amarias* z. *v.* 500; *Klitarchus* ἐν γλώσσαις zu *v.* 522; *Dionysius Thrax* z. *v.* 569; *Eratosthenes* und *Kallistratus* z. *v.* 588; Γλῶσσαι ῥητικαί (entweder vom Hermonax oder vom Diogenian, vgl. Ranke *de Hesych.* p. 109 sq.) zu *v.* 631. — Endlich Sachliches, besonders aus *Philochorus* s. z. *v.* 268; 768, 778; 808; *Ephorus* z. *v.* 633; *Timäus* z. *v.* 403. — Ist dieses nicht eine auserwählte Lectüre? Ueberdies die fortlaufenden Auszüge aus Plutarch's Commentarien.

Endlich ist zu achten auf die Lebensgeschichte des Proklos, wie sie vom Marinus erzählt wird. Proklos studirte zuerst in Alexandrien, und zwar Grammatik, bei dem bekannten Orion, dem Vf. des Etymologicums (Ritschl *de Oro et Orione* §. 5 sqq.); wobei es von nicht geringem Interesse ist, dafs wir diese beiden Männer, den Lehrer und den Schüler, so eben dieselbe Schrift, den Didymus über die Dichter, haben benutzen sehen. Proklos trieb dann Rhe-

Rhetorik, und zwar mit solchem Eifer und solchem Erfolge, dafs er auf eine ausgezeichnete Weise berühmt darin wurde. Dann ging er nach Athen, und trieb zuerst unter Olympiodor die Aristotelische, dann unter Syrian die Platonische Philosophie. Die erste Frucht seiner Platonischen Studien war der Commentar zu Timäos, den er im 20sten Jahre seines Alters schrieb. Damals, sagt Marinus ausdrücklich, hatte er schon vieles Andre geschrieben; was sich also doch nur entweder auf Aristotelische Philosophie, oder Rhetorik und Grammatik beziehen konnte. Da liegt es nun nahe zu vermuthen, dafs unter jenen früheren Schriften auch die grammatische Chrestomathie gewesen sey, welcher eine besondere Beziehung auf rhetorische Studien anzumerken ist, und welche er eben in jener Periode, wo er Rhetor und unter Anleitung des Orion mit grammatischen Studien beschäftigt war, herausgegeben haben konnte. Dafs er übrigens seine grammatischen Studien nie ganz aufgegeben, auch nicht in der Zeit, wo er sonst ganz der Mystik verfallen war, beweisen zur Genüge, wie gezeigt worden, die Noten zum Hesiod, den er erst in späteren Jahren commentirte.

Nun zu den Instanzen Welcker's, welche zum Theil schon durch das Vorbemerkte widerlegt sind. So, wenn es heifst: „Mit Unrecht gilt für den Vf. der Chrestom. der neuplatonische Philosoph des 5ten Jahrh., der fromme und in Meditation und Allegorie begrabene heidnische Mönch und Heilige, von dessen ganzer Schriftstellerei sie so sehr absticht, und gegen welchen, wie Suidas sagt, Joh. Philoponus zeigte, dafs er im Hellenischen, worauf er sich viel einbilde, ungelehrt und unverständig sey." — Was das Letztere betrifft, so kann uns solch ein Vorwurf von dieser Seite nicht auffallen, denn Philopon war ja heftiger Widersacher des Proklos, sowohl seiner Philosophie als seines Glaubens; wir sehen aber aus dieser Notiz zugleich, dafs Proklos fortgesetzt Profession von philologischer Gelehrsamkeit machte. — Weiter: „Er seinerseits sah dagegen auf einen Longin herab, über den er das Wort des Porphyr wiederholte, dafs derselbe wohl Philologe, keineswegs aber Philosoph sey." Dies geschieht im Com. zum Timäus, allein in eben demselben berücksichtigt er den Longin so durchgängig, sehr oft so, dafs seine Ansicht denen anderer Ausleger vorgezogen wird, dafs mit jenen Worten unmöglich mehr gemeint seyn kann, als dieses, worin gewifs Jeder dem Proklos Recht geben wird, um einen Philosophen zu interpretiren, dazu bedarf es nicht blos philologischer Kenntnisse, sondern auch eines in philosophischen Fragen geübten Geistes; keineswegs soll die Philologie damit herabgesetzt werden. — „Aller Zweifel fällt weg, wenn man nur einen vergleichenden Blick wirft auf das, was der Grammatiker Proklos (d. h. die Chrestomathie) über Homer, und das, was Proklos Diadochos über Hesiod schreibt. Dieser erklärt, dafs „der alte Homeros" 13 Bücher schrieb, und Hesiodos 16; der andre aber nimmt an, dafs Homer, dem von den Alten auch der Cyclus und scherzhafte Gedichte *) beigelegt werden, in der That nur zwei Poesieen, Ilias und Odyssee geschrieben habe, und auch die angenommnen VII. der andern scheinen ihm nicht alle als sicher." — Aber dieses sagt die Chrestomathie keineswegs. Sie giebt, wie vorhin bemerkt worden, nicht die eignen Ansichten des Proklos, sondern nur die grammatische Tradition; so nun auch bei dieser Frage die Meinungen der Grammatiker, und zwar in ihren Extremen; auf der einen Seite die der Chorizonten, welche dem Homer blos die Ilias lassen wollten, auf der andern Seite die der *ἀρχαῖοι* (wenn doch der Diadoche Proklos Vf. der Chrestom. ist, so brauchen diese „Alten" kaum älter, als die späteren Alexandriner, etwa Didymus und seine Zeitgenossen, zu seyn), welche auch den Cyclus (der epische, ist nicht gesagt) u. s. w. von ihm ableiteten. Seine eigne Meinung giebt Proklos hier nicht. Wir erfahren diese erst aus den seinem Commentare zu Hesiod vorausgeschickten Leben dieses Dichters. — „Derselbe führt über das Zeitalter Homers die Annahme des Aristarchos und Krates an, als zweier Schulhäupter noch in seiner Zeit, und vielleicht besonders in ihr", — der Text sagt nichts, woraus dies gefolgert werden könnte — „ohne sich zu entscheiden; vielmehr deutet er durch den Uebergang *φαίνεται δέ* das Unausgemachte derselben an." — Dieses läuft wieder auf das Bemerkte hinaus, dafs Proklos in der Chrestom. nicht seine eignen Meinungen geben will. Auf das *φαίνεται δέ* aber folgte *γηραιὸς ἐκλελοιπὼς τὸν βιόν*; also eine blofse Uebergangsformel, aus welcher über das Verhältnifs seiner individuellen Ansicht zu denen des Aristarch und Krates gar nichts gefolgert werden kann. —

*) *Γέγραφε δὲ ποιήσεις δύο, Ἰλιάδα καὶ Ὀδύσσειαν. — οἱ μέντοι γε ἀρχαῖοι καὶ τὸν κύκλον ἀναφέρουσιν εἰς αὐτόν. προστιθάσι δὲ αὐτῷ καὶ παίγνιά τινα, μαργίτην, βατραχομαχίαν ἢ μυομαχίαν, ἐπιπάκτιον, αἶγα, κέρκωπας, κένους.* Diese letzteren, die *κένοι*, kennt nur Proklos, dagegen es auffallend ist, dafs in diesem Verzeichnisse die *ὕμνοι* ganz fehlen. Daher hat Ref. (Demeter und Perseph. S. 75) die Aenderung *ὕμνους* vorgeschlagen, welche mehr als wahrscheinlich ist. Allein noch besser hiefse es *κέρκωπας, καὶ ὕμνους*, theils weil sich so die Corruption *κένους* leichter erklärt, theils weil durch das *καὶ* dann die *ὕμνοι* von der Kategorie *παίγνια* separirt werden. — Andere Emendationsversuche so wie die Erklärung b. Welcker (vgl. Cycl. S. 413) werden schwerlich genügen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

**Bonn**, b. Weber: *Der epische Cyclus oder die Homerischen Dichter*, von *F. G. Welcker* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 14.)

„Der Philosoph bekannte sich zu der thörichten Lehre des Dionysius des Cyclographen, die, nur noch etwas erweitert, eben die des Krates ist, dafs der Dichter den Begebenheiten, den Thebischen wie den Troischen, gleichzeitig gelebt habe," — und liegt nicht die Annahme, Homer sey *testis oculatus* der von ihm geschilderten Begebenheiten gewesen, gewissermafsen auch in diesen Worten der Chrestomathie: τοσαῦτα κατεῖδε ἄνθρωπος (l. ὁ ἄνθρωπος; *Th.* hat ὁ ανος), ὅσα οὐδεὶς πώποτε, besonders wenn man das Folgende vergleicht: κατ' ἐκείνους τοὺς χρόνους wo Homer schrieb οὔτε πλεομένων ἀκινδύνως οὔτε ἐπιμισγομένων ἀλλήλοις πω τῶν ἀνθρώπων ῥᾳδίως, bei welchem sichtlich das thucydideische Vorwort von der Urzeit Griechenlands vorschwebt) — „und zwar 400 Jahre vor Hesiodos. Dies beweist er mit einer selbst an einem so unseligen Mythenverdreher überraschenden Ungeschicklichkeit damit, dafs nach dem Aristotelischen Peplos Stesichoros Sohn des Hesiodos, was er im eigentlichen Sinne nimmt, Zeitgenosse aber des Pythagoras und Phalaris gewesen sey, die 400 Jahre später als Homer lebten, wie auch Herodot sage, der aber nur sagt, dafs Homer und Hesiodos 400 Jahre vor ihm selbst gelebt hätten." — Dieses letztere scheint allerdings ein böses Versehen, allein jene Stelle, *Herod. II*, 53, hat bekanntlich etwas Unklares (vgl. *Bode Orpheus p.* 61, 62. *not.* 27), und Proklus macht dieses Versehen wieder gut durch das viele Treffliche, was er in eben diesem Zusammenhange sonst bemerkt. „Einige behaupten", sagt er, „die beiden Dichter hätten gleichzeitig gelebt, Andere lassen den Hesiod sogar etwas älter seyn, als Homer. Sie sollen mit einander wettgesungen haben auf Euböa. Ἀλλὰ ταῦτα μέν εἰσι ληρήματα τῶν νεωτέρων, καὶ πλάσεις τῶν πρὸς ἀλλήλους ἐρωματημάτων, (dieser unseligen Manie, ζητήματα und ἀπορήματα über Homer aufzustellen, welche der homerischen Kritik und Exegese so vielfältig geschadet hat, s. *Lehrs de stud. Arist. p.* 200—229) καὶ τῶν ἐξ Ὁμήρου παραβεβλημένων ἐπῶν, καὶ (ὡς?) ὑπ' ἐκείνου δηθὲν ῥηθέντων. Es müssen mehre Dichter des Namens Homer unterschieden werden, Ὅμηροι γὰρ πολλοὶ γεγόνασιν ἕτεροι, ζήλῳ τοῦ πάλαι τὴν κλῆσιν λαμβάνοντες, καὶ Ὅμηρος, ὁ τοῦ Εὔφρονος (Εὐφορίωνος?) παῖς, ὁ Φωκεύς (Φωκαιεύς? also Thestoridas?), und ὁ παῖς Ἀνδρομάχου, τῷ γένει Βυζάντιος, ὁ τὴν Εὐρυπυλείαν ποιήσας (wohl der Homer, welcher unter den 7 Tragikern, der Plejas, genannt wird, unter Ptolem. Philadelph., von dem *Hephaest. p.* 32 u. 93, Ὅμηρος, οὐχ ὁ ποιητής, ἀλλ' υἱὸς Ὁμηροῦς τῆς Βυζαντίας ποιητρίδος). Den alten Homer setze Dionysius der Kyklograph gleichzeitig mit den Kriegen um Theben und Troja; daraus würde folgen (ganz entschieden bekennt er sich keineswegs zu dieser Annahme, sondern auch hier referirt er nur), dafs Hesiod 400 Jahre jünger sey. Aristoteles sage in der Politie der Orchomenier, wahrscheinlich nicht der Philosoph, sondern derselbe, von welchem die Peplen (so steht dort, nicht wie Hr. *Welcker* sagt, Peplos beziehe sich auf den Aristotelischen Peplos; übrigens ein Zweifel an der Authentie dieser besondern Politie, welcher Beachtung verdient; die Politieen des Aristoteles waren sicher stark interpolirt), Stesichoros sey ein Sohn u. s. f."

Sehr auffallend ist es, dafs bei der Annahme eines so hohen Alters Homer zugleich Verfasser von 13 Gedichten genannt wird; zumal da Hesiod hier offenbar, als Verfasser sehr vieler Gedichte, dem Homer entgegengesetzt wird. Die Worte sind: συνεγράψατο δὲ ὁ τοιοῦτος Ἡσιοδος βίβλους ἑκκαίδεκα, Ὅμηρος δὲ ὁ παλαιὸς ιγ. Sollte dieses Zahlzeichen, so wie in der Parallelstelle des Tzetzes p. 16 *Gaisf.* nicht vielmehr eine corrumpirte Abbreviatur des Wortes Ἰλιάδα seyn? Proklos würde dann sagen wollen, ist die Angabe des Dionysius richtig, so läfst sich auch das hören, was die Chorizonten behaupten, Homer habe blos die Ilias gedichtet.

Endlich noch ein Bedenken wegen des Titels und der Eintheilung. „*Suidas* rede von einem Werke des Lycier Proklos περὶ χρηστομαθίας in drei Büchern, so auch Eudocia p. 166. Dieses möge seyn, aber bei Photius und in den *Codd. Escur.* u. *Venet.* sey doch von einer χρηστομαθία γραμματικὴ und in 4 Büchern (λόγοι) die Rede. Dieses sey also nicht dasselbe Werk, beide seyen blofs mit einander verwechselt worden. Der Titel Chrestomathie sey etwas Gewöhnliches gewesen und hätte leicht auch eine solche Bedeutung gehabt haben können, wonach die Schrift des Diadochen sich an die (bei Suidas und Eudocia) daneben genannte περὶ ἀγωγῆς β' anschlofs." — Auch dieses ist leicht zu widerlegen. Suidas und Eudocia sagen vom Proklos: ἔγραψε πάνυ πολλά, φιλόσοφά τε καὶ γραμματικά, und nun zählen sie gleich die grammatischen Schriften auf, darunter die Chrestomathie, so dafs sich also bei dieser von selbst versteht, dafs sie eine grammatische war. Ueberdies hat

hat Suidas: *περὶ χρηστομαθίας βιβλία γ'*, wo das Zahlzeichen leicht auf einem Mifsverständnisse einer Abbreviatur des Werkes *γραμματικῆς* beruhen könnte (Eudocia aber hat, *περὶ χρηστομαθίας βιβλία τριά.*). Der Titel *περὶ ἀγωγῆς* bezeichnet eine Schrift über Erziehung. (Aehnliche Werke S. b. *Wyttenb. animadvers. in Plut.* I, p. 66, 67 u. p. 309). Beide Schriften, die (grammatische) Chrestomathie und diese *π. ἀγωγῆς* konnten nun leicht eine ähnliche Beziehung zu einander haben, wie aus beiden Schriften des Plutarch, *περὶ ἀγωγῆς* und *πῶς δεῖ τὸν νέον ποιημάτων ἀκούειν*, welche von dem Redacteur der Moralia des Plutarch mit Absicht neben einander gestellt sind. Was aber die Eintheilung betrifft, so las Photius ja nur Eclogen aus der Proklischen Chrestomathie, nicht das ganze Werk. Wenn er also sagt: *ἐστι δὲ τὸ βιβλίον εἰς δ' διηρημένον λόγους*, so folgt daraus nur dieses, dafs die Eclogen in 4 Bücher, Abtheilungen, oder wie man will (denn die Identität von *λόγοι* und *βιβλία* versteht sich keineswegs von selbst), zerfielen, nicht, dafs auch das Originalwerk, aus welchem diese Eclogen gemacht waren, dieselbe Eintheilung hatte. Abgesehen davon, dafs wenn die Chrestomathie, welche Photius in Auszügen las, und wir in seinen Excerpten aus diesen Auszügen vor uns haben, wenn dieses Werk nicht von dem Diadochen gewesen wäre, dafs denn doch wohl durch irgend einen Zusatz zu dem Namen des Verfassers einer Verwechselung vorgebeugt worden wäre. Es gab so viele Gelehrte des Namens Proklos oder Proculus (*Proculus* ist die eigentliche Form, weil der Name eigentlich ein lateinischer ist, *Πρόκλος* die griechische, wie *Λέντλος*, *Κάτλος* für *Lentulus*, *Catulus*, (*Wyttb. animadverss. in Plut. I.* p. 225; *Schaefer animadverss. in Plut. I.* p. 356; *Lob. Aglaoph. p.* 115; *Franke Inschriften* S. 499), dafs die Tradition es höher hervorgehoben haben würde, wenn die Chrestom. von einem Andern war, als dem, dessen Name der am allgemeinsten bekannte war. Was namentlich den *Eutychius Proculus Siccensis* betrifft, so steht nur das fest, dafs *M. Antonin* ihn zum Lehrer gehabt.

So wären die Instanzen *Welckers* beseitigt, und wir könnten es dabei bewenden lassen. Allein diese Frage ist so wichtig, von so grofsem Momente für die gesammte Literaturgeschichte der Griechen, welche sich überall auf die Proklische Chrestomathie beziehen mufs, dafs man es uns zu gute halten wird, wenn wir noch länger bei ihr verweilen Wir wünschten hier wo möglich gleich abzumachen, was weder durch das von Hrn. *Welcker* Bemerkte noch durch das bisher gegen ihn Bemerkte so vollständig geschehen ist, dafs nicht noch ein oder der andere Zweifel erhoben werden könnte.

So ist noch eine Differenz zwischen der Chrestomathie des Proklos und seinen übrigen Schriften hervorzuheben, auf welche Hr. *Welcker*, wenn er sie bemerkt hätte, gewifs sehr viel Gewicht gelegt haben würde. Sie betrifft das ästhetische System, welchem die Chrestomathie folgt. Nach Ton und Inhalt steht der Chrestom, sehr nahe die Abhandlung in dem Commentar z. *Plat. Polit. p.* 360—367 ed. *Basil.*, welche überschrieben ist, *περὶ τῆς ποιητικῆς καὶ τῶν ὑπ' αὐτῆς εἰδῶν, καὶ τῆς ἀρίστης ἁρμονίας καὶ ῥυθμοῦ τὰ Πλάτωνι δοκοῦντα.* Sie verräth den Kenner und geübten Beurtheiler solcher Fragen, wie sie zur Poetik gehörten, derselben, welche auch die Einleitung in die Chrestomathie behandelt; wer beide mit einander vergleicht, wird um so weniger Bedenken tragen, die letztern demselben Autor zuzuschreiben. In jener Einleitung nun aber werden 2 Gattungen der Poesie unterschieden; *τὸ διηγηματικὸν* und *τὸ μιμητικόν*, und jene Dichotomie ist so wesentlich, dafs in den Eclogen wenigstens die ganze Eintheilung des Stoffes darnach gegliedert ist. In seiner Abhandlung dagegen werden 3 Gattungen, *τρία εἴδη λέξεως*, unterschieden, *τὸ μὲν δραματικὸν καὶ μιμητικόν, οἷον τῆς κωμῳδίας λέγομεν καὶ τραγῳδίας· τὸ δὲ ἀφηγηματικὸν καὶ ἀμίμητον, οἷον καὶ οἱ τοὺς διθυράμβους γράφοντες καὶ οἱ τὰς ἱστορίας τῶν γεγονότων ἄνευ προσωποποιίας μετέρχονται· τρίτον δὲ τὸ μικτὸν ἐξ ἀμφοτέρων, οἷον καὶ τὴν Ὁμήρου ποιήσιν, τὰ μὲν ταῖς τῶν πραγμάτων ἀφηγήσεσι, τὰ δὲ ταῖς τῶν προσώπων μιμήσεσι πεποικιλμένην.* Dieses wird nun freilich hier blos als die Platonische Eintheilung vorgetragen, allein aus *Prolegg. in Hes. theog. p.* 4 *Gaisf.* sieht man, dafs es damals wenigstens, als Proklos diesen Commentar ausarbeitete, auch seine eigne war: *Ἰστέον ὅτι πᾶσα ποίησις τρεῖς ἔχει χαρακτῆρας, διηγηματικόν, δραματικόν, καὶ μικτόν* u. s. w.; was in den alten Prolegomenen z. Theokrit unter der Ueberschrift *περὶ τῶν τῆς ποιήσεως χαρακτήρων* wörtlich abgeschrieben ist. — Wie nun, wird uns dieses in unsern bisherigen Resultaten stören? Das ist kaum nothwendig. Wir erinnern an die oben ausgesprochene Wahrscheinlichkeit, dafs Proklos die Chrestomathie geschrieben habe, als er noch nicht Platoniker war. Obgleich es dieser Annahme hier gar nicht einmal bedarf. Denn jene Dreitheilung mochte sonst ganz zweckmäfsig seyn, sollte sie aber der Eintheilung eines Buches, wie diese Chrestomathie war, zu Grunde gelegt werden, so mufste das *μικτόν* aufserordentliche Schwierigkeiten herbeiführen. — Uebrigens ist jene Unterscheidung zwischen dem *διηγηματικόν* und *μιμητικόν* auch bei den alexandrinischen Kritikern die gewöhnliche. So namentlich Aristonikus über die Zeichen der Aristarchischen Ausgabe, Schol. A. Il. *π* 205, *ἡ διπλῆ, ὅτι ἀπέστροφε τὸν λόγον ἀπὸ τοῦ διηγηματικοῦ ἐπὶ τὸ μιμητικόν*, zu Il. *ψ* 556. *ἡ διπλῆ, ὅτι ἀπὸ τοῦ διηγηματικοῦ ἐπὶ τὸ μιμητικὸν μετῆλθεν οὕτως*, vgl. z. Il. *o* 346; 425, *ι'* 685; so dafs er also beides, das *διηγηματικὸν* und das *μιμητικόν*, im Homer fand, diesen also eigentlich unter das *μικτόν* substituirt, wie Proklus in der angeführten Stelle. Die drei *genera poeseos* werden auch bei *Diomedes institutt. gr. III. p.* 479, unterschieden: 1) *activum vel recitativum, quod Graeci δραματικὸν vel μιμητικὸν*, 2) *ennarativum vel enunciativum, quod Graeci ἐξηγητικὸν vel ἀναγγελτικὸν dicunt, aut* 3) *commune vel mixtum, quod Graeci κοινὸν vel μικτὸν appellant* u. s. w.; wo hernach auch die homerischen Gedichte zu dem *μικτὸν* gezählt werden.

den. Auch der *Grammat. ex cod. Schellersh. descr. b. Sturz Et. Gud. p.* 651 unterscheidet diese τρία εἴδη ποιήσεως, διηγηματικόν, καὶ μιμητικον, καὶ μικτόν. Also dieses war die ganz gewöhnliche Eintheilung, welche wohl bei allen Vorlesungen über literärische Gegenstände zu Grunde gelegt wurde, dem Vf. der Chrestomathie mithin unmöglich unbekannt seyn konnte, aber von ihm mit Absicht vermieden wurde. — Sie ist zu den Grammatikern vom Plato übergegangen (ebend. *Scholl. B. L. Il. β* 494 *p.* 79 l. 35 *Bekk.*), die sich wegen dieser Dreitheilung ausdrücklich auf Plato beziehen. Aristoteles nennt bekanntlich alle Poesie μίμησις, unterscheidet dann aber wieder zwischen der μίμησις πράξεων, ἢ ἐν τῷ πράττειν μίμησις d. h. der dramatischen, und zwischen der διηγηματικὴ μίμησις, ἢ διηγηματικὴ καὶ ἐν μέτρῳ μιμητική, ἢ ἐποποικὴ μίμησις, d. h. der epischen Poesie.

Dagegen könnte man noch einen Einwurf gegen die Möglichkeit einer früheren Abfassung der Proklischen Chrestomathie in Beziehung auf den Titel und die ganze Art dieser Schriftstellerei machen, über welche besonders *Dodwell* in der Dissertation *de Strabonis excerptore* §. 2, 3 bei *Hudson Geogr. Min. II.* p 169, 170. Sind Chrestomathieen überhaupt so alt, als das zweite Jahrhundert? Man wird es verneinen, wenn man die so eben genannte Abhandlung Dodwell's gelesen hat, wo es heifst, weder Plinius noch Gellius, die doch sonst die Titel von solchen Mischwerken mit einer gewissen Vollständigkeit aufzählen, wissen von einer Chrestomathie, und überhaupt sey das älteste Buch der Art, von welchem wir wüfsten, die Chrestomathie das Helladius, der unter Licinius und Maximian lebte. — Dem ist nun aber freilich nicht so. Wenigstens wird *Etym. M. p.* 227, 51 vgl. *Gud. p.* 123 citirt: Ἑρέννιος Φίλων ἐν τῷ περὶ χρηστομαθίας. Es ist dieses eben der Herennius Philo, welcher die φαινικιακά und Anderes geschrieben hatte, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, der unter Nero und bis Hadrian lebte. — Eine ältere Chrestomathie aber als diese gab es, soviel wir wissen, nicht.

Der byzantinischen Literatur scheint die Proklische Chrestomathie und überhaupt Proklos eine vielbenutzte Quelle der Gelehrsamkeit gewesen zu seyn. So hat Tzetzes die Prolegomena z. Hesiod fast wörtlich ausgeschrieben, wobei er unverschämt genug ist, fortgesetzt auf den Proklos zu schimpfen (Tzetzes schimpft auch auf den Aristarch, s. zu *Hes. Εργ.* 200); vgl. *Prolegg. p.* 12 f. cf. *p.* 5. *Gaisf.* Auch *Chiliad. XII. p.* 155 *p.* 446 *Kiefsl.* spricht Tzetzes dem Proklos nach. Darum vermuthet Ref., dafs auch die wichtigen Prolegomena zum Lycophron die Trümmer irgend einer Proklischen Schrift, vielleicht der Chrestomathie sind*). — Aufserdem finden wir dieses Werk noch zweimal benutzt, beidemale aber nur in der Gestalt und in dem Umfange, wie es sich noch jetzt bei Photius findet, so dafs also nicht allein das Originalwerk, sondern auch die vollständigen Eclogen wohl für immer untergegangen sind; es sey denn, dafs noch einmal ein so glücklicher Fund gethan werde, wie das in den *Codd. Venet.* und *Escur.* — Jene beiden Excerpte aus der Chrestomathie sind: 1) b. *Et. m. p.* 327, 38 ff. die Stelle über den epischen Cyclus und etwas über die Elegie. Wie diese beiden Excerpte unter denselben Artikel gerathen sind, ist nicht zu sehen; die Folge aber der Buchstaben verbietet, für Ἔλεγος (als Ueberschrift des Artikels) Ἐπικός zu schreiben, wie Franke will *Callin. p.* 15 ff. Franke stellt daselbst die Vermuthung auf, diese Stelle im *Etymologicum* scheine *e singulari libello de Procli Chrestomathia*, ἐκ τοῦ περὶ χρηστομαθίας Πρόκλου, *minus accurato illo, quam Photii Excerpta*, genommen zu seyn. Er folgerte dieses wohl aus den Eingangsworten ἐκ τοῦ — Πρόκλου, allein diese nöthigen keineswegs dazu. Es ist zu construiren ἐκ τοῦ Πρόκλου περὶ χρηστομαθίας und Πρόκλος περὶ χρηστομαθίας, ist nichts Anderes, als die Proklische Chrestomathie. Eben so bei Suidas v. Πρόκλος, u. *Et. M. p.* 227, 51 Φίλων ἐν τῷ π. χρηστομαθίας, u. *Etym. M.* p. 212, 49. Βησαντῖνος (d. h. Ἑλλάδιος Βησ.) ἐν τοῖς περὶ χρηστομαθίας. (An allen diesen Stellen und sonst immer χρηστομαθία, weshalb auch die Correctur χρηστομαθεία b. Franke ibid. zu verwerfen ist). Uebrigens entsprechen die beiden Artikel fort und fort dem Texte bei Photius; das Etymol. schöpfte also aus diesem, wiewohl es sich das Ansehn geben will, als hätte es die erste Quelle benutzt. — Dafs das Lemma ἔλεγος nicht zu verändern ist, sieht man vollends deutlich ein. *Et. M. p.* 367 *extr.* s. v. ἔπος, wo ausdrücklich die Verweisung: Ζήτει περὶ τοῦ ἐπικοῦ κύκλου εἰς τὸ ἔλεγος. — Die Schriften des Photius sind auch sonst häufig vom Etymol. benutzt. 2) b. den *Scholl.* z. *Clem. Alex. Protrept. p.* 94, 95 der Ausg. von Klotz (*Clem. opp. Vol. IV*). Hier ist die Stelle über die Daphnophorien gleichfalls nach den Excerpten bei Photius (*p.* 321 *a*, 35 — 321 *b*, 30) ausgeschrieben, und ist diese Stelle nach dem Texte bei Photius hin und wieder zu berichtigen; zum Theil aber auch letzterer nach diesem Excerpten, wie *p.* 321 *b*, 2 *Bekk.* lies περικαθιζόμενοι, ib. lin. 9. ποιεῖσθαι προστάττειν, ib. 14 ἐπ' ἄκρῳ; dagegen bei *Scholl. Clem. p.* 94, 13 lies αἰτίατῶν; lin. 20 Πίλατος; lin. 31 ξύλον und δάφναις καὶ; lin. 32 ἐπ' ἄκρῳ; lin. 32 ist σφαῖρα das Richtige; p. 93, 3. lies ἐπ' ἄκρῳ; lin. 4. στέμματα σφαίρας; lin. 5 κρεκωτῷ; l. 6 αὐτοῖς u. ἀνωτάτω; l. 10 τὰ δέ γε; lin. 15 κώπας; lin 20; ἰφικρατίδας.

2) *Ueber die Stelle, aus welcher von Hr. Welcker gefolgert wird, Zenodot von Ephesus sey Urheber des epischen Cyclus.* — Sie ist diese: *Alexander Aetolus et Lycophron Chalcidensis et Zenodotus Ephesius impulsu*

*) Nach Göttling. gel. Anzeig. 1836. 60tes Stück besäfse die Pariser Bibl. noch ein unedirtes Werk des Tzetzes περὶ τραγῳδίας καὶ κομῳδιάς. Würde dieses doch bald mitgetheilt, da Tzetzes, wenn auch selbst ohne Urtheil und Geschmack, doch gewöhnlich recht gute Quellen ausgebeutet hat.

*pulsu regis Ptolemaei Philadelphi cognomento — artis poëticae libros in unum collegerunt et in vulgus edidere, Alexander tragoedias, Lycophron comoedias Zenodotus vero Homeri poemata et reliquorum illustrium poetarum.* Die letzten Worte *et reliquorum poetarum* wurden Hr. *Welcker* erst später bekannt, s. Vorrede p. X. Das Ganze fand Osann zu Rom in einem Ms. des Plautus, unter der Ueberschrift: *Ex Caecio in commento comoediarum Aristophanis in Pluto, quam possumus opulentiam nuncupare.* Osann selbst hatte mit Rücksicht auf dieses Fragment schon 1828 im Hermes XXXI, 2. S. 212 bemerkt, „dafs Kallimachus in der Eigenschaft eines königlichen Bibliothekars des Ptolemäus den einzelnen Bänden der alexandrinischen Bibl. die Titel aufgeschrieben habe? hat also andere Sätze bis jetzt noch nicht mitgetheilt, deren Veröffentlichung wegen des Ueberblickes im Ganzen sehr zu wünschen wäre. Die obigen Worte aber wurden mitgetheilt, von *Meineke Quaestt. Scen. III. p.* 3. mit der besondern Beziehung auf die angebliche Komödiensammlung des Lycophron. — Seit dem Welckerschen Werke sind von verschiedenen Seiten mifsbilligende Bemerkungen über jene Folgerung ausgegangen; s. aufser den beiden Recens. auch Bernhardy griech. Lit. *I.* S. 135. — Auch wer jener *Caecius* sey ist seit dem gefunden, nämlich durch W. Dindorf (rhein. Mus. IV, 1. S. 232), der nach Anleitung der Bemerkung von *Lob. Soph. Aj. p.* 112 *ed.* 2ª in demselben den Tzetzes entdeckt hat. Demgemäfs ist hier nur kurz auf das Unstatthafte solcher Annahme, Zenodot sey Urheber des Cyclus, aufmerksam zu machen. In doppelter Hinsicht ist sie unstatthaft, einmal weil damit etwas in die Stelle hineingetragen ist, was keineswegs in ihr liegt, zweitens, weil so späte Ueberlieferung von den Verdiensten Zenodots um Homer überhaupt keinen Glauben verdient. Ja auch die Stelle an sich ist verdächtig, denn wie kommt Zenodot dazu Bibliothekar des Ptolem. Philadelphus zu seyn? Wenigstens ist dieses gegen die gewöhnliche Ueberlieferung (*Suidas*), die ihn den Bibliothekar des Ptolem. Lagi und Erzieher des Ptolem. nannte. — Was aber den Sinn jener Worte betrifft, so ist in ihnen doch nur von einer Sammlung für bibliothekarische Zwecke die Rede, keineswegs von einem Cyclus, auf welche Worte grade Alles ankommen müfste. Man müfste denn dieser Stelle zu Liebe das bisher Unerhörte behaupten wollen, Alexander der Ätoler habe einen tragischen Cyclus, Lycophron einen Cyclus von Komödien geordnet. Auch ist es willkürlich *Homeri poemata* so zu verstehen, dafs auch die Dichter im Homerischen Style, die nachhomerischen Epiker darunter begriffen werden. Wenigstens wäre zu beweisen gewesen, dafs man noch zu Zenodots Zeiten so laxe Vorstellungen mit dem Namen des Homer verband, wie sie nicht einmal zur Zeit des Aristoteles noch statt gefunden haben möchten. Eben so ist es willkürlich, die *reliqui poetae illustres* von den übrigen *epischen* Dichtern zu verstehen, wohin sich Hr. *Welckers* Vorrede p. X. neigt, nachdem jene letzten Worte ihm bekannt geworden waren, ohne welche er vorher seine Resultate gezogen hatte. Denn wenn doch vorher Tragödien, Komödien, und Homer genannt sind, warum können die *reliqui poetae* nicht eben so gut Lyriker, Elegiker u. s. f. seyn? — doch wie mag man aus dieser elenden Stelle überhaupt nur das Geringste folgern? Abgesehen von ihrer untergeordneten Beziehung und grofsen Zweideutigkeit, was weifs denn überhaupt eine späte Tradition über die Blüthezeit der alexandrinischen Grammatik? Alles was aus jenen letzten Zeiten der griechischen Litteratur über diese so wichtige Epoche überliefert wird, ist grober Mifsverstand und arge Unwissenheit, wobei nur ein Minimum von besserer, durch gute Quellen vermittelter Sachkenntnifs zu Grunde zu liegen scheint. Zenodot's Ausgabe von Homer namentlich war schon zur Zeit der Antonine nur noch aus zweiter und dritter Hand bekannt, s. *Wolf Prolegg. p. CCIX, not.* 78. Von Sammlungen aber des Zenodot ist nicht früher, als bei Ausonius u. den Byzantinern die Rede, dann aber auf solche Weise, dafs — die erste angebliche Sammlung der Homerischen Schriften Pisistratus, die nachmaligen kritischen Ausgaben dieser Schriften durch die Alexandriner, und drittens die von den Ptolemäern veranlafste Sammlung und Uebersetzung der Schriften des A. T. dafs diese drei der Zeit und der Sache nach so gänzlich verschiedenen Unternehmungen ohne Weiteres mit einander verwechselt werden. So die Worte des Ausonius *ep. XVIII*, 28, von Zenodot, *quique sacri lacerum collegit corpus Homeri*; man vergleiche über den Zustand der klassischen Gelehrsamkeit zur Zeit des Auson *Heyne opusc. VI. p.* 22 squ. So die Scholien z. *Dionys. Thrax p.* 767, 768 *Bekk.* So endlich auch Eustathius z. Il. *a* p. 5, 28. Sollte Tzetzes mehr gewufst haben, als diese? Man kann ihm im Uebrigen, selbst über die ältere griechische Litteratur, gute Quellen zutrauen, ihm aber dennoch hier alle *fides* absprechen. Darum weil nicht eine zuverlässige Schrift den Späteren über die Geschichte der älteren Grammatik und Kritik berichtet zu haben scheint. Alles blieb dem Vortrage, der mündlichen Tradition beim Unterrichte überlassen, und hier bildete sich dann selbst aus den historisch sichersten Thatsachen eine Art von litterarhistorischer Mythologie, denn wie anders läfst sich jene arge Confusion der Zeiten des Ptolemäus und der Pisistratiden, des Homer und des Alten Testaments begreifen? — Auf diese Weise urtheilte übrigens schon Meineke über jenes wunderliche Fragment; gegen welchen Hr. *Welcker* dieses merkwürdige kritische Princip aufstellt: „und doch ist es hart, ein Zeugnifs, das *schon darum, weil es allein steht*, so lange seine Falscheit nicht aus bestimmten geschichtlichen Gründen erwiesen ist, *so gut als irgend eines Grammatikers gelten mufs*, — für einen Irrthum zu erklären."

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

**Bonn**, b. Weber: *Der epische Cyclus oder die Homerischen Dichter*, von *P. G. Welcker* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 15.)

Anderswo heifst es von diesen „glücklich entdeckten Zeilen eines unbekannten römischen Grammatikers", sie vermöchten von Neuem zu zeigen, „wie leicht bei der Lückenhaftigkeit der Nachrichten in der Geschichte der alten Litteratur Wahrscheinlichkeiten täuschen, oder *das Unwahrscheinlichste, das nicht Geahndete wahr seyn kann.*" So sehr befremdeten Hrn. W. selbst seine Resultate anfangs.

3) *Die Behauptung, dafs es einen grammatischen Cyclus vom Periegeten Polemon gegeben habe, und dafs auf ihn die Scholl. z. Homer bezogen werden müfsten, wo sie sich auf einen Cyclus oder Cycliker berufen.* S. 51—74. Ein grammatischer wird dieser Cyclus genannt, „insofern er eine besondere Methode der homerischen Erklärung und Kritik enthielt, die nach den angeführten Geschichten zu urtheilen mit Mythographie in Verbindung stand, indem er Ortssagen über vorkommende Personen oder Gegenstände beibrachte, und darauf wahrscheinlich Manches irrthümlich bezog, auch Conjecturen und Interpolationen darauf gründete." Insofern soll Polemon Stifter einer Schule der Polemonier gewesen seyn, und so wie Polemon selbst nach seinem Cyclus den Beinamen κυκλικός geführt habe, so sollen auch die Polemonier vorzugsweise οἱ κυκλικοί geheifsen haben, ein Name der noch bezeichnender gewesen sey als Polemonier. „Denn", heifst es, "Polemon hatte vieles Andere geschrieben, seine Schule aber scheint nur eine von denen gewesen zu seyn, die das Homerische Studium hervorrief und beschäftigte. Nur für dieses, nicht in einem weiteren Umkreise der Litteratur gab es Polemonier, und wenn man Cycliker nannte, so erinnerte man an die homerische Worterklärung, Kritik und die mythologischen Commentarien des Polemon, worauf diese Schule sich gründete, machte das besondere Werk des Polemon, oder auch ähnliche derselben Art und Schule und ungefähr derselben Zeit bemerkbar."

Wer dieses liest, wird denken, das Alles sey völlig ausgemacht, und lasse gar keinen Zweifel zu. Und dessenungeachtet, auf einem lockern Grunde ruht auch dieses Hypothesengebäude! Doch ist hier wenigstens eine Stelle, welche diesen Annahmen einen gewissen Schein giebt. Es ist d. Schol. (AD) zu *Il.* γ', 242, worin erst die Fabel von der Zerstörung Aphidnä's durch die Dioskuren erzählt, und dann hinzugefügt wird: ἡ ἱστορία παρὰ τοῖς Πολεμωνίοις ἢ τοῖς (D., ἤτοι wenigstens b. *Bekker*, nach *Welcker* hätte Cod. A diese Variante) κυκλικοῖς καὶ ἀπὸ μέρους παρὰ Ἀλκμᾶνι τῷ λυρικῷ. — Valcken. d. Schol. p. 119 (vor ihm schon *Fabric.* bibl. Gr. p. 442. *Harles*; vgl. auch *Wüllner de cyclo* p. 11. 12.) hatte die Correctur παρὰ Πολέμωνι ἤτοι κυκλικοῖς vorgeschlagen, indem er sich auf das Leidner Ms. beruft, wo blos παρὰ τοῖς κυκλικοῖς stehe, und Heyne war ihm gefolgt, dann auch *Müller de cyclo* p. 30. *Welcker* selbst *Alcman* p. 20 corrigirte παρὰ Πολέμωνι καὶ τοῖς κυκλικοῖς, und gewifs ist dieses, wenn doch corrigirt werden soll, das Wahrscheinlichere, da Doppelcitate gewöhnlich mit καί angeführt werden, z. B. *Il.* α', 108 ἡ ἱστορία παρὰ πολλοῖς μὲν τῶν νεωτέρων καὶ παρὰ Ἀλκτνῖ. *Il.* β', 145 ἱστορεῖ Φιλοστέφανος καὶ Καλλίμαχος, *Il.* β', 494 ἱστορεῖ Ἑλλάνικος καὶ Ἀπολλόδωρος. *Il.* δ', 284 ἡ ἱστορία ἀκριβέστερον εἴρηται παρά τε πολλοῖς καὶ παρὰ Ἀπολλοδώρῳ. Auf der andern Seite haben aber auch sehr Viele eben wegen dieser Stelle einen Cyclus angenommen; s. die Uebersicht über die früheren Ansichten vom epischen Cyclus b. *Welcker* S. 421 ff. Diesen schliefst sich nun der Vf. jetzt an, indem er seine frühere Correctur widerruft, und folgert aus jener Stelle 1) es habe einen Cyclus vom Polemon gegeben, 2) Polemon sey Haupt einer Schule gewesen, der Polemonier, 3) diese Polemonier hätten zugleich Cycliker geheifsen.

Uns scheint bei dieser Stelle ein altes Versehen dessen, der diese mythologischen Partieen der Scholl. des Cod. A. compilirt hat, zu Grunde zu liegen, welches durch Correctur kaum hinwegzuräumen ist. Man mag aber von ihr denken, was man will, so dürfte doch auf keinen Fall Alles das daraus gefolgert werden. Eine Vergleichung ähnlicher Stellen lehrt, dafs ἡ ἱστορία παρὰ Πολεμωνίοις ἢ τοῖς κυκλικοῖς nicht übersetzt werden darf, die Geschichte ist zu finden in dem Buche, welches von den Polemoniern, die auch Cycliker genannt werden, verfafst ist, sondern so wäre es zu verstehen: in dem Buche, welches entweder von Polemoniern oder (*disjunctive*) von den Cyclikern ist. So Athen. III. p. 95. F. μαρτυρεῖ Καλλίμαχος ἢ Ζηνόδοτος, XV. p. 682. E. μέμνηται ὁ μὲν τὰ Κύπρια ἔπη πεποιηκώς, Ἡγησίας ἢ Στασῖνος. *Harpocr.* p. 67, 21 *Bekk.* 109, 22 u. a. Μενεκλῆς ἢ Καλλίστρατος περὶ Ἀθηνῶν, die Tradition war nämlich ungewifs geworden, welchem von diesen beiden sie die Topographie Athens zuschreiben sollte. Aber viel wahrlicher ist es ja, dafs der Scholienschreiber sich versehen und ungeschickt ausgedrückt habe, indem er das Doppelcitat des Polemon und der Cycliker vorgefun-

funden hatte. Ganz ähnlich ist diese Stelle, Scholl. Cod. L. zu *Il.* φ', 324. *οἱ δὲ γλωσσογράφοι ἤγουν Ἀπίων καὶ Ἡρόδωρος*, wo man nicht übersetzen darf, die Glossographen d. h. Apion und Herodor, sondern annehmen muſs, der Scholiast habe in dem von Eustathius (*Lehrs de stud. Arist.* p. 387 sq.) häufig, und auch von den andern Scholiasten bisweilen (L. *Il.* θ' 555. V. *Il.* π'. 409. 467.) benutzten Commentare des Apion und Herodor eine Verweisung gefunden auf die Glossographen, d. h. die älteren Commentatoren, auf welche Aristarch so oft verweist, s. *Lehrs de stud. Arist.* p. 44 sq.

Von einem Cyclus des Polemon, oder von dem Beinamen dieses Schriftstellers *κυκλικός* kommt sonst nirgends etwas vor. Auch wird Polemon sonst nirgends Grammatiker genannt, nur *ἱστορικός* (*Suid.*), oder, wie gewöhnlich, *περιηγητής* (*Stob.* IX. p. 396. Athen IX. 372. A. 387 F. XII. 602 F. XV. 696 F. V. 210 A. Plut. vit. Arat. 13. Steph. Byz. v. *Δωδώνη*). Er war Perieget in dem Sinne wie Diodor, Heliodor, ein Pausanias, Periegeten genannt werden, vgl. *Bernhardy Dionys. Perieg.* p. 518 sq. In seinem Commentar kommt hin und wieder etwas Grammatisches vor, aber dieses nur beiläufig, nirgends verräth er sich als einen Philologen im engeren Sinne, d. h. der das Studium, die Kritik und Exegese der ältern Litteratur, namentlich des Homer, zu seiner Hauptsache gemacht hatte. Nirgends ist ferner von einer Schule die Rede, welcher Polemon vorgestanden hätte, noch weit weniger hört man von Polemoniern, in dem Sinne, in welchem von Kallimacheern, Aristarcheern, Krateteern die Rede ist. Hr. *Welcker* glaubt eine Notiz von ihnen b. *Hesych. παλαμύς, τεχνίτης, παρὰ τοῖς παλαιοῖς* entdeckt zu haben, wo er *Πολεμωνίοις* zu lesen räth, aber dort schreibt man viel wahrscheinlicher *παρὰ τὸ παλάμαι*, oder ein Aehnliches, denn offenbar soll hier die ganze Familie der von dem gemeinschaftlichen Stamm *παλάμη, παλαμάω* abgeleiteten Wörter verzeichnet werden, wie b. *Etym. M.* p. 647, 40 ff. u. A. Was aber die Citate des Polemon in den Scholl. z. Homer betrifft, Scholl. A. D. *Il.* γ'. 242. A. *Il.* α'. 29, und die von Hn. *W.* übersehene Stelle Eust. p. 228, 1, so lassen sich dieselben viel einfacher auf die von Suidas s. v. *Πολέμων* genannten drei Bücher der Periegese von Ilium beziehen. — Doch Unterz. hat die Absicht nächstens die Fragmente des Polemon, eines der vortrefflichsten Archaeologen alter Zeit, gesammelt und mit der gehörigen Bevorwortung versehen, herauszugeben, und erlaubt sich darauf wegen der so eben aufgestellten Behauptungen zu verweisen.

Doch folgen wir der weitern Argumentation. Aus jener Stelle war die Existenz von Polemoniern, die zugleich Kykliker geheiſsen hätten, gefolgert. Nun heiſst es weiter: „ihr Beinamen, die Kykliker, *muſs* von einem des Polemon selbst auf sie übergegangen seyn, u. ihn werden wir daher *unbedenklich* verstehen in einem Scholion, worin ein Grammatiker blos mit dem Beinamen *ὁ κυκλικὸς* im Widerspruch mit Aristarchos angeführt wird."

Das Schol. betrifft den *δέκτης* bei *Odyss.* δ', 248., und findet sich sowohl im *Cod. Ambros. Q.*, als bei Eustathius. Der erstere hat: *οὐ κυκλικῶς τὸ δέκτη, ὀνομαστικῶς* (nicht *ὀνομαστικῶς*, vergl. *Schol. A. Il.* δ' 212. ζ' 237. *Apollon lex. Hom.* p 3, 23. 7, 4. 39, 26. *Bekk.* Ueber *ὀνομαστικόν* s. *Sturz. Et. Gud.* p. 1056) *δ' ἀκούει, παρ' οὗ φησὶ τὸν Ὀδυσσέα τὰ ῥάκη λαβόντα μετημφιᾶσθαι. Ἀρίσταρχος δὲ δέκτῃ μὲν ἐπαίτῃ. Eustath.* p. 1494, 55 *δέκτην δὲ Ἀρίσταρχος μὲν τὸν ἐπαίτην λέγει, παρὰ τὸ δέχεσθαι, ὁ δὲ κυκλικός φασιν ἤγουν ὁ τῶν κυκλίων ποιητὴς ὀνομαστικῶς ἀκούει τὴν λέξιν, Δέκτην τινὰ κατὰ κυριολεξίαν εἰπών παρ' ᾧ τὸν Ὀδυσσέα λαβόντα τὰ ῥάκη ἀμφιβαλέσθαι.* — Welche von diesen beiden Stellen ist nun nach der andern zu berichtigen? — Offenbar Eustathius, es kann kaum eine Frage darüber seyn. Der Ausdruck *κυκλικῶς* ist nichts Ungewöhnliches. Er findet sich auch *Schol. A. Il.* ζ' 325. *ἡ διπλῆ, ὅτι κυκλικῶς κατακέχρηται. A. Il.* ι', 222. *κυκλικώτερον δὲ κατακέχρηται τῷ στίχῳ. Od.* η', 115. *οὐ κυκλικῶς τὰ ἐπίθετα προσέρριπται*, und über seine Bedeutung kann nach dem, was von Heinrich und Buttmann *Schol. Odyss.* p. 574 *seq.* und Wüllner *de cyclo* p. 30 *seq.* bemerkt ist, kein Zweifel seyn. Es ist soviel als *κοινῶς*, vergl. *Schol. A. Il.* ζ', 325. *νείκεσσιν ἡ διπλῆ, ὅτι κυκλικῶς* und *A. Il.* μ', 267. *κοινὸν δ' ἐστὶ τὸ νείκεον*; ziemlich gleichbedeutend mit dem häufig vorkommenden *καταχρηστικῶς, Schol. A. Il.* γ', 175. λ', 130. σ', 319. vgl. *D. Il.* θ', 188., 559. κ', 339. *V. Il.* ο', 209., 268. Es wird überhaupt gesetzt, wenn ein Ausdruck seine eigenthümlichere Bedeutung oder Beziehung verloren hat und zu einer allgemeinern verflüchtigt ist, wie b. *Il.* ζ', 325., weil dort *νείκεσσεν* nicht eigentlich „zanken" ist (*οὐδὲν γὰρ λέγει ἐπιπληκτικόν*), sondern blos „im Eifer reden"; zu *Il.* ι', 222., weil dieser ganze Vers hier ohne eine nächste Beziehung steht; zu *Od.* η', 115., weil dort die einzelnen Epitheta von den einzelnen Fruchtbäumen nicht *κυκλικῶς*, aber von allen und jeden ohne besondere Beziehung verstanden werden sollen. So suchte nun auch der, gegen welchen Aristarch zu *Od.* δ', 248. disputirte, wahrscheinlich Zenodot, in dem *δέκτης* eine specielle Beziehung, er wollte dieses Wort *ὀνομαστικῶς*, als Eigennamen eines bestimmten Individuums verstanden haben; wogegen Aristarch sagen will, das *δέκτης* ist ein bloſser Bettler, irgend einer, *κοινῶς*. Eustathius verstand diesen *terminus* nicht, und macht aus dem *οὐ κυκλικῶς* einen bestimmten *ὁ κυκλικός*, aus diesem dann wieder einen *κυκλίων ποιητής*, so confus war er geworden. Es lassen sich viele Stellen aufzählen, wo Eustath. durch ähnliche und schlimmere Miſsverständnisse sich Entstellungen dessen, was er bei den älteren Commentatoren las, hat zu Schulden kommen lassen, s. *Lehrs stud. Arist.* p. 39 *seq.* An unserer Stelle gehört auch dieses noch zu der von ihm verursachten Corruption, daſs er den Aristarch zuerst, und dann erst die Meinung dessen anführt, gegen welchen Aristarch seine Ansicht aufstellte. —

Hr.

Hr. Welcker dagegen hält die Lesart bei Eustathius für die allein richtige. Eustath. habe ὁ κυκλικὸς gefunden, und das ἤγουν ὁ τῶν κυκλίων ποιητής hinzugefügt, „da in seiner Zeit wohl κύκλια, κυκλικὸς χόρος bekannt waren, aber nicht jedem ein Grammatiker, wie Polemon mit seinen Beinamen einfiel." — Wir überlassen dem Leser die Entscheidung.

Ist an dieser Stelle, heißt es dann weiter, ὁ κυκλικὸς kein Anderer als Polemon, so muss man auch wo sonst noch ὁ κύκλος oder οἱ κυκλικοί in den Ueberresten der ältern Commentarien z. Homer vorkommen an Polemon und die Polemonier denken; und so werden dann noch verschiedene andere Stellen auf diesen angeblichen Cyclus bezogen: 1) *Etym. M.* p. 600, 3. παρὰ μὲν τοῖς κυκλικοῖς αἱ ψυχαὶ νεκάδας λέγοντιν, mit dem Verse *Il.* ε', 886. 887., eine Stelle, die wegen ihrer Unvollständigkeit gänzlich unbrauchbar ist. Vermuthlich ist sie das Fragment einer ausführlicheren Note zu jenen Versen, etwas vollständiger ist sie b. *Et. Gud.* p. 404. 405, vergl. auch *Eustath.* z. St. und *Hesych.* v. νεκάδεσσι (*Et. Gud.* sind die νεώτεροι Kallimachus, und f. ποταμῶν ist z. schr. πολεμίων, s. *Hesych.*). Die κυκλικοί sind sicher Dichter, so viel sieht man wenigstens aus diesen Stellen.) 2) *Scholl. D. Il.* τ', 326. Es wird die Geschichte vom Achill auf Skyros erzählt, wie Odysseus ihn durch den Glanz der Waffen aus seinem Versteck unter den Mädchen aufgerufen habe; dabei zum Schluss: ἡ ἱστορία παρὰ τοῖς κυκλικοῖς. Diese wahrhaft schöne Dichtung wäre nach Hn. Welcker nichts weiter als ein Fabrikat des Polemon. Im epischen Cyclus, meint er, könne sie keine Stelle gefunden haben. „Sie musste entweder aus den Cyprien oder aus der *Iliupersis* in denselben aufgenommen seyn. Nun aber wissen wir bestimmt, dass beide Gedichte den Achill erst dann nach Skyros kommen und den Neoptolemos zeugen lassen, als er von dem mysischen Feldzuge zurückgekehrt war." Allein weder ist in dem Proklischen Auszuge aus den Cyprien bestimmt gesagt, dass Achill nach dem mysischen Feldzuge zuerst nach Skyros gekommen sey. Es heißt dort Ilias, er habe, von Mysien, d. h. von dem ersten Feldzuge gegen Ilion zurückkehrend, auf Skyros angelegt und sich mit der Deidamia vermählt, worauf er gleich nach Argos geht; denn dort sucht Telephos ihn hernach auf, um sich von ihm heilen zu lassen. Damit reimt es sich auch sehr wohl, wenn wir annehmen, die Cyprien hätten im Ganzen die Jugendgeschichte des Achill so erzählt, dass sie ihn bald nach der Geburt zum Chiron (dieses folgt schon daraus, dass die Cyprien hernach den Telephos vom Achill heilen liessen. Achill lernte die Heilkunst vom Chiron. Noch später nannte man schwer zu heilende Wunden τραύματα Τηλέφεια oder Χειρώνεια, *Eust.* p. 45, 40 *sqq.*), von dort als Knabe, auf den Rath des Kalchas (*Apollod.* III, 13 §. 5.), nach Skyros kommen, und von Skyros endlich durch Odysseus zum mysischen Feldzuge abgeholt werden liessen. Nachdem dieser beendet war, führten sie ihn dann zum zweitenmale nach Skyros, damit nun durch gesetzmäßigen γάμος (ἐκ τῶν ἐπιχωρίων γάμων) gewirkt werde, was Deidamia früher schon von ihm empfangen hatten. Denn dieses Bestreben, den Neoptolemos nicht als einen *spurius* erscheinen zu lassen, gab offenbar den Anlass zu der Dichtung von dem zweiten Aufenthalt auf der I. Skyros. — Uebrigens vergl. Müller in der Recens. s. a. O. 3) *A. D. Il.* σ', 486. wird erzählt, wie der Plejaden ursprünglich sieben gewesen, hernach aber sechs geworden, weil die elfte, Elektra, als Ahnfrau des königlichen Hauses zu Troja, die Zerstörung dieser Stadt nicht habe mit ansehen wollen. Nur dieses darf auf die zum Schluss angezogenen κυκλικοί bezogen werden, nicht das ganze Scholion, wie auch von Müller *de cycla* p. 125 bemerkt wird. Das φασὶ δὲ Ἠλέκτραν zeigt an deutlich genug; vergl. *Eudocia* p. 340. Jene Fabel aber für sich mag gerne in dem epischen Cyclus, aus Arctinos oder Lesches vorgekommen seyn. Auch Pindar sang von dem κατωστερισμός der Plejaden; s. *Etym. M.* p. 675, 36. 4) *A. B. D. Il.* ψ', 660. Apollon tödtet den Phorbas und ist seitdem τῆς πυκτικῆς ἔφορος. ἡ ἱστορία παρὰ τοῖς κυκλικοῖς. Das ist eine der zahlreichen Mythen, wo bestimmte τιμαί der Götter von mythischen Vorgängen abgeleitet werden, wie sie besonders in den homerischen Hymnen gewöhnlich sind. Wahrscheinlich ist dieser Phorbas sogar kein anderer als der, dessen der Hymnus auf den Pythischen Apoll gedenkt, s. *Ilgen Hymn. Homer.* p. 276 *seq.* Also auch diese Fabel ist alt genug, um in dem epischen Cyclus ihren Platz zu finden. 5) Soll die aus den Cyclikern angezogene Mythe von dem Pferde Areion nicht der Art seyn, dass sie in dem epischen Cyclus vorgekommen seyn könnte; sie sey nicht episch, sondern „entweder mythographisch oder Tempelsage." Dieses ist wunderlich, da sowohl Homer als Hesiod, und auch die Thebais und Antimachus vom Areion sangen. Die Gestalt, in welcher diese Fabel bei Pausanias erscheint, ist allerdings weder antik noch episch, aber sie ist auch nichts weniger, als die ursprüngliche. Ref. hat darüber gehandelt in „Demeter und Persephone" S. 149 *f.*

Dieses die Stellen, welche der Verf. nicht anders als auf den Polemonischen Cyclus beziehen zu können glaubte. Andere hatten eine zu bestimmte Beziehung auf den epischen Cyclus; allein dessenungeachtet sucht der Vf. auch bei ihnen die Hypothese geltend zu machen, wo er dann auf einmal eben so vornehm und mistrauisch gegen die kritische Besonnenheit der fraglichen Stellen wird, als wir ihnen sonst ungemein und gläubig gefunden haben. So z. B. b. Phot. und Suid. v. Τεκμησία: εἰλήφασι δ' οὗτοι τὸν μῦθον ἐκ τοῦ ἐπικοῦ κύκλου. „Die Fabel findet ihre Stelle füglich in den Epigonen; doch bleibt die Möglichkeit, dass ἐπικοῦ hier nur aus Irrthum zugesetzt worden sey, indem dem Schreiber kein anderer, als dieser Cyclus bekannt war." So auch besonders in den Scholl. zur Odyssee, wo sich zugleich Anzeigen finden sollen, dass Aristarch gegen den Polemonischen Cyclus, oder gegen den schlechthin Cycliker ge-

genannten Polemon, wenn dieser sich Einschiebsel erlaubt habe, polemisirte. „Zu *Od.* δ', 285. hat *Cod. Harl.* ὁ Ἀντικλος ἐκ τοῦ κύκλου u. s. w. In einer andern Handschrift ist bemerkt, dafs Aristarch den Antiklos, weil er nicht in der Ilias vorkomme, ausstiefs. Der hier gemeinte Theil des Cyclus ist die kleine Ilias. — — Die Handschriften, worin die Stelle fehlte, waren vielleicht zum Theil alte, und darauf die Angabe ἐκ τοῦ κυκλοῦ sicher begründet. Hierzu kommt ein ähnlicher Fall. Zu *Od.* λ', 547. ist angegeben, dafs Agamemnon die Troischen Gefangenen den Streit des Ajas und Odysseus über die Waffen des Achilleus entscheiden läfst, und hinzugesetzt: ἀθετεῖ Ἀρίσταρχος. ἡ δὲ ἱστορία ἐκ τῶν κυκλικῶν. Ein Scholiast zu Aristoph. Ritt. 1053 erzählt die Entscheidung dieses Streites — aus der kleinen Ilias, — und ein anderer führt kürzer dieselbe Sache an, mit dem Eingange τοῦτο ἐκ κύκλου ἀφέλκυσται. Wie hier unter κύκλος die kleine Ilias gemeint ist, so dort, wo dafür οἱ κυκλικοὶ gesagt ist, Arktinos. *Aber es kann auch seyn*, dafs der, welcher den Ausdruck ἐκ τῶν κυκλικῶν gebrauchte, ihn mit dem sonst üblichen παρὰ τοῖς κυκλικοῖς (Polemon) aus Irrthum vermischte und das richtigere ἐκ τοῦ κύκλου mit ungefähr eben so viel Unrecht aufgab, als man dort (nämlich bei Eustathius) *den* Cykliker durch den Dichter der cyclischen Chöre erklärte. Aristarch mag wohl den Vers, der auf die Erzählung bei Arktinos anspielt — nur darum verworfen haben, weil er in den alten Exemplaren fehlte, *vielleicht weil er von Polemon herrührte*" u. s. w.

Dies ist völlig grundlos; überhaupt aber glauben wir bis jetzt klar gezeigt zu haben, dafs es keinen Cyclus vom Polemon gegeben habe, dafs die Stelle, nach welcher Zenodot Urheber des epischen Cyclus seyn solle, dieses keineswegs beweist, und dafs eben so wenig Ursache ist, die grammatische Chrestomathie einem andern Proklos als dem Diadochen zuzuschreiben. Sind aber diese drei Behauptungen Welckers umgestofsen, so wird auch das, was von ihm überhaupt Neues über die äufsere Geschichte des Cyclus vorgebracht ist, aufgegeben werden müssen, denn dasselbe begründet sich vorzüglich auf jene Behauptungen.

Schliefslich wollten wir nur noch eine Beobachtung über den Sprachgebrauch der Scholien zum Homer vorlegen, welche freilich nicht direkt, aber doch mittelbar für die so eben berührte Frage von Wichtigkeit seyn möchte, überhaupt aber interessante Aufschlüsse zu geben verspricht, darüber, wie von den älteren alexandrinischen Grammatikern, namentlich Aristarch, die nachhomerischen Epiker bei der Kritik Homers berücksichtigt worden; ein Punkt, der bisher, wie es uns scheint, bei den Untersuchungen über die Studien Aristarchs zu wenig zur Sprache gekommen ist. Wir beziehen uns dabei auf die von Lehrs aufgestellten Kriterien, nach welchen wir in gewissen Bemerkungen der Venetianischen Scholiensammlung entweder die eigenen Worte des Aristarch, oder doch so gut wie seine eigenen vor uns haben, und werden zeigen, dafs von demselben das nachhomerische Epos, wo es zur Kritik Homers angezogen wurde, niemals als κύκλος oder κυκλικοὶ angezogen wird, sondern immer unter einer ganz andern Benennung, der der νεώτεροι ποιηταί oder οἱ μετ' Ὅμηρον ποιηταί oder dergl., unter welcher, wie die nachfolgende Induction anschaulich machen wird, fast immer, und besonders dann, wenn abweichende Mythologumena bemerkt werden, das nachhomerische Epos zu verstehen ist. Ein sehr zweckmäfsiger Sprachgebrauch, welcher auch unserer Litteratur anstatt des so ganz irrthümlichen und zu so vielen falschen Gesichtspunkten verleitenden der Cykliker sehr zu empfehlen ist.

*Il. α*, 5. 6. der *Cod. A.* (*Bekk.*) hat hier eine doppelte Note. Die erste vom Nicanor, welcher über die von Aristarch befolgte Interpunktion geschrieben hatte: Ἀρίσταρχος συνάπτει, ἵνα μὴ τὰ παρὰ τοῖς νεωτέροις πλάσματα δεξώμεθα. Die zweite Note giebt ausführlicheren Aufschlufs und lehrt, dafs Aristarch jene Aenderung in der Absicht vornahm, damit die Differenz zwischen Ilias und den Cyprien in Beziehung auf die βουλὴ des Zeus recht deutlich heraustrete. Die νεώτεροι sind also hier die Cyprien.

*Il. α'*, 59. 60. Wiederum zwei Noten, eine vollständigere und eine kürzere. Die letztere vom Aristonicus über die Zeichen in der Aristarchischen Ausgabe: ἡ διπλῆ πρὸς τὴν τῶν νεωτέρων ἱστορίαν, ὅτι ἐντεῦθεν (nämlich wegen falscher Deutung des Wortes καλλιπλαγχθέντας, s. *Lehrs stud. Arist.* p. 109 *seq.* vergl. Grashof Zeitschr. f. Alterthumsw. 1835. Nr. 131. p. 1050) τὴν κατὰ Μυσίαν ἱστορίαν ἔπλασαν. Die vollständigere Note nimmt gleichfalls Rücksicht auf jenes Zeichen des Aristarch, οἱ νεώτεροι ποιηταὶ ἐντεῦθεν σημειοῦνται ἱστοροῦντες τὰ περὶ τῆς Μυσίας τὸν τρόπον τοῦτον· und darauf die Geschichte von dem Mysischen Feldzuge, der Verwundung des Telephos und seiner Heilung durch Achill, gerade so, wie nach Proklos die Cyprier erzählten, doch mit folgendem für die Geschichte der Dionysosverehrung interessanten Zusatze: ὁρμήσαντος δὲ ἐπ' αὐτὸν (sc. τὸν Τήλεφον) Ἀχιλλέως οὐ μείνας ἐδιώκετο. ἐν δὲ τῷ τρέχειν ἐμπλακεὶς ἀμπέλου κλήματι τὸν μηρὸν τετρώσκεται, νεμεσήσαντος αὐτῷ Διονύσου, ὅτε ἄρα ὑπὸ τούτου τῶν τιμῶν ἀφῄρητο (Also Telephos ein Pendant zu Lycurgos) — — Τήλεφος δὲ ἄνιατον ἔχων τὸ τραῦμα, εἰπόντος θεοῦ μὴ δύνασθαι αὐτὸν θεραπεῦσαι ἢ τὸν τρώσαντα, ἦλθεν εἰς Ἄργος κτλ. — ταῦτα οἱ νεώτεροι (die Cyprien), ὁ δὲ ποιητὴς (Homer) λέγει Κάλχαντα ὑφηγήσασθαι τὸν ἐπὶ Ἴλιον πλοῦν. Diese Note kann mit demselben Rechte der Aristarchischen Schule zugeschrieben werden, als die erstere. Der Zorn des Dionysos aber war nach diesem in den Cyprien von besonderm Momente für die Darstellung der Schicksale des Telephos, der Hauptperson auf feindlicher Seite. — Uebrigens bezieht auch *Henrichsen de Cypr.* p. 24 diese Stelle auf die Cyprien.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Bonn, b. Weber: *Der epische Cyclus oder die homerischen Dichter*, von *F. G. Welcker* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 16.)

Il. α', 108 vgl. *Il.* ι', 145. Bei dieser Stelle aus dem Commentar des Aristonicus: ἡ διπλῆ, ὅτι οὐκ οἶδε (*sc.* ὁ ποιητὴς) τὴν παρὰ τοῖς νεωτέροις σφαγὴν Ἰφιγενείας. In der Note zu jenem Verse ist wenigstens der Anfang alt: ἐντεῦθεν οἱ νεώτεροι ὁρμηθέντες ἱστοροῦσιν, ὅτι τῶν Ἑλλήνων ἐν Αὐλίδι ἀθροισθέντων κτλ. Dann folgt die Erzählung vom Opfer der Iphigeneia, wie in den Cyprien, den Schluss aber bilden die von späterer Hand hinzugestellten Worte: ἡ ἱστορία παρὰ πολλοῖς μὲν τῶν νεωτέρων καὶ παρὰ Δίκτυϊ τῷ γράψαντι τὰ Τρωϊκά, wo also die νεώτεροι schon die gesammte jüngere Poesie ist, ein laxerer Sprachgebrauch, welcher, wie wir hernach zeigen werden, in den Scholien, welche nicht auf die Aristarchische Schule zurückgeführt werden können, der gewöhnliche ist.

Besonders lehrreich für unsern Zweck ist diese Note zu *Il.* ρ', 719. ἡ διπλῆ, ὅτι ἐντεῦθεν τοῖς νεωτέροις ὁ βασταζόμενος Ἀχιλλεὺς ὑπ' Αἴαντος, ὑπερασπίζων δὲ Ὀδυσσεὺς παρῆκται. εἰ δὲ Ὅμηρος ἔγραψε τὸν Ἀχιλλέως θάνατον, οὐκ ἂν ἐποίησε τὸν νεκρὸν ὑπ' Αἴαντος βασταζόμενον, ὡς οἱ νεώτεροι. — ὁ Ἀχιλλέως θάνατος war ein Abschnitt der Aethiopis des Arktinos *). Proklos referirt genau dasselbe aus der Aethiopis. Aristarch hebt hier also auf das bestimmteste hervor, die Aethiopis könne nicht vom Homer seyn, wohl aber habe Arktinos die Partie vom Tode des Achill mit Rücksicht auf *Il.* ρ', 719 gedichtet **). Hätte Homer, d. h. der Vf. der Ilias, von demselben gedichtet, so würde Ajax nicht den Leichnam tragen, Odysseus nicht die Feinde abwehren. Und in der That ist diese Vertauschung der Rollen den Charakteren jener beiden Helden, wie Homer sie schildert, gänzlich unangemessen, in dem Zusammenhange der späteren Epopöen dagegen war sie nothwendig begründet. Denn bei dem Streite über die Waffen des Achill ist eben dieses, dass Odysseus bei dem Tode desselben sich als den tapfersten bewies, von besonderer Wichtigkeit, daher auch Lesches in der kleinen Ilias so dichtete. Lesches machte dem Ajas deswegen einen besonderen Vorwurf, den Aristophanes dann anbringt (Ritt. 1053, mit den Scholl.), und der um so wirksamer war, da man ihn von den Troischen Frauen auf der Mauer aussprechen hörte. Vgl. *Nitzsch Aristot. c. Wolf.* p. 51.

*Il.* ω', 257. ἡ διπλῆ, ὅτι ἐκ τοῦ εἰρῆσθαι ἱππιοχάρμην τὸν Τρώιλον οἱ νεώτεροι ἐφ' ἵππου διωκόμενον αὐτὸν ἐποίησαν. καὶ οἱ μὲν παῖδα αὐτὸν ὑποτίθενται, Ὅμηρος δὲ διὰ τοῦ ἐπιθέτου τέλειον ἄνδρα ἐμφαίνει. So *Cod. A.* Die Scholl. *Cod. Vict.* dagegen erinnern dabei an den Troilus des Sophokles: ἐντεῦθεν Σοφοκλῆς ἐν Τρωίλῳ φησὶν αὐτὸν ὀχευθῆναι ὑπὸ Ἀχιλλέως ἵππους γυμνάζοντα παρὰ τὸ Θυμβραῖον καὶ ἀποθανεῖν. (Diese Stelle fehlt unter den Fragmenten des Sophokleischen Troilus b. Dindorf *Poett. Scen.* Frg. p. 56 sq.). Dieser Scholiast verstand also die νεώτεροι der älteren Note von Sophokles. Aristarch aber meinte ohne Zweifel die Cyprien, in welchen nach Proklos der Tod des Troilos vorkam. Sophokles hatte dieses, wie so manches Andre (*Athen. VII.* p. 277. *E.*) aus der nachhomerischen Epik entlehnt.

*Il.* ω', 735. ἡ διπλῆ, ὅτι ἐντεῦθεν κινηθέντες οἱ μεθ' Ὅμηρον ποιηταὶ ῥιπτόμενον κατὰ τοῦ τείχους ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων εἰσάγουσι τὸν Ἀστυάνακτα. Hier ist die Iliupersis oder die kleine Ilias gemeint, s. b. Proklos (*Müller de cycl. ep.* p. 48) und Tzetz. zu *Lycophr.* 1263; vgl. *Nitzsch Arist. c. Wolf.* p. 47. — Was das Schicksal der Andromache betrifft, so gehört hieher *Il.* ζ', 457. ἡ διπλῆ, ὅτι κατὰ τὸ προστυχὸν οὕτως εἰπόντος Ὁμήρου οἱ νεώτεροι τῷ ὅτι ὑδροφοροῦσαν εἰσάγουσιν αὐτήν.

So liefsen sich noch verschiedene andre Stellen aufzählen, die aber, weil sie sich nicht durch die Auszüge bei Proklos controlliren lassen, nur mit Unsicherheit auf die nachhomerischen Epiker bezogen werden können; so wie schon die letzte von der Andromache. Allein auch in den Scholien zur Odyssee ist dieser Sprachgebrauch häufig, und er hat dieselbe Bedeutung in solchen Stellen, die sich mit einiger Zuverlässigkeit auf die Aristarchische Schule zu-

*) Die gewöhnliche Weise, besondre Stellen der epischen Gedichte zu citiren. So Schol. zu *Il.* κ', 13, *Cod. A.* ἡ διπλῆ, ὅτι ἐνθάδε καὶ ἐπὶ τῆς ὁπλοποιίας τῶν αὐλῶν μέμνηται (ὁ ποιητής). *Cod. Vict.* οὐχ ἑλληνικὸν (*l.* ἑλληνικοὶ) δὲ οἱ αὐλοί. οὔτε γὰρ Φαλακες, οὔτε μνηστῆρες, οὐκ (*l.* οὔτε) εἰς τοὺς γάμους Ἑρμιόνης οὐδὲ Πηνελόπης. Hier sind die Stellen *Od.* δ', 15 f. u. ψ', 141 f. gemeint.

**) Ueberhaupt scheint nach diesen Stellen Aristarch der Ansicht gewesen zu seyn, welche bei uns neuerdings aufgegeben ist, dass nämlich die nachhomerischen Epiker ihren Stoff lediglich den homerischen Gedichten entnommen hätten.

zurückführen lassen. *Od.* γ', 307, wo *Zenodot* ἄψ ἀπὸ Φωκήων, Aristarch ἄψ ἀπ' Ἀθηναίης geschrieben haben wollte. Die Scholl. (*Cod. E.*) bemerken dabei: οἱ δὲ νεώτεροι παρὰ Στροφίῳ αὐτὸν τετράφθαι φασὶν· ὅθεν καὶ ἄψ ἀπὸ Φωκήων γράφεται. Also der Grund des Aristarch, warum er die Zenodotische Lesart aufgegeben hatte: erst die späteren Epiker, sagte er, wissen von der Erziehung beim Strophios, nicht Homer. Die Rückkehr des Orest aus Phokis kam vor in den Nosten des Hegias, s. *Nitzsch Arist. c. Wolf.* p. 38. — Die Telegonie dagegen ist bei folgender Bemerkung gemeint, zu *Od.* λ', 134, οἱ νεώτεροι τὰ περὶ Τηλέγονον ἀνέπλασαν τὸν Κίρκης καὶ Ὀδυσσέως, ὃς δοκεῖ κατὰ ζήτησιν τοῦ πατρὸς εἰς Ἰθάκην ἐλθὼν ὑπ' ἀγνοίας τὸν πατέρα διαχρήσασθαι τρυγόνος κέντρῳ. Αἰσχύλος δὲ κτλ. Hier wird Aeschylus ausdrücklich den νεωτέροις entgegengesetzt.

Wir greifen endlich noch ein Paar Stellen heraus, wo, wie in der von der Andromache, die Beziehung auf das nachhomerische Epos, weil eine Controle fehlt, nicht ganz sicher, in der Analogie des Sprachgebrauches aber doch im höchsten Grade wahrscheinlich ist. So 1) folgende Stellen, Scholl. zu *Il.* α', 306; ι', 489; κ', 222. 574; σ', 57. 60. 438, immer aus Aristonicus περὶ σημείων Ἀριστάρχου. Sie betreffen überhaupt die Geschichte des Achill, wie dieselbe sich durch das jüngere Epos modificirt hatte. Beim Homer bleibt Thetis beim Peleus und Achill im elterlichen Hause, bis der Vater selbst ihn gegen Ilion schickt. Die νεώτεροι ποιηταί dagegen dichteten, wird in jenen Stellen bemerkt, Thetis habe den Peleus verlassen, als Achill 12 Tage, Peleus aber habe diesen dem Chiron übergeben, dafs er ihn grofs zöge und unterrichtete. Dafs dieses der Gang der Ereignisse in den Cyprien war, machten wir schon oben wahrscheinlich. Beim *Apollod. III*, 13. §. 6, 8 kommt Achill hernach in seinem 9ten Jahre vom Chiron in den Parthenon auf Skyros, und dann erzählt er weiter, grade wie die Cyprien, nach der obigen Bemerkung. Homer liefs den Achill von Aulis nur auf einem Streifzuge Skyros verheeren und bei dieser Gelegenheit den Neoptolemos zeugen; vgl. *Scholl. Vict. Il.* ω', 765. — So ist in diesen Stellen die Bestätigung dessen, was eben nach allgemeinen Gründen nachgewiesen wurde. 2) *Scholl. Il.* ω', 604, zur Mythologie der Niobe: ἡ διπλῆ, ὅτι οἱ νεώτεροι διαφωνοῦσι περὶ τοῦ ἀριθμοῦ τῶν Νιόβης παίδων· οἱ μὲν γὰρ δεκαπέντε φασι, οἱ δὲ εἴκοσι τοὺς Νιοβίδας λέγουσιν. — *ib. v.* 613, ἡ διπλῆ πρὸς τὴν διαφωνίαν τῶν νεωτέρων. φασὶ γὰρ καὶ αὐτὴν ἀπολελιθῶσθαι, Ὅμηρος δὲ οὔ. — Andre Stellen der Art wollen wir blos angeben: *Scholl. Il.* υ', 234 zur Mythe vom Ganymed; ψ', 679, vom Oedipus; λ', 683, vom Neleus; ρ', 211; ε', 333, die νεώτεροι haben eine Genealogie des Ares, welche Homer nicht kennt; *Od.* λ', 325, von der Ariadne; η', 59, zur Gigantomachie.

Doch bemerken wir von neuem, dafs nur in den Scholien des *Cod. A* (d. h. soweit in diesen die Commentare des Didymus, Aristonicus und Nicanor excerpirt sind), und auch in diesen nur dann, wenn eine abweichende Mythologie der νεώτεροι bemerkt wird, diese mit einiger Sicherheit von den zunächst nachhomerischen Epikern erklärt werden können. Werden sprachliche Differenzen angemerkt, so heifsen auch die Lyriker, und überhaupt die jüngeren Dichter νεώτεροι. So z. B. *Il.* κ', 485 über den Sprachgebrauch des Wortes μῆλα, vgl. *Aristoph.* b. *Eust.* p. 877, 49 sq.; 1648, 61. — *Il.* ι', 119, vgl. *Lehrs stud. Arist.* p. 113. — *Il.* ζ', 507; φ', 237 ist Archilochos gemeint. — *Il.* β', 862 ist es Aeschylus, der zuerst den laxeren Sprachgebrauch des Namens Troja aufgebracht hat. — Und völlig unzuverlässig sind auch in dieser Beziehung die Scholien der übrigen Mss. So werden zu *Il.* φ', 211 in *Cod. A.* die Ἀττικοὶ ausdrücklich den νεωτέροις entgegengesetzt, die Scholl. *B. L. D. V.* dagegen erklären wiederholt, wo A. οἱ νεώτεροι sagt, οἱ Ἀττικοί, wie *Il.* β', 115; φ', 430; ψ', 795, an den beiden letzten Stellen οἱ τραγικοί. — Dagegen hat *Schol. A. Il.* β', 115 οἱ Ἀττικοί; *B. L.* daselbst οἱ νεώτεροι. — Anderswo z. B. zu *Il.* η', 422; π', 175 meinen sie sogar die späteren Mythographen, Pherekydes u. A. — Zu *Il.* ω', 23 ist Antimachos unter den νεωτέροις, so wie bei Herodian zu *Il.* β', 2 οἱ μεθ' Ὅμηρον Simonides und Antimachos sind. — Anderswo ist nicht blos Homer, sondern auch Hesiod den νεωτέροις entgegengesetzt, z. B. *Il.* ψ', 678; dagegen *Il.* β', 527 (vgl. *Lehrs* p. 180) ist Hesiod unter den *recentiores*. — Eben so unbestimmt sind die νεώτεροι beim Eustathius; wiewohl einer Notiz aus der Aristarchischen Schule entnommen zu seyn scheint, was er im *Proœmium* zu Ilias sagt, p. 1, 15, ὅσοι δὲ μετ' αὐτὸν ποιηταί κτλ. — Ueberhaupt ist ja nicht zu leugnen, dafs jene Bezeichnung im allgemeinen eben so schwankend ist, wie das *veteres* und *recentiores* der Lateiner, und zugleich in jedem Fache der Literatur wiederum einer besondern Beziehung unterworfen, so wie νεώτεροι bei den Grammatikern meistens νεώτεροι γραμματικοί sind (z. B. *Herodian π. σχημάτων* p. 60, 10. *Ddf.*), bei den Geographen νεώτεροι γεώγραφοι u. s. f.; allein nichts desto weniger glauben wir durch die oben behandelten Beispiele gezeigt zu haben, dafs die νεώτεροι oder νεώτεροι ποιηταί dem Aristarch die epische Literatur, und zwar im nächsten Gegensatze zum Homer, die zunächst nachhomerischen Epiker gewesen sind *).

Schliefslich von den Citaten der κυκλικοί, von denen Ref. nachzuweisen versprach, dafs sie immer erst durch Bemerkungen späterer Grammatiker in die uns vorliegenden Scholiensammlungen gekommen seyen. Wenigstens wird von keiner Stelle der Art bewiesen werden können, wie von denen, wo νεώτεροι genannt worden, dafs sie der Aristarchischen Tradition angehöre. Zum Beispiel zu *Il.* ψ', 346 erzählen die Scholl. der *Codd. A. B. D.* die Mythe vom Rosse Areion ausführlich, aber nur mit der Genealogie,

*) Wie sehr die andern Scholien oft die älteren Commentare mifsverstanden haben, davon ist ein recht auffallendes, und auch für diesen Zusammenhang wichtiges Beispiel *Schol. V.* zu *Il.* ω', 228, vgl. *Lehrs* p. 152.

logie, Areion sei Abkömmling des Poseidon und der Erinnys, endlich mit Berufung auf die κυκλικοί. Es ist in dieser Notiz durchaus kein Merkmal, woraus man folgern könnte, dafs eine Note entweder des Aristonicus, oder des Didymus oder des Nicanor zu Grunde läge; daher sie zu den Stellen der Scholiensammlung des *Cod. A.* zu rechnen ist, wo diese spätere und schlechtere Quellen benutzt hat. Im *Cod. Victor.* dagegen findet sich diese merkwürdige Note: Ὅμηρος μὲν ἁπλῶς, ὅτι θειοτέρας ἦν φύσεως (ὁ Ἀρείων). οἱ δὲ νεώτεροι Ποσειδῶνος καὶ Ἅρπυιας αὐτὸν γενεαλογοῦσι. οἱ δὲ ἐν τῷ κύκλῳ Ποσειδῶνος καὶ Ἐρινύος. Man bemerke die Abstufung, Ὅμηρος, νεώτεροι, κυκλικοί. Die Beziehung der νεώτεροι, als vom *Cod. Victor.* genannt, ist hier freilich sehr ungewifs, indessen sehr wahrscheinlich sind doch auch wieder die nachhomerischen Epiker gemeint, und die Notiz bis auf den Zusatz οἱ ἐν τῷ κύκλῳ mag der Aristarchischen Tradition vindicirt werden. Wenigstens wissen wir von den späteren Dichtern, vom Antimachos (*Paus. VIII*, 25, 5) und Kallimachos (Frg. 207) bestimmt, dafs sie anderen Genealogieen des Areion folgten, und an sich ist die Geburt des Areion von der Harpyia ganz im ältesten epischen Stile, und in nächster Nachahmung Homers (vgl. *Il.* π', 149) gedichtet. — Den κύκλος bezieht Ref. mit *von Leutsch de Theb. cycl.* p. 64 sqq. und *Müller* Aeschyl. Eumen. S. 173 ff. auf die Thebais, d. h. auf die Stücke aus derselben, welche in den epischen Cyclus waren aufgenommen worden; die νεώτεροι dagegen sind hier vielleicht eine Heraklea, denn auch in diesem Kreise kam die Dichtung vom Areion regelmäfsig vor. Das Citat aus dem Cyclus scheint gemacht, um die ältere Bemerkung über den Areion zu completiren, von einem Solchen, der die nachhomerischen Epiker nur noch durch den epischen Cyclus kannte; das Citat der νεώτεροι dagegen ist unabhängig vom Cyclus, eben so unabhängig, wie die in den oben bemerkten Noten des Aristonicus u. s. f. — Zu *Od.* λ', 547 im *Cod. Harl.* die Note: ἀθετεῖ Ἀρίσταρχος. ἡ δὲ ἱστορία ἐκ τῶν κυκλικῶν. Die Sache betrifft die Dichtung der kleinen Ilias vom Streite des Ajas und Odysseus um die Waffen des Achill. Ref. behauptet, dafs wenn die Note in ihrer Integrität wäre, d. h. so wie sie sich über dieselbe Sache beim Aristonicus fand, es heifsen würde, ἡ διπλῆ, ὅτι ἐντεῦθεν τοῖς νεωτέροις — παρῆκται, oder dgl. Das Citat der κυκλικοί kann erst durch eine spätere Redaction der Scholien entstanden seyn; wie selbst in den Scholl. zu *Arist. Eqq.* 1053, wo von derselben Dichtung die Rede ist, die zweite mit ἄλλως abgesonderte Bemerkung (p. 615, 32): τοῦτο ἐκ τοῦ κύκλου ἀφείλκυσται sichtlich von späterer Hand ist, als die erstere und vollständigere, wo noch die kleine Ilias als ein Gedicht für sich angezogen wird. — Eben so wird dann auch über dies Scholion zu *Od.* δ', 285 zu urtheilen seyn, wo eine Handschrift (Q) bemerkt, Aristarch verwerfe diesen und die folgenden Verse, ἐπεὶ ἐν Ἰλιάδι οὐ μνημονεύει Ἀντίλοχον ὁ ποιητής, worauf eine Widerlegung hinzugefügt wird, so dafs also hier gewifs eine andre Tradition, als die der Aristarchischen Schule zu Grunde liegt; die andre Handschr. aber (*Cod. Harl.*) blos die Worte hat: ὁ Ἀντίλοχος ἐκ τοῦ κύκλου.

So viel davon. Wir überlassen künftigen Bearbeitern der Frage über den epischen Cyclus, die hier zusammengestellten Materialien zu entschiedenern Resultaten zu verarbeiten. So viel ist klar, dafs wenn es einen epischen Cyclus schon seit Zenodot gegeben hätte, es im höchsten Grade befremdend seyn mufs, Aristarch auch nicht ein einziges Mal diese Bearbeitung des Epos citiren zu sehen. Dahingegen es zu viel gefolgert seyn möchte, wenn man nach der von uns behandelten Weise, die nachhomerischen Epiker zu citiren, behaupten wollte, zur Zeit des Aristarch könne der Cyclus noch nicht existirt haben, wenn es gleich unwahrscheinlich ist. Aber, könnte man sagen, Aristarch benutzte jene Epiker bei seinen kritischen Studien zum Homer, offenbar noch in vollständigen, und von dem Cyclus, wenn dieser nun auch zusammengestellt seyn mag, unabhängigen Exemplaren. Vom Cyclus selber halten wir die Ansicht fest, welche eine ungezwungene Auslegung der Proklischen Worte: τοῖς πολλοῖς σπουδάζεται οὐχ οὕτω διὰ τὴν ἀρετὴν ὡς διὰ τὴν ἀκολουθίαν τῶν ἐν αὐτῷ πραγμάτων für die natürlichste halten wird, dafs nämlich dessen eigenthümliche Tendenz gewesen sey, eine Art Universalmythologie aufzustellen, welche aus den älteren epischen Dichtern auf die Weise redigirt war, dafs aus dem einen dieses, aus dem andern jenes aufgenommen war, keineswegs alle vollständig und in ihrer Integrität; welches letztere demjenigen klar und unumstöfslich gewifs seyn wird, welcher die besonders durch *Osann* und *Müller* angeregten Untersuchungen über die einzelnen Bestandtheile des Cyclus weiter verfolgt hat. Künftigen Untersuchungen wird besonders die Frage zu empfehlen seyn, seit welcher Zeit der griechischen Literatur derlei Sammlungen, für welche die Titel στέφανος, κύκλος, σωρός und dem ähnliche gewöhnlich waren, angestellt wurden; dieser rein äufserliche Gesichtspunkt, unter welchen sich doch aber die Untersuchung über Alter und Entstehung des epischen Cyclus zunächst subsumiren mufs. Dabei kann z. B. die bekannte Angabe bei Athenäus VII. p. 277. *E*, Sophokles habe den epischen Cyclus benutzt, unmöglich so verstanden werden, als wenn dieser Cyclus schon in den Händen des Sophokles gewesen sey, sondern nur dieses liegt darin, dafs der Grammatiker, aus welchem Athenäus jene Notiz nahm, den Cyclus kannte, und viele Sujets der Sophokleischen Tragödien in demselben wieder fand. Die Identität der Titel στέφανος (in στέφανος ἐπιγραμμάτων u. dgl.) und κύκλος sieht man daraus, dafs bei Socrates III, 23 der κύκλος des Dionysius ein στέφανος genannt wird. Den Titel σωρός finden wir in diesem merkwürdigen Scholion, zu *Il.* λ', 100 μὴ ἐμφέρεσθαι δέ φησιν ὁ Ἀρίσταρχος νῦν ἐν τοῖς Ποσειδίππου ἐπιγράμμασι τὸν Βήρισον, ἀλλ' ἐν τῷ λεγο-

γομένῳ σωρῷ εὑρεῖν. Also wahrscheinlich ein σωρὸς ἐπιγραμμάτων, und diesen citirt schon Aristarch. Die in den verschiedenen Werken der Dichter und Periegeten zerstreuten Epigramme wurden aber auch wohl zuerst zu solchen Sammlungen vereinigt.

Ueber den Cyclus des Dionysius von Samos, des sogenannten Cyclographen, handelt Hr. *Welcker* S. 75 bis 95. Mit Recht wird hier dieser Dionysius nicht blos von dem alten Milesier, sondern auch von dem Mitylenäer unterschieden; wenigstens ist der Dionysius des Diodor gewifs der Mitylenäer des Suidas, und wenn man nicht annehmen will, dafs dieser über die vielen Dionyse völlig den Kopf verloren hat, so wird doch von diesem, d. h. dem Mitylenäer, der Samier d. h. der Cyclograph vorläufig unterschieden bleiben müssen. Was seinen Cyclus selbst betrifft, so ist nach den wenigen Fragmenten, die vorhanden sind, kaum mit Bestimmtheit zu urtheilen. Nach Hn. *Welcker* wäre er ohne Beziehung auf den epischen Cyclus gewesen, nur ein mythographisches Werk der Art, wie die Bibliothek des Apollodor. Ref. dagegen möchte der Vermuthung Osanns beipflichten, dafs Proklos seine Skizze der cyclischen Mythologieen aus eben diesem Schriftsteller entlehnte, hält es aber zugleich für wahrscheinlich, dafs dessen Cyclus nicht blos aus einer prosaischen Uebersicht über den Inhalt der cyclischen Poesieen bestand, sondern dafs eine Art von Commentar hinzugefügt war; eine Ansicht, zu welcher auch *K. W. Müller de cyclo* p. 22 sq. und sein Recensent Allg. Lit. Zeit. 1831. Nr. 26. S. 206 f. hinneigt. Hr. *Welcker* erinnert dagegen mit Grund, dafs dieses aus den Citaten *Διονύσιος ἐν τοῖς περὶ τοῦ κύκλου*, *Athen. XI.* p. 477. *D.* p. 481. *E*, nicht gefolgert werden könne; allein man vergleiche die Fragmente bei *Schol. Eurip. Orest.* 1005 und *Schol. Pind. Isthm. IV*, 104, wo die Mythologie des Euripides mit der cyclischen verglichen wird, *Schol. Eurip. Phoen.* 1126, wo eine euhemeristische Auslegung über eine Angabe des Cyclus, endlich bei *Athen. XI.* p. 477. *D.* p. 481. *E*, woraus hervorgeht, dafs Dionysius in diesem Werke gelegentlich auch sprachliche Bemerkungen machte. — Doch ist hier Alles unsicher, nur dieses wohl nicht, dafs Dionysius dem Cyclographen die erste Bildung des epischen Cyclus nicht zugeschrieben werden darf.

S. 97 — 118 über das cyclographische oder cyclische Epos. Unter dieser Benennung wären nämlich nach Hn. *Welcker* gewisse Arten des späteren Epos von den Griechischen Grammatikern zusammengesetzt worden, diejenigen, welche ohne sichere poetische Einheit den Reiz ihrer Dichtungen besonders in mythologischer Vollständigkeit und Ausführlichkeit gesucht, also nach Art der prosaischen Mythographen und Cyclographen gedichtet hätten; von solchen Dichtern solle namentlich das bekannte Epigramm des Kallimachos verstanden werden. Diese Annahme ist sehr schwach begründet, nämlich durch die bekannten Scholien zu Horaz: „*Nec sic incipies, ut scriptor cyclicus olim*", deren Vf. doch sichtlich über die Bedeutung der *termini* κύκλος und κυκλικοί eben so sehr im Ungewissen waren, als wie *Porphyrion* sagt: *Antimachus fuit cyclicus poeta. Hic aggressus est materiam, quam sic extendit, ut XXIII* (?) *volumina impleverit, antequam septem duces usque ad Thebas produxerit.* Wie mag daraus das Doppelte folgen, einmal, dafs Antimachos und seines Gleichen bei den Grammatikern seit Kallimachos cyclische Dichter genannt wurden, und zweitens, dafs sie wegen ihrer übermäfsigen Breite und wegen eines verkehrten Strebens nach mythographischer Vollständigkeit so genannt wurden. Aber allerdings meint Kallimachos mit seinem ἐχθαίρω τὸ πολῆμα τὸ κυκλικόν gewifs nicht den epischen Cyclus, überhaupt offenbar kein bestimmtes Gedicht oder einen bestimmten Dichter; eben so wenig als Horaz. Bei Kallimachos geben deutlichen Aufschlufs die folgenden Worte σικχαίνω πάντα τὰ δημόσια; das πολῆμα κυκλικὸν also ist ein πολῆμα δημόσιον, plebejische Bänkelsängerei, man mag nun mit Salmasius übersetzen *carmen, quod omnium manibus teritur*, oder mit *Jacobs carmen, in quo omnia trita et nota sunt*, oder etwa *carmen eis simile quae a circulatoribus cani solent.* Bekannt sind Martials Worte: *terebat carmina circulis Palaemon, me ravis iuvat auribus placere.* — Diese Erklärung wird Niemand so leicht gegen die *Welcker*'sche aufgeben. Man denke an die Strafsen-Improvisatoren Italiens, die auch bei den Griechen nicht gefehlt haben werden *). Diesem Sprachgebrauche steht überdies sehr nahe das oben behandelte κυκλικῶς der Grammatiker.

Kiel. *Preller.*

*) Κύκλοι hiefsen auch die einzelnen Kreise und Klassen der beim alexandrinischen Museum unterhaltenen Literaten, wie es einen κύκλος σοφιστῶν gab, u. s. w. s. Küster Suidas II. p. 578; also wohl auch einen κύκλος ποιητῶν. Demnach könnte τὸ πολῆμα τὸ κυκλικόν auch ein Gedicht der Art seyn, wie diese Parasiten am Tische der Musen es zu machen pflegten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## PHILOLOGIE.

Dresden, in d. Walther. Hofbuchh.: *C. A. Boettigeri Opuscula et Carmina latina.* Collegit et edidit *Julius Sillig.* Accedunt effigies et specimen autographi b. auctoris figuraeque aeri incisae. 1837. XII u. 611 S. 8. ($3\frac{5}{2}$ Rthlr.)

Der Wunsch, die einzelnen Schriften bedeutender Männer gesammelt zu sehen, ist eben so allgemein als natürlich, selbst wenn diese Schriften längst bekannt gewesen sind und der Wissenschaft den Dienst geleistet haben, der zunächst ihre Bestimmung war. Es liegt in der Natur der Sache, dafs sich der Einzelne immer nur an das Einzelne hält, wie es ihm gerade Neigung oder Zufall zuführt, während ihm Anderes ganz fremd bleibt, das vielleicht eine gröfsere Berücksichtigung verdient hätte. Je gröfser aber die Achtung ist, welche man auf solche Weise für einen in der Wissenschaft ausgezeichneten Mann gewonnen hat, desto erwünschter wird es seyn, die gesammte Thätigkeit desselben mit Einem Blick zu überschauen und sich so ein bestimmteres Bild zu verschaffen von der Art und dem Umfang seiner Bestrebungen, von seiner Stellung zur Wissenschaft und den ihm eigenen Verdiensten in derselben. Dies Ueberschauen ist somit auch für die Wissenschaft selbst und für die Einsicht in ihren historischen Fortgang ein wahrer Gewinn, der ohne die Sammlung zerstreuter Leistungen in der Regel nur mit grofser Mühe und doch nur unvollständig erzielt werden kann. Und warum sollte hierbei nicht auch dem frommen Wunsche der Pietät sein Recht gegönnt werden, welche die einzelnen Leistungen bedeutender Männer, sollten sie auch an sich nicht mehr einen besonderen Werth haben, doch nicht möchte verkommen lassen? Bewahrt man doch so manches rostig gewordene Schwert, das einst einen gefürchteten Feind erschlug, das einem tapferen Manne angehörte, warum sollte man nicht auch eine kleine Schrift bewahren, die einen zu ihrer Zeit herrschenden Irrthum vernichtet oder sonst in einer gewissen Sphäre einen erheblichen Nutzen gestiftet hat, oder die auch nur des Verfassers Eigenthümlichkeit, den Gang seiner Bildung und Thätigkeit auf eine ansprechende Weise ausdrückt? Es versteht sich von selbst, dafs diese Interessen nur vorhanden seyn können bei Männern, deren wissenschaftliche Wirksamkeit eine nachhaltige, historische Geltung erlangt hat; auch Allemal mufs entweder, dünkt uns, dies Anerkenntnifs der Sammlung einzelner Schriften zum Grunde liegen, oder dieselben müssen noch in so vielfältigem Gebrauch der Gegenwart, unverarbeitet in ihren Resultaten, circuliren, dafs eine erleichterte Erwerbung in dem Interesse des betheiligten Publikums liegt. Beide Rücksichten pflegen in der Regel verbunden zu seyn, wie dies die Sache selbst mit sich bringt; jedoch wie die letztere gegenwärtig die vorherrschende ist bei den beiden noch unvollendeten Sammlungen der Schriften zweier noch lebenden grofsen Philologen, so ist die erstere die vorherrschende bei der vorliegenden Sammlung der Opuscula des verstorbenen *Böttiger*. Wir begrüfsen sie deshalb nicht weniger freudig, und müssen es Hn. *J. Sillig* Dank wissen, dafs er die Herausgabe übernommen hat; *Böttiger* selbst scheint nicht daran gedacht zu haben; dazu war er zu bescheiden, wenn er auch nicht nöthig hatte, sich der leichtfertigen Eitelkeit mancher Belletristiker zu erinnern, die durch ein nachsichtfertigeres Publikum sich schon in jungen Jahren gar zu gern zur Herausgabe ihrer gesammelten Schriften bestimmen lassen, und die dann den Nachtheil haben, dafs ihr wohlbeladenes Schifflein, mit dem sie der Unsterblichkeit zusegeln wollten, in Kurzem und dann gleich mit Mann und Maus untergeht. *Böttiger* dachte wohl auch bei seiner bekannten Thätigkeit weit mehr daran, etwas Neues zu produziren, als das Alte zu reproduziren, selbst in nützlicher Belehrung.

Wollen wir die gesammte schriftstellerische Laufbahn *Böttiger's* überblicken, so reicht dazu die vorliegende Sammlung der lateinischen Opuscula bei weitem nicht hin, denn gerade seine bedeutendsten Schriften sind deutsch geschrieben. Aber während doch seine vorwiegende Richtung auch hier hinlänglich hervortritt, sehen wir auch manche Leistung anderer Art vor uns, so dafs diese Opuscula in der That ein vielseitigeres und umfassenderes Bild von seiner Eigenthümlichkeit geben, als es seine deutschen Schriften für sich zu geben im Stande sind; wir sehen ihn hier sich gleichsam erst hinarbeiten nach dem Felde, auf welchem er vorzugsweise thätig und ausgezeichnet gewesen ist; wir begegnen Arbeiten, an die sein Name gar nicht mehr erinnert, und, abgesehen von der Wissenschaft, tritt uns hier auch seine Persönlichkeit mit ihrer freundlichen Gemüthlichkeit, mit ihrer Empfänglichkeit für Freundschaft, mit ihrem stillen Humor und dieser gleichmäfsigen Offenheit für einen nicht gerade geistreichen aber doch wohlthuenden Scherz sehr angenehm entgegen. Man kann das Buch nicht aus der Hand legen, ohne den Eindruck eines behaglichen, ich möchte sagen idyl-

idyllischen Wohlgefallens empfangen zu haben an dem stillen Frieden und der Zufriedenheit des Verfassers mit der Welt und mit sich, im Leben und in der Wissenschaft, während weit höhere Geister bei weit bedeutenderen Leistungen doch oft die innere Befriedigungslosigkeit auf den Leser übertragen, an der sie selbst leiden.

*Böttiger* gehört nicht zu den grofsen, genialen, schöpferischen Meistern der Wissenschaft, welche die Grenzsteine von Perioden bilden; dafs aber dennoch seine Leistungen ihm in der Geschichte der Philologie für immer einen ehrenvollen Platz sichern, kann Niemand verkennen, der ihn ohne Vorurtheile beurtheilt, und ohne blofs an die letzten Jahre seines höheren Greisenalters zu denken. Seine Bildung, seine erste Thätigkeit fällt in eine Zeit, welche für die Alterthumswissenschaft eine besonders denkwürdige war; von ihm ist die Richtung dieser Zeit nicht ausgegangen, aber er hat sie aufgefafst mit Eifer und Fähigkeit, er hat in ihr gearbeitet mit dem glücklichsten Erfolg, und dafs sie immer kräftiger, vielseitiger und gründlicher sich ausgebreitet hat, dazu hat er nicht wenig beigetragen. Dafs diese Richtung eine freiere, licht- und geschmackvollere Behandlung der alten Literatur bezweckte, und dafs sie deshalb mit besonderem Fleifs die bis dahin nur von fern betrachtete Kunst des Alterthums umfafste, ergiebt sich sogleich, wenn wir nur die Namen *J. M. Gesner*, *J. F. Christ*, *Ernesti*, *Heyne*, *Winkelmann*, *Lessing* nennen. Die philosophische Bildung der Zeit drückt sich immer in der Bearbeitung einzelner Fachwissenschaften ab, oft sogar unbewufst; damals war es die neugeborene Aesthetik, welche mit ihrer jugendlichen Schönheit in die alte Rüstkammer der Philologen trat und sie in einen Tempel der Grazien umzuwandeln sich bemühte. Später erwachte ein viel tieferes, grofsartigeres Leben in der Philosophie, das auch der Philologie neue Anregungen, Richtungen und Gegensätze brachte, die noch nicht zum Abschlufs gekommen sind. Diesen stand *Böttiger* fern; er wurzelte in der vorhergegangenen Periode, und dafs er sich aus ihr als ein alter Baum nicht mehr herausreifsen konnte, darf für ihn kein Vorwurf werden. Er hat sich der höchsten Richtung seiner Zeit angeschlossen; mehr war ihm nicht zuzumuthen; und mit welcher Aufopferung und Ausdauer hat er ihr gedient! Der deutsche Boden ist nicht der beste für die Archäologie; sie hat jetzt ein reiches Leben entfaltet, herrliche Früchte getragen; aber dafs sie bei uns am besten gedeihe, dafs wir sie am allgemeinsten und liebevollsten pflegten, können wir auch jetzt nicht sagen; wie viel weniger darf es vom vorigen Jahrhundert gelten? Die grofsen Schöpfer der Archäologie standen mit wenigen Gönnern und Jüngern vereinzelt da; man achtete, bewunderte sie, aber ihre Leistungen waren noch kein tiefgefühltes Bedürfnifs, aus dem die äufsere Unterstützung derselben mit Leichtigkeit hervorgegangen wäre. Die Schwierigkeiten, welche hieraus folgten, hat vor allen *Böttiger* empfunden, und dafs er sich durch sie nicht abschrecken liefs, dafs er zu immer neuen Versuchen sich frischen Muth bewahrte, das ist das ehrenvolle Anerkenntnifs, welches man ihm nicht versagen darf.

Doch ehe wir die in den Opusculis vorliegenden Schriften erwähnen, die sich auf die hauptsächliche Thätigkeit *Böttiger's*, auf die Archäologie beziehen, müssen wir auf sein früheres wissenschaftliches Leben zurückblicken, in welchem ihm die Kunst des Alterthums noch fern stand, und er nur mit der alten Literatur beschäftigt war, jedoch in derselben Weise und Richtung, welche das Studium der Kunst bedurfte und erweckte, und sich nicht ohne eine neue Einseitigkeit von dem früheren einseitigen Betrieb der Grammatik und Kritik losmachte. Es ist daher nicht ein Ueberspringen zu einem Heterogenen, wenn *Böttiger* später die Archäologie zu seinem Hauptstudium wählte, sondern es war dieselbe Tendenz, die ihn vorher in der Literatur, nachher in der Kunst des Alterthums leitete.

Diese Tendenz hat er schon früh aufgefafst, ohne Zweifel schon auf der Schule. Er kam im Jahre 1772 zu Ostern als ein zwölfjähriger Knabe nach Schulpforta, einer Anstalt, welche sich seit Jahrhunderten eine strenge altklassische Bildung zur Aufgabe gemacht hat und welche diesen Charakter im Wesentlichen hoffentlich auch ferner, den flachen Bestrebungen der Gegenwart zum Trotz, mit Konsequenz bewahren wird. Dafs zu der bezeichneten Tendenz damals in Pforta der Grund gelegt wurde, zeigt die grofse Aehnlichkeit, welche, ungeachtet der verschiedenen Individualitäten, doch im Allgemeinen nicht zu verkennen ist in *Böttiger*, *Döring*, *Mitscherlich*, *Huschke*, welche alle, wenn gleich nicht ganz gleichzeitige, Schüler von Pforta waren. Auf *Böttiger* mag namentlich *Barth* einen bedeutenden Einfluss gehabt haben, dessen Verdienste er dankbar rühmt (s. die Anmerkung S. 14.) und dessen Vorlesungen über Properz hinlänglich zeigen, dafs er in der damaligen Richtung der Philologie lehrte. Im Jahre 1775 kam *Böttiger* auf die Universität Leipzig, wo er in *Ernesti's* und *Reiz'* Schule eine gleichartige Anregung fand. Doch alles dies und was man sonst von seinem Bildungsgange gern wissen möchte, wird ein guter Biograph, den wir ihm sehr wünschen, vollständiger erörtern und in ein helleres Licht stellen können.

Theilen sich nun *Böttiger's* Schriften dem Obigen zufolge in zwei Klassen, je nachdem Literatur oder Kunst ihr Gegenstand war, so ist aufserdem noch eine dritte hinzuzufügen, welche die praktisch-pädagogischen umfafst; diese sind die ältesten; denn *Böttiger* begann seine amtliche Laufbahn als Schulmann. Nachdem er als Hauslehrer einen kurzen Stand gehabt hatte, wurde er Rector in Guben, wo er, kaum 24 Jahre alt, sich mittels einer grofsen Perrücke Autorität verschaffte. Das Antrittsprogramm ist das erste der hier mitgetheilten Schriften,

vom

vom Jahre 1785. *de interpretatione epistolarum Ciceronis ad diversos* et *de lectione statoria*; deren schliefst sich das Programm vom Jahre 1786. *de interpretatione Terentii*. Die Frage über statarische und cursorische Lektüre, welche seit *Gesner's* Vorrede zum *Livius* die Schulmänner der damaligen Zeit vielfach beschäftigte, wird hier in einer sehr ansprechenden, lebendigen Art abgehandelt. *Böttiger* schildert mit grofser Offenheit und Anschaulichkeit seine eigene Verfahrungsart, die so ansprechend zweckmäfsig ist, dafs sie auch jetzt noch für Schulmänner sehr interessant seyn mufs. Uebrigens ist es angenehm zu bemerken, wie *Böttiger* damals ganz für die Schule lebte; seine Studien stehen in Wechselwirkung mit seinem Unterricht, und bei seinen Programmen hat er nicht das gelehrte Publikum sondern den Nutzen seiner Schüler vor Augen; aus diesem Gesichtspunkte müssen daher auch die Abhandlungen betrachtet werden: *Explicatio loci Virgiliani Aeneid. VIII.* 208—302. von 1789. *Quam vim ad religionis cultum habuerit Homeri lectio apud Graecos puerorum institutionem ab hoc poëta auspicari solitos*, und *Aristophanes impunitus deorum gentilium irrisor*, beide von 1790. Sie sind nach Inhalt und Form für ihre nächste Bestimmung sehr zweckmäfsig eingerichtet, und gewähren doch auch durch den darin sichtbaren Fleifs, die überall reichlich mitgetheilte Literatur und das umsichtige Urtheil ein höheres Interesse, als der bescheidene *Böttiger* dafür in Anspruch nahm. Ganz eben so verhält es sich noch mit den Schulschriften, welche er 1790 und 1791 als Rector zu Bautzen herausgab, wo ihm besonders sein älterer College *Jo. Theoph. Loben*, und die Wurzel alles Uebels, dessen böse Haushälterin, das Leben machten und ihm selbst den Hafs der Schüler zuzogen; die Abhandlungen sind zwei allgemeinere: *de scholis publicis genio saeculi rite accommodandis* und *de puerilis aetatis pudicitia non praeceptorum sed parentum studio custodienda*; auch die *prolusio ad locum Plutarchi in vita Cat. maj.* S. 347 ff., hat die praktische Tendenz, die Betrachtung der Erziehung im Alterthum und besonders Cato's Muster zum Nutzen der Gegenwart zu verwenden. Dagegen dient gleichsam als Nachtrag zu seinem Schulunterricht die *prolusio ad locum Ciceronis in Catilinam III*, 8. 9.

Im Jahre 1791 wurde *Böttiger* von *Herder* zum Direktor des Weimarischen Gymnasiums berufen auf Verwendung *Döring's*, seines Landsmanns und frühesten Jugendfreundes, der mit ihm zugleich nach Pforta und Leipzig kam, der endlich sein Vorgänger in Guben gewesen war. Von hier an nahmen *Böttiger's* Schulschriften eine höhere Richtung. Er hatte sich bisher in weiterem Umfange mit *Terenz* und *Martial* beschäftigt, die er herauszugeben beabsichtigte; diese Absicht hat er auch in Weimar noch mehrere Jahre gehabt, wenigstens in Absicht des Terenz; denn auf den Martial bezieht sich keine der hier vorliegenden Arbeiten; aber der Aufenthalt in Weimar gab ihm bedeutende Anregungen, und namentlich war es *Heinrich Meyer*, der ihn zum Studium der Kunst führte; dies ergriff ihn dann allmählig so ganz, dafs er sich ihm ausschliefslich widmete und seine früheren Pläne aufgab. Ist nun auch, wie er selbst wiederholt versichert, z. B. im J. 1796. a. S. 390. vgl. S. 348, der Nutzen seiner Schüler sein höchstes Gesetz, so sieht man doch deutlich, dafs er in seinen Schulschriften höhere Zwecke vor Augen hat; die wohl mit dem, was der Schule zunächst noth thut, nicht gerade in naher Verbindung stehen, und je mehr er das fühlte, desto gröfser mufste seine Freude seyn, als er bei seiner Berufung nach Dresden sich von der Sorge für die Interessen der Schule entbunden sah, und sich nun dem archäologischen Studium gänzlich hingeben konnte.

Die Weimarischen Schriften sind folgende: Die Antrittsrede vom Jahre 1791. *Scholarum in vicinitate Academiae constitutarum vindiciae*, mit voraufgehenden Versen *ad libellum*, deren Tendenz die Schlufsverse hinlänglich zeigen:

*Herderumque jube favere nobis,*
*Cujus nil mihi dulcius favore est.*

Die letzte Schrift, welche ein pädagogisches Thema abhandelt; für die Tirones ist auch noch eingerichtet die von 1792. *de somnio Annibalis apud Livium XXI*, 22, worin die Vermuthung aufgestellt wird, dafs dieser Traum von dem griechischen Historiker Silenus erdichtet sey. Hierauf folgen zwei bedeutendere Schriften von 1792 und 1793. *De Herodoti historia ad carminis epici indolem propius accedente*, die zweite mit dem Zusatz: *sive de Nemesi Herodotea*. Hr. *Sillig* hat hierzu in seiner Vorrede bemerkt, dafs *Böttiger* selbst späterhin in dem Literarbl. der Morgenzeitung 1824. Nr. 19. seine Ansicht über die Herodoteische Nemesis zurückgenommen hat; auch hätte noch bemerkt werden können, dafs diese Abhandlungen auch im Neuen Magazin für Schulen, Bd. 3. St. 1. abgedruckt sind. Uebrigens traf hier *Böttiger* mit *Creuzer* (Herodot und Thucydides. Leipz. 1798.) in freundlicher Weise zusammen, während sie später, namentlich in ihren Ansichten über Mythologie, die entschiedensten Gegensätze bildeten. Vom Jahre 1794 ist die gelehrte Abhandlung: *De originibus tirocinii apud Romanos*, worin schon eine aufmerksame Berücksichtigung alter Kunstdenkmäler vorkommt. Die wichtigsten Abhandlungen aber von allen sind die nun folgenden, welche aus der Beschäftigung *Böttiger's* mit Terenz und aus seinen Vorbereitungen zu einer Ausgabe desselben hervorgegangen sind. Diese Arbeiten sind sehr schätzbar und haben wesentlichen Nutzen gestiftet; man mufs es bedauern, dafs *Böttiger* nicht über diese Vorarbeiten hinausgekommen ist; für die Gesichtspunkte, aus denen er vorzugsweise den Terenz bearbeiten wollte, hätte er gewifs etwas sehr Brauchbares geliefert, wenn er auch in andern Beziehungen, namentlich in grammatischer, metrischer und kritischer, nicht sehr befriedigt haben würde. Was nun als Ersatz dafür hier vorliegt, ist folgendes: *De personis scenicis vulgo*

vulgo larvis, ad locum Tirentii Phorm. I, 4, 22. vom Jahre 1794. — *De Terentii Genesidae. Novae editionis specimen.* Lips. 1795. Voraus geht eine Vorrede, in der *Böttiger* die Grundsätze seines Verfahrens ausspricht; eine möglichst sorgfältige Benutzung der griechischen Litteratur, namentlich über der Fragmente des Menander und der übrigen Komiker, Erläuterung des Theaterwesens und der *Scenerie*, Darstellung der typischen Charaktere in der neueren Komödie waren seine Hauptaugenmerke; Abbildungen zweckdienlicher alter Denkmäler sollten hinzugefügt werden und in der Textkritik wollte er *Bentley* folgen und *Döring's* Unterstützung nicht in Anspruch nehmen.

Hiernach sind denn Eunuch. IV, sc. 5—7. behandelt, und 2 Excursus hinzugefügt, von denen der erste die Vermuthung aufstellt, dafs IV, 7, 13. *Pyrrhus* als ein den Römern bekannter Name gesetzt, bei Menander aber wahrscheinlich *Alexander* genannt gewesen sey; der 2te Exc. betrachtet die in den Komödien vorkommenden *Milites gloriosi*. — Von 1795 und 1796 sind zwei prolusiones: *quid sit docere fabulam*; die zweite beschäftigt sich mit antiken Gemälden u. s. w., die zur Erläuterung dienen. *De actoribus primarum, secundarum et tertiarum partium in fabulis Graecis*, von 1797. *Quatuor notatio rei scenicae apud veteres primis temporibus designatae*, von 1798. *Deus ex machina in re scenica veterum illustratus*, vom Jahre 1800. — Nun sind von den Weimarischen Schriften nur noch drei übrig von 1802 und 1803. *De Medea Euripidea cum pictura vasis operibus comparata*, rein archäologisch; die dritte ist nur in einem Entwurf, jetzt zuerst, gedruckt; die weitere Ausführung änderte *Böttiger's* Abgang nach Dresden.

Dies sind die eigentlichen lateinischen Schulschriften. In Dresden hörte die Verpflichtung lateinisch zu schreiben auf; wenn daher auch dort *Böttiger's* Thätigkeit in der Archäologie erst recht beginnt, so hat er doch lateinisch nur sehr wenig geschrieben, wenn er gerade eine besondere Veranlassung hatte. Das erste ist die *Explicatio amuletti in Museo Napoleoneo*, welche in der Form eines Briefes an *Weigel*, den Verleger des Weiske'schen Leipzig verfafst im Jahre 1809 diesem Buche angehängt ist; die Abbildung selbst findet darin die Vignette und ist auch hier mitgetheilt; es ist ein chorugisches Denkmal, wovon *Visconti* eine Erklärung gegeben hatte, die B. billigt und weiter ausführt.

*Neptiae Psyches et Cupidinis in gemma Tryphonis*, eine Abhandlung, die hier zuerst vollständig im Druck erscheint; einen Auszug davon hat *Bannier-Gruner* in dem Programm *de Psyche fabula Platonica*, Meifsen 1836, mitgetheilt; angehängt ist ein *excursus de cantu mystico*. Ebenfalls bisher ungedruckt ist ein Brief an *Thorlacius* über ein auch hier angehängtes Visengemälde, welches dieser im Jahre 1827 erläutert hatte. Ein Brief an *Gröbel*, gegen dessen Vermuthung, bei Horat. Od. I, 37, 14. *Mauretaniae* statt *Maeoniae* zu schreiben, mit einer Einleitung, worin erwähnt wird, dafs auf diese Vermuthung schon früher *Bentley* gekommen war, ist aus der Schulzeit 1829. Nr. 36. wieder abgedruckt. Ferner aus dem Leipz. Lit. Zeit. 1830. Nr. 134. die *narratio de Lobeckii Aglaophamo*, worin sich *Böttiger* mit vieler Anerkennung der Verdienste *Lobeck's* gegen dessen Beschuldigungen auf eine anständige, ruhige Weise vertheidigt. Dann folgt eine Grabschrift auf *Wieland* und zwei Vorreden zu den Katalogen der Bibliotheken von *Reinhard* und *Gebhardt*. — Die Latinität *Böttiger's* ist keineswegs rein zu nennen; es liefse sich eine ganze Reihe von schlecht gebauten Perioden, von unlateinischen Ausdrücken aufführen; von letzteren wollen wir jedoch nur den Compar. *penitius* erwähnen, den auffallender Weise alle die oben genannten Mitschüler *Böttiger's* gebrauchen, und freilich auch viele andere Leute. Sonst trifft *Böttiger* der Vorwurf, den man *J. F. Gronov* gemacht hat, dafs er sehr viele Ausdrücke der Komiker gebraucht, auch da, wo ein höherer, ernsterer Stil erforderlich ist. Dieser Fehler ist bei *Böttiger* eine Folge seiner fleifsigen Beschäftigung mit Terenz und Plautus; oft aber entspricht die komische Färbung ganz der heiteren Stimmung des Verfassers, und wird dann sehr angenehm; auch ist zu loben, dafs er sich nicht in einen gar zu engen Kreis ewig wiederkehrender Wörter und Phrasen bannt. Indefs als Muster der Latinität können diese Schriften nicht empfohlen werden, obgleich die Lebendigkeit der Darstellung einen guten Eindruck macht.

(*Der Beschluss folgt.*)

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Zürich, b. Schulthefs: *Predigten zur Beförderung des thätigen Christenthums*, von *Carl Wilhelm Fäsi*, Diakon an der St. Peterskirche in Zürich. 1835. XI u. 445 S. 8. (2 Rthlr. 6 gGr.)

Acht und zwanzig Predigten, an Sonn- und Festtagen gehalten. — Die Form ist fast tadelfrei; ruhige Diktion, gute logische Anordnung, der Inhalt ist ansprechend; ein vernunftgemäfser Christenthum wird gepredigt. Die Sammlung kann mit Recht empfohlen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1837.

## PHILOLOGIE.

Dresden, in d. Waltherschen Hofbuchhandl.: *C. A. Boettigeri Opuscula et Carmina latina.* Collegit et edid. *Julius Sillig* etc.

(*Beschluss von Nr.* 18.)

Nach dieser Aufzählung der einzelnen Schriften Böttigers haben wir nur noch über die angehängten lateinischen Gedichte ein paar Worte zu sagen, zu denen er in den letzten Jahren auch noch 8 kleine griechische gefügt hat. Ein eminentes poetisches Talent wird man hier nicht suchen; aber B. hat als guter Schüler von Pforta seinen Vers zu machen gelernt, und diese Fertigkeit ist ihm treu geblieben und lieb gewesen; er hatte so viele Freude daran, dafs er selbst schon damit umgegangen ist, diese Gedichte zu sammeln; viele waren in Zeitschriften zerstreut, einige auch von *Mitscherlich* aufgenommen in den *eclogis poëtt. recent.*, und wir glauben es gern, dafs es Hrn. Sillig einige Mühe gemacht hat, diese Schaar der kleinen Flüchtlinge zu sammeln. Die meisten zeigen Leichtigkeit und Richtigkeit des Versbaues und Gewandtheit in poetischem Ausdruck; die gelungensten sind die scherzhaften, in denen B. seinen freundlichen Humor, seinen stillen, zahmen Witz auf eine recht ansprechende Weise auszudrücken wufste; da sie fast alle Gelegenheitsgedichte sind, und die Gelegenheit nicht selten eine interessante ist, so gewähren sie eine ganz angenehme Lectüre. Vielleicht wäre es nicht unangemessen gewesen, wenn die beiden lateinischen Elegien von *Doering* und *Gernhard* auf Böttigers Tod mit angehängt wären, obgleich beide nicht sonderlich gerathen sind.

Was nun endlich das Verdienst des Herausgebers betrifft, so beschränkt sich dasselbe auf Sammlung des Zerstreuten und Hinzufügung dessen, was in Böttigers Papieren sich als Nachtrag oder Verbesserung vorfand; auch ist immer das Jahr der ersten Erscheinung jeder Schrift von ihm bemerkt; dafs er es aber nicht angegeben hat, wenn sie noch einmal abgedruckt waren, haben wir eben an einem Beispiel gesehen. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn Hr. Sillig sich zu einigen literarischen Nachträgen verstanden hätte, nicht um den Inhalt selbst zu vervollständigen, sondern nur, um gleichsam die Geschichte der einzelnen Schriften darzulegen, indem er etwa die darüber erschienenen Recensionen aufführte, den Gebrauch, den Andere davon gemacht haben, erwähnte und kurz angäbe, ob die dadurch erzielten Resultate als haltbar anerkannt und Gemeingut geworden oder als verfehlt zurückgewiesen sind. Diese Arbeit wäre zwar mit einiger Mühe verbunden und nicht gerade sehr ruhmreich gewesen, indefs würde sie ihm gewifs jeder Leser gedankt haben.

Die äufsere Ausstattung des Buches ist sehr zu loben, und das schöne Bild Böttigers gereicht ihm zu einer nicht geringen Zierde. Druckfehler sind nicht häufig, was um so mehr anzuerkennen ist, da sie, nach des Herausgebers Versicherung in den ursprünglichen Abdrücken der kleinen Schriften sehr zahlreich waren. Indefs finden sich doch noch einige nicht geringe, wie pag. 1, Z. 12: *quidnam-argumentum* statt *quodnam*; pag. 8, Z. 9: von unten *in libello quod-scripsit.* daselbst in der letzten Z. *illustraturus* st. *illustraturum.* pag. 12, Z. 1: *minus fructuosiorem* st. *fructuosam.* das. Z. 8: *rebus in sensu cadentibus* st. *in sensus*; pag. 17, Z. 1: fehlt von dem Worte *ratio* die erste Sylbe; pag. 328 steht in der Ueberschrift *aetatis* st. *aetates*; pag. 441, Z. 6. v. u. *representata* u. s. w.

## SPRACHLEHRE.

Sorau u. Bunzlau, b. Julien: *Deutsche Sprachlehre, zunächst für höhere Bürgerschulen,* von *Fr. Aug. Lehmann,* Oberlehrer an der Königl. Preufsischen Waisen- und Schulanstalt zu Bunzlau. 1834. XVI u. 456 S. 8. (20 Gr.)

Der Verfasser dieser deutschen Sprachlehre vermifste noch „eine gute deutsche Schulgrammatik für *höhere* nicht gelehrte Anstalten, welche neben dem bewährten Alten das begründete Neue einfach, klar, zusammenhangend und allgemein verständlich für den Unterrichtszweck be- und verarbeitet enthalte, und zugleich jedem allgemein Gebildeten, der sich über die deutsche Sprache belehren wollte, zugänglich und genügend wäre. Auch — sagt er — ist es wol an der Zeit, da wir am Ende (?) der neuhochdeutschen klassischen Litteratur (?) zu stehen scheinen, sich über die Grammatik derselben endlich zu verständigen und die bisher in dieser Beziehung gewonnenen Resultate zusammen- und festzustellen. Ein solches Werk ist wahres und dringendes Bedürfnifs." — Wir geben diefs Letztere zu; allein von einem Ende der neu-hochdeutschen klassischen Literatur — — der Vf. müfste denn unter dieser Beziehung

etwas ganz eigenthümliches verstehen — werden wir noch nicht gewahr, selbst wenn das Klassische etwa den Gegensatz zum Romantischen hier bezeichnen sollte, wie es jedoch nicht scheint. — Das Vorbild, dem er nachstrebte, war: „eine zunächst für unterrichtliche Zwecke bestimmte, dem *gegenwärtigen Standpunkte* der Wissenschaft überhaupt und dem des Sprachstudiums und der Didaktik insbesondere angemessene deutsche Sprachlehre, welche neben dem Alten die *neuesten* Ergebnisse der Sprachforschung verarbeitet und gemein verständlich gemacht, kurz, klar, übersichtlich, möglichst *vollständig* und *erschöpfend*, in organischem Zusammenhange, Alles geordnet, gesondert, *auf den ihm zukommenden Platz* gestellt, die Regeln und Gesetze der Sprache in ihrer innern Nothwendigkeit begründet, auf den *Begriff* zurückgeführt und daraus abgeleitet enthält, und welche den hellen, heitern, sinnigen und harmonischen *Bau* der Sprache in deutlichen Umrissen des Ganzen und aller seiner Theile vor Augen stellt, zu liefern." — „Dafs, nicht blofs von dem Gelehrten, die *historische* Entwicklung der Sprache berücksichtigt werde, hält er für nöthig und ganz dem gegenwärtigen Standpunkte angemessen." Er benutzte alle bedeutendere (namhaft gemachte) ältere und neuere Sprachlehren; doch namentlich für das Historische *Grimm*, für die Satzlehre *Schmitthenner*, und für die Wortlehre *Becker*. Dafs also der Vf. bei der letztern von *Seyn* und *Werden* ausgeht, — er bezeichnet letzteres durch *Thätigkeit* (einseitig, besser wohl *Aeufserung*) — und das Verbum dann für den Grundtheil der Sprache ansieht, aus dem nach S. 96 der ganze Wortvorrath der Sprache ausgehen soll, versteht sich; doch scheint ihn die in *Schmitthenner's* erst neuerlich wieder in seiner von uns (Ergänzgsbl. 1836, Nr. 81) angezeigten scharfsinnigen und geistreichen *Etymologie* aufgestellte *Ansicht*, dafs die *Wurzel* reines Lautbild für die Anschauung, Ausdruck der Erscheinung sey, der sich erst zum *Worte* als *Namen* (Nomen) oder Urtheil (*Verbum*) gleichzeitig und *neben* einander entwickelt — in seiner Ansicht stutzig gemacht zu haben, denn er erwähnt ihrer in den angehängten, besonders die Etymologie betreffenden *Nachträgen* und *Berichtigungen*, und er mochte die Unhaltbarkeit der Beckerschen Theorie fühlen, ob er gleich meint, dafs der *verbale* Begriff dennoch auch hier als der vorherrschende und *Grund*begriff erscheine, welches uns nur durch eine Spitzfindigkeit herausgebracht werden zu können scheint. Der *Grundbegriff alles Denkens ist Gegenstand*. — Dafs wir den Gegenstand an seinen Merkmalen *erkennen* und *unterscheiden*, und dafs unter diesen Merkmalen die sich *äufsernden* und insofern *thätigen* den stärksten Eindruck machen und als *Merkmal* sich hervorheben, geben wir zu: das *Urtheil* liegt aber an sich eben so wenig im Verbum als im Adjectiv als *Merkmalswörter*, sondern ist eine von der Auffassung des Gegenstandes und seiner Merkmale, wenn auch mit ihr zusammenfallende, doch verschiedene Operation des Geistes, welche die Sprache daher auch besonders darstellt in dem *ist* (der sogenannten Copula) dem eigentlichen *Urtheilswort*, an welchem denn auch grammatisch alle Modificationen des Urtheils zu entwickeln seyn dürften. — Doch, wir haben es hier weniger mit dem, seiner eigenen Angabe nach, eklektischen System des Verfassers zu thun, als damit, wie er die bei der Ausarbeitung dieser sehr verdienstlichen Spracharbeit vorgesetzten Zwecke erfüllt habe, und darüber wollen wir unsre Ansicht freimüthig aussprechen, wobei wir durch den Raum beschränkt, dem Leser überlassen müssen, die Gründe für oder gegen in dem Werke selbst zu erforschen, welches der Beachtung, besonders derer, die sich für Sprachforschung und Sprachunterricht interessiren, wohl würdig ist. — Des Vfs. erster Zweck war eine für unterrichtlichen Gebrauch bestimmte Sprachlehre zu liefern, und zwar zunächst für *höhere Bürgerschulen* (wie sie *seyn sollten*, fügt er hinzu) als Leitfaden für den Lehrer, als Handbuch für den Schüler. — Der Hr. Vf. scheint sich aber nicht gefragt zu haben, was für Schüler denn eine höhere Bürgerschule vernünftiger Weise erwarten könne. Nicht, wie das Gymnasium in seinen höchsten Klassen, 17 bis 18jährige nach strengem wissenschaftlichem Zuschnitt gebildete, sondern 14 höchstens 16jährige, die dann sogleich ins praktische Leben übergehen, und bei welchen der Unterricht überhaupt mehr praktisch als theoretisch seyn wird. — Ein solcher früher Übertritt ins Praktische ist bei den nichtgelehrten Ständen aus von selbst einleuchtenden Gründen nothwendig, und es wird wenigstens kein solcher zusammenhängender systematischer Unterricht mehr stattfinden können, wenn auch sehr zu wünschen wäre und viel dadurch gewonnen würde, dafs der wissenschaftliche Unterricht nicht ganz nach diesem Alter aufhörte, wie es leider der Fall ist. Glauben aber doch sogar die Schüler der gelehrten Anstalten nicht schnell genug ans Praktische oder auch nur Technische des sogenannten Brodstudiums kommen zu können, und brechen vor dem Uebergange zur Universität den bestimmt fortschreitenden Gymnasial-Unterricht im letzten Jahre ab, um die amtliche Schreibstube, oder die Anatomie und Apotheke zu besuchen; ein Unfug, bei welchem aller echt wissenschaftlicher Geist und alles wissenschaftliche Interesse nothwendig verloren gehen mufs. Sollte dieser Unfug so fortdauern, so werden die Theologen, bei welchen eine solche Vorschnelligkeit nicht stattfinden kann, die eigentlich wissenschaftliche Kaste werden, so lange sich bei ihnen der echt wissenschaftliche Geist ohne Unterstützung der übrigen gelehrten Strebungen erhalten kann. Dafs aber eine Praktik, aus der der wissenschaftliche Geist schwindet, zur Form erstarrt, und folglich in sich nichts taugt, ist unleugbar. — Wir glauben nun nicht, nach dem ganzen Zuschnitte dieser Sprachlehre, dafs sie sich für das Alter von 14 bis 16 Jahren eigene, da sie ohne einen tüchtigen Lehrer wohl selbst achtzehnjährige zur Wissenschaft streng gebildeten Jünglingen nicht ganz zusagen möchte; und

gerade

gerade das, worin der Verfasser einen besondern Werth zu setzen scheint, das Etymologische und Historische, etwas, das in diesem Umfange und Detail nur dem eigentlichen Sprachforscher interessant und nützlich seyn kann und in einem Lehrbuche für nicht gelehrte Anstalten ganz anders behandelt werden mufs, nämlich blofs im Umfange des gegenwärtigen Sprachstandes, möchte wohl, also das Meiste in den Abschnitten: *Lautlehre* und *Wortbildungslehre*, für den Zweck eines Handbuches für die Schüler, als nutzloser, beengender und verwirrender Ballast über Bord geworfen werden müssen. — Und als Leitfaden für den mündlichen Unterricht ist sie nicht methodisch genug. Sie verbreitet sich z. B. in der Flections- und Rectionslehre über alle diese Erscheinungen in der Sprache zugleich, da es im mündlichen Unterrichte, besonders bei einem Alter, das noch nicht das Allgemeine im Besondern aufzufassen vermag, doch nothwendig ist, die einzelne Erscheinung am Einzelnen nachzuweisen, wenn nicht Verworrenheit im Auffassen stattfinden soll. Wir glauben nicht, dafs für den Schul-Unterricht die bisherige grammatische Form sich füglich abändern lasse. Wir wollen die Eintheilungen des Vfs. anführen, woraus sich zugleich ergiebt, worüber er sich verbreitet. Nachdem er in der sechs Seiten langen Einleitung vom Begriffe der Sprache — dem logischen und phonetischen Princip — Sprachwerkzeugen — Verschiedenheit der Sprachen — Mundarten — Fremdwörtern und eigenthümlichen Formen derselben gesprochen hat, theilt er die Sprachlehre in die gewöhnlichen zwei Haupttheile: *Wortlehre* und *Satzlehre*. Die erstere zerfällt dann wieder in *drei Theile*: *Wortgrundtheillehre* in zwei Abschnitten: Lautlehre — Sylbenlehre; *Wortformenlehre* in drei Abschnitten: Wortarten — Wortbildung — Wortbeugung (ohne Abtheilung der Wortarten); Rechtschreibelehre. Die Satzlehre zerfällt in sieben Abschnitte: Einstimmungslehre — Bestimmungslehre — einfacher Satz — zusammengesetzte Sätze — Wort- und Satzfolge — Tonlehre der Sätze und Satzgefüge — Satzzeichen. — So in Massen kann der Schulunterricht nicht vorschreiten. — Zur Orientirung für den Lehrer dagegen und zur Uebersicht der bisherigen grammatischen Erforschung der deutschen Sprache halten wir diese Sprachlehre für sehr geeignet, und geben ihr gern das Zeugnifs, dafs sie Deutlichkeit im Ausdrucke und in der Bestimmung der Begriffe in einem hohen Grade erstrebt, wenn dieis Streben auch zu solchen pleonastischen Sätzen verführt, wie der erste Satz der Einleitung, der heifst: „Der Mensch kann sprechen, d. h. er kann die Vorstellungen Dessen, was er *in sich* denkt, fühlt und will, *äufserlich* ausdrücken und mittheilen." — Kann denn der Mensch *aufser sich* denken, fühlen und wollen; und kann er *in sich* mittheilen? — So finden wir denn freilich auch die Bestimmung eines Satzes im §. 2. S. 295 nichts weniger als deutlich und zutreffend, wenn es heifst: „zu einem Gedanken (also auch zu dem Satze als seinem sprachlichen Ausdrucke) gehören nothwendig zwei Begriffe, *einer auf den*, und einer *welcher* bezogen wird" — und es dann weiter heifst: „Der bezogene Begriff ist gleichsam das *Bewegliche*, Dasjenige, worin sich das geistige *Leben* offenbart, der andere das *Unbewegliche*, Feste; der eine erscheint als *Thätigkeit*, der andere als *Ding* (Seyendes)- und nun kurz vorher als Beispiel aufgeführt ist: „Das Kind ist ein Knabe" —; wo ist denn hier das Bewegliche? — Warum wären denn (S. 298): Wer kommt? kämen! keine Urtheile? Es sind nur elliptische: Es kommt jemand — wer? — Er sollte kommen! Subjects- und Prädikats-Bestimmungen sind keine *Satzbestimmungen* (S. 353), sondern *Bestimmungen von Satztheilen*; und so vermissen wir auch die erforderliche Bestimmtheit des Ausdruckes S. 297, wenn von den Bestimmungswörtern gesagt wird: Diese bestimmenden Wörter heifsen deswegen Bestimmungswörter oder *Bestimmungen* (;) und sind entweder Subjekts- oder Prädikatsbestimmungen und *bilden* mit Subjekt und Prädikat die *Satztheile* (?). Mit dem *Satze an sich* haben diese Bestimmungs- und Ergänzungswörter nichts zu thun. Doch, alle diese kleinen Ausstände, deren wir noch eine gute Zahl machen könnten, rauben dieser Sprachlehre nichts von ihrem innern Werthe, wenn wir ihr auch den, zu einem *Handbuche für Schüler* und zu einem *Leitfaden beim Schulunterrichte* dienen zu können, absprechen müssen.

## PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

MAGDEBURG, b. Bühler: *Massillon's Conferenz- und Synodalreden über die vornehmsten Pflichten der Geistlichen.* Ins Deutsche übertragen, bevorwortet und herausgegeben von *Karl Eduard Reineck*, Pastor zu Garlipp bei Stendal. *Erster* Theil. 1835. XVI u. 163 S. 8. (16 gr.)

*Massillon's* Reden sind Kunstwerke nach Inhalt und Form. — Die vorliegenden Vorträge hielt er als Director des theologischen Seminars St. Magloire in Paris, und später als Bischof von Clermont in den Synodal-Versammlungen. Durch alle zieht sich der Grundgedanke: dafs die Religion Jesu unumstöfsliche Wahrheit enthalte und dafs nur durch ein inniges und festes Anschliefsen an dieselbe der Menschheit Heil kommen könne. Die Sprache in den Reden ist die der Liebe; sie ergreift oft das Innerste und höchst wohlthuend fühlt man sich durch die lautere Frömmigkeit berührt, welche in diesen Vorträgen sich ausspricht. Sie sind und bleiben Muster-Arbeiten in ihrer Art.

Der Uebersetzer hat wohl gethan, sich keine Veränderung, Auslassung oder gar Umarbeitung zu erlauben, sondern Alles unverkürzt und unverändert wiederzugeben. Seine Uebertragung selbst liest sich wie ein Original und ist wohl gelungen. Er verspricht in der Vorrede, dem zweiten Bande Excursen beizugeben, welche die hervortretenden Abweichungen des katholischen und protestantischen

Ec-

Bekenntnisses erörtern sollen, auch späterhin eine Auswahl der vorzüglichsten Predigten Massillon's herauszugeben. Für Beides wird man ihm Dank wissen. — Dieser erste Band ist dem Geheimen-Rath *Hertel* und dem Bischofe Dr. *Drüseke* gewidmet. Rec., kein Preufse, freut sich des Beweises der Verehrung und Liebe, welche dem Letztern dargebracht wird.

## SCHÖNE LITERATUR.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Der Premierminister.* Geschichtliches Lebensbild, Volks- und Sittengemälde. Von *H. E. R. Belani.* 1835. 4 Thle. 8. Ir. VIII u. 272 S.; IIr 256 S., IIIr 199 S., IVr 194 S. (4 Rthlr. 18 Gr.)

Dieser Roman soll dem Leser nicht blos die augenblickliche Unterhaltung einer flüchtigen Romanlectüre gewähren, sondern auch eine tiefere belehrende Ansicht geschichtlicher Ereignisse verschaffen, welche durch die neuesten Zeitbegebenheiten neues Interesse gewonnen haben würden. Er macht in seinen ästhetischen Interessen keine so grofsen Ansprüche als in dem geschichtlichen, denn erstere galten dem Vf. nur als secundär — als Mittel, ein belehrendes und grofsartiges geschichtliches Bild und grofse Wahrheiten der Erfahrung in Lesekreisen zu verbreiten, die dem tiefern historischen Studium nicht immer zugänglich (d. h. die Lesekreise sind dem Studium nicht zugänglich!!). Auch nimmt der Roman das Verdienst in Anspruch, dafs nicht ein einziger Charakterzug der Personen, der Zeit und ihrer Ereignisse durch die Romanform entstellt ist; denn der Vf. hat mit Gewissenhaftigkeit, abwägender und kombinirender Kritik des Geschichtschreibers aus den besten gleichzeitigen Quellen geschöpft und Gelegenheit gehabt, Originalbriefe aus Portugal (die aber längst gedruckt und übersetzt sind) zu benutzen. Alles dieses sagt der Vf. selber in der Vorrede und führt auch einen Theil seiner Quellen an, um *den unwissenden Recensenten* Respect einzuflöfsen. Hr. *Belani* hat das Publikum schon mit manchem höchst mittelmäfsigem Producte erfreut und will dieses auch hier. Der Premierminister ist der berühmte *Marquis Pombal*, über den der Vf. so unparteiisch spricht, dafs man gar schwer klug daraus wird, ob er ihn mehr loben als tadeln will. Seine Geschichte schwimmt übrigens in den *vier* Bänden umher wie die Fettäuglein auf einer Suppenfluth. Dafür gibt aber auch der Vf. dem Leser getreulich alles anzuhören, was er in Portugal besonders merkwürdig gefunden hat, dafs z. B. die Balcone Nachts mit *Garnituren* (sehr beliebter Ausdruck) schöner Frauen und Jungfrauen geschmückt sind, in deren Haaren u. s. w. unzählbare Diamanten flimmern u. dergl. mehr.

Carlsruhe u. Baden, b. D. R. Marx: *Gedichte von Wilhelm Julius Schröder.* Zweite Aufl. 1835. 367 S. 8. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Die Gedichte im vorliegenden Bande zerfallen in folgende *sieben* Abtheilungen: 1) *Marienblumen.* 30 Gedichte in verschiedenen antiken Odenmaafsen — und moderner Lieder-, und Sonettenform, meist das Lob oder die Geschichte der Jungfrau Maria betreffend. 2) *Sinngedichte*, wovon 9 in Distichen und das 10te in Trochäen, mit den Ueberschriften: Europa, die Planeten, die Wage des Schicksals, die Dichter, die Pforten des Ruhms, Freundschaft, Liebe, Freiheitssinn, Gottseligkeit, Dichterwürde. 3) *Schriftgemälde*, welche in drei Abtheilungen zerfallen, wovon die erste Bearbeitungen von Stellen aus den Evangelien des Lucas und Matthäus, die zweite prophetische Gemälde nach Stellen der Propheten und Psalmen und die dritte eine Paraphrase des Salomonischen Hohenliedes enthält; zusammen 27 Gedichte. 4) *Angelica*, eine Reihe erotischer Gemälde in 36 Gedichten, theils Lieder, Oden, Stanzen oder epigrammatische Elegien und Epigramme, Sonette etc. 5) *Historische Gemälde*, 21 an der Zahl. 6) *Elegische Gemälde*, ebenfalls 21. 7) 50 idyllische Gedichte in verschiedenen Versmaafsen. Den Schlufs des Buches macht ein Anhang, worin der Hr. Vf. von dem früheren Geschick oder vielmehr Mifsgeschick seiner Gedichte spricht. Rec. kann nicht umhin zu bemerken, dafs ihm der Vf. selber keinen geringen Antheil an dem früheren Mifsgeschick seiner Dichtungen zu haben scheint, hauptsächlich wohl aus Unkenntnifs vom Gange des Buchhandels und dem Verhältnifs des Autors zum Verleger; denn sonst wäre es schwer zu begreifen, dafs für so vortreffliche Gedichte, wie die meisten hier sind, sich nicht ein rechtschaffener *deutscher* Verleger gefunden hätte. Hoffentlich wird der Vf. bei dieser zweiten *Ausgabe*, denn eine Auflage ist es nicht, keinen Grund haben zu klagen, da die Sammlung leicht soviel Freunde finden wird als sie verdient. Die Sprache ist fliefsend, rein und edel, und die Gedichte bezeugen alle, dafs sie aus einem poetisch gestimmten schöpferischen Gemüthe hervorgegangen sind. Hr. Schröder bewegt sich in der antiken Odenform, wie im Sonett, mit Leichtigkeit, und wenn er im Hexameter nicht immer den Anfoderungen der Gegenwart genügt, so mag ihn das trösten, dafs die wenigsten seiner Leser Metriker sind, welche gern den Amphimacer für einen Dactylus hinnehmen. Einzelne Proben zu geben kann zu Nichts führen, da zwar unter so vielen Gedichten eine gefallende Auswahl leicht getroffen werden könnte, aber ohne dafs eine Bürgschaft für die übrigen daraus entstände. Am meisten werden jedenfalls die religiösen Gedichte ansprechen. — Druck und Papier sind schön.

# MONATSREGISTER

vom

JANUAR 1837.

## I.

### Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

*Anm.* Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der [illegible] die Ergänzungsblätter.


B.

*Bayrhoffer*, K. Th., die Grundprobleme der Metaphysik als Versuch ihrer Lösung — EB. 10, 77.

*Bechstein*, L., Gedichte. EB. 10, 80.

*Bellani*, H. E. R., der Premierminister. Geschichtl. Lebensbild, Volks- u. Sittengemälde. 4 Thle. 19, 151.

*v. Biedenfeld*, Frhr., neues Jahrbuch für die Bühne, 1ster Jahrg. 6, 45.

*Boettigeri*, C. A., opuscula et carmina latina; collegit et edidit Jul. *Sillig* — 18, 137.

*v. Boyen*, H., Erinnerungen aus dem Leben des Kgl. Pr. General-Lieut. Frhrn *v. Günther*. 12, 95.

*Büchel*, K., üb. die Verpfändung für nicht vollgültige Obligationen. Auch:

— — civilrechtliche Erörterungen in einzelnen Abhandll. 2ten Bds 1e Abth. 8, 57.

C.

Codex Sangallensis antiquissimus quatuor Evangeliorum canonic. graeco-latinus interlinearis nunquam adhuc collatus. Cur. H. C. M. *Rettig*. 5, 33.

D.

*Dutens*, Jos., Philosophie de l'Economie politique — 2 Bde. 6, 47.

E.

*Ebel*, J. W., die Treue. Predigten nach dem Bedürfnisse der Christengemeinde unsrer Zeit. EB. 3, 24.

*Echtermeyer*, Th., u. M. *Seyffert*, Palaestra Musarum. Materialien zur Einübung der gewöhnl. Metra u. Erlernung der poet. Sprache der Römer. 2r Th. 1e u. 2e Abth. Nebst:

— — Anthologie aus neuern lat. Dichtern (als Text zu den Materialien d. Palaestra). 2r Th. 1e u. 2e Abth. EB. 10, 73.

*Eisenmann*, Dr., die Prüfung der Homoeopathie — 11, 83.

F.

*Faesi*, K. W., Predigten zur Beförderung des thätigen Christenthums. 18, 144.

*Fickel*, K. W., s. A. *Noack*.

*Forbiger*, A., s. P. *Virgilii* Mar. opera —

G.

*Gmelin*, F. G., Kritik der Principien der Homoeopathie. 10, 73.

*Grieſselich*, L. u. Dr. *Schroen*, offenes Bekenntniſs üb. Heilkunst im Allgemeinen u. Homoeopathie im Besondern. (Aus der Hygea abgedr.) 11, 85.

*v. Günther*, K. Pr. General-Lieut., s. H. *v. Boyen*.

H.

*Haupt*, K. G., Repertorium der Predigtentwürfe der vorzüglichsten Kanzelredner neuerer u. neuester Zeit — EB. 2, 16.

*Herbig*, J. Chr. K., Wörterbuch der Sittenlehre, od. alphabet. geordnete Erklärung aller in der Sittenlehre vorkommenden Begriffe. EB. 7, 56.


Her-

*Herzog*, E., Kanzelvorträge, gehalten in Grols-Glogau. Erbauungsbuch. 1r Th. EB. 6, 48.

*Hohnbaum*, K., üb. die Pulsation in der Oberbauchgegend als begleitendes Symptom der Indigestion. 9, 69.

Homoeopathie und Leben. Mit Vorw. von G. W. *Grofs*. 11, 85.

*K.*

*Koenig*, H., die Waldenser. Roman. 2 Thle. 7, 56.

*Koning*, Jonas Wittap, Specimen anatomico-pathologicum de vi nervorum in ossium regeneratione. EB. 5, 38.

*Kreyssig*, J. Th., Commentatio de C. Sallustii Cr. historiarum lib. III. Fragmentis, ex biblioth. Christinae, Suecorum reginae — — iterum edidit. EB. 9, 65.

— — s. C. *Sallustius* Cr.

*L.*

*Langbein's*, A. F. E., sämmtl. Schriften. Vom Vf. verm. Original-Ausg. In 50 Bänden. 1 u. 2r Bd. Gedichte. Auch:

— — Gedichte — 4, 80.

*Lehmann*, F. A., deutsche Sprachlehre, zunächst für höhere Bürgerschulen. 19, 146.

*Lehrs*, K., de Aristarchi studiis Homericis. 13, 17.

*M.*

*Massillon's* Conferenz- u. Synodalreden üb. die vornehmsten Pflichten der Geistlichen. Deutsch herausg. u. bevorwortet von K. E. *Reinack*. 1r Th. 19, 150.

*Mendelssohn*, G. B., das germanische Europa. EB. 2, 13.

*N.*

*Naegele*, F. K., Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen. 3e verm. Aufl. 9, 71.

— — Katechismus der Hebammenkunst, als Anhang zu seinem Lehrb. der Geburtshülfe — 8te Aufl. 9, 72.

*Noack*, A., Olla potrida. 1s Hft. der Verein mehrer Homoeopathiker als Verff. der homoeopath. Realencyklopaedie od. K. W. *Fickel*. 12, 95.

*P.*

*Pappaur*, A., s. C. *Sallustius* Cr.

*v. Pommer*, C. F., Beiträge zur Natur- u. Heilkunde. EB. 7, 52.

*R.*

*Reinack*, K. E., s. *Massillon* —

*Rettig*, H. C. M., Codex Sangallensis —

*Rothe*, R., neuer Versuch einer Auslegung der Paulinischen Stelle Römer 5, 12—21. 7, 49.

*S.*

*Sallustii*, C. C., historiarum lib. III. Fragmenta ex cod. Vatic. edita ab *A. Maio*. Editio auct. cur. J. Th. *Kreyssigio*. EB. 9, 71.

— — bellum Catilinarium atque Jugurthinum usibus iuv. adcomm. A. *Pappaur*. Vol. I. II. Auch:

— — — ad codices Parisinos nuper recensitum — stud. A. *Pappaur*. Praemittitur tractatio de vita et scriptis Sallustii — EB. 9, 65.

*Schroeder*, W., Jul., Gedichte. 2te Aufl. 19, 152.

*Schroen*, Dr., s. L. *Griesselich*.

*Sell*, W., Versuche im Gebiete des Civilrechts. 1r u. 2r Th. EB. 4, 25.

*Seyffert*, M., s. Th. *Echtermeyer*.

*Stillig*, Jul., s. C. A. *Boettiger* —

*Simon* iun., F. A., der unsterbl. Narrheit S. *Hahnemanni* Pseudomessiae medici scabiosi *κατ' ἐξοχὴν Ἀγύρτου* 3r Th. 2e Abth., od. krit. Betrachtt. üb. *Kopp's* Erfahrungen bei Anwendung der Homoeopathie — 11, 83.

*Stichert*, F. O., die Lehre vom Beistande des heil. Geistes zur Besserung — EB. 3, 17.

*Strauss*, D. F., das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. 1 u. 2r Bd. 1, 1.

*Stubba*, A., die Raumrechnungen. Anweisung zur Berechnung d. Flächen u. Körper für Seminare — — EB. 10, 79.

*T.*

*Toklot*, J. A., de Arcani Disciplina quae antiqua in ecclesia fuit in usu. Dissertat. EB. 1, 1.

*V.*

*Virgilii*, P. Mar., opera ad optimorum librorum fidem edidit et sua adnotatione illustravit Alb. *Forbiger*. Pars I. Bucolica et Georgica. EB. 8, 57.

*W.*

*Wegener*, Casp. F., de aula Attalica, literarum artiumque fautrice, commentationis historicae pars *prior*. 14, 105.

*Welcker*, F. G., der epische Cyclus oder die homerischen Dichter. 14, 106.

v. *Wessenberg*, J. H., sämmtliche Dichtungen. 3r u. 4r Bd. 4, 28.

*Z.*

*Ziehnert*, J. G., biblischer Text-Cyclus für die protestant. Kirche, für Prediger und Schullehrer. 2 Bde. 8e Aufl. 5, 40.

**(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 51.)**

## II.

## Verzeichnifs der im Intelligenzblatte Januar 1837 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

### A. *Nachrichten.*

**Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.**

*Kopenhagen*, Kgl. Dän. Societät der Wiss., Preisaufgaben der histor., d. mathem., d. philos. u. physical. Klasse u. aus dem Classen-Legate, die J. 1835—1837 betr. 1, 12. *Leipzig*, Universit., *Bauer's* Amtsjubelfeier, Beschreib. derselben 3, 25. *Utrecht*, Societät für Künste u. Wissensch., 63jähr. allgem. Versamml., Preisaufgaben, ausführl. Verzeichnifs der gekrönten u. nicht gekr., d. wiederholten u. neuen, aus den J. 1833 bis zum J. 1838. 1, 1.

### B. *Anzeigen.*

**Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.**

*Breitkopf* u. *Härtel* in Leipzig 8, 28. *Brockhaus* Leipzig 3, 28. *Dieterich*. Buchh. in Göttingen 1, 13. *Enslin* in Berlin 1, 16. *Ferber* in Gieſsen 3, 27. *Focke* in Leipzig 2, 17. *Franke*. Verlags-Expedit. in Leipzig 1, 14. *Goedsche* in Meifsen 1, 11. *Goethe*. Buch- u. Disputat. Handl. in Leipzig 3, 30. *Hahn*. Verlagsbuchh. in Leipzig 2, 20. *Hammerich* in Altona 2, 18. *Koehler* in Stuttgart 1, 15. *Leske* in Darmstadt u. Leipzig 1, 15. *Nauck*. Buchh. in Berlin 1, 14. *Nicolai*. Buchh. in Berlin 1, 13. 16. 2, 23. *Oehmigke* in Berlin 2, 21. *Pabst* in Darmstadt 2, 23. *Rackhorst*. Buchh. in Osnabrück 2, 17. *Schwetschke* u. Sohn in Halle 2, 17. 3, 29. *Tauchnitz* in Leipzig 1, 14. *Wigand* in Wetzlar 3, 27.

## Vermischte Anzeigen.

Auction von Büchern u. Kunstwerken in Leipzig 3, 31. *Brockhaus* in Leipzig, herabgesetzter Preis des *Ebert.* bibliograph. Lexicons 3, 31. Erklärung des Recensenten gegen *Hase* in Jena, die Recension des ersten Heftes seiner Streitschriften in der ALZ betr. 3, 32. *Huber* u. Comp. in St. Gallen, herabgesetzter Preis von *Schlatter's* Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südl. Rufsland 2, 24. *Pabst* in Darmstadt, erschienene 2te Liefr. von *Glaser's* Atlas üb. alle Theile der Erde 2, 23. *Reimer* in Berlin, die Herausgabe der *Hufeland.* Zeitschriften: Journal u. Bibliothek der prakt. Heilkunde wird *Osann* besorgen 3, 31. *Schwetschke* u. Sohn in Halle, Einladung zur Subscript. auf *Eiselen's* 2te verb. u. verm. Aufl. der *von Jakob.* Staats-Finanzwissenschaft 3, 29. *Weidmann.* Buchh. in Leipzig, Druckfehler-Verzeichnifs zum 2ten Th. des *de Wette*'schen exeget. Handbuchs zum N. Test. 1, 16. *Winer's* in Leipzig Gesuch an Gelehrte bei der neuen Aufl. seines Handbuchs der theolog. Literatur 3, 32.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

KOPENHAGEN, in d. Druck. von Quist: *De itineribus et rebus gestis Hadriani Imperatoris secundum numorum et inscriptionum testimonia.* Commentatio quam ad summos in philosophia honores inter publica solennia ecclesiae inter trecentos annos in Dania reformatae rite obtinendos, respondente doctissimo Sev. Ludov. Povelsen, publico eruditorum examini submittit *Joannes Martinus Flemmer*, Rector scholae Randrusiensis. Die XIII. Julii h. l. q. s. 1836. VIII u. 143 S. 8.

Hadrian ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der römischen Kaiserherrschaft; seine Reisen bieten einen eigenthümlichen Zug der Regierungsweise eines thätigen Fürsten und werfen daher, gründlich erforscht, ein eben so wohlthätiges Licht auf die damalige Zeit und Geschichte, als auf die Betrachtung der verschiedenen Art und Weise, wie von den menschlichen Gemüthern die ihnen zu Theil gewordene Herrschaft benutzt und ausgeübt wird. Das Bedürfnifs solcher Erforschung haben Viele gefühlt, Einzelne ausgesprochen (Schlosser, Münter); das Gefühl desselben hat den Vf. vorliegender Schrift zur Bearbeitung des Gegenstandes aufgefordert. Die Wichtigkeit der Sache aber und der Mangel an grofser Verbreitung dieser Forschung in Deutschland veranlassen den Rec. zu einer etwas ausführlicheren und kritischen Darlegung seines Inhalts.

Hadrian, im August 870 von seiner Adoption benachrichtigt, erfährt in Syrien in seiner Statthalterschaft zwei Tage später Trajans Hinscheiden und begiebt sich auf den Weg nach Rom, sobald als er die dortigen Geschäfte beendigt hat. Dieser an sich ganz natürliche Bericht stimmt nicht zu der Angabe, dafs Hadrian im ersten Jahre seiner Regierung wegen seiner schwachen Gesundheit nach Aegypten gereist sey; eine solche Schnelligkeit ist unannehmbar, wird auch durch die in sich weit wahrscheinlichere Angabe, dafs er jene Reise nicht vor dem sechsten Regierungsjahre unternommen habe, von selbst vernichtet. Ja, er mufs sogar, wenn er alle die ihm beigelegten Unternehmungen aus seinem ersten Regierungsjahre wirklich zu Stande gebracht hat, erst im zweiten Regierungsjahre oder gegen Ende desselben nach Rom gekommen seyn, was auch mit den Angaben mehrerer Münzen vortrefflich zusammenstimmt. Seine erste Handlung war die Todtenweihe seines Adoptiv-Vaters; seine ersten öffentlichen Schritte bezeichnete er mit freisinniger Wohlthätigkeit jeder Art. Dafs diese nach den Zuständen jener Zeit, wo Hungersnoth, Pest und Erdbeben als allgemeine Landesplagen erscheinen, namentlich auch in der Anlegung (diese mochte schon vom Vorgänger herstammen) und persönlichen Beaufsichtigung (*cognitio, Spartian. c.* 11.) von Kornmagazinen für die Soldaten und Vorrathskammern für das Volk bestand, so dafs in geregeltem Verfahren hier vielleicht um angemessen herabgesetzte Preise dem ärmeren Theile des Volks das Getreide überlassen wurde, ist mehr als wahrscheinlich, auch durch einzelne bestimmte Aeufserungen der Schriftsteller oder Münzen bezeugt. Uebrigens scheint aber Hadrian wohl ein ganzes Jahr vor dem Antritt seiner ersten Reise ununterbrochen in Rom sich aufgehalten zu haben. Diese ging offenbar von Frankreich aus nach Deutschland, ohne dafs wir wissen, welche Gegenden Deutschlands dieselbe besonders berührt habe; wiewohl die Annahme nicht unstatthaft erscheint, dafs er nicht allein die Rheingegenden und den Süden, sondern auch den Osten bis Wien, nach der Erwähnung von Rhätien und Noricum auf Münzen, besucht habe. Mithin ging er gegen Ende des J. 872 nach Gallien, im Anfange des J. 873 nach Germanien, gegen Ende desselben Jahres aber oder gegen Anfang des folgenden nach Britannien, wo er, wie Spartian sagt, *multa correxit et murum per octoginta millia passuum primus duxit, qui barbaros Romanosque divideret*, von wo er dann, wohl um die Mitte des J. 874, nach Gallien zurückkehrte, wenn auch damit nicht schon Alles gleich eingerichtet, aber doch im Wesentlichen begründet war. Die Sache selbst bleibt in sofern mehrfach dunkel, als man auch keineswegs mit Bestimmtheit weifs, ob es ein Wall oder eine Mauer war, was er dort errichten liefs. Seine Ankunft in Spanien ist ebenfalls auf mehreren Münzen angedeutet, das Nähere davon fehlt jedoch, so wie es ungewifs ist, wohin er sich von dort gewandt habe, wiewohl der Vf. mit Tillemont vermuthet, dafs er (wie einige Münzen andeuten) nach Mauretanien gegangen sey, wenn auch nicht, um dortige Aufstände wieder zur Ruhe zu bringen, was eben so gut durch Legaten hätte ausgeführt werden können. Dabei giebt der Vf., auf eine Untersuchung und Entscheidung des fraglichen Punktes nicht tief genug eingehend, es gern zu, dafs es später, 882, geschehen seyn könne. So hat der Vf. auch noch manchen anderen Punkt nicht erschöpft, wie die Frage nach der Ursache des Unwillens, den Hadrian gegen

einige Gegenden und Städte, selbst gegen seine Heimath S. 29 f., Antiochien S. 35, hegt: für die richtige Gesammtauffassung seines moralischen Charakters ist dieſs von erheblicher Wichtigkeit, und auf einem Boden, wie dieser, wo oft nur die Hypothese aushelfen kann, ist eine solche Total-Anschauung des Gegenstandes eine nothwendige oder doch höchst wichtige Sache. Und so eilt der Vf. denn auch über andere, den moralischen Charakter des geschilderten Fürsten betreffende Punkte sehr leicht und mit den herkömmlichen Ansichten hinweg, S. 17. *Sed ut fuit est, illud saltem negari nequit, hanc appellationem ab ingenio Hadriani non fuisse alienam, vanam gloriolam captantis et titulis cognominibusque gaudentis.* Der Vf. sah solches vielleicht als von seinem Thema ferner liegend an, aber ein Gesammtbild muſs da seyn, und die Aeuſserungen desselben individuellen Lebens nach verschiedenen Seiten können nicht verschieden seyn.

Nehmen wir nun aber an, Hadrian sey im Frühjahr 875 nach Mauretanien gereist und dort ein halbes Jahr geblieben, so frägt es sich wieder, wohin er von dort gegangen sey. Will man die Angabe in dem Zeugnisse des Spartian nicht verdrehen, so hat er um diese Zeit parthische Aufstände durch seine persönliche Gegenwart beruhigt (*Hadriani colloquio repressum est. Spartian.*). Er mag also wohl schon gegen Ende des J. 875 nach dem Orient gereist seyn, durchwanderte in der ersten Hälfte des folgenden Jahres 876 Asien und kam mitten im Sommer noch nach Kreta. Die Zeit zur Bereisung Asiens war somit nur kurz, die dortigen Angelegenheiten fesselten ihn nicht sehr, viele Länder kann er nicht gesehen haben; aber auch der parthische Aufstand muſs von keinem grofsen Belange gewesen seyn. Alles von einiger Bedeutung, alle gröfseren Reisen müssen folglich auf die zweite parthische Reise verschoben werden. Das muſste dem Vf. doch gröfsere kritische Bedenklichkeit gegen die erste asiatische Reise erwecken, die am Ende nur auf Einem Zeugnisse, das noch dazu nöthigenfalls anders gedeutet werden kann, beruht. Dazu muſs man die übrigen Worte Spartians an jener Stelle noch genauer auffassen: *bellum in motu fuit*, es ist also von einem Kriege, einem förmlich angekündigten, vorbereiteten Aufstande die Rede; er sagt: *colloquio repressum est*, folglich wurde der Ausbruch verhindert, nicht *compressum est*, der schon ausgebrochene Aufstand wurde durch seine besänftigende Zusprache, *alloquium* (man vergl. den taciteischen Sprachgebrauch), wieder in das frühere Gleis der Ruhe zusammengedrängt, aufgehoben, die Ruhe wiederhergestellt. War dazu eine Reise von Mauretanien nach Parthien nöthig? war sie in diesem Sinne möglich? Er nahm seinen Weg dahin, wenn er ihn anders überhaupt machte, vermuthlich über Sicilien und Griechenland; hierher konnten ihm schon Abgeordnete des parthischen Volks entgegenkommen. Dieſs knüpft sich also an die ohnehin entstehende Frage, ob Hadrian schon einmal vor der orientalischen Reise in Athen gewesen sey. Auf ähnliche Vermuthung, wie Rec. hat, kommt Tillemont, der ihn sogar am Anfang des J. 876 noch daselbst verweilen läſst; so wird die Reise nach Asien immer kürzer und bedenklicher. Da nun der Vf. des Kaisers Durchflug durch Athen (*non potuit ultra paucos dies ibi commorari*, p. 33.) zugeben muſs, selbst zu der Annahme (S. 34) genöthigt ist, Hadrian sey brieflich oder persönlich bei der kurzen Anwesenheit in Athen um Gesetze gebeten worden, habe diese unterweges auf der parthischen Reise gemacht und ihnen bei seiner Rückkehr nach Athen fertig mitgebracht; so begreifen wir es nicht, warum der Vf. nicht lieber die in sich so unhaltbare erste orientalische Reise fahren läſst, um seinen augenscheinlich feststehenden längeren Aufenthalt in Athen zu retten. Nun kann er von jener Zeit wenigstens an bis zu seiner Abfahrt nach Sicilien Ende 879 oder Anfangs 880 dort verweilt seyn, ihnen nicht allein Gesetze gegeben, sondern auch ihre Sitten und Bildung angenommen haben. Unglaublich ist sonst die Thätigkeit, die er während seines ersten so kurzen Aufenthalts entwickelt, wie der Vf. selber fühlt (S. 37), so dafs er, gegen das Zeugniſs Spartians, vieles auf die Rückkehr und seinen damaligen längeren Aufenthalt verschiebt (*ne disputatio divellatur, totum hunc locum differendum censemus*). Gar wohl stimmt übrigens mit dieser Annahme seine vorläufige Einweihung in die Eleusinischen Mysterien, die mit dem Aufenthalte weniger Tage unvereinbar ist, und seine nachmalige epoptische Theilnahme an denselben überein, so dafs, wenn wir nicht dieselbe nach dem uns von Plutarch *Demetr.* 26 berichteten Beispiele des Demetrius bei einem Fürsten wie Hadrian für unstatthaft halten wollen, der herkömmlichen Ordnung durchaus nichts im Wege steht. Im J. 880 kehrte er über Sicilien nach Rom zurück, wo er in mehrjährigem (880—83) Aufenthalte alle die Einrichtungen für Kunst, Religion, Wissenschaft, die er in Griechenland gesehen hatte, auch zu Nutz und Frommen seines Volkes zu Stande gebracht zu haben und mit dem Namen eines *Pater patriae* begrüſst worden zu seyn scheint. In diese Zeit, wo er namentlich auch die eleusinischen Mysterien zu Rom einsetzte und den Fortuna-Tempel weihte, fällt auch seine afrikanische Reise, und zwar wohl am ehesten in den Schluſs des angegebenen Zeitraums. Er legte grade jetzt auch die Bibliotheken an, die uns als Tiburtina und Capitolina bezeichnet werden; genug, seine in Griechenland gesammelte Erfahrung ward hier fruchtbar.

In einer Untersuchung, wo man keine Hand breit Land gewinnt, ohne die Hülfe der Kritik, selbst der divinatorischen, zu gebrauchen, muſs vor allen Dingen eine Frage nach dem Werthe und der Zuverlässigkeit der Quellen vorauf gehen. Dieſs hat der Vf. nicht gethan, aber auch, wenn man einer solchen vorgängigen Arbeit entrathen wollte, in den einzelnen Abschnitten und Punkten zu wenig Rücksicht darauf genommen. Namentlich hätte er bei den Münzen zu strengerer Kritik Anlafs gehabt; wo und wie sind

sie

sie entstanden, ist hier die erste Frage. Nachahmung zeigt sich hier vielfach, so in dem *Restitutor* des Landes, so in den Emblemen bei Gallien und Achaja.

Ein eigenthümlicher, geheimnifsvoll religiöser Zug durchzieht von nun an das Leben Hadrians, auf den das Leben in Athen mächtig gewirkt hatte; daher seine Einsetzung der eleusinischen Mysterien zu Rom, daher die wahrscheinlich in diese Zeit fallende Vollendung des Olympieums, die Errichtung von Tempeln und Altären, daher sein Hang nach Aegyptens beschaulicher Ruhe und sein mehrjähriger Aufenthalt daselbst. Dahin mufs er noch vor dem Augustmonate 884, vielleicht schon gegen Ende 883, gekommen und dort wohl wenigstens drei Jahre, bis 886, geblieben seyn. Auf der Reise dahin kam er durch Athen und scheint somit diefs Mal den Tempel des olympischen Jupiter geweiht zu haben, aber mit dem Anfange des Sommers 883 hat der Vf. dieses Factum wohl etwas zu früh angesetzt, wenn es auch noch vor Ablauf desselben Jahres geschehen seyn mag. Nehmen wir nun mit diesen Zügen seines Strebens die Aeufserungen seiner Wirksamkeit in Griechenland zusammen, wie er die Stadt verschönert und theilweise bauet, wie er für den Wohlstand der Bürger und selbst ihre Unterhaltsbedürfnisse sorgt, wie er für Wissenschaft und Kunst ausnehmend thätig ist, in Athen eine Bibliothek, ein Gymnasium errichtet, einen dreifachen Lehrstuhl für *Politik*, *Philosophie* und Sophistik einsetzt, einen öffentlichen Lehrer der Philosophie in dem Ephesier L. Egnatius Victor Lollianus (jedoch ohne feste Besoldung, die zuerst sein Schüler Theodotus von Marc-Aurel erhielt) und später in dem Attiker Herodes ernennt; wie er auch die übrigen griechischen Städte mit nützlichen Einrichtungen versieht, und im Ganzen siebenzehn Städte, als von ihm erbauet und gröfstentheils nach ihm benannt, namhaft gemacht werden; dann mufs uns jede nach aufsen gerichtete Politik in dem Charakter des Fürsten verdächtig werden, und wir sind um so mehr geneigt, eine parthische Expedition zur Stillung eines den Ausbruch drohenden Kriegs als mit dem ganzen Geiste Hadrian's nicht übereinstimmend zu betrachten.

Ohne dem Vf. in das Detail seiner Untersuchung, wann dem Hadrian der Beiname des Olympischen beigelegt und vergötternde Ehre erwiesen worden sey (wahrscheinlich hing diefs mit der Errichtung und Einweihung des Olympieums zusammen), von welchen Städten besonders ihm zu Ehren Feste gefeiert worden seyen, hier folgen zu können, wenden wir uns zu den übrigen wesentlicheren Theilen seiner Untersuchung. Es ist gewifs, dafs Hadrian auf seinen Reisen auch Thracien und Macedonien besucht habe; es ist nur die Frage, zu welcher Zeit. Er könnte dorthin gekommen seyn, entweder, als er im zweiten Regierungsjahre aus Asien über Illyrien nach Rom reiste, oder, als er sich längere Zeit in Athen aufhielt, oder, als er nach Weihung des olympischen Tempels nach Asien ging, wohin er den Weg entweder über jene Gegenden oder über die Inseln des Aegäischen Meeres genommen haben mufs. Unser Vf. nimmt an, er habe im J. 879 von Athen aus eine Excursion nach jenen beiden Ländern gemacht; habe aber im J. 883 auf der Reise nach Asien seinen Weg nicht über die Inseln, sondern vielmehr über jene Länder von neuem genommen. Die Beweise jedoch, die der Vf. dafür anführt, sind äufserst schwach. Denn es folgt keineswegs aus der Inschrift: *Ἀδριανὸν Καίσαρα Θεσσαλοί*, seine persönliche Anwesenheit in Thessalien, und aus dieser wird, blofs wegen der grofsen Nähe, sein Uebergang nach den angrenzenden Ländern gemuthmafst. Eben so wenig Gewicht kann der Grund für die zweite Annahme haben: Hadrian habe die von ihm in Thracien gegründete Stadt Adrianopolis einmal wiedersehen wollen. Selbst die Verbreitung ägyptischer Culte in jenen Gegenden ist keineswegs ein vollgültiges Zeugnifs für einen langen und thätigen Aufenthalt Hadrian's in jenen Gegenden; neigte sich das dort wohnende Volk nicht nach allen physisch-klimatischen, ethischen und politischen Bezügen zu einer solchen religiösen Weise, würde Hadrian hier am wenigsten einen günstigeren Stoff gefunden haben als anderswo. Von da wandte er sich dann nach Asien, wo er Cyzikum und Troja sah, Ajas Grabmal herstellte, mehrere im Erdbeben verschüttete Städte wieder herstellen liefs, Cappadocien und Phrygien besuchte und von dort aus Syrien, Palästina und Arabien durchwanderte. Diefs unterliegt wiederum manchen kritischen Bedenklichkeiten: die Zeit seiner Wanderung nach Palästina ist ungewifs, seine Theilnahme an dem Kriege nicht beglaubigt, auch nicht mit dem Gesammtcharakter des Fürsten übereinstimmend, der Anlafs zu einer erneuerten Empörung des unglücklichen Volks offenbar in den Absichten und Bestrebungen Hadrian's, dem jüdischen Volke nationale Sitte, Religion, selbst den alten Hauptwohnsitz zu nehmen, dagegen römische Sitte, Jupitercultus und ägyptischen Dienst (Adonis und Serapis) aufzudrängen, begründet. So möchte es, bei einem tieferen kritischen Eingehen in die Sache, wohl am ehesten sich rechtfertigen lassen, wenn man Hadrian's Reise in jene Gegenden zwischen der früheren Zeit, dem kritisch sehr unsicheren ersten Zuge nach dem Orient, und dem 885 ausgebrochenen jüdischen Kriege grade in die Mitte setzt. Die Wanderung durch Arabien erscheint mindestens als höchst beschränkt und kurz, wiewohl aus den gar zu allgemeinen, den Grundtypus aller Münzen jener Zeit wiederholenden Angaben von 2 oder 3 Münzen sich eigentlich überhaupt nicht einmal etwas folgern läfst. So kam er denn also aus Syrien, vielleicht nur auf einer kürzeren Durchreise durch Judäa und Arabien (auf Palästina konnte er ohnehin von Syrien aus wirken) im Jahre 883 oder 884 nach Aegypten. Ueber diese Zeitbestimmung läfst sich freilich nichts genaueres sagen, auch kein Zeugnifs dafür anführen; es würde sogar, da er namentlich vor seinem Aufenthalte in Syrien mit den ägyptischen Einrichtungen, besonders dem Cultusdienste, bekannt und vertraut geworden seyn mufs; da er ferner Rom erst im April

883 verlassen haben kann und einige ägyptische Münzen noch demselben Jahre anzugehören scheinen, er also während der vier Sommermonate 883 seine Reise durch Griechenland, Asien, Syrien, Palästina und Arabien vollendet gehabt haben müfste, eine neue, nicht geringe Bedenklichkeit auch für diesen asiatischen Aufenthalt erwachsen, oder man wäre jedenfalls genöthigt, die Reise nach Aegypten in das Jahr 884 zu verlegen. Dort verweilte er nun vermuthlich bis gegen das Ende des J. 886, wo der im Jahre zuvor ausgebrochene, bis dahin aber fast ganz vernachlässigte Krieg in Judäa ihn wenigstens auffordern mufste, in der Nähe zu seyn, weshalb er sich von dort nach Syrien begab; wozu auch wohl einige Unzufriedenheit mit dem etwas leichtsinnigen und unredlichen Charakter der Alexandriner gekommen seyn mag. Eine zu diesen chronologischen Bestimmungen gehörige Stelle aus dem Vopiscus behandelt der Vf. gut und glücklich, und Rec. ist überzeugt, dafs er darin das Richtige getroffen hat: der Brief an den Consul Servianus scheint allerdings 887 geschrieben zu seyn, so lag nicht lange Zeit zwischen seiner Abfassung und Hadrian's Abreise von Aegypten; L. Aelius Verus, den er freilich erst 889 wirklich adoptirte, konnte er ganz füglich schon damals seinen Sohn nennen, da er wohl schon längere Zeit der Gegenstand seiner anhänglichen Liebe gewesen seyn mufste. Erst nach der Beendigung seiner Reisen, als Krankheit und Schwäche mehr und mehr sich seiner bemächtigte, dachte er gewifs im Ernst an die Wahl eines Adoptiv-Sohns und Nachfolgers, wenn er auch im Geiste voraus diesen schon lange dazu ersehen haben mochte. Sein Leben war in Alexandrien, wie zu erwarten steht und durch die Zeugnisse der Geschichtschreiber bestätigt wird, dem religiösen Cult und wissenschaftlichen Beschäftigungen gewidmet. Er ertheilte, scheint es, besonders in Beziehung hierauf den Alexandrinern manche Privilegien; er vermehrte wohl besonders die günstige äufsere Lage der in dem dortigen Museum lebenden Gelehrten. Hätte der Vf. nur den Charakter der Herrschaft Hadrian's richtig erwogen, das Verhältnifs dieser Art der Wirksamkeit zu den sonst gewöhnlichen Arten, die Wirkungen seiner Reisen und persönlichen Anwesenheit auf die Unterthanen, seine Theilnahme an der Wissenschaft in ihrem Einflusse auf dieselbe — lauter Punkte, die der Vf. zu einer vollständigen Erschöpfung seines Themas nicht unerörtert hätte lassen dürfen — so würde er auch seinem Antheile an der Erweiterung des Museums zu Alexandrien etwas näher nachgegangen seyn, und wir hätten so einen fruchtbaren Beitrag zu der eben so interessanten als schwierigen Kenntnifs dieser Anstalt erhalten, zu der die Berliner Akademie der Wissenschaften in einer Preisfrage angeregt hat. Rec. wendet sich daher sofort, mit Uebergehung des hier minder wichtigen Abschnittes über das Schicksal und die Vergötterung des Antinous, zu den beiden letzten Kapiteln, worin zunächst die Frage erörtert wird: ob Hadrian schon vor 883 nach Aegypten gekommen sey. Dafs er schon im ersten oder zweiten Regierungsjahre dahin gekommen sey, erscheint mit dem Vf. in jeder Beziehung unwahrscheinlich; aber auch mit der zweiten Annahme, dafs er im sechsten Regierungsjahre, also 875, nach Aegypten gereist sey, steht es nicht viel besser. Der Vf. hat die historische Geltung und den Werth der Quellen nicht geprüft; das *chronicum Paschale* z. B. hat sich ihm schon einmal verdächtig gemacht, auch Spartians Angaben, wenn er auch im Ganzen viel zuverlässiger ist, zeigen sich doch nur zu oft als ungenau, namentlich (was grade hier von besonderer Wichtigkeit) in der Aufeinanderfolge der Begebenheiten. Die Gründe, die aufserdem für die Einschlagung des Weges nach Parthien über Aegypten angeführt werden, sind sehr schwach; und dieselben verlieren noch dadurch an Bedeutung, dafs die parthische Reise selbst wenigstens nicht über allen Zweifel erhoben ist. Die Zeit der dritten Reise wird allerdings auch durch einander zuwider laufende Angaben wankend gemacht, im Ganzen ist diese Reise doch kritisch am gesichertsten. Aber die Annahme noch einer andern, zwischen 875 und 883 in der Mitte liegenden Reise hat der Vf. mit Recht abgewiesen. Endlich kam Hadrian von Aegypten nach Syrien und Palästina und verweilte daselbst noch 887 (wahrscheinlicher als das erste Mal), scheint auch wirklich an dem jüdischen Kriege einigen näheren Antheil genommen zu haben, kehrte aber von da, wie es scheint, ohne Verzug, (denn der Aufenthalt in Athen läfst sich nicht erweisen) nach Rom zurück, wo er bald von heftiger Krankheit ergriffen sein Leben endigte.

Fassen wir unser Urtheil über die Arbeit des Vfs. kurz zusammen, so hat er, bei allem Dankenswerthen seiner Leistung, keine hinlänglich scharfe Kritik geübt; da wo es sich grade um das Mehr und Weniger im historischen Detail handelt, mufs sich das Messer der Kritik in aller Schärfe bewähren, wenn die Wahrheit an den Tag soll. Der Vf. rechnet das historisch Gefundene auf, ordnet, sichtet und wählt zwar, läfst aber mehr als Ein Mal unentschieden, giebt dabei auch manchem Unsicheren oder Unhaltbaren im Bestande des Ganzen Raum. Rec. verkennt dessen ungeachtet den Fleifs und die Sorgfalt nicht, womit der Vf. gearbeitet hat; auf eine sehr schätzbare Weise hat er das Material zusammengebracht. Dieser ganze *Inhalt* des Buchs überwiegt dabei in jeder Beziehung die *Form* der Darstellung. Nicht allein fehlt es dem Vf. an der Kunst, mit feinsinniger Combination und vielseitiger Benutzung über dem gegebenen Stoffe zu stehen, Resultate zu ziehen, ein Gesammtbild zu erfassen; sondern es ermangelt auch der Stil des Vfs. theils der Gewandtheit und Leichtigkeit im Anreihen, Uebergehen, einfachen Bezeichnen u. s. w. theils der klassischen Reinheit des lateinischen Ausdrucks. Das übrigens gut gedruckte Buch leidet an manchen Druckfehlern. Jedenfalls ist die Schrift bei allen Mängeln ein erfreulicher Beweis, mit welchem Eifer die philologisch-historischen Studien in Dänemark betrieben werden; man mufs auch mit den etwa bemerkbaren Schwächen um so eher Nachsicht haben, als es eine Gelegenheitsschrift ist, zu der die Feier eines schönen Festes der christlichen Kirche in jenem Lande einen schönen Anlafs bot.

*D. F. L.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## PHILOSOPHIE.

HEIDELBERG, b. Ofswald: *Philosophie des Geistes*, oder Encyclopädie der gesammten Geisteslehre. Von Dr. *Joseph Hillebrand*, Grofsherzogl. Hess. Oberstudienrathe, ordentl. Prof. zu Gieſsen u. s. w. *Erste* Abtheilung. Ontologische und psychologische Betrachtung des Geistes. 1835. XII u. 407 S. gr. 8. (2 Rthlr 10 Sgr.)

Ref. versetzt sich oft und gern in eine spätere Zeit, welche sich über die Vorurtheile der jetzigen erhoben haben wird: etwa in der Art, wie die jetzige frei ist von den Vorurtheilen, mit welchen *Galilei* und *Keppler* zu kämpfen hatten. In welchem Lichte wird dieser die philosophische Entwickelung erscheinen müssen, welche das letzte halbe Jahrhundert in Deutschland hat vergehn sehn! Die *Kantische Kritik*, der mächtige Anstofs für alle seitdem eingetretenen Bewegungen, *wollte* die menschliche Vernunft einer *Disciplin* unterwerfen: so strenge, wie sie noch nie über dieselbe ausgeübt worden war; und zu keiner anderen Zeit hat die menschliche Vernunft so *ohne alle Disciplin*, und mit Nichtachtung aller Schranken, in Hirngespinnsten geschwärmt, ja, man möchte beinah sagen, geras't! Vor allem hatte sich *Kant* eine scharfe kritische Sonderung der aus den *Objecten* und der aus dem *Subjecte* stammenden Bestandtheile der menschlichen Erkenntnifs vorgesetzt; und der Erfolg ist ein *rücksichtsloses Ineinanderwerfen*, eine *völlige Identification* des Subjectiven und Objectiven gewesen, wobei man nicht nur das durch *Kant*, sondern selbst das durch alle früheren philosophischen Forschungen in dieser Hinsicht Gewonnene wieder fallen liefs! *Kant* erklärte mit Recht alles *reine* Denken für ein Gebilde von *bloſs subjectiver* Geltung: denn auch durch das *vollkommenste* Denken (als eine *innere* Thätigkeit) könne ja doch keine Gewähr erworben werden über die Existenz des Gedachten aufser uns; und man hat damit geendet, die unreifsten, abenteuerlichsten, ja geradezu mit Selbstwidersprüchen behafteten Gedanken ohne Weiteres als wirklich, ja als das allein wahrhaft Wirkliche zu behaupten! Kurz während *Kant*, energischer wenigstens, als irgend jemand vor ihm, zu einer *volleren Besinnung* auffoderte, damit man nicht ausgleite auf einem im Allgemeinen ebenen Wege, ist man im besinnungslosen Taumel von dem Rande der Ebene unaufhaltsam kopfüber in die schwindelnde Tiefe gestürzt, jubelnd während der ganzen Zeit über den herrlichen Aufflug zu lichter Sonnenhöhe! Aber die Nemesis ist nicht ausgeblieben. Die Kantische Reform sollte dem Wechsel der philosophischen Systeme für immer ein Ende machen, für immer eine einzige, allgemeingültige und allgemeingeltende philosophische Wahrheit feststellen; und die Systeme sind aufgestiegen und wieder untergegangen, so zahlreich und in so verwirrendem Gedränge, wie noch niemals in einer früheren Zeit. Ja, was noch mehr, nach der vielfachen Erfahrung des Wiederuntergehens wagen selbst die neuesten Systeme nicht einmal mehr, auf eine andere als *ephemere* Geltung Anspruch zu machen: sie sind zufrieden, für ein durch die früheren Entwickelungen gefodertes Glied einer endlos fortgezogenen Kette zu gelten; und man betrachtet es als etwas der Wissenschaft von der *ewigen Wahrheit Wesentliches*, dafs sie schneller wechseln, als die Kleidermoden!

Auch das vorliegende Werk kündigt „nur ein System im Leben und durch das Leben des organischen Gesammtsystems der sich geschichtlich bestimmenden Philosophie überhaupt," oder „einen Beitrag zur organischen Fortbildung der Philosophie an (Vorr. S. VI f). Der Vf. meint es durchaus redlich mit der Wahrheit; er zeigt vielen Scharfsinn und ist reich an Kenntnissen; dabei besitzt er eine nicht gewöhnliche Klarheit der Darstellung, die nur freilich nicht weiter reicht, als die Macht der Sprache überhaupt, und das absolut Unklare nicht klar machen kann; er tritt endlich mit einer sehr schätzenswerthen Anspruchslosigkeit auf; kurz, er entwickelt von vielen Seiten so viel Empfehlendes, dafs man es innigst bedauern mufs, auch bei ihm Wirkungen von dem Taumelkelche jener philosophischen Spekulationen zu bemerken. Freilich wird er den Ref. dafür einer zu grofsen Nüchternheit zeihen; aber Ref. hat immer nicht begreifen können, wie man *als Philosoph* zu nüchtern seyn könne. Der Vf. empfiehlt sein Buch zu „freundlicher Aufnahme," mit welcher selbst „eine scharfe Zurechtweisung wohl bestehen könne," nur müsse man „sich auf das Naturell des Vfs. einlassen, d. h. *seine* Gedanken zu erkennen und nach ihrem etwaigen Werthe anzuerkennen suchen, möchten sie auch nicht gerade die unseren seyn" (S. X). Ref. will dieser Foderung nach besten Kräften nachzukommen suchen.

Das vorliegende Werk ist nur ein erster Theil eines aus zwei Theilen bestehenden Ganzen, welches die *ontologische*, die *anthropologische* und die *theologische* Betrachtung des Geistes umfassen soll: ausgehend von den „allgemeinsten Wesenbestimmungen des Geistes," fortschreitend zu dem „Begriff der

menschlichen Geisteswirklichkeit" und sich „aus dieser zur Bestimmung der Geisteswesenheit im Göttlichen erhebend.". Dieser erste Theil giebt die *Ontologie* (welche, nach einer Einleitung, von „dem Seyn und dem Daseyn," der „Natur und dem Geist," dem „Wesen und der Wirklichkeit des Geistes" redet) und die *erste* Abtheilung der Anthropologie: die *Psychologie*. Die letztere betrachtet in der „*Metaphysik* der Seele (oder von deren absoluten Wirklichkeit)" die Seele unter der Kategorie der absoluten Geistigkeit, der absoluten Leiblichkeit und der absoluten Zeitlichkeit; und behandelt dann in der *Physik* der Seele (oder von deren relativer Wirklichkeit)" zuerst die Metamorphose der Seele (die produktive, die reproduktive und die symbolische), darauf die Grundformen der Seelenthätigkeit (die Intelligenz, den Willen, die Phantasie); endlich die Phänomenologie der Seele (im Wachen, im Schlafe; und zuletzt die pathologische und die charakterologische Phänomenologie).

Schon diese kurze Uebersicht des Inhaltes wird dem Kundigen „*das Naturell*" des Vfs. von fernher ahnen lassen. Für die genauere Charakteristik desselben aber findet sich Ref. in einer eigenthümlichen Verlegenheit. Der Vf. erklärt sich in der Vorrede entschieden gegen die Meinung, dafs er ein *Eklektiker* sey. Sein System habe nur ein Verhältnifs zu sich selbst; er habe sich freilich „mit allen genährt," aber nur „insofern alle in der Geschichte der Philosophie die Philosophie selbst seyen;" er „denke *mit allen* und *durch alle*, eben weil er denke;" und wolle also kein „Philosoph auf eigene Faust" seyn; aber er habe nicht von diesem oder jenem genommen. Ref. hat volles Zutrauen zu der Aufrichtigkeit des Vfs.; und dieser ist also gewifs kein *bewufster* Eklektiker. Sonst aber mufs Ref. allerdings gestehn, dafs ihm das System desselben fast in allen Punkten die beiden, welche jetzt am meisten aus dem Zeitstrome hervorragen, das *Hegel*sche und das *Leibnitzisch-Herbartische* zu verschmelzen scheint, und dafs er sich nicht der Hypothese entschlagen kann, es hätten sich dem Vf. unbewufst diese beiden Systeme zu dem seinigen ineinander gearbeitet. Aber man urtheile selbst.

Der Vf. erklärt sich ausdrücklich gegen beide. Von dem *Hegel*schen verwirft er den „dialektischen Weltbildungsprocefs," welcher (S. 32) „in der That ein Vernichtungsprocefs des Endlichen" sey. „Das Fortbestehn der unendlichen Absolutheit fodere stets das Fortbestehn des Endlichen, durch dessen unendlich viele Bestimmungen es allein das konkret unendliche seyn könne." Aber die Philosophie ist ihm „die Wissenschaft des sich selbst erfüllenden Allgemeinern," und daher nur durch Konstruktion möglich. „Die Identität des reinen Denkens und des Realen mufs als der absolute philosophische Ur- und Grundgedanke gesetzt werden." Die Konstruktion geschieht, indem in dem „Für-sich seyn," oder der „natürlichen Unmittelbarkeit (der reinen Unmittelbarkeit konkreter Wirklichkeit)" die „Allgemeinheit" oder „Selbstunterscheidung" gesetzt und bestimmt, „jene natürlich erscheinende Einheit selbst aufgehoben, die abstrakte Unterscheidung eingeführt," und so eine „Selbstvermittelung" zu „organischer Totalität" gewirkt werde. Wir finden uns also, mit wenigen Modifikationen, ganz innerhalb der Hegelschen Konstruktion und Terminologie, oder vielmehr Terminologie und Konstruktion: denn die *Termini* sind ja bei dieser *sogenannten* Konstruktion immer die Hauptsache.

Auf der anderen Seite sehn wir uns eben so mannigfach *Leibnitzisch-Herbartisch* berührt. Der Vf. findet, ungeachtet seiner Nichtübereinstimmung mit *Leibnitzens* Monadenlehre, wegen „ihrer Inkonsequenzen und der vielfachen Mangelhaftigkeit der Aus- und Durchführung," doch „in ihr die einzig wahre ontologische Grundansicht spekulativ angedeutet" (S. 24). „Der Geist (heifst es S. 76 f) ist rein selbstthätig von sich aus, und kann in keinerlei Hinsicht unter die Kategorie der *Erregbarkeit* fallen, wie denn diese überhaupt, auch hinsichtlich der Naturdinge, ein rein sinnlich-empirisches Abstraktum ist, und nur die allmähliche vereinzelte Auffassung des apriorisch simultanen Verhältnisses der Substanzen bekundet. Aber selbst die ganze Wechselwirkung zwischen Geist und Natur drückt in successiver und individueller Beschränkung nichts Anderes aus, als die ewige Stellung, welche die geistigen Substanzen in der Natur ein für allemal haben. Wie nun jenes Verhältnifs in seiner gegebenen Wirklichkeit erscheint, steht es allerdings unter der Bestimmung des Werdens, der Veränderung; seine spekulative Begründung aber beruht darin, dafs die geistigen Substanzen rein ursprünglich eine real bestimmte und immanente, d. h. durch die Totalität des Daseyns selbst gesetzte Beziehung zu den natürlichen Dingen behaupten." Der Vf. rügt nur an *Leibnitz* als „Hauptirrthum," dafs er (S. 47) alle Monaden als lebendige Urwesen gelten lasse; freilich sey alles in der Natur *für* das Leben, nicht aber selbst lebendig." Sonst sind auch hier Zeit und gegenseitiges Einwirken blofser Schein; jedem Dinge wohnt ursprünglich ein prästabilirtes System von Perceptionen bei, welches in seiner Entwickelung jenen Schein hervorbringt. Nicht nur dies aber, sondern der Vf. spricht auch *Herbartisch* von „Selbstbehauptungen" von „Steigerung und Hemmung" und „dynamischer Spannung," so wie überhaupt von „statischen und dynamischen Verhältnissen" unter den Vorstellungen. Nur heifst es S. 111: „*Herbart's* Theorie von den Selbstbehauptungen und Störungen scheint mir bei aller spekulativen Bedeutsamkeit doch darum hinter der vollen Wahrheit zurückzubleiben, dafs diese Selbstbehauptungen und Störungen einerseits auf das Princip der Zufälligkeit (in dem *zufälligen* Zusammentreffen der äufserlichen realen Wesen mit der Seele) zurückgeführt werden, und dafs sich andererseits die Bedeutung der Dinge, namentlich aber gerade die der Seele, welche eine höhere Bestimmung hat als die der blofsen Selbsterhaltung gegen *Störungen*, so wie die

man-

mannigfaltige Modifikation der Substanzen in der Erscheinung nicht hinlänglich erklären lassen. Ueberhaupt möchte wohl das Verhältnifs von blofsen Störungen und Selbstbehauptungen den wahren Begriff des Seyns nicht ganz erreichen."

In dieser Art modificirt der Vf. das *Hegel*'sche System durch das *Leibnitzisch-Herbartische* (indem er eine ursprüngliche Mannigfaltigkeit des Realen hineinnimmt, und umgekehrt wieder dieses durch jenes (vermöge der Identität des Subjektiven und Objektiven und einer systematischen Konstruktion der Mannigfaltigkeit und der scheinbaren Veränderungen). Ref. ist weit entfernt, ihm aus diesem Anschliefsen an fremde Ansichten an und für sich einen Vorwurf zu machen. Der Vf. hat dabei in der Ausführung vieles Eigenthümliche, und überhaupt wäre es zu wünschen, dafs wir nur erst in der Philosophie so weit wären, dafs, wie in den übrigen Wissenschaften, der Eine geradezu von dem Anderen aufnähme. Aber sind die aufgenommenen Ansichten auch wahr? — Ref. wenigstens kann sie nicht als solche gelten lassen. *Kant* hat den Beweis geführt, dafs das *reine Denken* eben *nur reines Denken* ist, aus welchem wir, wir mögen es anstellen, wie wir wollen, der Realität des Gedachten nicht gewifs werden können. *Wo und wodurch ist er widerlegt?* — Ref. wenigstens hat in allem Dem, was man dagegen gesagt hat, bei dem besten Willen nichts als *unbegründete Machtsprüche* erkennen können, und begreift also durchaus nicht, wodurch der Vf. gleich beim ersten Ausgange, und ohne alle Rechtfertigung, „die Identität des reinen Denkens und des Realen" für den philosophischen Ur- und Grundgedanken zu erklären berechtigt ist. Eine *gewisse* Uebereinstimmung des Vorstellens und Denkens mit dem Seyn ist in dem allgemein-menschlichen Bewufstseyn allerdings unleugbar begründet; aber es fragt sich eben: *welche*? in welchem *Grade*? und ob für alle *Klassen* von Gedanken *dieselbe*? — Dies bestimmt und klar festzustellen, haben die Philosophen seit zwei Jahrtausenden gearbeitet; und alle *besonnenen* Denker seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften *ohne Ausnahme neben* der Uebereinstimmung eine *Nicht-Uebereinstimmung* (ein *idealistisches* Verhältnifs in irgend einer Art) angenommen. Wodurch also ist es zu rechtfertigen, wenn man, *ohne irgend eine neue Instanz beizubringen*, Alles wieder zusammenwirft, auf dessen Unterscheidung und Auseinanderhaltung zwei Jahrhunderte hindurch so viele scharfsinnige Männer ihre angestrengtesten Bemühungen gewandt haben?

Und eben so wenig, wie über die Verschiedenheit des Subjektiven und des Objektiven möchten wir über die „*Erregbarkeit*" und über die *wahre Kausalität*, das Wirken des Einen auf das Andere, und das Empfangen dieses Andern von jenem, hinauskommen können. Die „*Selbsterhaltungen*" mit allem sich daran Anschliefsenden: dem Sich-gleich-bleiben des in jedem Augenblicke Veränderten, oder dem prädisponirten Schema der Veränderungen u. s. w. enthalten einen inneren Widerspruch, und stehn aufserdem im Widerspruch mit dem klar verstandenen allgemein-menschlichen Bewufstseyn. Nach diesem gilt der Satz „keine Wirkung ohne Ursache" für Alles, was wir in der geistigen und in der materiellen Welt als Erfolg wahrnehmen; und verändert sich ein Ding, so ist dies nur dadurch zu erklären, dafs zu ihm *von einem anderen her etwas hinzu- oder hineingekommen ist*. Aus und durch sich selber kann kein Ding ein anderes werden, sondern wird es ein anderes, so mufs es dies durch und aus einem andern Dinge werden. Nachdem wir erkannt haben, dafs das Materielle nicht so existirt, wie es uns erscheint, sondern dafs dieser Erscheinung als „An-sich" gewisse Kräfte zum Grunde liegen: haben wir auch in Hinsicht des Ineinanderwirkens von Seele und Leib die Schwierigkeiten nicht mehr, welche sich früher hiebei der Annahme eines wahren Kausalitätsverhältnisses entgegenstellten.

Durch die *Verschmelzung* der bezeichneten beiden Ansichten aber wird unstreitig nichts gewonnen, sondern nur verloren. Wir verlieren auf der einen Seite durch die Annahme einer ursprünglichen Mannigfaltigkeit des Realen die Einheit des Principes, welche noch das Einzige ist, was den *Identitätsphilosophien* einigermafsen zur Entschuldigung dienen kann; und wir verlieren auf der anderen Seite Dasjenige, was die *Herbart*'sche Philosophie, jener gegenüber, so ehrwürdig macht: das Abweisen aller eingebildeten spekulativen Construktion aus dem Leeren und das reine Anschliefsen an das Gegebene in dieser Beziehung. —

Doch wir führen die Charakteristik der Ansichten des Vfs. weiter fort. Das sich selbst genügende Denken (sagt er S. 19 ff.) kann den wahren Begriff des Seyns nur in einer unendlichen Reihe von *substantiellen Dingen* anerkennen, welche als solche nothwendige Realität haben, und zu sich selbst in gegenseitiger stufenartiger Beziehung stehn. Das Denken ist also in seiner wahren Realbedeutung ein subjektiver Bestimmungsprocefs des Seyns, insofern es, als identisch mit ihm, die demselben nothwendig eigenen Bestimmungen in einem unendlichen Fortschritt seiner selbst zum Bewufstseyn bringt, also dessen nothwendigen *Begriff* gestaltet. Dabei „setzt (S. 22 ff.) die höhere Stufe stets die niedere, und diese jene zu ihrer Realität voraus: denn alle sind nur, insofern sie *zusammen* die Unendlichkeit des Seyns darstellen." Dies ist aber *nicht als reales Erzeugen* zu verstehn: denn was Substanz ist, ist ursprünglich und in sich real und kann eben deshalb weder entstehn, noch jemals ein Anderes werden. *Das Seyn kann nicht werden.* Aber die höhere Substanz hat in der niederen „das nothwendige Objekt ihrer Selbstheit und Selbstmacht", vollzieht mit ihr gemeinschaftlich das Seyn und dessen Positivität. Ebes so wenig aber ist auch die *Veränderung* der Substanzen etwas *Reales*. „Die Verbindung der Wesen ist nur der bestimmte Ausdruck der *realen Unterordnung* mehrerer Substanzen nach ihrer *ursprüng-*

*sprünglichen* stufenartigen Verhältnifsmäfsigkeit"; oder Entstehn und Vergehn, Erzeugung und Auflösung bilden sich dadurch, dafs die ursprünglichen wesenhaften Verhältnisse der Substanzen, also auch ihre ursprüngliche Gemeinschaftlichkeit oder Ausschliefsung unter demselben Einheitsprincip, *allmälich* in den Kreis der individuellen Auffassnng treten, so dafs die ursprüngliche Herrschaft einer Substanz über die andere, also die immanente Selbstmacht der Substanzen unter einander auch der zeitlichen und räumlichen Anschauung überhaupt, der sinnlich-empirischen Vorstellung gegenständlich und offenbar werden. Selbst die lebendige Erzeugung und das Sterben „sind nur regelmäfsige Weisen der Vermittelung der *allmählichen* sinnlich-individuellen Anschauung eines *in seinem Stufenanfange ursprünglich fertigen* und substantiell bestimmten Wesengebietes." Jede Substanz ist gleich ihrem Selbstthun, worin sie ihre Wesenheit hat; aber die Substanzen bieten für die *individuell-bestimmte empirische* Anschauung ein veränderliches Verhältnifs dar, weil die Gegenseitigkeit ihres Selbstthuns der individuellen Vorstellung nicht in ihrer ursprünglichen Bestimmtheit vollständig und rein gegenwärtig erscheint, und somit auch die volle und wahre Identität der substantiellen Selbstkraft und ihres Wirkens der gewöhnlichen Auffassung der Dinge keineswegs klar und offenbar wird.

Dies möchte das Wesentlichste seyn von den allgemeinen ontologischen Bestimmungen des Vfs. Ref. fragt: was wird dadurch gewonnen, dafs man diese Theorie an die Stelle der gewöhnlichen Ansicht setzt? — Der Vf. wird dazu nicht, wie manche frühere Forscher, und noch neuerlich *Herbart*, durch gewisse wirkliche oder eingebildete *Widersprüche* in der letzteren gedrängt; wenigstens findet sich hiervon in dem vorliegenden Werke keine Spur; sondern die Vertauschung dieser gewöhnlichen Ansicht mit der von ihm aufgestellten erscheint als *freier Vorzug*. Aber in welcher Hinsicht ist nun diese vollkommner? — Fassen wir ihre tiefste Grundeigenthümlichkeit auf: so besteht dieselbe in der Leugnung der wahren Realität alles *Werdens*, alles *Geschehens*, aller *Causalverhältnisse*, an deren Stelle eine *blofse Abstufung* gesetzt wird, eine *ursprünglich fertige Vielheit* des Substantiellen, kurz ein *System*. Aber hat der Vf. seinen Zweck erreicht? Hat er von diesem Letzteren aus wirklich das Geschehen und Gewirktwerden *erklärt*, wenn auch nur als *Schein*, wie es doch unstreitig auf keine Weise in Abrede zu stellen ist? — Gewifs nicht: denn Geschehen und Gewirktwerden sind *ganz eigenthümliche einfache* Verhältnisse, die sich aus keinem anderen ableiten oder erklären lassen. Und so zeigt es sich auch in des Vfs. Theorie. Er spricht von einem „*ursprünglich* Fertigen", von einem „Anfange", von einer „allmählichen" Entwickelung; also die *Zeit*, welche ausgeschieden werden sollte, ist dennoch da; und durch sie werden auch die *Gründe zu Ursachen*. Und so möchte denn wohl mit dieser Theorie, und mit allen ähnlichen, nicht das Mindeste gewonnen seyn. Es hilft nichts: wir müssen das Gegebene so nehmen, wie es gegeben ist; und alle Erkenntnifs des Seyenden, welche Stich halten, welche nicht als Mode vergehn soll, kann nur auf Eine Weise, nur in *rücksichtslosem* Anschliefsen an die innere und äufsere *Erfahrung* erworben werden, nicht durch spekulative Konstruktionen, welche irgend wie mit derselben in Widerspruch treten.

Eben das gilt auch, und noch unmittelbarer und insofern entschiedener einleuchtend, von der *psychologischen* Erkenntnifs. Der Vf. führt hier die aufgestellten Grundverhältnisse mit an sich lobenswerther Konsequenz aus. Im Denken (S. 198) sucht die Seele „die nothwendige Identität ihrer subjektiven Selbstbestimmung und der konkret-realen Bestimmtheit der Dinge als den wahren Begriff des Seyns überhaupt zu setzen"; oder, wie es der Vf. S. 299 noch bestimmter und klarer bezeichnet: Beides, Subjektives und Objektives, die Allgemeinheit des freien Principes und die Besonderheit des Wirklichen, sind ursprünglich und nothwendig zugleich, und haben eine absolute Simultanbeziehung, so dafs die subjektive Allgemeinheit gar nicht rein für sich selbst oder rein abstrakt-real ist, sondern nur mit der Konkretion des Wirklichen und in der Realbeziehung auf dasselbe. Das wird auch der Erfahrungsphilosoph dem Vf. gern zugeben. Aber der Vf. glaubt sich hoch über denselben (über die „anschauende Empirie"!) erhaben vermöge seiner „aprioristischen" Erwägung oder Konstruktion. Also was erhalten wir durch diese im Vorzug vor jenem? — Um sich (fährt der Vf. fort) als reale Bestimmtheit an der konkreten Wirklichkeit haben zu können, „mufs die Allgemeinheit des Subjektes sich zuerst unmittelbar einheitlich mit derselben setzen, und so sich selbst an ihr, an ihrer *eigenen* Objektivität, erheben. Dieses objektivgehaltene Selbsterheben, worin die Subjektivität sofort eine konkrete Fülle erhält, ist die Allgemeinheit und ihre Bestimmtheit zugleich, die lebendige Identität beider mit Ausschliefsung alles abstrakten Fürsich-seyns"; u. s. w. Dies geschieht denn nach der schon vorher bezeichneten, bekannten *Hegelschen* Formel, oder vielmehr nach der *Fichteschen*: denn schon von *Fichte* eigentlich stammt dieses Unwesen, und ist nur von dem Ich (wunderlich genug!) auf Dasjenige übertragen, was jeder folgende Philosoph zur Grundlage zu machen für gut fand. Aber worin werden wir weiter geführt, was gewinnen wir in irgend einer Art durch dieses unfruchtbare Schematisiren, dieses verstümmelnde Einspannen in das Prokrustesbett der Formel, durch dieses unverständliche Buchstabiren Desjenigen, was sich in der Erfahrung klar und bestimmt lesen läfst? —

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## PHILOSOPHIE.

HEIDELBERG, b. Oswald: *Philosophie des Geistes*, oder Encyklopädie der gesammten Geisteslehre. Von Dr. *Joseph Hillebrand* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 21.)

Wir nehmen zur näheren Veranschaulichung, irgend eine einzelne Konstruktion heraus, z. B. die im zweiten Abschnitte der „Physik der Seele" von den „Manifestationen" des *Willens* gegebene. Der *Wille* (heifst es) ist „die psychische Selbstmacht, inwiefern sie sich aus dem Gesichtspunkt der absoluten Zweckbestimmung der Dinge vollzieht," oder „die Seele, insofern sie die Identität ihrer selbst und der absoluten Zweckbestimmung der Dinge als eine objektive Wirklichkeit zu setzen sucht." Dies kann (wie man schon weifs) nur in einer allmählichen Selbstentwickelung geschehen, in einem freien Fortschritte, welcher nach dem gemeinsamen Princip der psychischen Metamorphose erfolgt: „dem Selbsterheben der subjektiven Allgemeinheit aus ihrer konkreten Unmittelbarkeit oder aus der Singularbestimmtheit zu ihrer Allgemeinbestimmtheit, in welcher sie sich als die selbstgesetzte, somit eben als die allgemein-bestimmte Subjekt-Objekt-Einheit hat, während in jener diese Einheit blofs als naturbestimmte Identität erscheint." Nur indem der Wille in dieser aufsteigenden Selbstkontinuität alle Momente seiner objektiven Beziehungsweise aufgenommen und ausgeglichen enthält, ist er sich selbst gleich. Ref. sieht freilich weder für dieses Streben zum „Sich-selbst-gleich-seyn", noch für das Aufsteigen einen Grund, begreift auch nicht, wie dieser Procefs möglich sey. Aber was erhalten wir? — Die erste Stufe der Selbstvollziehung ist der *Triebwille* (der instinktartige), der seine Bedeutung darin hat, dafs er „*ein unmittelbares Bedürfnifs* gerade wegen seiner Unmittelbarkeit, mithin als blofse Empfindung für das Motiv der Selbstthätigkeit annimmt," und sich von diesem, als „der reinen natürlich-endlichen Konkretion der Subjektivität und des Objektes" zur *Neigung* (wo „die Subjektivität des Bedürfnisses als solche ein in sich gehaltenes, von der Natürlichkeit des Stoffes aber schlechthin bedingtes, und damit sinnlich unmittelbares Kontinuum ist") und zwar *Affekte* („dem unmittelbaren Bedürfnifs in der Unmittelbarkeit der That selbst") erhebt. Eben so manifestirt sich der Wille auf der zweiten Stufe: der Wille unter der Kategorie der *Vorstellung*, der *arbiträre* Wille, welcher „die objektive Zweckrealität seiner subjektiven Allgemeinbestimmung in ihrem Für-sich-seyn unterordnet," zuerst als *Eigenwille*, dann als *Leidenschaft*, dann als *Selbstwille*, endlich (hier scheinen sich *vier* Glieder zu finden, statt der *orthodoxen drei*) als reine Persönlichkeit oder als *Rechtswille*. Der *freie Wille* endlich (der Wille unter der Kategorie des freien Gedankens) vollzieht sich in der Form des *Gewissens*, darauf in der *Gesinnung*, und zuletzt im *Charakter*: der Hypostase des Vernunftwillens, oder der Form der Persönlichkeit, inwiefern der Wille „Bedeutung und Zwecke der Persönlichkeit als rein identisch mit der absoluten Zweckmäfsigkeit setzt."

Die Erfahrungspsychologie fafst das Alles auf in den durch die Erfahrung gegebenen *Formen* und *Entwickelungsverhältnissen*; sie bestimmt diese genauer durch sorgsam angestellte *Beobachtungen* und *Versuche*, fafst sie zusammen zu *allgemeinen Gesetzen*, und wird durch ihre Vergleichung zu *tiefer gehenden Erklärungen*, zu Hypothesen geführt, die sich dann bei weiterer Prüfung bald bestätigen, bald widerlegen. Man nimmt dabei in seine Wissenschaft die *ganze Mannigfaltigkeit des Gegebenen* auf, indem man zwar dieselbe auf die ihr wirklich zum Grunde liegende Einheit zurückführt, darüber hinaus aber keine Einheit oder Einfachheit *erklügeln*, und keine Einfachheit behaupten will, welche noch einfacher wäre, als die der Natur selbst. Was giebt uns nun jene spekulative Konstruktion Höheres und Besseres? — Wir haben in der Natur verschiedene Verhältnisse der *Erregtheit* und des *Rhythmus* (wie bei'm Affekte), der *An-* und *In-einander*bildung des *Gleichartigen* (wie bei den Neigungen und Leidenschaften), der An- und In-einanderbildung des Verschiedenartigen (wie bei dem Egoismus), der Begründung bleibender Eigenschaften in Folge früherer Erregungen und Thätigkeiten (wie bei der Gesinnung und dem Charakter), der reinen oder weniger reinen Hervorbildung tieferer Grundverhältnisse (wie bei dem Gewissen) und noch viele andere. Aber alle diese eigenthümlichen Verhältnisse werden wild und rücksichtslos zusammengeworfen: das einzig Wahre oder Reale soll hier, wie überall, jene eingebildete, durch einen Machtspruch festgestellte Formel der Selbsterhebung seyn, und Alles aufser dieser Unwahrheit, Schein. Eine bewunderungswürdige Einheit haben wir freilich auf diese Weise erhalten; aber nicht indem wir dieselbe in dem gegebenen Mannigfaltigen nachgewiesen, oder dieses darauf zurückgeführt hätten, sondern (weit bequemer freilich!) *durch Wegwerfung und standhaftes Ableugnen jener, in dem Wirklichen vor-*

*liegenden Mannigfaltigkeit*! — Wozu sich auch mit dieser behängen und beschweren? Federleicht schreiten, oder vielmehr fliegen wir dahin auf dem spekulativen Triumphwagen; federleicht: denn er ist *leer genug*; und was schadet es, wenn das leichte Gebäu nach kurzer Zeit in Stücken zerstiebt? Können wir uns doch mit geringer Mühe einen eben so glänzenden und — eben so zerbrechlichen zimmern!

So steht es mit unseren jetzigen deutschen philosophischen Systemen! — Was Ref. an dem vorliegenden gerügt hat, ist nicht das eigenthümliche „Naturell" des Vfs., sondern das *fast allgemein verbreitete „Naturell" unserer Zeit*, welches der Vf. nur von ihr angenommen hat. Dem ersteren hat Ref. gern das gebührende Lob ertheilt; das letztere kann man nicht oft und nicht stark genug tadeln, nicht oft und nicht stark genug unseren Philosophen zurufen, was ihnen schon *Kant* zurief, was ihnen aber jetzt in noch weit höherem Maafse fehlt, als damals: *Besinnung, Besinnung*!

*F. E. Beneke.*

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Brockhaus: *Wilhelm Neumann's Schriften.* In *zwei* Theilen. *Erster* Theil. 1835. VII u. 486 S. *Zweiter* Theil. 1835. VII u. 468 S. 8. (4 Rthlr.)

Wir haben hier die literarischen Leistungen eines bei seinen Lebzeiten literarischen Strebungen amtlich fern gestandenen, aber wissenschaftlich-hochgebildeten geistreichen Mannes, und freuen uns darüber, besonders weil durch diese Sammlung die werthvollsten Leistungen desselben, die auch an sich von positivem Gehalte sind, seine in mehrern literarischen Tagblättern zerstreuten kritischen Aufsätze, die sonst so leicht mit vielen ähnlichen verloren gegangen, oder doch nicht zur nachhaltigen Kunde gelangt seyn würden, unsrer lebenden Literatur erhalten sind. — Wer lieset nach Jahren noch die kritischen Anzeigen in den Literatur-Zeitungen und ähnlichen Blättern, und doch sind darin nicht selten eben so treffende als geniale Bemerkungen niedergelegt, die oft ganz zufällig dem über das zu beurtheilende Werk reflektirenden Geiste sich aufdrängen und häufig von gediegenerem Gehalte sind, als so manche weitläufig ausgeführte Theorieen. — Wir schlagen wahrlich den Verlust unsrer Literatur in dieser Hinsicht nicht gering an. — Wie viel Treffendes und Schönes findet sich nicht z. B. in den zweiundfunfzig kritischen Anzeigen, welche den gröfsern Theil dieser zwei saubern Bändchen füllen. — Aufserdem haben sie aber für uns noch einen eigenen Reiz gehabt, indem sie uns einen bedeutenden Theil der bedeutendsten belletristischen Schriften aus den Jahren 1827 bis 1834, dem zu frühen Todesjahre des Kritikers, vorüberführten: gröfserntheils gute alte Bekannte; doch darunter auch solche, deren Bekanntschaft wir sehnlich gewünscht hatten, zu der wir aber bei der immer höher wogenden fortströmenden Flut unsrer Literatur, nicht gelangen konnten. Unser Kritiker hatte ein ausgezeichnetes Talent, zur Bekanntschaft mit dem von ihm angezeigten Werke zu verhelfen ohne langweilige Umständlichkeit, und dabei den Geist seines Schriftstellers durch sich selbst zur Anschauung zu bringen, und weifs ihm — mit einigen Ausnahmen, für welche wohl persönliche Freundschaft bei ihm zu laut sprechen mochte — seine ihm gebührende Stelle anzuweisen, weil er den allgemeinen Standpunkt der Literatur nie aus den Augen verlor und diesen geschickt herauszuheben verstand. — So konnte uns nichts angenehmer und belehrender seyn, als die Rekapitulation des früher Bekannten, aber zum Theil Verwischten, und die Ergänzung vorhandener Lücken in unsrer Kenntnifs. Ein reiner, ausgezeichnet klarer und geistreicher Styl erhöht den Genufs. — Das erste Bändchen beginnt mit einer gutgeschriebenen Darstellung der Lebensverhältnisse des Entschlafenen, deren einfache Hauptzüge sind: *Friedrich Wilhelm Neumann* war der Sohn eines Kaufmanns in Berlin und wurde daselbst am 8ten Januar 1781 geboren. Der frühverwaisete Knabe kam zu einem Stiefgrofsvater, der ein ansehnliches Buchhändlergeschäft betrieb. Er besuchte bis in sein vierzehntes Jahr das Gymnasium, (welches?) — mufste sich aber bei unzulänglichem Vermögen zum Studium gegen seine Neigung der Handlung widmen. Er hatte das Glück in einem ansehnlichen Hause aufgenommen zu werden, und erwarb sich in den zehn Jahren, die er darin verblieb, eine grofse Geschäftseinsicht, die ihm späterhin auch im Staatsdienste sehr zu Statten kam. Seine Mufse widmete er seiner Bildung und beschäftigte sich mit Musik und Dichtkunst, mit Philosophie und Geschichte, und las die besten englischen und französischen, italienischen und holländischen Schriftsteller in ihren Sprachen. Er kam mit Varnhagen in Bekanntschaft, und trat bald in den geistreichen Freundeskreis, den Chamisso und Hitzig um sich bildeten. Gedichte von ihm erschienen in dem von Chamisso und Varnhagen herausgegebenen Musenalmanach. Fichte zog ihn besonders an. — Durch Erbschaft Herr einer Summe Geldes bezog er, nachdem er unter Gurlitt in Hamburg einige Zeit den alt-philologischen Studien obgelegen hatte, gemeinschaftlich mit Varnhagen und August Wilhelm Neander im Jahre 1806 die Universität zu Halle, und war ein eifriger Zuhörer Wolf's. Durch das Kriegsunheil verdrängt, ging er mit Neander nach Göttingen, wo er neben den philosophischen auch theologische Vorlesungen hörte; doch kehrte er bald nach Halle zurück. Bei der andauernden Unterbrechung der Vorlesungen hier wandte er sich mit mehrern Freunden nach Berlin, wohin Wolf und Schleiermacher zogen. Gezwungen auf Erwerb zu denken, gab er eine Uebersetzung der Florentinischen Geschichte des Macchiavel in Druck; allein der Verleger fallirte und sie kam wenig in den Buchhandel, wurde aber in Wien nachgedruckt. Dann trat er als Erzieher in das Haus des Hofmarschalls Grafen von Redern. Im

Stan-

Stande, seine Studien wieder aufzunehmen, verliefs er Philosophie und Theologie, und wandte sich zu den Kameralwissenschaften. Er widmete diesen zwei Jahre lang den angestrengtesten Fleifs, und beschäftigte sich daneben mit literarischen Arbeiten. — Der Aufruf der Preufsen zu den Waffen im Jahre 1813 fand auch ihn bereit; jedoch zu schwächlich die Waffen selbst zu führen, meldete er sich zu einer sehr untergeordneten Stelle bei dem Feld-Kriegs-Commissariat. Seine feine Bildung und seine Pünktlichkeit und Brauchbarkeit machten ihn hier vortheilhaft bekannt, und im August 1815 wurde er stellvertretender Kriegs-Commissar. Im Jahre 1818 sah er sich wieder nach Berlin versetzt und heirathete die Tochter des einst viel versprechenden, früh (1804) gestorbenen Dichters *Mnioch* — (Die Mutter *Maria Mnioch* ist durch die nach ihrem Tode von ihrem Gatten herausgegebenen mehrmals aufgelegten „Zerstreuten Blätter" als eine geistreiche und zartfühlende Frau fast noch bekannter geworden, starb aber bereits 1799). — Im Jahre 1822 wurde er K. Intendantur-Rath bei der Intendantur des dritten Armeekorps und diente hier mit solcher Auszeichnung, dafs er sich leicht hätte höher schwingen können, wenn er gewollt hätte. Ehrsucht kannte er nicht, wohl aber beseelte ihn das regste Pflichtgefühl, dem seine sonst für sich selbst natürliche Lässigkeit sogleich wich. Er genofs als Geschäftsmann und als Literat die höchste Achtung seiner Vorgesetzten und Freunde; wurde aber zum grofsen Leidwesen aller, die ihn kannten, auf einer Dienstreise in Magdeburg krank, und starb auf der Rückreise nach Berlin zu Brandenburg am 9. Oktober 1834 unerwartet nach einem kurzen Krankenlager, und hinterliefs eine Wittwe mit fünf Kindern. — Auf wessen Veranlassung diese zwei Bändchen seiner Schriften erschienen sind, ist nicht bemerkt. Das ganze erste Bändchen und über Eindrittel des zweiten enthält die für die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik und für die Leipziger Blätter für literarische Unterhaltung verfafsten kritischen Anzeigen, und da beide Blätter ausführlichere Anzeigen gestatten, so konnte sich der Vf. umständlicher mit den Schriften beschäftigen und sich tiefer einlassen. So finden wir hier treffliche Worte über „*Fr. Heinr. Jacobi's* auserlesenen Briefwechsel," die uns den Geist Jacobis hervorheben; über „*Wilhelm Müller's* lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge" und „*Karl Eyon Eberts Dichtungen*" — voll richtiger kritischer Blicke mit einer interessanten Parallele zwischen Heine, viel Wahres über die Poesie der Zerrissenheit, die wir Byron verdanken, viel Treffendes über Lyrik überhaupt; über „Gedichte des *Königs Ludwig von Baiern*," welche Anzeige der feine Göthe vorschob, als er von mehrern Seiten aufgefordert wurde, sich über die königlichen Gedichte auszusprechen, indem er sagte, er würde doch nur wiederholen können, was Neumann darüber erschöpfend gesagt habe; über „*Mélanges historiques et littéraires, p. M. Villemain*, mit die ausführlichste Anzeige, aber auch die trefflichste, welche den Schriftsteller sich durch sich selbst darstellen läfst, und viel Herrliches über Shakspeare sagt; über „Das gerettete Malta, Epos von *Lindenau*," welches wir zu hart abgeurtheilt finden, besonders am Schlusse, der uns mit den früher zugestandenen Schönheiten des Gedichts nicht zu stimmen scheint; über „*Oeuvres completes de P. L. Courier* — eine herrliche Charakteristik; über „Geschichte des Cid — von *Huber*" — mit der sehr richtigen Bemerkung über diese historische Abwaschung: „Was darin vorkommt ist zwar interessant, belegt durch die Zeugnisse historischer Treue" — (die aber nach *Masdeu*, der den Gewährsmann Hrn. *Huber's*, Pater Risco, für einen Schalk und seine *Gesta Roderici* für ein untergeschobenes Machwerk, und den *Cid* selbst für eine fingirte Person erklärt, noch weiter hätte gehen müssen) — „nachgewiesen; aber es kann uns nicht ersetzen, was wir verloren haben, die Blume des Ritterthums — den Cid;" und am Schlusse: „Für uns sind Volkssagen und Dichtungen als historische Quellen vom höchsten Werthe, und was in ihnen sich selbst und andern unverwerflichen historischen Zeugnissen nicht geradezu widerspricht, was ohne Störung des historischen Zusammenhangs in der Geschichte seine Stelle finden kann, darf darum, weil die Chroniken darüber schweigen, nicht daraus verwiesen werden, und wer uns den trojanischen Krieg erzählen will, der darf, Hr. Huber sage was er wolle, dem Homer nicht den Mund verbieten;" über „Gesammelte Schriften von *Ludwig Börne*" — welche scharfe, aber geistreiche und treffende Charakteristik, wenn es heifst: „Sollen wir nun aus den vorliegenden Productionen den literarischen Charakter des Autors im Allgemeinen ableiten, so finden wir, dafs bei ihm Gefühl und Verstand dominiren, Erkenntnifs und künstlerische Kraft aber auf einer untergeordneten Stufe stehen. Wie der Gegenstand ihn ergriffen hat, so stellt er ihn hin, in der Frische des eben erregten Gefühls, mit der Schärfe gereizter Empfindung, mit dem Talent der Leidenschaft. Seine Darstellung ist klar und lebendig, sein Styl meist kräftig und anmuthig, sein Witz oft treffend, sein Humor eigenthümlich. Wir finden uns angelockt und fortgezogen durch die Gewandtheit seiner Feder, durch die Glätte seiner Darstellung, wir folgen ihm willig bis zum Schlufs, und entlassen ihn dennoch mit einem Gefühl des Mifsbehagens. Seine Wahrheit ist anziehend, aber nicht befriedigend, weil sie eben nur die seinige ist. Den Eindruck seines Gegenstandes giebt er mit unverhüllter Treue wieder, der Gegenstand selbst aber erscheint nicht in dem ruhigen klaren Lichte des Tages, sondern in der streifenden Fackelbeleuchtung seines zürnenden oder spottenden Blicks; immer betrachtet er ihn mit Leidenschaft, selten mit Liebe, nie mit Ruhe. Witz und Humor, Verstand und Scharfsinn können glänzende Produkte in der Literatur erzeugen; der Humorist kann uns durch das Feuerwerk seines Geistes erfreuen und erleuchten: will er uns aber auch erwärmen, sollen wir mit immer gleicher

Nei-

Neigung zu ihm zurückkehren, so mufs auch die Tiefe der Erkenntnifs und Milde des Gemüths in seinen Werken leben. Diese aber läfst der Vf., er, der Jean Paul als seinen Meister ehrt, nur selten sichtbar werden, und jene scheint nicht zu den Gaben zu gehören, die ihm die Natur zu Theil werden liefs. Während seine literarische Wirksamkeit durch den aufrichtigen Hafs, durch die offene Verachtung und den verfolgenden Spott, mit der er allem, was ihm als schlecht erscheint, entgegentritt, unsere Achtung in Anspruch nimmt, hat sie dennoch etwas Abstofsendes, Erkaltendes, weil sie fast keine andere Bewegung hat, als die des Kampfes, weil seine Feder sich immer nur an einem gewählten oder selbstgeschaffenen Feinde übt. Trotz seinem ausgezeichneten Talent gehört der Vf. in die Reihe derjenigen Schriftsteller, welche den Stoff, den sie in ihrer Zeit gefunden, nicht eigenthümlich zu gestalten wissen, vielmehr ihn als ein widerstrebendes Element behandeln, gegen das sie in unentschiedenem Kampfe sich abmühen." — Wir führen diese Schilderung an als Beleg unsrer Behauptungen im Eingange unsrer Anzeige von dem Talente des Kritikers in jeder Rücksicht und von der Würdigkeit seiner Kritiken, in einer Sammlung jüngern Kritikern als Muster dargeboten zu seyn. — Wir übergehen die Anzeigen der mehr oder minder interessanten Schriften, die alle viel Werthvolles enthalten und bemerken nur noch, das über *Goethe* (mit besonderer Verehrung), *Jean Paul*, *Tieck* u. m. bei mehrern Anlässen — über Tieck in einem besondern Artikel im ersten Bändchen: „*Andeutungen über Ludwig Tieck und seine neuern Novellen*" — gar viel Treffliches und Tiefgeschöpftes gesagt wird. — Auch den Ton der Ironie wufste Neumann sehr gut anzustimmen, bei der Anzeige von mittelmäfsigen und schlechten Schriften, wie hier auch einige (z. B. Hahn und Henne, von Herlofssohn") zur Anzeige kommen. — Wir haben schon bemerkt, dafs einige, jedoch nur sehr wenige, Anzeigen etwas zu sichtlich von der Hand der Freundschaft geschrieben sind, wo dann die Schwächen weniger hervorgehoben werden, als dies bei Werken solcher Freunde geschieht, die durch innern Werth Tadel zu ertragen vermögen, wie die „Gedichte von *Adelbert von Chamisso*," der Gegenstand der letzten Anzeige des Kritikers, worin er unter anderm die Neigung zum Gräfslichen ziemlich scharf rügt; dann aber am Schlusse mit Recht sagt: „Einen Dichter wie diesen liebt der Leser selbst dann, wenn er das Gedicht nicht ganz zu billigen vermag." — Die eigenen *Gedichte* des Vfs., welche die Seiten 142 bis 244 des zweiten Bändchens füllen, sind zum gröfsern Theil Gelegenheitsgedichte — mehrere Göthe-Feiern — die von feinem Sinn, Gemüth und einem gebildeten Ausdruck zeugen, aber ohne besondern poetischen Gehalt. Zuweilen ist doch der Dichter nicht der Form Herr geworden und wird dadurch dunkel, wie z. B. — die Uebertragungen Guarinischer Sonette, wie die S. 176 nicht zu erwähnen — in folgendem:

### *Klage.*

*Die winterstarren Reize der Natur*
*Wird nun der Lenz mit neuem Hauch beleben.*
*Bald seh' ich grüne Schatten dich umweben,*
*Vertraute meines Grames, stille Flur.*

*Die Welt verjünget sich mit neuer Pracht,*
*Bald kann ich froh des Waldes Sängern lauschen,*
*Schon hör' ich meiner Silberquelle Rauschen,*
*Noch jüngst gefesselt von des Winters Nacht.*

*Dein Herz nur, armer Mensch, verjüngt sich nie!*
*Wenn es der Winter einmal eingenommen,*
*So wird der Frühling nimmer wieder kommen,*
*Du stirbst; doch dir und keinem Freund zu früh!*(?)

Manche Gedichte, wie das S. 223. *Die Grofsmama*, von denen Beranger's sonst netten Liedern nachgebildeten elf Liedern, hätte füglich weggelassen werden können, da es nur frivol, nicht einmal witzig ist. — Viele dieser Gedichte erweisen sich als Produkte der Schlegel-Aera in südlichen Formen. — Den Schlufs des zweiten Bändchens macht ein unvollendeter Roman „Die Versuche und Hindernisse. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit," nach der Bemerkung im *Lebensumrisse*, in Halle mit einigen Freunden zum Scherze verfafst und 1807 im Druck erschienen: ein höchst unreifer Versuch, dem man die Zeit seiner Entstehung und den Einfluss, unter welchem er entstand, nur zu deutlich anmerkt. Es ist, als ob man einen karrikirten Phantasus läse in Manier und Haschen nach Effekt durch Gräfslichkeiten, und mit den Keimen, aus welchen sich die Emancipation des Fleisches, neuerlich versteckter als *Emancipation des Herzens* (s. Zeit. f. d. eleg. Welt 1836) bezeichnet, im sogenannten jungen Deutschland entwickelt hat. — Uebrigens scheint das Ganze auf Persiflage abgesehen und einzelne glückliche Züge sind ihm nicht abzusprechen, wie die Einführung *Wilhelm Meisters* und des *Marchese* als lebende Personen, deren Leben nur Göthe geschrieben habe, und köstlich ist die Ohrfeige, die der Philister Wilhelm erhält, und die ihn ganz consternirt, da er sich — nachdem Goethe ihn in die Welt eingeführt, für eine heilige unantastbare Person gehalten hat. Weniger können wir an der frivolen Einführung *Jean Paul's* Behagen finden, ob wir gleich zugeben, dafs die Zeichnung nicht übel gelungen ist. So sind auch einzelne nach Tieck'scher Manier eingestreute Novellen, Märchen und Gedichte ganz artig, allein das Ganze leidet an allen Fehlern eines schlechten und verwerflichen Gebildes der Art, und hätte um so mehr der Vergessenheit überlassen werden sollen, als sich nicht bestimmen läfst, was daran *Neumann*, was seinen Mitarbeitern zur Last fällt. — Papier und Druck sind schön.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## PHILOSOPHIE.

HEIDELBERG, b. Oswald: *Beiträge zur Philosophie des Rechts.* 1836. XVIII u. 331 S. 8.

Der anonyme Vf. obiger Schrift (wenn Rec. recht gehört hat, ein hoher deutscher Aristokrat) strebt mehr nach dem Ziele friedlicher Verständigung hinsichtlich der wichtigen Fragen über Recht und Staat, als dafs er eine strenge systematische Theorie aufstellt. Dafs also seine Methode der reinen Spekulation fremd geblieben ist und sich dem verständigen Empirismus vorzugsweise zugewendet hat, ist natürlich und dem gewählten Standpunkte auch ganz gemäfs. Er sucht die Klippen des absoluten Monarchismus und des demokratischen Liberalismus auf der Barke des *juste milieu* ohne Schiffbruch zu durchschiffen; doch hält er sich dabei, wie leicht zu begreifen, dem ersten Extreme näher, als dem zweiten, worüber ihm Rec. nicht bös seyn kann. Jedenfalls mufs man, wenn man des Verfassers sociale Stellung berücksichtigt, seine Mäfsigung und sein Streben, die gewöhnlichen Vorurtheile seines Standes auf sein wissenschaftliches Urtheil nicht ungebührlich einwirken zu lassen, anerkennen. So gewinnt denn seine ganze Darstellung ein ansprechendes und freundliches Wesen; man geht gern mit, auch wenn man für sich selbst wohl andere Pfade, oft steilere und mühsamere, gewählt haben würde, um zu einer freieren und weiteren Aussicht zu gelangen.

Nachdem in der Vorrede einige Klagen über die herrschende Begriffsverwirrung auf diesem Gebiete der Wissenschaft laut geworden sind, und die Sorge über die politische Zukunft sich durch das Vertrauen auf den deutschen Charakter beschwichtiget hat, werden Vorbetrachtungen über die Nützlichkeit einer zuverlässigen Erkenntnifs der ersten Bedingungen der gesellschaftlichen Ordnung, über die Ursachen des häufigen Irrthums in dieser Beziehung u. s. w. angestellt. In den darauf folgenden Untersuchungen der Rechts- und Staatsbegründung nähert sich der Vf. der älteren *theologischen* Ansicht des sechszehnten Jahrhunderts, welche indefs auch später noch vielfach und selbst gegenwärtig, z. B. von der theologischen Philosophenpartei in Frankreich, und, wie es scheint, auch von der neuesten Lehre *Schelling's*, mehr oder minder zu Hülfe gerufen wird. Diesem gemäfs leitet er Recht und Staat aus ursprünglicher göttlicher Begründung ab, so dafs das Recht an und für sich ein *ewiges göttliches* Recht ist, dessen reinsten Ausdruck die christliche Moral darbietet. Es ist, wie der Vf. sich ausdrückt, das Ideal des sogenannten Naturrechts, wobei freilich sogleich das Bedenken entsteht, dafs ja das Naturrecht selbst Ideal alles Rechts seyn soll, und dafs nur insofern von einem eigentlichen Naturrechte geredet werden kann. Dieser Unsicherheit der Begriffe begegnet man freilich öfter in der Darstellung des Vfs., und sie hat wohl ihren Grund in dem Mangel einer solideren wissenschaftlichen Basis. Ohne den Glauben nun an ein, wenn auch in mancher Beziehung verkanntes und verunstaltetes, göttliches Recht, wird weiter behauptet, wäre keine menschliche Gesellschaft gedenkbar. Die vollkommene Erfüllung des natürlichen Rechts aus dem Standpunkte der christlich-geoffenbarten Sittenlehre müfste alle menschliche Autorität und alles zeitliche Recht entbehrlich machen und das Ideal menschlichen Zusammenlebens verwirklichen. Aus jenen Voraussetzungen leitet nun der Vf. den positiven Rechtszustand in dieser Weise ab. „Der Menschheit," sagt er, „ist es weder gegeben, das Ideal der Vollkommenheit auf Erden jemals zu erreichen, noch läuft sie Gefahr, gänzlich zu entarten. Daraus ergiebt sich die Unentbehrlichkeit *einer menschlichen Autorität* zur Erhaltung der geselligen Ordnung." Rec. hat sich von der Bündigkeit dieser Folgerung nicht überzeugen können. Die eigentliche Begründung der positiven Autorität hat hierbei durchaus keine Nothwendigkeit des Begriffes, sondern nur die Geltung ganz subjektiv-zufälliger Behauptung. Dafs der bürgerliche Verein, wie weiter daraus gefolgert wird, nichts weiter seyn soll, als ein wegen der Hinfälligkeit der menschlichen Natur nothwendiges Uebel, will gleichfalls nicht einleuchten, vielmehr spricht sich darin eine längst durch die wahre Wissenschaft widerlegte Ansicht der oberflächlichsten empirischen Abstraktion aus. Der Staat und das Recht sind vielmehr die Existenz des menschlichen Wesens selbst, und nur wenn beide aus diesem Gesichtspunkte aufgefafst und begriffen werden, wird man aufhören, in der bürgerlichen Ordnung eine blofse Zwangsanstalt zu erblicken, eine Vorstellung, wodurch eben der sociale Patriotismus nicht sehr gefördert werden kann. — Die Befugnifs nun, das vom Vf. sogenannte *zeitliche* (d. h. das positive) Recht einzuführen, oder, wie es hier heifst, das Recht des Menschen, durch seinen Willen Andere zu binden, soll auf dreifache Weise möglich seyn, und zwar *a*) auf dem Grunde ursprünglicher Anordnung Gottes, welcher die väterliche Gewalt entspricht; *b*) auf dem Grunde specieller

cieller göttlicher Berufung (Einsetzung), woraus das Institut der christlichen Kirche als Rechtsautorität hervorgeht; endlich c) auf dem Grunde der Einwilligung der Betheiligten. Uebrigens bleibt alles zeitliche Recht dem göttlichen untergeordnet. Dafs in dieser Zusammenstellung Wahres und Falsches durcheinanderlaufe, sieht derjenige bald ein, welcher mit diesen Problemen sich denkend befreundet hat. So wie die Sätze hier zusammengestellt und ausgeführt sind, vermifst man darin die unerläfsliche Strenge wissenschaftlicher Logik.

Der Vf. geht von diesen allgemeinen Ansichten zur Lehre von dem Ursprunge der einzelnen Rechte, so wie der verschiedenen Formen des geselligen Vereins über. Rec. hält nicht für nöthig, der Darstellung in den bezüglichen Details zu folgen, indem aus dem bisher Vorgeführten die besondern Behauptungen ihren eigenthümlichen Sinn und ihre etwaige Geltung erhalten. Im Allgemeinen kann Rec. versichern, dafs sich in diesen weitern Sätzen des Vfs. mancherlei Gutes, Wahres und Lobenswerthes findet, womit man zufrieden seyn darf, wenn man nicht auf die Strenge theoretischer Gedanken und Schlufsfolgerungen sieht. Es begegnen uns hier viele Beweise fleifsiger Lektüre im Gebiete der staatswissenschaftlichen Literatur, so wie einer, wenn auch etwas fragmentarischen, doch besonnenen Reflexion und empirischen Beobachtung. Was der Vf. über landständische Verfassung nur kurz andeutet, ist im Ganzen zu beherzigen. Ueberhaupt mufs bemerkt werden, dafs seine staatsrechtlichen Raisonnements dem Buche sein eigentliches Interesse geben. Sehr richtig weiset der Vf. am Schlusse seiner Schrift darauf hin, dafs die Bürgschaft für eine gedeihliche Zukunft nicht in der blofsen Förderung der materiellen Interessen des Volks gelegen sey, sondern vorzüglich darin, dafs mit jenen das moralische und religiöse Moment, überhaupt die höheren Ideen der Menschheit Achtung und Vermittelung finden, und dafs es etwas Gefährliches bleibe, wenn die rechte Bedeutung des sogenannten *juste milieu* verkannt werde, d. h. wenn man dasselbe für ein blofses auf Gleichgültigkeit für die Wahrheit gegründetes Compromifs der gegenüberstehenden Parteien und nicht vielmehr für die Vereinigung des Wahren in den Extremen ansehen wolle.

Indem Rec. seine Bemerkungen über vorliegende Schrift schliefst, bekennt er sehr gern, dafs er den Grundsätzen des Vfs., insoweit nicht überall das wissenschaftliche Maafs angelegt werden soll, alle Achtung zollt, und dem Buche recht viele Leser wünscht.

## GESCHICHTE.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Geschichte des Hauses Habsburg*, von dem Fürsten *E. M. Lichnowsky*. *Erster* Theil, *von den frühesten Nachrichten bis zu dem Tode König Rudolf des Ersten.* (Auch unter dem Titel: *Geschichte König Rudolfs des Ersten und seiner Ahnen*, von dem Fürsten *E. M. Lichnowsky.*) Mit 4 Kupfertafeln. 1836. XXIV, 546 u. CLXXIV S. 8.

Unter den Erzeugnissen der Geschichtforschung und Geschichtschreibung, welche in der neuesten Zeit durch den Fleifs der Gelehrten des österreichischen Kaiserstaates, in Beziehung auf ihre vaterländische Geschichte, ans Licht getreten sind, ist das vorliegende Werk eine der gediegensten und glänzendsten Erscheinungen, eine wahre Zierde unserer Literatur, eben so ausgezeichnet durch gründliche und umfassende Quellenforschung, als durch ansprechende, würdige Darstellung und geschmackvolle Ausstattung. Es würde unbedenklich für ein Musterwerk zu erklären seyn, wenn nicht der Vf., obgleich in der wohlgemeintesten Absicht, zu wenig die Mäfsigung und Unbefangenheit der Gesinnung zu bewahren gewufst hätte, welche den wahren Geschichtschreiber über das Treiben der Parteien erheben, und ohne ihn selbst gegen das, was er für wahr und recht erkennt, gleichgültig zu machen, oder unentschieden zwischen den Extremen der Meinungen hin und her schwanken zu lassen, ihn doch in den Stand setzen, auch die entgegenstehenden Ansichten mit Ruhe zu würdigen und mit Milde zu beurtheilen. Rec. glaubt hiermit, in wenig Worten, und mit aller, den literarischen Verdiensten des hohen Vfs. gebührenden und freudig gezollten Achtung, sowohl die ruhmwürdige, als die schwache Seite des im Ganzen genommen vortrefflichen und lehrreichen Buches bezeichnend geschildert zu haben; um aber dies Urtheil zu belegen, und der eignen Entscheidung des Lesers nicht vorzugreifen, wollen wir erst einen Grundrifs des Buches geben, und dann den darin wehenden Geist anschaulich zu machen suchen.

Seinen Zweck erklärt der Vf., im Anfange der Vorrede, dahin: „aus den Urkunden und aus den gleichzeitigen Chronisten eine Geschichte darzustellen, welche, nach reiflicher Prüfung und Sichtung, dasjenige ungeschminkt berichtet, was diese als Thatsachen aufstellen." — „Es wird," sagt er weiter, „das als wirklich geschehen zu uns Gekommene erzählt, mit Hinweglassung alles dessen, was Spätere hinzufügten. Es sollen die Quellen so viel wie möglich selbst reden." — Dies Verfahren ist des wahren Geschichtschreibers würdig, und dem Vf. gebührt das Zeugnifs, dafs er der hier gegebenen Versicherung, so weit es irgend möglich ist (denn die Späteren ganz bei Seite zu setzen, geht bekanntlich auch nicht immer an), und so weit es die eigentlichen *Facta* betrifft, treu nachgekommen, überall möglichst auf die ersten, an Zeit und Ort der Thatsache zunächst stehenden Quellen zurückgegangen ist, und jede, einem Zweifel oder Schwanken ausgesetzte Angabe gehörig belegt, nöthigenfalls auch die Abweichungen verschiedener Schriftsteller angezeigt, und die Gründe für seine eigne Annahme bemerklich gemacht hat, so dafs es schwer halten

dürfte

dürfte, ihm erhebliche Fehler gegen die Richtigkeit der aufgestellten Thatsachen mit Grunde nachzuweisen; und wer wollte nicht schon dies als ein nicht geringes Verdienst anerkennen? — Ueber die Fortsetzung und den Umfang des beabsichtigten ganzen Werkes, der für die Geschichte von ganz Europa so ungemein wichtigen und beziehungsreichen Geschichte des habsburgischen Kaiserhauses, hat der Vf. sich nicht ausgesprochen; wir haben aber um so weniger Ursache, hierüber nachzuforschen, als schon der vorliegende *erste* Band ein in sich abgeschlossenes Werk von eigenthümlicher Bedeutung darstellt. Der Stoff desselben ist in *sieben* Bücher vertheilt. Das *erste Buch* (S. 1—42) enthält die Geschichte des Hauses Habsburg *von den frühesten Nachrichten bis zur Geburt König Rudolfs.* Den Ursprung des Hauses betreffend, über welchen bekanntlich so viele widersprechende Meinungen aufgestellt worden sind, erklärt sich der Vf. (S. 22) dafür, dafs dasselbe von den Herzogen von Lothringen, oder von den ersten Herzogen der Franken in Alemannien (dem Lande zwischen den Vogesen und dem Lech, dem Neckar und der Grenzscheide Italiens) abstamme. Er nimmt an, dafs zur Zeit K. Otto's I. Graf Guntram das Haupt des nachmals von Habsburg benannten Hauses gewesen sey, hält ihn aber nicht für denselben Guntram, welchem, zu Folge einer noch vorhandenen Urkunde, wegen begangener Verrätherei, seine Güter abgesprochen wurden, sondern nimmt an, um alle aus dieser vermeintlichen Identität sich ergebenden Schwierigkeiten zu beseitigen, dafs der Ahnherr des Hauses Habsburg und jener Verräther zwei verschiedene Personen und aus verschiedenen Häusern waren, dafs man aber durch Gleichheit des Namens und der Zeit verleitet, ihre Lebensbegebenheiten, als wären sie einem Einzigen wiederfahren, zusammengezogen habe. — Das *zweite Buch* (S. 43 bis 92) geht hierauf *von der Geburt Rudolfs bis zu seiner Königswahl*; das *dritte Buch* (S. 93—106), *von der Wahl König Rudolfs bis zum Wiener Frieden mit dem böhmischen König*, oder von 1273 bis 1276. Das letztere wird mit einer kurzen geschichtlichen Uebersicht der deutschen Reichsverfassung, so weit sie sich auf das Geschäft der Königswahlen bezog, und des Zustandes der kurfürstlichen Häuser, zur Zeit der Wahl Rudolfs I., eingeleitet. Im *vierten Buche* (S. 161—218) wird die Geschichte Oesterreichs von 1246, oder dem Aussterben der Babenberger, bis zum Jahre 1276 nachgeholt. Das *fünfte Buch* (S. 219—254) setzt die Geschichte fort *vom Wiener Frieden* 1276, *bis zur Schlacht an der March* 1278, oder bis zum Tode des Königs Ottokar; das *sechste Buch* (S. 255—312), *von der Schlacht an der March bis zur Erhebung der Grafen von Habsburg zu Herzogen von Oesterreich und Steier*, d. h. bis zur Belehnung Albrechts I. mit diesen Herzogthümern, 1283; endlich das *siebente Buch* (S. 313—383), *von der Gründung der Habsburgischen Hausmacht bis zu dem Tode König Rudolfs*, 1291. — Seit Rudolfs Erhebung auf den deutschen Königsthron sind, wie man sieht, die Abtheilungen vorzugsweise nach den Begebenheiten Oesterreichs gebildet, und in der Ausführung selbst sind diese ebenfalls mit Auszeichnung bedacht und hervorgehoben; beides scheint aber in der Natur der Sache zu liegen, da nicht nur für die Geschichte des Hauses Habsburg die Geschichte Oesterreichs bei weitem die wichtigste Bedeutung hat, sondern auch die Thätigkeit Rudolfs hauptsächlich durch die Angelegenheiten Oesterreichs eine bestimmtere Richtung und Entwickelung erhielt. Abgesehen von diesem, völlig zu rechtfertigenden Vorzuge, durch welchen die Angelegenheiten Oesterreichs in den Vordergrund des ganzen Gemähldes treten, ist keine Einzelnheit in der ganzen vielbewegten Zeit, welche mit dem Helden der Geschichte irgend in Berührung kam, der Aufmerksamkeit des Vfs. entgangen; besonders haben die Angelegenheiten des deutschen Reichs und seiner einzelnen Stände, so weit Rudolf als König irgend auf dieselben einwirkte, alle gebührende Berücksichtigung gefunden. Bei der, aus der Vielseitigkeit dieser Verhältnisse hervorgehenden Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die nur in der Person des Königs ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt und ihr zusammenhaltendes Band finden, sind die einzelnen Begebenheiten, ohne künstliche Zusammenstellung, meist nur nach der Zeitfolge geordnet, doch so, dafs sie nicht nur in ihrem Zusammenhange ein vollständiges Gemählde ihrer Zeit darstellen, sondern auch im Einzelnen die verschiedenen Beziehungen des öffentlichen Lebens daraus deutlich hervortreten. Ueberall eingewebte einzelne Züge machen den Charakter Rudolfs und anderer ausgezeichneter Personen, so wie den Geist und die Sitten der Zeit überhaupt anschaulich, ohne dafs es nöthig wurde, diesen Gegenständen besondere, von der Geschichte getrennte Betrachtungen zu widmen; daher ist auch die Charakteristik Rudolfs, mit welcher, nach seinem Tode, das letzte Buch schliefst, mehr ein, die durch das Ganze der Geschichte zerstreuten Züge zusammenfassender, Epilog, als eine nothwendige Ergänzung. Bei aller verdienten Vorliebe, mit welcher Rudolf behandelt ist, hat der Vf. den Abweg, das glänzende Licht, in welchem jener dargestellt wird, durch einen auf seinen Gegner verbreiteten, desto tieferen Schatten, noch erhöhen zu wollen, eben so besonnen als glücklich vermieden; denn auch Ottokar ist nicht nur mit Billigkeit und Schonung, sondern selbst mit Hervorhebung mancher glänzender Züge gewürdigt. Am meisten unter Rudolfs Thaten sind seine Verdienste um den Landfrieden in den verschiedenen Gegenden des Reiches, und sein beharrliches Streben nach Eintracht mit dem Oberhaupte der Kirche, ohne Nachtheil für die Würde des Reichs, hervorgehoben, und hinsichtlich des unterlassenen Römerzuges, mit Widerlegung der gewöhnlichen Ansichten über die Ursachen dieser Unterlassung, nachgewiesen, dafs es dem König weder an Lust noch am Willen fehlte, die alte Autorität des deutschen Reichs sowohl über Burgund als über Italien

Italien wieder herzustellen; dafs ihm die Kaiserkrone, die nach damaligen Ansichten nur in Italien aus den Händen des Papstes empfangen werden konnte, um so schätzbarer seyn mufste, als ihr Besitz allein ihn in den Stand setzte, seinem Hause die Fortdauer der Reichsregierung zu sichern, da, wenn er Kaiser war, es ihm möglich wurde, noch bei seinem Leben die Wahl eines seiner Söhne zum römischen Könige durchzusetzen, welcher dann auch des Vaters Plane, sowohl für die Erhaltung des Friedens und der Ordnung im Reiche, als für die Befestigung der Hausmacht, ununterbrochen und ungestört fortsetzen konnte, eine Bedingung, welche zugleich für die weitere Entwickelung Deutschlands ungemein wichtig und folgenreich werden mufste; dafs aber Umstände, deren Beseitigung aufser des Königs Macht lag, ihn hinderten, diesen höchsten Wunsch seines Lebens zu erreichen. Die bekannte Anekdote, dafs der König die Fabel von den in die Löwenhöhle gehenden Fufstapfen auf sein Verhältnifs zu Italien angewandt habe, wird selbst für eine Fabel erklärt. — Dafs bei der urkundlichen Treue der aufgestellten, zum Theil nur durch das lockere Band der Zeitfolge unter einander verbundenen Thatsachen, doch nie ein Gefühl von Trockenheit und Ermüdung, wie es sonst bei einer ähnlichen Behandlungsweise der Geschichte leicht zu geschehen pflegt, in dem Leser hervortritt, ist hauptsächlich dem lebendigen, zwar gedrungenen, doch klaren Vortrage zuzuschreiben, in welchen der Vf. seine Darstellung einkleidete, und der bei einzelnen bedeutenden und ergreifenden Vorfällen, z. B. der Schlacht an der March (S. 246 u. f.), ohne sich künstliche Zierathen anzueignen, sich bis zu einer poetischen Anschaulichkeit erhebt. — Alle speciellen Nachweisungen, Erläuterungen u. s. w. sind übrigens von dem Texte getrennt, und als Noten am Ende desselben (S. 385—486) besonders angehängt. Von den hierauf folgenden Anhängen, da sie nicht eigentlich zur Geschichte selbst gehören, sprechen wir später, und wenden uns zuvörderst zu der Untersuchung des Geistes, in welchem der Vf. die Geschichte überhaupt, und die von ihm vorgetragene insbesondere auffafst.

Der Standpunkt, von welchem der Vf. bei der geistigen Ansicht der Geschichte ausgeht, ist theils in der Vorrede ausdrücklich bezeichnet, theils im Zusammenhange seiner Geschichtserzählung selbst mehrmals angedeutet. Es ist, seiner Grundlage nach, der rein historische und christlich-religiöse. Sein innerster Grund läfst sich ungefähr auf die Sätze zurückführen: dafs das Menschliche sich, um zu seiner höchsten Blüthe zu erwachsen, an das Göttliche anschliefsen mufs, dafs wahre Ordnung und Glückseligkeit im bürgerlichen Leben also nur aus einem echt religiösen Leben hervorgeht, dieses religiöse Leben aber in seiner höchsten Entwickelung nur im Christenthume gegeben ist; dafs alle irdische Herrschergewalt ein Ausfluss der göttlichen, mithin auch den göttlichen Gesetzen, wie sie das Christenthum ausspricht, untergeordnet, und dem göttlichen Weltgerichte verantwortlich ist, und dafs wahre Fortbildung und Verbesserung des öffentlichen wie des einzelnen Lebens nicht auf dem Wege der Willkür, möge sich diese nun in absoluter Herrschergewalt oder in spekulativen Ideen aussprechen, sondern nur auf dem Wege einer von innen herausgehenden organischen Entwickelung, sich gestalten und glücklich gedeihen kann. Bis daher ist Rec., und ohne Zweifel ein Jeder, welcher das geschichtliche Leben der Menschheit und ihren Entwickelungsgang im Grofsen wie im Einzelnen, mit einem ruhigen, und dem Göttlichen noch nicht entfremdeten Blicke betrachtet, mit dem Vf. vollkommen einverstanden, und würde in diesem Werke, wie in jedem andern Geschichtswerke, welches diese christlich-historische Ansicht ins Leben einzuführen und anschaulich zu machen strebt, eine in unserer, von divergirenden, gröfstentheils haltlosen und doch tief eingreifenden Meinungen zerrissenen Zeit, heilsame und dankenswerthe Erscheinung, mit ungetheiltem und unbedingtem Beifall begrüfsen, hätte nicht der Vf. jene reinen Ansichten durch das, was er auf die an sich richtige und sichere Grundlage zunächst weiter baute, vielfältig getrübt, und sich einer schon im Anfange dieser Recension angedeuteten, minder löblichen Richtung hingegeben. Der Rec. gehört, wie es schon nach dem bisher Gesagten wohl keiner weiteren Beweisführung bedürfen wird, nicht zu den *Unhistorischen* und noch weniger zu den *Antihistorischen*, welche der Vf. (Vorrede S. XVIII u. f.) treffend charakterisirt, vielmehr darf er auch sich mit gutem Gewissen zu den *Vielen* rechnen, welche (S. XXI) „erkannt haben, dafs nur in der Rückkehr zu der alten christlichen Ordnung, Ruhe für die Leiden und Kämpfe unserer Zeit zu suchen sey, *jedoch nicht in ihren äufseren vergänglichen Formen, sondern in dem, was nicht alt und nicht jung, was ewig in ihr ist*;" eben darum ist er aber des entschiedenen Glaubens, dafs die *alte christliche Ordnung*, zu welcher unserer Zeit die Rückkehr Noth thut, nicht in der mittelalterlichen Hierarchie des Papstthums zu suchen, sondern von ihr gar wohl zu unterscheiden sey; dafs vielmehr — auch zugestanden (was eine nicht hieher gehörige Untersuchung seyn würde) dafs letztere in einem gewissen Zeitraume nothwendig und von unbedingtem Werthe gewesen, — sie doch eben zu den *äufseren, vergänglichen Formen* gehört, in welcher, nach dem Eingeständnifs des Vfs., die wahre Ruhe nicht zu suchen ist, und zu welchen diejenigen, die sich eben durch *innere organische Fortbildung*, nach *Gesetzen, welche dem Wesen des Menschen selbst eingeprägt sind, und die nie und in keiner Weise ungestraft verletzt werden dürfen*, von jenen *todten Formen* frei gemacht haben, wieder zurückführen zu wollen, ein solcher *Rückschritt* seyn würde, durch welchen die Freunde geschichtlicher Entwickelung *mit sich selbst in Widerspruch geriethen*. (Alles im Druck hier ausgezeichnete sind die eignen Worte des Verfassers.)

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## GESCHICHTE.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Geschichte des Hauses Habsburg*, von dem Fürsten *E. M. Lichnowsky* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

*Geschichte König Rudolfs des Ersten und seiner Ahnen*, von dem Fürsten *E. M. Lichnowsky* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr. 23.*)

Wenn dies nun, wie nicht zu leugnen ist, und von dem Vf. selbst anerkannt zu werden scheint, für unsere Zeit gilt, so folgt daraus unabweislich, dafs auch bei der geschichtlichen Betrachtung der Vorzeit das allgemein-christliche Element von dem hierarchisch-papistischen wohl zu unterscheiden, oder mit andern Worten, die äufsere Form der sichtbaren Kirche mit dem innern Wesen der Religion nicht zu verwechseln *ist*. Eine, diesem Grundsatz entgegenstehende Identificirung der christlichen Ordnung mit der mittelalterlich-päpstlichen Hierarchie (die freilich nicht bei unserm Vf. allein, sondern bei mehrern andern Schriftstellern der neusten Zeit in gleicher Weise zu finden ist) hat bei dem sonst wohlgesinnten und höchst achtungswerthen Vf. einen Geist der Unduldsamkeit hervorgerufen, der eben dadurch wieder zum Parteigeiste wird, dafs er alles, in irgend einer Art dem Papstthum entgegenstehende schon *a priori* auch als christenthumswidrig verdammt, in allem Nachdenken über Religions- und Kirchenlehren (S. 81) nur *menschliche Vernünfteleien* sieht, denen *die Gründe des Glaubens, die sich auf feste und unwandelbare Wahrheiten fufsen, nicht Preis gegeben werden können*; (aber das war ja eben die Frage, ob alles was die damalige Kirche zu glauben und zu thun vorschrieb, zu jenen unwandelbaren Wahrheiten gehöre? und zwischen einem bescheidenen Nachdenken, ohne welches auch ein wahrer Glaube gar nicht bestehen kann, und einem rücksichtslos zerstörenden, allerdings tadelnswerthen Vernünfteln, ist doch noch ein gewaltiger Unterschied;) und dafs er alle, welche es wagten, von den Lehren der herrschenden Kirche abzuweichen, (ebd.) für *Irrlehrer* erklärt, *welche die einfachen Wahrheiten nicht beachteten, sondern fassen und wissen wollten, was aufserhalb des menschlichen Horizontes liegt*; da doch das Erklärenwollen der Dinge, die nur im einfachen Glauben ergriffen werden können, nicht den eigentlich sogenannten Reformatoren und ihren echten Vorgängern, die der Vf. unter dem aufgestellten Collectivbegriffe ohne Zweifel mit umfassen wollte, und deren gröfstes Streben gerade dahin ging, zum einfachen Glauben an die ungetrübte Lehre des Christenthums zurückzuführen, und der Spekulation über göttliche Dinge Schranken zu setzen, sondern am meisten den Scholastikern des Mittelalters zur Last fällt, die doch der Vf., von seinem Standpunkte aus, schwerlich dürfte für Irrlehrer erklären wollen. Es war ohne Zweifel ein grofser Mifsgriff, erzeugt aus Mangel an tieferem Eindringen in das Innere der Geschichte, grofsentheils aber auch aus Mangel an genugsamen Nachrichten, wenn man allen, die im Laufe einer Reihe von Jahrhunderten sich irgendwie gegen das Papstthum und die herrschende Kirche anlehnten, ohne weiteres den Ruhm reiner Gesinnungen und löblichen Strebens nach Besserung des christlichen Glaubens und Lebens meinte zuerkennen zu müssen; aber nicht minder *irrig ist es*, wenn man nun eben so schnell sie alle insgesammt als Empörer und Irrlehrer (oder, wie heut zu Tage der beliebte Ausdruck ist, vom Geiste der Verneinung getrieben) verdammen will. Es ist zwar schon verschiedentlich ausgesprochen, aber noch nicht genug erkannt, und noch weniger geschichtlich durchgeführt, dafs wir, beinahe von der Zeit an, wo das Papstthum als über die Kirche gebietende und zugleich als weltliche Macht sich gründete, eine zweifache Opposition gegen dasselbe wahrnehmen; die eine ging ohne Zweifel von dem löblichen Streben aus, menschliche Zusätze von der reinen Lehre des Evangeliums fern zu halten, die Kirchenregierung wieder der Einfachheit des apostolischen Zeitalters zu nähern, die Kirche selbst aber ausschliefslich auf das christliche Lehramt hinzuführen, und alle Einmischung in die weltlichen Händel der Staaten, alles was nur dem Eigennutz und der Herrschsucht dienen konnte, und die Kirche von ihrer wahren Bestimmung entfernen mufste, von ihr auszuscheiden. Dafs man auch in diesem löblichen Streben nicht selten sich selbst unklar wurde und zu weit ging, wer möchte das leugnen? doch liegen die Gründe nicht fern, auch die hieraus entsprungenen Mifsgriffe mit dem Zustande der Zeiten und dem Grade der möglichen Einsichten zu entschuldigen. Es hat aber ganz unverkennbar auch noch eine andere, von Grund aus tadelnswerthe Opposition gegeben, welche die kirchliche Hierarchie nicht wegen ihrer Abweichung vom ursprünglichen Christenthume, sondern gerade wegen der in ihr noch erhaltenen christlichen Elemente, und als den Mittelpunkt des damaligen gesammten öffent-

öffentlichen Lebens, daher mit ihr zugleich auch alle bestehende Ordnung im Staat und in der Kirche, ja die christliche Religion selbst bekämpfte, deren Tendenz also unbedingt eine revolutionäre und zerstörende war. Dafs diese beiden, von Grund aus einander selbst noch mehr als jede einzelne dem Papstthum entgegengesetzten Richtungen, dennoch in ihrem Fortgange zuweilen mit einander in Berührung kamen, so dafs wohl unter gewissen Umständen eine die andere theilweis in sich aufnahm, ist wahrscheinlich und erklärlich, kann aber nur eine vorübergehende Erscheinung ohne nachhaltige Wirkung auf ihren Grundcharakter gewesen seyn; und dafs wir, nach dem bisherigen Stand unsrer geschichtlichen Kenntnifs, nicht in allen uns bekannten antipapistischen Bewegungen des Mittelalters jene beiden grundverschiedenen Richtungen streng auseinander zu halten, und jeder derselben das ihr Gehörige mit Bestimmtheit zuzutheilen vermögen, darf uns nur im Urtheil behutsam machen, nicht aber zu einem übereilten, alles umfassenden Verdammungsspruche hinreifsen. Jedenfalls scheint der Vf. nicht genug beherzigt zu haben, dafs christliche Ordnung ohne hierarchischen Zwang, und christliche Freiheit ohne einen zerstörenden Widerspruchsgeist bestehen kann und noch thatsächlich besteht; dafs zwischen einer von innen heraus auf geschichtlichem Wege erwachsenen Reform, und einer von aufsen, sey es nun als Erzeugnifs der Speculation oder der rohen Gewalt einer aufgeregten Menge, unvermittelt aufgedrungenen Revolution, kein Vergleich statthaft ist; und dafs endlich die, für die Ordnung der Staaten wie für das Christenthum im allgemeinen verderblichsten und zerstörendsten Bewegungen eben nicht von da ausgegangen sind, wo man einer freieren religiösen Ueberzeugung folgte, sondern gerade von da, wo die Hierarchie sich noch im vollsten Besitz ihrer Herrschaft befand.

Das Mittelalter überhaupt betrachtet der Vf. in einem viel zu vortheilhaften, idealischen Lichte. „Es war (heifst es Vorr. S. XVI.) die Idee des Mittelalters, die natürliche Freiheit des Menschen, wie sie im Wesen des germanischen Volksstammes lag, und wie sie sich in seinem freien Naturleben... ausgebildet hatte, durch das göttliche Recht des Christenthums zu reinigen, zu läutern und zu heiligen, damit der Mensch, durch die Bedrängnisse des irdischen Daseyns und die Kämpfe der Zeitlichkeit, seiner unsterblichen Bestimmung entgegengeführt werde." Hierin liegt, richtig verstanden, allerdings viel wahres; aber gegen die thatsächliche Geschichte gehalten, ist doch das von dem Vf. hier entworfene Gemälde ein blofses Ideal, das nie realisirt wurde. Rec. weifs sich (vgl. S. XXI) eben so frei von *Feindschaft gegen das Christenthum*, als dafs er weder mit *Verachtung* noch mit *offenem Hafs* auf die Geschichte des Mittelalters blickt; aber wer kann leugnen, dafs in den Werken der Schriftsteller des Mittelalters selbst, und gerade der frömmsten, unterrichtetsten und geistreichsten unter ihnen, fast auf allen Blättern uns Züge entgegentreten, welche die einleuchtendsten Beweise liefern, dafs man von einer Durchdringung aller Lebensverhältnisse durch *das göttliche Recht des Christenthums* sehr weit entfernt war. Freilich war (S. XVI) „Schirm des Glaubens und Handhabung von Friede und Gerechtigkeit die Pflicht und das Amt aller weltlichen Obrigkeit"; war aber diese Pflicht überall mit Eifer und Erfolg geübt worden, oder hätte sie, bei der allgemein herrschenden Gesinnung recht geübt werden können, woher dann das fortwährende, wiederholte und meistens erfolglose Abmühen und Seufzen nach einem allgemeinen Landfrieden? Mufs doch der Vf. selbst (S. 299) klagend bemerken: „Keine Gelegenheit und kein Aufenthalt an irgend einem Orte, woselbst sich viele oder nur einige des Reichs versammelten, ging vorüber, ohne dafs der König an dem Werke des Friedens gearbeitet hätte. Noch aber mufste selbst ein so kräftiger König zufrieden seyn, wenn es auf eine kurze Reihe von Jahren zu Stande kam; an einen ewigen und allgemeinen Landfrieden, war leider! noch nicht zu denken." — Eben so ist es wohl nur eine schöne Idee, die sich in der Geschichte selbst nicht bewähren läfst, wenn der Vf. (S. 119) an den Regierungsformen des Mittelalters rühmt, ihr Zweck sey nur gewesen, das Bestehende zu erhalten, nur Abhülfe auf Bitten um Beistand, Abänderung auf Vorstellung und Ueberzeugung dafs solche gut sey, zu gewähren; so dafs zu Gesetzen kein Bedürfnifs vorhanden gewesen sey, sondern Befehle genügen konnten, deren einziger Zweck war, Jeden bei dem Seinen zu schützen; dieses patriarchalische Verhältnifs aber wurde (nach S. 418, Not. 65) theils dadurch umgestürzt, dafs, nach dem alten Erbübel der Deutschen, die Nachbarn im Gerichtswesen und der Gerichtsform nachgeäfft, und eine noch bis auf den Ausdruck ungekannte Jurisprudenz eingeführt wurde, theils dadurch, dafs der Adel seine Stellung verkannte, und dadurch die Niedern reizte, aus der ihren zu treten. Von diesem allen möchte wohl nur der zuletzt erwähnte Umstand (abgesehen von den darauf gebauten Folgerungen) sich geschichtlich rechtfertigen lassen; alles andere aber betreffend, ist es ja bekannt und erweislich genug, dafs jener so liebenswürdig geschilderte patriarchalische Zustand thatsächlich nie ohne bedeutende Trübungen und Störungen bestand; dafs die Deutschen, lange vor der Einführung des Römischen Rechts, ihre einheimischen, auch schriftlich gesammelten Gesetze hatten, und in ihren Gerichtsversammlungen nicht nach Befehlen, die sich blofs auf den einzelnen Fall bezogen, sondern nach einem in gesetzlicher Kraft bestehenden, und für alle gleichartigen Fälle gültigen Herkommen urtheilten, dafs man aber, bei dem allgemein herrschenden Geiste der Unruhe und Selbsthülfe, in jedem Gesetze einen lästigen Zwang zu erblicken, und seine Wirksamkeit, wo es irgend geschehen konnte, zu umgehen geneigt war; dafs endlich die Einführung des römischen Rechts auf ganz andern, als den von dem Vf. angedeuteten Gründen be-

beruhte, und dafs der mit demselben unleugbar getriebene Mifsbrauch uns doch nicht hindern darf, auch die vortheilhaften Eigenschaften und Wirkungen desselben zu erkennen. — Von der wissenschaftlichen Bildung des Mittelalters sagt der Vf. (Vorr. S. XV): „Hingerissen von einer übertriebenen Verehrung der griechischen und römischen Geisteserichtung, geblendet von dem scharfen, mathematischen, erfahrungsreichen Aristoteles, und überwältigt von der strengen systematischen Consequenz römischer Rechtsformen, war die freie Entwickelung des Mittelalters schon von den frühesten Zeiten an vergiftet. Es vermochte den Geist des klassisch gebildeten heidnischen Alterthums nicht zu durchschauen, und ihm seine richtige Stellung dem christlichen Staate und der christlichen Wissenschaft gegenüber anzuweisen, sondern es nahm ihn unverstanden und unverdaut, wie ein zersetzendes Gift in sich auf, den inneren Widerspruch nicht achtend." Auch hierin liegt ganz gewifs einiges Wahre, aber nicht ohne starke Trübung durch offenbar falsche Ansichten, und Vermischung ganz verschiedener, durch Zeit und Ort weit getrennter Erscheinungen. Zu der Zeit, als auf den Trümmern des weströmischen Reichs ein christlich-germanisches Staatenleben sich bildete, war die eigentliche heidnisch-klassische Bildung als etwas schon längst Untergegangenes zu betrachten, und von einer *unmittelbaren* Aufnahme *derselben* in die *ursprünglichen* Bildungselemente des christlich-germanischen Mittelalters konnte daher nicht die Rede seyn; gesetzt also, es hätte darin etwas Vergiftendes gelegen, so konnte dies doch unmöglich schon *von den frühesten Zeiten an* wirken. Dafs man im Allgemeinen den Geist des klassischen Alterthums nicht richtig verstand, ist wahr, und nach den gegebenen Umständen ganz natürlich; aber wie wenig war es doch, was das Mittelalter davon in sich aufnahm? wie einzeln stehen die Männer, welche mit den alten Schriftstellern wirklich in etwas ausgedehnterem Umfange bekannt waren? wie sparsam, kurz und schnell vorübergehend sind die Zeiträume, in welchen Beschäftigung mit den Griechen und Römern zum guten Tone gehörte? wie weit war man auch in solchen Zeiten von einer eigentlich humanistischen Bildung entfernt, und wie suchte man fast ängstlich die Spuren der Nützlichkeit auf, um jene Studien nur einigermafsen zu rechtfertigen und zu empfehlen? Müssen wir nicht lächeln, wenn wir lesen, wie z. B. Rabanus Maurus, der gelehrteste Mann seiner Zeit, sich abmüht, den Nutzen der sogenannten sieben freien Künste für den Dienst der Kirche anschaulich zu machen? Der im Mittelalter herrschende Gebrauch der lateinischen Sprache war bekanntlich nicht das Resultat klassischer Bildung, sondern wurde durch die Kirche und ihre Zwecke vermittelt; und wie hatte man doch auch diese Sprache bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet und mit den Landessprachen verschmolzen? Die griechische Sprache dagegen, wie war sie in den Abendlanden, mit wenigen Ausnahmen, doch fast ganz verschollen? kannte man nicht selbst den gefeierten Aristoteles nur aus einer sehr trüben, weit hergeholten Vermittelung und waren nicht schon Jahrhunderte vergangen, ehe man auch in dieser sehr veränderten Gestalt, ihn als allgemeinen Lehrer in den Schulen aufnahm? wie lange dauerte es doch auch, bis das römische Recht, aus den Schulen der Rechtsgelehrten, aus denen es nie ganz verschwunden war, in das praktische Leben eingeführt wurde, und wie fern lagen die eigentlichen Ursachen dieser Einführung dem Interesse klassischer Bildung? Auf welchen Umwegen und wie verunstaltet kamen selbst die Sagen aus der heidnisch-klassischen Zeit erst unter den Völkern des westlichen Europa's in Umlauf? — Im Allgemeinen kann man also der altklassischen Bildung überhaupt nur einen sehr geringen und mittelbaren Einfluss auf die Wissenschaft und das Volksleben des Mittelalters, möge derselbe nun vortheilhaft oder schädlich gewesen seyn, zugestehen, und von einer übertriebenen Verehrung derselben, zumal in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, ganz und gar nicht sprechen. Aber vielleicht hatte der Vf. schon die späteren Jahrhunderte, die Zeit der wiederhervorgerufenen, allgemeiner verbreiteten und zum Modestudium gewordenen klassischen Literatur im Auge. Dafs zu dieser Zeit, namentlich im 15. und 16. Jahrhundert, in Italien mit dem antiken Wesen viel Unfug und Mifsbrauch getrieben wurde, dafs die, welche sich für gelehrt und gebildet hielten, sich nicht selten einem offenbaren Heidenthum in die Arme warfen, und einen eleganten lateinischen Stil weit höher achteten, als Religion, Tugend und gründliche Wissenschaft, ist leider nicht in Abrede zu stellen; wer wollte aber die klassische Bildung dieses Unfugs beschuldigen und deshalb als vergiftend verschreien? wer nicht einsehen, dafs eine, aus ganz andern Quellen hervorgegangene Verkehrtheit der Gesinnung schon vorhanden war, welche das an sich unschuldige und nützliche Werkzeug so nachtheilig gebrauchte? wer nicht anerkennen, wie auf der andern Seite Reuchlin und Erasmus in Deutschland, Faber Stapulensis in Frankreich, Colet in England, und andere Männer von christlicher Gesinnung und tadellosem Wandel, ihre Ehre gerade darin suchten, jene neu aufgefundenen Kenntnisse zum Dienste der Kirche und des göttlichen Wortes zu benutzen; und wie man überhaupt in Deutschland, mit sehr geringen Ausnahmen, von jener Verkehrtheit weit entfernt blieb? — Der klassischen Literatur hat also der Vf. ohne Zweifel jenen nachtheiligen Einfluss auf Wissenschaft und Staaten des Mittelalters sehr zur Ungebühr aufgebürdet; und es dürfte zugleich sehr schwierig seyn, nachzuweisen, wie auf der einen Seite das Mittelalter sich aller Einwirkung des ihm vorangegangenen Zeitlaufs, mit dem es doch in so vielfachem Zusammenhange stand, hätte ganz entschlagen, oder wo es auf der andern Seite einen genügenden Ersatz für das Aufgeben aller Ueberlieferungen des älteren Bildungszustandes hätte finden sollen? —

Je

Je mehr der Rec. im Allgemeinen die Verdienste des vorliegenden Werkes anerkennt, um so mehr schmerzt es ihn zwar, in so wichtigen Punkten dem Vf. widersprechen, und dessen Ansichten, als irrig und aus vorgefafster Meinung entsprungen, bekämpfen zu müssen; um so mehr aber glaubt er es auch der Wahrheit schuldig zu seyn, dieses Urtheil weder zu verschweigen noch zu beschönigen; denn gerade bei einem, in jeder andern Hinsicht so vorzüglichen und gelungenen Werke, erscheint es doppelt pflichtgemäfs und nothwendig, auch auf dergleichen Mängel und Mifsgriffe desselben aufmerksam zu machen, und den Ungrund solcher Behauptungen nachzuweisen, die in unserer Zeit, wo man nur allzuleicht, um dem einen Extreme zu entgehen, auf das andere, nicht minder unhaltbare überspringt, ohnehin nur allzuvielen Anklang finden, und um so mehr finden müssen, wenn sie sich in einem Werke geltend machen, dessen grofse Verdienste und Vorzüge auch von dem Gegner nicht verkannt werden können, dem, eben dieser Vorzüge wegen, ein bleibender Rang in der Literatur eben so sehr zu wünschen, als mit Grund zu versichern, und das insbesondere noch durch eine warme, lebendige und eindringende Sprache das Gemüth kräftig zu ergreifen geeignet ist; während man dieselben Ansichten in einem unbedeutenden, blofs der Tagesschriftstellerei angehörigen Buche ausgesprochen, unbedenklich ihrem Schicksal überlassen kann, ohne sich mit ihrer Widerlegung besonders zu bemühen.

In jeder andern Beziehung ist, aufser dem Fleifse und der Umsicht des Vfs. in der Zusammenstellung der Thatsachen, auch seine Unparteilichkeit und Unbefangenheit im Urtheil ehrend anzuerkennen. Nur eine Seite wüfste Rec. noch auszuzeichnen, in welcher sich der Vf. nicht ohne einige Eingenommenheit für den Hauptgegenstand seiner Geschichte entschieden haben dürfe; nämlich das Verhältnifs des Hauses Habsburg zu den Waldstädten Helvetiens. Es ist bekannt, dafs hinsichtlich der Rechtmäfsigkeit und Unbescholtenheit ihres Abfalles vom Hause Habsburg, welche die einheimischen und grofsentheils auch die ausländischen Schriftsteller fast unbedingt anerkannt haben, nicht nur von Seiten der österreichischen Geschichtschreiber von jeher bedeutende Widersprüche erhoben, sondern diese auch in der neusten Zeit, durch das von *Kopp* herausgegebene Urkundenbuch zur Geschichte der eidgenössischen Bunde, eine nicht unbedeutende urkundliche Begründung erhalten haben. Wenn man indessen bedenkt, wie mannichfaltig und verwickelt die Jurisdictions- und Territorial-Verhältnisse in den früheren Jahrhunderten oft innerhalb eines eng begrenzten Raumes waren, so scheint, ungeachtet der schätzbaren Materialien, welche jenes Urkundenbuch uns darbietet, das früheste staatsrechtliche Verhältnifs der Urkantone der helvetischen Eidgenossenschaft doch noch lange nicht so ganz klar vorzuliegen, dafs es keiner tieferen Untersuchung mehr bedürfte, und dafs man, im direkten Widerspruche mit dem, was bisher alle helvetischen, und die überwiegende Mehrzahl der auswärtigen Geschichtschreiber behaupteten, so geradezu dahin entscheiden könne, die Bewohner der Waldstädte seyen nichts anderes als Hörige des Hauses Habsburg, und ihre Befreiung eine durchaus ungerechte, eigenwillige Empörung gewesen. Der Vf. nimmt dies an; aber er selbst führt doch (anderer Bedenklichkeiten hier zu geschweigen) eine Thatsache an, über die sich nicht so leicht hinwegkommen läfst, nämlich (S. 40) die Urkunde, in welcher K. Otto IV. dem Grafen von Habsburg, „dem eifrigen Förderer seiner Partei", die Würde eines *Reichsvogtes* über die Waldstädte verlieh. Der Vf. will zwar den Eindruck dieser Urkunde schwächen oder umgehen, durch die Einschaltung: „unerwiesen welchen Rechtes und was denn verwaltend, da *nichts des Reichs dort war*"; aber sollte das nicht ein Cirkel im Beweise seyn? denn was hier als verneint in der Voraussetzung angenommen wird, nämlich ob und wie viel dort Reichsgut gewesen, das soll ja eben erst untersucht und bewiesen werden. Sollte auch wohl Otto IV. einem Förderer seiner Partei, also doch zur Belohnung für geleistete oder zur Ermunterung für noch zu leistende Dienste, einen ganz inhaltleeren und daher sinnlosen Titel verliehen haben, und das in einer Zeit, wo man auf blofse Titel eben keinen Werth legte? und gesetzt man wollte annehmen, Otto IV., in einem fernen Lande geboren, habe nicht genau gewufst, was in dortigen Gegenden des Reiches sey oder nicht, so mufste es ja doch der Graf von Habsburg selbst um so besser wissen, und würde sich nicht mit einer Verleihung haben abspeisen lassen, die ihm nicht nur unnütz, sondern sogar nachtheilig war, indem sie ihm Gegenstände, die (nach des Vfs. Meinung) ihm schon als *Eigenthum* zugehörten, als *Reichslehen* gab, mithin sein Recht an denselben offenbar verminderte. Wenn endlich der Vf. an demselben Orte hinzufügt: „dafs es bei den so sehr hohenstaufisch Gesinnten lange brauchte, bis sie ihm (dem Grafen) in dieser Würde (eines Reichsvogtes) gehorchten"; so ist der hierin liegende Widerspruch unverkennbar, denn wo, nach des Vfs. Meinung, nichts zu verwalten war, da konnte ja ohnehin auch von keinem Gehorchen die Rede seyn. — Die Wahrheit dürfte seyn, dafs in jenen Gegenden, wie wir es auch anderwärts nicht selten finden, Reichsgut und Allod so mannichfaltig vermischt und durchkreuzt waren, dafs endlich die Grenzen beider, und der Umfang der zu jedem gehörigen Rechte zweifelhaft und streitig wurden; und erst aus dieser Voraussetzung dürfte der richtige Gesichtspunkt für eine unparteiische Beurtheilung des ganzen Verhältnisses hervorgehen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## GESCHICHTE.

**Wien**, b. Schaumburg u. Comp.: *Geschichte des Hauses Habsburg*, von dem Fürsten *E. M. Lichnowsky* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

*Geschichte König Rudolfs des Ersten und seiner Ahnen*, von dem Fürsten *E. M. Lichnowsky* u. s. w.

(*Beschluſs von Nr.* 24.)

Sonst hätten wir noch gewünscht, der Vf. möchte bei der, im ersten Buche gegebenen, übrigens sehr gelungenen, vollständigen und interessanten Uebersicht der in Südschwaben gesessenen Grafengeschlechter, (S. 16.) des Hauses Zollern erwähnend, sich der hieher nicht gehörenden Bemerkung enthalten haben, daſs die Häuser Habsburg und Zollern so lange treu verbunden gewesen, „bis Habsburgs letzter Sprosse, eine Frau, *unverschuldete Unbill* von dem jüngern königlichen Zweige der Zollern erdulden mufste." Welchen Nutzen gewährt doch wohl die unaufhörliche Wiederholung solcher, weder geschichtlich noch politisch zu rechtfertigender, längst widerlegter Vorwürfe, zumal in einem Zusammenhange, wo man sie am wenigsten erwartet? — Wenn ebendaselbst (S. 17.) das Geschlecht Granson „jetzt in andern Namen und Titeln in fremden Landen blühend" genannt wird, so hätte dies wohl einer Erläuterung bedurft, da diese Angabe gewiſs den meisten Lesern dunkel ist, und nur wenigen ihre Deutung vorschweben wird. —

Nach den Noten hat der Vf. dem Buche noch (S. 487 — 505) die Reihenfolge der Päpste (mit Bemerkungen über ihren Charakter und die Merkwürdigkeiten jedes Pontifikats besonders in Hinsicht Deutschlands), so wie der wichtigsten Deutschen und auswärtigen geistlichen und weltlichen Fürsten, welche mit dem in diesem Bande umfafsten Theile der Geschichte in Verbindung stehen, endlich der deutschen Provinzial-Concilien von 1273 bis 1291, beigegeben. Darauf folgt (S. 509—546) ein *Verzeichniſs der Werke, die auf den ersten Theil der Geschichte des Hauses Habsburg Bezug haben*; mit aufserordentlichem Fleifse zusammengestellt und in solcher Vollständigkeit, daſs auch solche Schriften, die nur gelegentlich über einen oder den andern Umstand Auskunft geben, ja selbst solche, in denen man die erwartete Auskunft vergebens sucht, genannt und kurz beurtheilt sind; nur vermifst man in der Angabe der Titel oft die bibliographische Genauigkeit und Bestimmtheit. Das ganze Verzeichniſs umfafst 472 Schriften, und soll bei den folgenden Bänden fortgesetzt werden. Frei von einzelnen Versehen ist es nicht; so z. B. ist Nr. 47, *Buri Codex diplom.* etc. und Nr. 135, *Gudenus Cod. diplom.* etc., ein und dasselbe Werk, nämlich die gewöhnlich unter dem Namen von *Gudenus* citirte, bekannte Urkundensammlung, von welcher dieser die vier ersten Bände, *Buri* aber den fünften und letzten herausgab. Der *Heineccius*, welcher die Nr. 177 erwähnten *Scriptores* herausgab, und der, von welchem das Nr. 178 aufgeführte *Corpus Jur. germ.* herrührt, sind verschiedene Personen, mit verschiedenen Vornamen. Nr. 196, *Hueber*, *Austria ex archiv. Mellic. illustrata*, ist nicht eigentlich als *Urkundensammlung* zu empfehlen, sondern enthält nur Urkundenauszüge, und ist vornehmlich in Beziehung auf Genealogie und Siegelkunde wichtig. — Die im Allgemeinen unparteiische und billige Beurtheilungsweise des Vfs. macht nur bei *Johannes von Müller* eine unangenehme Ausnahme, der offenbar zu tief herabgesetzt wird. Rec. will sich indefs mit einer Rechtfertigung dieses, bei manchen Fehlern und Mängeln, doch nie ohne Hochachtung zu nennenden, bedeutenden Geschichtschreibers nicht aufhalten, sondern hofft, bei einer andern Gelegenheit das Urtheil über denselben zu berichtigen.

Eine höchst wichtige und schätzenswerthe Zugabe ist dann endlich noch das *Verzeichniſs der Urkunden zur Geschichte des Hauses Habsburg von den ältesten bis* 1291, welches eine für sich bestehende Seitenzahl (S. I — CLXXIV.) führt, um dereinst, nach Vollendung des gesammten Werkes, da es mit jedem Bande fortgesetzt werden soll, auch ein für sich bestehendes Ganzes bilden zu können. Die echten Urkunden der Grafen von Habsburg, insbesondere Rudolfs als Grafen und als König, so wie die für sie ausgestellten oder sonst auf sie bezüglichen (zusammen 1154, und zugleich als Itinerarium des Königs eingerichtet), sind von den unechten, zweifelhaften, oder (nach des Vfs. Meinung) irrig auf Habsburg gedeuteten, getrennt, und am Schlusse noch 16 bisher ungedruckte Urkunden aus den Jahren 1249—1291 vollständig beigefügt. Obgleich dieses Urkundenverzeichniſs, wie dies auch in der Natur der Sache liegt, noch keine absolute Vollständigkeit erreicht hat, so

ist es doch ungleich reichhaltiger, als die bisher bekannten, und für den Urkundenforscher, so wie die neu gedruckten Urkunden, eine überaus willkommene Erscheinung.

Wie die äufsere Ausstattung des Buches überhaupt höchst anständig und seines Inhalts vollkommen würdig ist, so gereichen auch die demselben beigegebenen Abbildungen ihm nicht nur, wegen ihrer gelungenen Ausführung, zu einer vorzüglichen Zierde, sondern auch, da sie Denkmale auf den König Rudolf, seine Siegel u. d. m. darstellen, in Beziehung auf den Inhalt, zu einer eben so wesentlichen als lehrreichen Ergänzung.

Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands*, von *Friedrich Gottschalck*. *Achter* Band. 1831. VI u. 410 S. *Neunter* Band. 1835. IV u. 383 S. 8. (3 Rthlr.)

Wenn ein Werk von so eng begrenzter Tendenz wie das vorliegende, und das dabei dennoch in seinem Kreise eine verhältnifsmäfsige nicht geringe Zahl von Nebenbuhlern hat, gleichwohl zu einer so ansehnlichen Reihe von Bänden vorschreitet, so mufs schon dieser Umstand ein günstiges Vorurtheil für dasselbe erwecken, und wir müssen gestehen, dafs wir in den vorliegenden Bänden, wenn wir keine unstatthaften und dem Plane des Werkes unangemessenen Forderungen machen, uns auch durchaus nicht getäuscht finden. Bekanntlich geht dieser Plan nicht sowohl auf eigenthümliche, tiefe, speciellgeschichtliche Forschungen (obwohl die Resultate derselben, so weit sie zugänglich vorlagen, nicht vernachläfsigt werden), als auf interessante topographische Schilderungen; und in *dieser* Hinsicht müssen wir das Buch als eins der gelungensten und ansprechendsten empfehlen, denn wir werden darin mit einer Menge interessanter und beachtenswerther Punkte unseres deutschen Vaterlandes auf eine anziehende Weise bekannt gemacht. Der achte Band begreift 48 (von Nr. 179—226.) und der neunte Band 25 einzelne Burgen (von Nr. 227—251), deren geschichtliche Bedeutung freilich sehr verschieden ist, unter denen sich aber eben deshalb auch viele befinden, welche bisher sehr wenig bekannt waren, und durch deren Erwähnung daher die topographische Kenntnifs mancher Gegenden sehr gefördert wird. So enthält unter andern der achte Band (S. 11—42) eine Uebersicht der Burgen des Harzes, wo in einer Einleitung an mehrere, in den früheren Bänden schon beschriebene Burgen erinnert, und die von denselben gegebene Nachricht durch manche Nachträge, die neuere Geschichte dieser Burgen betreffend, ergänzt, dann aber die Beschreibung von 24 früher nicht erwähnten Harzburgen neu hinzugefügt wird. Uebrigens sind die Burgen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands ausgewählt, und die Beschreibungen derselben theils von dem Herausgeber selbst oder von verschiedenen andern Verfassern unmittelbar für dieses Werk gefertigt, theils aus andern Werken verschiedener Schriftsteller ausgezogen. Letzteres sind theils Monographien einzelner Burgen, die gewöhnlich in einem engeren Kreise bleiben, theils grofse Prachtwerke, die ihres hohen Preises wegen nicht jedermann zugänglich sind. Hierdurch ist sowohl der Inhalt, als die Darstellungsweise mannichfaltiger und vielseitiger geworden, und die Freunde des gegenwärtigen Werkes werden ohne Zweifel dem Herausg. für das dadurch erhöhte Interesse an demselben dankbar seyn. Nicht minder ist anzuerkennen, dafs ein gewisser Mangel an historischer Kritik, den man früher bei der Zusammenstellung der Nachrichten über einzelne Burgen, in denen wahres mit fabelhaftem gemischt erschien, dem Vf. zur Last legte, einer strengeren Behandlung auch dieses Theiles der Darstellung immer mehr gewichen ist, und einzelne Burgen, deren Darstellern urkundliche Quellen zugänglich waren, sich einer gründlich quellenmäfsigen Behandlung erfreuen. Gleichwohl fehlt es dabei weder an romantischen Sagen, welche sich an viele der alten Burgen anknüpfen, noch an unterhaltenden topographischen Schilderungen, sowohl der Burgen und ihrer Ruinen selbst, als der sie umgebenden Natur. Da es zu weitläuftig seyn würde, den ganzen Inhalt dieser beiden Bände einzeln durchzugehen, übrigens aber fast jeder einzelne Aufsatz sich von irgend einer Seite als interessant empfiehlt, so zeichnen wir zunächst diejenigen aus, welche durch eigenthümliche Urkundenforschung auf neue geschichtliche Thatsachen führen, und so, neben dem allgemeinen Interesse, zugleich noch einen specielleren Werth erhalten. Hierher rechnen wir, im *achten* Bande: 205. *die Burg in Vilbel*, im Grofsherzogthum Hessen (S. 73—90.); 214. *Hattstein*, im Herzogthum Nassau (S. 181—219.); 217. *Die Burg bei Bergen* im kurhessischen Fürstenthum Hanau (S. 249—267.); sämmtlich von Hrn. Dr. *Usener* zu Frankfurt am Main; dann 213. *Lichtenfels* im Fürstenthum Waldeck (S. 151—180.), von Hrn. Gen. Lieut. Frhrn. *von Dalwigk-Lichtenfels-Campf* (schon früher gedruckt, aber für diese Sammlung von dem Vf. selbst umgearbeitet); und 215. *Kanstein* im Preufs. Reg.-Bez. Arnsberg (S. 221—234), von Hrn. *Yark* in Arolsen. Im *neunten* Bande: 229. *Ebersburg*, auf dem Rhöngebirge im Königreich Baiern (S. 25—48); 233. *Sichelstein* bei Münden im Königr. Hannover (S. 97—108); und vorzüglich 239. *Kreuzburg*, über dem Städtchen gleiches Namens im Grofsherzogth. Sachsen (S. 217—231); von Hrn. *Landau* in Cassel; und 231. *Kogelberg*, bei Volkmarsen im Kurf. Hessen (S. 61—72), von Hrn. *Yark* in Arolsen, unter dessen übrigen Beiträgen wir dagegen Nr. 234. *Schaumburg* (richtiger *Schauenburg* im Fürstenth. Sch. Lippe, zwischen Rinteln und Oldendorf (S. 109—123), wegen des in der Darstellung vorwaltenden, gesuchten, und doch oft matten und gewöhnlichen Witzes, am wenigsten billigen können. — Aufserdem möchten wir im achten Bande Nr. 204, *Kinsberg* bei Schweidnitz in Niederschle-

sien

sien (S. 43—72), und im neunten Bande Nr. 236, *Schweinhaus* bei Bolkenhain in Schlesien (S. 149—182), für die interessantesten Schilderungen halten. — In Ansehung der geschichtlichen Daten seyen noch folgende Berichtigungen erlaubt. Dafs, wie B. 8. S. 170. vermuthet wird, die westphälischen Frei- oder Fehmgerichte erst nach dem Falle Heinrichs des Löwen (1182) entstanden, oder doch damals zu gröfserem Ansehen gelangt wären, ist ganz ungegründet. Es waren, ihrem Ursprunge nach, die uralten westphälischen Landgerichte der freien Leute, und weit entfernt, nach der Zersplitterung des alten Herzogthums Sachsen an Ansehen zu gewinnen, scheinen sie vielmehr, durch das Aufkommen der fürstlichen Landeshoheit, für geraume Zeit an ihrer Wirksamkeit bedeutend verloren zu haben, bis sie, nach mancher innern und äufsern Veränderung, und durch den Einfluss besonderer zusammentreffender Umstände, sich zu dem ausgezeichneten Umfange richterlicher Macht erhoben, worin wir sie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert erblicken. Ganz unbegreiflich bleibt es aber, wie man noch im Jahr 1831 über das Fehmgericht Dinge drucken lassen konnte, wie wir sie S. 331 desselben Bandes mit grofsem Erstaunen lesen. „Bei dem Ueberhandnehmen der Gewalt, heifst es unter andern daselbst: bildeten sich in Westphalen die heimlichen Gerichte. Sie bestanden vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert... Es war ihnen, um dem Hange zu schweren, blutigen Vergehungen Einhalt zu thun, eine furchtbare Gewalt eingeräumt. Sie nahmen alles zu Hülfe, was Furcht und Schrecken vor ihrem Urtheile verbreiten konnte. In stiller Nacht, in entlegenen Gegenden, in Wäldern und Felsenhöhlen und unterirdischen Gewölben wurden die Sitzungen gehalten; kein Ungeweihter wufste die Stelle" u. s. w. An diesem und anderem ist bekanntlich kein wahres Wort. Die Fehmgerichte hatten, wie schon gesagt, ihrer Grundlage nach, in Westphalen seit den ältesten Zeiten bestanden, so dafs man ihre Stiftung nur deshalb Karl dem Grofsen zuschrieb, weil man ihren eigentlichen Ursprung gar nicht wufste, und alle Grundeinrichtungen im alten Sachsenlande auf jenen grofsen Kaiser zurückzuführen gewohnt war. Im Verlaufe der Zeit gingen sie mancherlei Entwickelungsstufen durch, bis sie auf einem, hier nicht näher zu erörternden Wege, in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunders ihr Ansehen über ganz Deutschland ausdehnten, aber schon im funfzehnten und noch mehr im sechzehnten Jahrhundert allmählich wieder verloren; in Westphalen bestanden sie jedoch, ihrer ursprünglichen Einrichtung gemäfs, freilich aber in sehr beschränkter Wirksamkeit, an einzelnen Orten fort, bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, wo endlich auch ihre letzten Reste den allgemeinen Umwälzungen wichen. Ihre Sitzungen hielten sie übrigens bei hellem Tage, an freien, offenen Plätzen, die jedermann kannte, und die zum Theil noch heute nachzuweisen sind. Wie hätte man sie denn sonst auch finden sollen, um eine Klage vor ihnen anzubringen? — Alle jene furchtbaren Ausschmückungen der Romane und Ritterschauspiele sollten doch nun endlich aus Darstellungen, die sich für geschichtliche geben, verwiesen werden! — Irrig ist es ferner, wenn es heifst: „Die oberste Stelle bekleideten die Stuhlherren, wozu weltliche und geistliche Fürsten, Grafen und Ritter genommen wurden." Die Stuhlherren wurden gar nicht gewählt, sondern waren vielmehr die erblichen Patrimonialgerichtsherren der einzelnen Freistühle, durch deren Präsentation die Freigrafen ernannt wurden; mit dem Gerichtsverfahren selbst hatten sie in der Regel gar nichts zu schaffen. Durfte doch selbst der Kaiser, der oberste Lehnsherr aller Stuhlherren und Freigrafen, nicht persönlich zu Gericht sitzen, wenn er nicht *wissend*, d. h. in die Freischöffen-Gilde förmlich aufgenommen war. „Das Gerichtssiegel der heiligen Vehme war ein geharnischter Mann mit einem Schwerte." Von einem Amtssiegel der Freigerichte ist, so viel bekannt, noch keinem Urkundenforscher etwas vorgekommen; vielmehr siegelte jeder Freigraf die von ihm ausgestellten Urkunden mit seinem Familien- oder Privatsiegel. Doch es ist genug an diesen Proben, um auf die tadelnswerthe Fortpflanzung längst beseitigter Irrthümer, und die Nichtbenutzung neuerer gründlicher Forschungen in den Ansichten über eine immerhin merkwürdige, aber keineswegs abenteuerliche Rechtsanstalt der Vorzeit aufmerksam zu machen. — B. 8. S. 286 u. 287 ist von *Grafen von Wartburg* die Rede, welche noch im zwölften Jahrhundert existirt haben sollen. Allein der Burchard, welcher 1185 (nicht 1184) bei dem bekannten Unglücksfalle zu Erfurt umkam, wird keineswegs ein *Graf*, sondern *Castellanus de Wartberg* genannt; er war also ein landgräflicher Burgmann oder vielleicht Burggraf (d. h. Kriegsbefehlshaber) auf der Wartburg; und von den in der Urkunde von 1196 (Schumacher, verm. Nachr. 3. Samml. S. 41.) vorkommenden Brüdern Ludwig und Albert von Wartberg (von denen überdies gar nicht zu erweisen steht, dafs sie Söhne jenes Burchard gewesen) wird der erstere von dem Landgrafen ausdrücklich *homo noster* genannt, eine Bezeichnung, die sich mit der Würde eines Grafen nicht verträgt, und vermuthen läfst, dafs das Prädikat *comes*, welches jenen beiden Brüdern in der Urkunde *einmal* gegeben wird, während ein andermal Ludwig nur *nobilis*, und Albert, so wie ein drittesmal beide zugleich, ohne Prädikat genannt werden, sich entweder irrthümlich in den Text der Urkunde (über deren Herkunft ohnehin keine Nachricht gegeben wird) eingeschlichen hat, oder keine wirkliche Grafenwürde, sondern blofs ein persönliches Amt bezeichnen soll. Nun sind zwar noch einige wenige Urkunden aus dem Ende des zwölften und Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bekannt, in denen der Ausdruck *Comes de Wartberg* (aber nie Wartburg) vorkommt; da aber dieselben Personen auch wieder ohne den Grafentitel vorkommen, und auch *de Wartberg*

*berg* geschrieben werden, so sieht man, wie zweifelhaft die ganze Sache, und wie es jedenfalls viel zu gewagt ist, darauf eine Reihe von Schlüssen zu bauen, wie die, dafs es eine Familie der Grafen von Wartburg gegeben habe, welche mit denen von Frankenstein eines Stammes gewesen, und das Schlofs Wartburg bei Eisenach in Besitz gehabt hätten, dafs dadurch die Sage von dem Bau der Wartburg durch Ludwig den Springer sehr problematisch werde, u. d. m. — B. 9. S. 202. soll ein Sohn des im J. 1123 erwähnten *Sizo*, im J. 1160 Schwarzburg besessen haben; allein es hat im zwölften Jahrhundert nur *ein* Graf Sizo gelebt, der wenigstens seit 1109 schon in Urkunden genannt wird, und erst 1162 gestorben ist. Er wird einigemal Graf von Schwarzburg, einigemal Graf von Kevernberg, am meisten aber Graf in Thüringen, oder mit dem blofsen Grafentitel ohne nähere Bestimmung, genannt. Graf *Heinrich* von Schwarzburg war nicht seines Bruders Sohn, sondern Sizo's eigner Sohn, starb aber unbeerbt, und es ist erwiesen, dafs das noch blühende fürstliche Haus Schwarzburg, eben so wie das im vierzehnten Jahrhundert erloschene gräfliche Haus Kevernberg, von einem andern Sohne Sizo's, Namens *Günther*, abstammen. — Ebend. S. 191. ist, bei Erwähnung des zum römischen König gewählten Günther von Schwarzburg, der Ausruf: „Auf welcher Stufe der politischen Leiter würden wir jetzt das Haus Schwarzburg erblicken, wenn Günther Kaiser blieb! und wo stände vielleicht das der damals kleinen Habsburger!" doch nicht genug überlegt. Das Beispiel Adolfs von Nassau beweist, dafs die Wahl eines einzigen Königs aus einem gräflichen Hause, auf eine dauernde Erhebung desselben, selbst unter günstigern Umständen, keinen entscheidenden Einfluss hatte. Ueberdies ist das Beiwort *klein*, den damaligen Verhältnissen des Hauses Habsburg durchaus unangemessen, denn es war nicht nur zur Zeit König Günthers schon längst im Besitz des bedeutenden österreichischen Ländercomplexes, sondern besafs schon vor der Thronerhebung Rudolfs I. ein beträchtliches Gebiet, mit welchem die, noch dazu in mehrere Linien vertheilten, Besitzungen des Hauses Schwarzburg keinen Vergleich aushalten.

Jeder Band ist mit einem Titelkupfer und einer Titelvignette ausgestattet, welche die Burgen Kinsberg in Schlesien, Strahlenburg im Grofsherzogth. Baden, Weidelsberg und Kogelsberg im Kurfürstenthum Hessen, vorstellen. Da dem 8. Bd. ein Register über die sämmtlichen 8 Bände beigegeben ist, so scheint mit dem 9. Bande gleichsam eine neue Reihe dieses interessanten Werkes zu beginnen, der wir einen glücklichen Fortgang wünschen.

## SCHÖNE LITERATUR.

BERLIN, b. Stuhr: *Gedichte* von *Hugo Hagendorff*. Mit Musikbeilage von *Rudolf Gernlein*. 1835. IX u. 206 S. 8. (18 gGr.)

Rec. hat sich schon vielfältig gewundert, wie in unserer Zeit höchst mittelmäfsige Gedichte immer noch Verleger gefunden haben, da doch das Publikum sich mehr für den Roman oder die sogenannte Novelle interessirt. Die vorliegende Sammlung gehört nun auch dem gröfsten Theile ihres Inhalts nach zum Mittelmäfsigen. Hr. *Hagendorff* hat sich Heine und Hoffmann aus Fallersleben zu Mustern genommen und ohne den Geist des erstern zu haben, doch dessen laxen Versbau imitirt. Er liefert zuerst bis S. 33 Erinnerungen an Rügen, worin manches Prosaische in nachlässigen Versen nicht besser ist als geradezu Prosa. Bis S. 106 folgen Lieder, in denen er recht eigentlich *heinisirt*, mit seinem Liebesschmerz und Liebesunglück coquettirend. Dergleichen Poesien sind wohlfeil, denn es dichtet sich leicht darin, aber nur der, welcher diesen Ton zuerst anstimmte, hat einiges Verdienst; seine Nachahmer gehen leer aus. Der dritte Abschnitt bis S. 178 enthält Balladen und Romanzen und das Beste in der Sammlung. Den Schlufs bildet eine *zweite Schnur* Lieder in derselben Manier, wie die in der zweiten Abtheilung.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Gedichte* von *Ida*, Gräfin *Hahn-Hahn*. 1835. XII u. 308 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Unabhängig von Zeitrichtungen spricht die Dichterin sich in diesen Poesien nach ihrer Eigenthümlichkeit aus, welche nur liebenswürdig erscheint. Die reiche Gedichtsammlung bietet viel Freundliches und Gutes und diese Gabe der Verfasserin verdient mit Recht einem Publikum, welches sich an der aus einem reinen Gemüthe kommenden Poesie erfreuen mag und dessen Geschmack noch nicht durch modisch Pikantes verwöhnt ist, empfohlen zu werden. Die Sprache ist gebildet und edel und die Verse genügen den Anfoderungen, welche gemacht werden können. — Druck und Papier sind gut.

---

*Berichtigung*

einiger Druckfehler in der Recension: „*Offnes Bekenntnifs* u. s. w. von Dr. *Griesselich*" in Nr. 11. 1837. der A. L. Z.

S. 87. Z. 6 v. o. lies: widerstreitenden st. widerstreitende. — S. 92. Z. 18 v. u. fehlt hinter dem Worte Hahnemannianer: „vom Aconit." — S. 93. Z. 5. v. u. lies „Kranken" st. Aerzten.

In der Rec. der *Olla potrida* u. s. w. A. L. Z. Nro. 12. 1837:

S. 95. Z. 9 von unten lies: „praktisirenden" st. praktisirende.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## DIPLOMATIK.

Königsberg, b. Gebr. Bornträger: *Codex diplomaticus Prussicus. Urkunden-Sammlung zur ältern Geschichte Preufsens*, aus dem Königl. Geheimen Archiv zu Königsberg, nebst Regesten, herausgegeben von *Joh. Voigt*, Ritter d. r. A. O. u. d. Danebrog-Ordens, ordentl. Prof. der Geschichte, Direktor des Königl. Geh. Archivs zu Königsberg u. s. w. *Erster* Band. 1836. XXXVIII u. 190 S. 4.

Der berühmte Herausgeber vermehrt seine allgemein anerkannten Verdienste um die historische Wissenschaft durch die Herausgabe dieser Urkunden-Sammlung noch um ein bedeutendes. Es wird dadurch nicht nur eine wesentlich fühlbare Lücke in der Literatur des Urkundenwesens überhaupt ausgefüllt, indem es an einer Preufsischen Urkunden-Sammlung bis jetzt noch fehlte, sondern wir erhalten zugleich eine höchst wichtige Beilage zu des Herausgebers klassischer Geschichte Preufsens, in welcher zwar der geschichtliche Inhalt der hier mitgetheilten Urkunden, dem gröfsern Theile nach, erwähnt und benutzt ist, deren betreffende Stellen aber nun, durch den vollständigen Abdruck dieser Urkunden, vielseitige Erläuterung, weitere Ausführung und sichere Begründung gewinnen, und es werden uns überhaupt tiefere Blicke in manche bis jetzt noch weniger bekannte Partie der Geschichte, wie sie auch die beste blofse Geschichtserzählung nicht, sondern nur die eigene Bekanntschaft mit den Urkunden eines gewissen Zeitalters und Landes gewähren kann, eröffnet.

Es war nicht der Plan des Herausgebers, eine vollständige Ausgabe des überaus reichen Urkundenschatzes des Königlichen geheimen Archivs zu Königsberg zu veranstalten. Dieses, an Reichthum und Vielseitigkeit des Inhalts gewifs nur von wenigen erreichte oder gar übertroffene Archiv, welches, wie bekannt, aus dem Archive des vormaligen Hochmeisterthums des deutschen Ordens entstanden ist, enthält, vermöge der ausgedehnten Verbindungen und eigenthümlichen Verhältnisse dieses Ordens, urkundliche Nachrichten in Beziehung auf die verschiedensten Länder, so dafs es, nach der eigenen Aeufserung des Hn. Herausgebers, kein Land in Deutschland giebt, für welches nicht *vieles*, und keins in Europa, für welches nicht *manches* Neue und Interessante daraus geschöpft werden könnte, und dafs *ein* Menschenleben viel zu kurz seyn würde, um auch nur das Interessanteste aus demselben vollständig benutzen und verarbeiten zu können. Unter diesen Umständen, und da der Plan des Herausgebers überhaupt nicht ein Urkundenbuch *des deutschen Ordens*, sondern *des Landes Preufsen* bezweckte, wählte er aus den sich ihm darbietenden reichen Vorräthen nur die *zur Geschichte Preufsens* in näherer Beziehung stehenden Urkunden und schlofs nicht nur diejenigen davon aus, welche Pommern oder andere benachbarte Länder, in einer Zeit, wo sie dem Ordensstaate nicht angehörten, oder mit ihm nicht in näherer Berührung standen, betreffen, sondern auch diejenigen, welche sich blofs auf die Geschichte des deutschen Ritterordens als solchen, seine innere Verfassung, seine Verhältnisse zum Kaiser und Papst u. dergl. beziehen, ohne das Interesse des Preufsischen Landes und Volkes besonders zu berühren. Ferner beschränkte der Herausgeber seinen Plan auch dahin, nur ungedruckte Urkunden mitzutheilen, und von den bereits gedruckten nur solche, die sehr fehlerhaft oder unvollständig gedruckt waren, wieder aufzunehmen. Dies ist, wie bekannt, allerdings das gewöhnliche Verfahren, wie man es bei der Veranstaltung neuer Urkundensammlungen annimmt und voraussetzt. Fassen wir blos das Interesse der Wissenschaft ins Auge, so möchte man es freilich wohl anders wünschen, denn es ist ganz unverkennbar, dafs eine *vollständige*, kritische Urkunden-Sammlung irgend eines Landes, nicht nur für die Geschichte desselben, sondern auch für die Urkundenwissenschaft überhaupt, von unberechenbaren Werthe seyn müfste, und das Studium der Geschichte viel leichter und sicherer machen würde, als wenn man, wie es jetzt nicht anders möglich ist, die urkundlichen Geschichtsquellen, bald mehr bald weniger zuverlässig, aus vielen Schriften verschiedenen Werthes, die selten ein Einzelner alle und zu jeder Zeit bei einander haben kann, zusammensuchen mufs. Indessen mufs, wie bekannt, das wissenschaftliche Interesse nur zu oft dem pekuniären nachstehen; und wenn, um bei dem vorliegenden Falle stehen zu bleiben, der Herausgeber dieses, eine bedeutende Provinz umfassenden, und durch seinen Inhalt schon an sich höchst wichtigen und vielseitig interessanten Urkundenbuches, nur durch die Liberalität der Königlichen Ministerien des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, welche eine Unterstützung dazu aus Archivfonds bewilligten (Vorr. S. II.), zur Ausführung dieses Unternehmens, auch bei dem vorliegenden beschränkteren Umfange desselben, ermuthigt werden konnte; es wür-

würde es thöricht seyn, dem Wunsche einer Realisirung des oben angedeuteten Ideals allzu sehr nachzuhängen, und sich nicht mit dem, was doch schon schätzbar genug und nicht ohne Aufopferung dargeboten wird, dankbar zu begnügen. — Da nun aber, bei der Beschränkung auf noch ungedruckte oder diesen gleich zu achtende Urkunden, die doch auch höchst wünschenswerthe, allgemeine Uebersicht des urkundlichen Geschichtsquellenvorraths, an sich nicht erreichbar ist, und diesem Mangel daher auf andere Weise abgeholfen werden mufs, so hat der Herausg. dies dadurch bewirkt, dafs er *Regesten*, oder ein *chronologisches Verzeichnifs der bereits gedruckten Urkunden zur älteren Geschichte Preufsens*, mit seiner Urkunden-Sammlung in Verbindung setzte; nicht zwar so, dafs er, wie es z. B. *Günther* in seinem *Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus* gethan hat, die Nachweisung der gedruckten Urkunden in die Urkunden-Sammlung selbst einreihete, was immer einen bedeutenden Uebelstand in sich schliefst, und aus mancherlei Gründen zu mifsbilligen ist; sondern indem er die Regesten *neben* der Urkunden-Sammlung aufstellte, und sie dieser in einer besonderen Reihenfolge voranschickte. Bei diesem ganz zweckmäfsigen Verfahren bleibt nur eins zu wünschen übrig. Der Herausg. hat es nämlich gut gefunden, aufser den Regesten auch ein *chronologisches Verzeichnifs der in dem Codex diplomaticus neu gedruckten Urkunden* beizugeben. Hier nun wäre es überaus zweckmäfsig gewesen, *dies* Verzeichnifs mit dem ersteren (dem der früher gedruckten Urkunden) zu verschmelzen, so dafs hierdurch *eine* Reihenfolge *vollständiger Regesten*, sowohl über die früher, als über die jetzt neu gedruckten Urkunden, entstanden seyn würde. Durch Beifügung einer doppelten Zahl, wovon die eine die laufende Numer des ganzen Regesten-Verzeichnisses angeben, die andere, nur den neu gedruckten Urkunden angehörige aber mit der Zahl in der Urkunden-Sammlung selbst übereinstimmen würde, liefsen sich doch die neu gedruckten Urkunden von den blos nachgewiesenen hinlänglich unterscheiden, und man würde dann eine einfache, vollständige Uebersicht aller bekannten Urkunden gewinnen, die man jetzt nicht ohne Mühe aus zwei verschiedenen Verzeichnissen zusammensuchen mufs. Möchte sich der verehrte Herausg. entschliefsen, bei den folgenden Bänden dieses Codex diplomaticus, die wir hoffentlich noch zu erwarten haben, diesen Vorschlag in Anwendung zu bringen!

Die Regesten, in welchen, wenn wir richtig gezählt haben, 162 Urkunden (ohne laufende Numer) nachgewiesen sind (S. VII—XXIII.), beginnen mit dem Jahre 1148, enthalten also zu Anfange eine Anzahl Urkunden, welche den deutschen Orden vor seiner Einwanderung in Preufsen, oder das Land Preufsen vor seiner Verbindung mit dem deutschen Orden angehen, in beiden Fällen aber zur Vollständigkeit des geschichtlichen Zusammenhanges gehören, und gehen bis zum Jahre 1300, so dafs sie also das ganze dreizehnte Jahrhundert umfassen. Der vollständig gedruckten Urkunden sind 174, von denen die erste dem Jahre 1217, die letzte dem Jahre 1285 angehört, so dafs also das dreizehnte Jahrhundert nicht ganz in diesem ersten Bande abgeschlossen ist. Der Herausg. bemerkt in der Vorrede, dafs es seine Absicht gewesen sey, auch die Urkunden bis zum Schlusse des 13ten Jahrhunderts fortzuführen, dafs aber äufsere Hindernisse, über deren Art er sich nicht weiter ausspricht, dies unausführbar gemacht hätten. Ungeachtet es an sich ziemlich gleichgültig ist, welche Abschnitte bei der Vertheilung des zu einem Werke dieser Art gehörigen Stoffes angenommen werden, so müssen wir es doch theils in Beziehung auf die Oekonomie des Werkes selbst bedauern, dafs der Herausg. an der Ausführung jenes Vorhabens gehindert wurde, weil dadurch der Synchronismus der Regesten mit den Urkunden gestört worden ist, und der Schlufs eines Jahrhunderts überhaupt ein eben so schicklicher als üblicher Ruhepunkt ist; theils auch in Beziehung auf die Sache, weil uns die, ohne Zweifel noch vorhandenen, interessanten Urkunden in Beziehung auf so manche, dem Reste des 13ten Jahrhunderts angehörige, wichtige Ereignisse länger vorenthalten werden. Uebrigens leuchtet es aus dem Zahlverhältnisse der abgedruckten, zu den in den Regesten nachgewiesenen Urkunden, von selbst ein, wie viel wir hier *neues* erhalten. — Die Mehrzahl der hier abgedruckten Urkunden besteht in päpstlichen Bullen; ein Umstand, der bei den Verhältnissen des deutschen Ordens zu dem päpstlichen Stuhle, und bei der Natur der, in den früheren Zeiten, besonders während der Einführung und ersten Gründung des Christenthums in Preufsen, in den Urkunden behandelten Gegenstände, durchaus nicht befremden kann; so dafs es uns vielmehr etwas auffallend war, dafs der Herausg. (Vorr. S. IV.) diesen Umstand einer Art von Entschuldigung bedürftig hielt; denn es wird doch gewifs kein Sachkenner (und andern kann in solcher Sache unmöglich ein Urtheil zugestanden werden) der Meinung seyn, als ob päpstlichen Bullen die Stelle in einem Urkundenbuche mit weniger Recht, als andern Urkunden, gebühre; wenigstens würde von solcher Meinung sich durchaus kein vernünftiger Grund erkennen lassen. Die Weitläuftigkeit des Ausdrucks und der formellen Fassung, welche sich in vielen Urkunden dieser Art (doch bei weitem nicht in allen) findet, kann auch keinen Grund dafür abgeben, sie mit weniger Rücksichten als andere zu behandeln; und der Herausg. hat vollkommen zweckmäfsig gehandelt, dafs er sich durch diese Weitläuftigkeit nicht verleiten liefs, solche Urkunden blos auszugsweise zu geben; denn überall, wo man über die blofse einfache Inhaltsanzeige der Urkunden, wie sie zu Regesten gehört, hinausgehen will, ist es im Allgemeinen, und zumal in den früheren Jahrhunderten, sehr bedenklich, ja für die kritische Benutzung der Urkunden in vielen Fällen ganz unstatthaft, sich willkürliche Abkürzungen derselben

zu erlauben; denn einmal ist das Urtheil über die Grenze des nothwendig Wissenswerthen und des Entbehrlichen in einer Urkunde sehr relativ; fürs andere ist eine Urkunde in gewisser Hinsicht immer zugleich als ein Bild ihrer Zeit zu betrachten, und will als solches vollständig gekannt und betrachtet seyn; und endlich sind für die Urkundenwissenschaft an sich, auch solche Stellen der Urkunden, welche lediglich dem Formalwesen anzugehören scheinen, selten ganz ohne Bedeutung. Erst mit dem funfzehnten Jahrhundert tritt die Periode ein, wo wir es unbedenklich wagen dürfen, und wo es zugleich zweckmäfsig, ja oft nothwendig wird, die Stelle vollständiger Urkunden durch Auszüge zu ersetzen. — Die meisten Urkunden in diesem Codex diplomaticus sind übrigens, nach der Versicherung des Herausgebers, von den Originalen entnommen; mehrere der älteren Bullen mufsten jedoch, in Ermangelung der Originale, nach blofsen Kopien späterer Zeit gedruckt werden. Die Korrektheit des Druckes verdient, so weit Rec. darüber zu urtheilen im Stande ist, allen Beifall. Bei jeder einzelnen Urkunde ist bemerkt, ob sie von dem Original, oder aus einer Abschrift genommen ist; auch hat der Herausgeber jedesmal die Stelle seiner Geschichte Preufsens allegirt, auf welche sich der Inhalt der Urkunde bezieht, und hierdurch das innere Band, welches zwischen diesen beiden Werken obwaltet, auch äufserlich dargestellt. Wünschenswerth bleibt es noch, dafs der Vf. der Beschreibung der Siegel mehr Raum gewidmet haben möchte; denn von diesen ist in der Regel nur Daseyn und Zahl bemerkt, nur in sehr seltenen Fällen aber eine Beschreibung gegeben, die freilich bei den päpstlichen Bullen, deren Beschaffenheit allgemein bekannt und im Wesentlichen durchaus gleichförmig ist, nicht vermifst wird, bei den meisten andern Urkunden aber doch sehr wünschenswerth seyn würde, zumal sie zum Theil von Personen herrühren, von denen Urkunden und Siegel sich in deutschen Archiven äufserst selten, wenn irgend noch, finden; z. B. Nr. XXII. von Herzog Conrad von Masovien; Nr. XLV. von demselben und den Bischöfen von Modena (als päpstlichen Legaten) und Cujavien; Nr. LV. von den Herzogen Primislaus und Boleslaus von Polen; Nr. LXXI. vom Erzbischof Fulko von Gnesen und Bischof Heidenrich von Culm; Nr. CII. vom Herzog Kasimir von Cujavien; Nr. CX. und CXXIX. vom Herzog Semovit von Masovien u. s. m. — In sprachlicher Hinsicht würde vorzüglich *eine deutsche Urkunde* vom Jahre 1278, also einer Zeit, in welcher bekanntlich Urkunden in deutscher Sprache noch zu den gröfsten Seltenheiten gehören, (Nr. CLXIII. Der Vice-Landmeister von Preufsen stellt gewisse Bestimmungen fest, unter welchen Polnische Ritter im Gebiete des Ordens mit Gütern belehnt werden können; S. 171.) zu bemerken seyn, wenn sie wirklich gleichzeitig, und nicht (wie es sehr wahrscheinlich ist) die in jüngerer Zeit gefertigte Uebersetzung einer ursprünglichen lateinischen Urkunde wäre. (Der Herausg. setzt die davon vorhandene Handschrift in das Ende des 14ten Jahrhunderts, und dahin scheint auch die Sprache zu gehören.) — Um gröfsere Weitläuftigkeit zu vermeiden, enthalten wir uns, in den Inhalt der Urkunden selbst einzugehen, die ohnehin fast alle ohne Ausnahme in irgend einer Hinsicht wichtig und interessant sind, und schliefsen mit dem Wunsche, es möge dem verdienstvollen Herausgeber möglich seyn, die Fortsetzung dieses jeder Auszeichnung werthen Codex diplomaticus nicht lange zu verzögern. Jeder Freund gründlicher Geschichtforschung wird derselben mit uns um so begieriger entgegen sehen, als die folgenden Theile nothwendig den ersten an Interesse noch bedeutend übertreffen müssen; denn obgleich auch dieser, namentlich durch Nachweisung der ersten Anfänge religiöser und bürgerlicher Bildung, einen eigenthümlichen Reiz hat, so spielen doch in ihm, der Natur der Sache nach, die kirchlichen Verhältnisse noch eine überwiegende Rolle; die folgenden aber werden uns über die so anziehende Entwickelung des Städtewesens belehren (für welche wir in dem vorliegenden Bande schon zwei sehr interessante Urkunden finden, nämlich: LXVI. Schiedsrichterlicher Spruch des Bischofs Heidenrich von Culm, über einen Streit des D. Ordens mit der Stadt Lübeck, wegen Erbauung einer Seestadt an der Mündung des Pregels, 1246; S. 60. und CXXXII. Fundations-Privilegien der Stadt Dirschau, 1260; S. 134.), und überhaupt einen vielseitigeren Inhalt entfalten. Vielleicht würde, bei allem Reichthum, welchen das königliche geheime Archiv in sich schliefst, dieser Codex diplomaticus doch in mancher Beziehung noch an Vollständigkeit gewinnen, wenn es möglich würde, dabei auch die in städtischen Archiven vielleicht noch vorhandenen Urkunden zu benutzen; doch zweifeln wir nicht, dafs der Herausg. selbst schon diesen Umstand bedacht hat.

## STATISTIK.

PARIS, b. Renouard, ST. PETERSBURG, b. Brieff, u. LEIPZIG, b. Wigand: *La Russie, la Pologne et la Finlande.* Tableau statistique, géographique et historique de toutes les parties de la Monarchie Russe prises isolément. Par *M. J. H. Schnitzler.* Avec 3 plans lithographiés. 1835. XI u. 744 S. 8. (3 Rthlr.)

Der Vf. dieses Werkes, von Geburt ein Elsasser, war früher einige Jahre lang Hofmeister in Curland gewesen, beschäftigt sich seit 8 Jahren mit russ. Statistik und Geschichte, und hatte schon 1829 ein Werk dieser Art als Versuch unter dem Titel: *Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie*, herausgegeben, welches aber bei seinen Unvollkommenheiten leicht vergessen werden konnte, und in diesen Blättern schon seine Beurtheilung gefunden hat. Das gegenwärtige ist nun eine gänzliche Umarbeitung des-

desselben und man kann wohl sagen ein ganz anderes und neues Werk. Dem Vf. standen nun auch ganz andere Hülfsmittel zu Gebote; sein Verleger der Buchhändler *Brieff* in St. Petersburg unterstützte ihn durch alle mögliche literarische Hülfsmittel; von hochangesehenen Männern, deren Namen er zum Theil, weil jene es wollten, ungern verschweigt, erhielt er sehr brauchbare und die neuesten statistischen Nachweisungen, und auf einer eignen Reise nach St. Petersburg und Moskau bei seiner zwar geringen Kenntnifs der russ. Sprache konnte er sich doch durch Autopsie von vielen selbst überzeugen und demnach ein Werk schaffen, das Anspruch auf den Dank des Publicums machen konnte. Wir erkennen auch, dafs der Vf. mit Fleifs gesammelt, die neuesten Quellen und Nachrichten treu benutzt und ein ziemlich lebendiges und belehrendes Gemälde von einzelnen Theilen des Riesenkörpers Rufslands dem Leser vor Augen gestellt hat, aber wir vermissen noch manches, und können uns des Tadels nicht erwehren, dafs Hr. *Sch.* mit französ. *suffisance* oft über verdienstvolle Männer vom Fach den Stab bricht; höchst verwirrt, und nicht selten sich selbst widersprechend manche Gegenstände behandelt, besonders dann, wenn er sich auf das Feld der Geschichte wagt und ohne Führer ist, und dafs er in der Bearbeitung des Stoffes kein richtiges Maafs zu treffen wufste, indem er bald hier mit ermüdender Weitläufigkeit selbst bis in das geringste Detail eindringt, bald dort das Wichtigste gänzlich übersieht oder nur mit wenigen Worten berührt. Auch von dem was man eigentlich unter Statistik zu verstehn habe, und was demnach ein statistisches Werk enthalten solle, scheint der Vf. nicht den gehörigen klaren Begriff zu haben, denn Volkszahl, Schulen, Flüsse und Terrain-Verhältnisse und Handel allein anzugeben, wie Hr. *Sch.* that, geben noch kein vollständiges statist. *Tableau*, und vorzüglich mangelhaft wird es auch noch dadurch, dafs er der so sehr trüglichen Zahlenstatistik eine Hauptrolle zu spielen gibt. Das innere Leben des Staates, das Administrative in gerichtlicher und finanzieller Hinsicht und wie dieses oder jenes auf die Moral und den Wohlstand mehr oder weniger einwirke, das Verhältnifs der verschiedenen Stände zu einander, die Vorrechte des Adels, der Geistlichkeit, des Kaufmannstandes, der Odnodvorzie, freien Bauern und Leibeignen, der Werth der Güter, die Beförderungsmittel und Hemmungen des Handels und der Industrie und vieles andere mehr würde gewifs den lernbegierigen Leser weit mehr angezogen haben, als die oft irrigen historischen Ausschweifungen oder das lange Verweilen bei Kleinigkeiten. Doch, wir wollen dem Vf. Schritt vor Schritt folgen, und sehen, wie er seine Aufgabe gelöst hat.

Zuerst müssen wir darauf aufmerksam machen, dafs der Vf. keineswegs das liefert, was er unter dem vielsagenden Titel: *tableau statistique, géographique et historique de toutes les parties de la Monarchie russe prises isolément* zu geben verspricht, denn von dem ungeheuern statistisch so merkwürdigen Sibirien und den russ. amerikanischen Besitzungen, von den Caucasischen und transcaucasischen Provinzen, welche gewifs jeder Geograph als Theile der russ. Monarchie anerkennen wird, findet der Leser kein Wort, auch verweist der Autor nirgends auf einen 2ten Theil, worin die obengenannten grofsen Länder, die in finanzieller, merkantilischer und politischer Hinsicht von so hohem Interesse sind, betrachtet werden sollten. Warum, aber fragen wir weiter, führt er in dem Titel Polen und Finland ganz besonders an? Sind denn diese Länder nicht mit dem ganzen russ. Reiche gleichsam zu einem polit. Ganzen verschmolzen? Wollte der Autor damit vielleicht andeuten, dafs hier gewisse Vorrechte der Stände und also eine andere Verwaltung herrsche, so hätte er ja auch die Ostsee-Provinzen, das Land der Kosaken mit gleichem Rechte auf dem Titel anführen müssen. Wir sehen also keinen Grund ein, warum er hier namentlich Finland ins besondere hervorzog.

In der Vorrede beklagt sich der Vf. über die geringe Unterstützung, die er von den russ. Gelehrten erhalten habe, und dafs sie ihm ihre Werke gar nicht zur Benutzung und nähern Bekanntmachung derselben zugesandt hätten. Es klingt dieses etwas sonderbar. Ansprüche auf solche Zusendungen hat wohl noch niemand gemacht, was gäbe auch ein Recht dazu? und schickt der Autor einem Manne vom Fache sein Werk zu, so bezeigt er ihm dadurch gleichsam eine Huldigung seines Verdienstes, wie kann diese aber Hr. *Sch.* schon im Voraus verlangen, da sein Ruf in Rufsland noch nicht so hoch gestiegen ist, dafs die Gelehrten auf seinem Altare ihm ihre Opfer niederlegen sollten! Aber er schadet seinem Werke auch durch diese Aeufserung, denn wufste er, dafs brauchbare russ. Werke vorhanden waren, so hätte er sie benutzen und sich solche, wenn auch theuer anschaffen müssen, (auf Zusendungen darf wohl kein Autor rechnen,) waren aber keine zu benutzende Werke da, wozu diese leeren Worte? dafs er sie als seine Gewährsmänner und Quellen auch angeführt haben würde, ist nichts mehr als die schuldige Pflicht eines gewissenhaften Autors und bedarf dieser besondern Versicherung nicht weiter.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## STATISTIK.

Paris, b. Renouard, St. Petersburg, b. Brieff u. Leipzig, b. Wigand: *La Russie, la Pologne et la Finlande. — — Par M. J. H. Schnitzler* etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 26.)

Nun schreitet Hr. *Schnitzler* zu seinem Gegenstande selbst, und theilt ihn in 2 Theile, nämlich: A. Slaven. B. Nichtslaven. Erstern zerlegt er in 5 Kapitel, nämlich: 1) die Slaven im Allgemeinen, Ursprung, erste Niederlassungen, Sprache und Sitten derselben. 2) Die Russen, Grofs-Rufsland, mit den Gouvernements Moskwa, Wladimir, Nischnj-Nowgorod, Kostroma, Jaroslav, Kaluga, Twer, Grofs-Nowgorod, St. Petersburg, Pskov, Rjasan, Tula, Orel, Kursk, Tambov. 3) Weifs- u. Schwarz-Rufsland, mit den Gouvernements Smolensk, Witebsk, Mogilev, Minsk, Grodno. 4) Klein- und Roth-Rufsland, mit den Gouvernements Kiev, Tschernigov, Poltava, Slobode, Ukraine, Woronesch, dem Lande der Kosaken, Podolien, Wolynien. 5) Polen, Geschichte, Sprache, Sitten und Theilungen desselben. Von S. 511 — 526. Der 2te Theil, der von den Nichtslaven handelt, zerfällt in 3 Kapitel, von denen das 1ste die vom Lettischen Volksstamme bewohnten Gouvernements Lievland, Curland und Wilna, die Provinz Bjalestock; das 2te, die von finnischen Völkerschaften besetzten Gouvernements Ehstland, Archangel, Olonetz, Wologda, Wjatka, Perm und das Grofsfürstenthum Finnland; das 3te aber die von Türken und Tataren bewohnten Gouvernements Kasan, Simbirsk, Pensa, Saratov, Astrachan, Orenburg, Jekaterinoslav, Cherson, Taurien, die Stadtgebiete Taganrok und Odessa und die Provinz Bessarabien betrachtet. Jedem Kapitel geht als Einleitung das Ethnographische des fragl. Völkerstammes kurz voraus, bei jedem Gouvernement aber betrachtet der Vf. die Theile, woraus es zusammengesetzt ist, die Grenzen desselben, die Terrain-Verhältnisse, Boden, Flüsse, Agricultur, Fabriken, Religion, Volkszahl, geistige Cultur, Schulen, und schliefst mit einer meist historisch-statistischen Beschreibung des Hauptortes und einzelner besonders merkwürdiger Orte.

Wir bemerken zuerst gegen diese Eintheilung, dafs die Grenzen der Gebiete von Grofs-, Klein-, Weifs- und Roth-Rufsland keinesweges ganz genau bekannt sind, und dafs folglich die denselben zugeschriebenen Gouvernements auch daher nicht mit voller Gewifsheit dazu gerechnet werden dürfen; dafs aber im 2ten Theile, wo das ethnographische Princip als Theilungs-Princip angenommen wird, Verwirrung und Irrthum unvermeidlich sind, indem Gouvernements hier unter eine Kathegorie gestellt werden, die ihrer gemischten Bevölkerung nach zu zwei, ja drei verschiedenen gehören müfsten, als z. B. die Gouvernements Tambov, Pensa u. s. w., die von Tataren, Russen und Mordwinen, oder Lievland, das in seinem östlichen Theile gröfstentheils von Ehsten bewohnt wird. Freilich sucht der Vf. diesem wahrscheinlich selbst gefühlten Uebelstande durch Anführung der Volkszahl der dasselbe Gouvernement bewohnenden verschiedenen Stämme abzuhelfen; allein dem Leser schwebt immer der Rahmen, mit dem das Bild eingefafst worden, vor Augen und täuscht ihn.

Das *erste* Kapitel, wo der Vf. *den Ursprung, die ersten Niederlassungen, Sprache und Sitten der Slaven im Allgemeinen* von S. 1 — 14 betrachtet, wird wohl niemand hier, wo ein statistisch-geographisch-historisches Gemälde von Rufsland geliefert werden soll, in der Ausdehnung erwarten, wie es der Vf. uns giebt. Da Hr. *Sch.* nichts Neues sagt, und seine Zusammenstellung des Bekannten und Hypothetischen nicht lichtvoll ist, er auch weitläufig aller Slavenstämme Erwähnung thut, selbst wenn sie gar nichts mit Rufsland gemein haben, so zerstreut eine solche antiquarische Abhandlung mehr als dafs sie den Leser auf den wahren Standpunkt führt und ist folglich hier gar nicht an ihrem rechten Orte. Kommt noch hinzu, wie hier der Fall ist, Mangel einer scharfen Kritik, Annahme längst verworfener Hypothesen, schwankende Begriffe u. s. w., so ist leicht begreiflich, dafs dem Werke kein Abbruch geschehen wäre, wenn das ganze Kapitel weggefallen wäre. Wie wenig Zutrauen der Autor übrigens zu seinen statistischen Angaben einflöfst, läfst er uns gleich im Anfange in den ersten Worten fühlen, wo er sagt: *une race, forte de cinquante à soixante millions d'hommes*; wo also die Wahl zwischen 10 Millionen mehr oder weniger dem Leser gelassen wird. Strenge Statistiker würden sich wohl nicht leicht eine so vage Aeufserung erlauben. Dafs aber die Slaven S. 1 heut zu Tage von Japan bis an die Oder sich ausgebreitet haben, ist wohl mehr eine Hyperbel als Wahrheit: denn wenn von Ausbreitung eines Volkes die Rede ist, können einzelne Familien, Regimenter, Colonien u. s. w., die vielleicht weit in ein fremdes Land vorgeschoben sind, nicht für die Ausbreitung des Volkes selbst, zu dem sie

gehören, angesehen werden. Mit gleichem Rechte würde man auch sagen können, die Engländer haben sich über die ganze Welt verbreitet, weil sie in Ost-, West- und Süd-Indien, in Afrika und Europa überall Faktoreien und Länder besitzen. Gleiches könnte von den Deutschen gesagt werden, die in Colonien und zerstreut an vielen Orten der Erde angetroffen werden. Wenn aber der Slavenstamm bis nach Japan sich erstreckte, so war ja des Autors Eintheilung der Gouvernements nach den dieselben gröfstentheils bewohnenden Völkerschaften auch von der Seite unrichtig, und er verfiel mit sich selbst in Widerspruch. S. 2 dürfte das vom Autor gebrauchte Wort *tribus ouraliques* zu Mifsdeutungen leicht führen können. Die Ethnographie kennt keine *tribus ouraliques*, und wenngleich sie von Völkern des Kaukasus u. s. w. spricht, so führt sie doch nirgends die Finnen unter dem besonderen Namen *der Völker des Urals* auf. Da nun Russen, Baschkiren, Permier, Meschtschüren, Kosaken u. s. w. den Ural auch bewohnen, so kann leicht der allgemeine Name: „Völker des Ural", Verwechselungen erzeugen, welche jeder Schriftsteller zu vermeiden suchen wird. S. 6 lesen wir über die Ausbreitung der Slaven-Stämme: *et puis les Porusses ou Prussiens, dont les sièges s'etendaient derrière la Vistule jusqu' à la rivière de Russ, à la quelle ils devoint leur nom*; und S. 20 heifst es: *Rourick, qui venoit du pays des Vareghes étoit de la race des Porouſs* etc. S. 17 schreibt er nach *Nestor*: *les Vareghes sont établis sur la Baltique et sont Normans*. Hier herrscht Verwirrung und Widerspruch!

Das *zweite* Kapitel hat die Aufschrift: *grande Russie ou Moscovie*. Letzter Name ist aber längst veraltet, nur von Polnischen parteiischen Autoren gebraucht, und zu vag, als dafs er noch in einer Statistik, wo der gegenwärtige Zustand eines Landes dargestellt werden soll, einen Platz finden könnte. Des Vfs. Behauptung, dafs (S. 16), nachdem die drei Brüder Rurik, Sineus und Truvor sich im Lande der Wessen und Kriwitschen niedergelassen hatten, dieses Land seitdem Rufsland genannt worden sey, ist nur zum Theil wahr, denn sobald Oleg sich des Gebietes von Kiev bemächtigt hatte, ging dieser Name auch auf dieses Land über, und unter dem Namen *Rufsland* verstand man lange Zeit hindurch nur Kiev, Tschernigov und die südlichen Umgebungen, während die russischen Chronikenschreiber alles übrige Land im Allgemeinen die *russischen Lande*, den nördlichen Theil aber *Nowgorod* nannten. Wer nun hoffen wollte, die ersten Anfänge der russischen Geschichte aus diesem 2ten Kapitel zu erlernen, der würde sich sehr irren, denn so grofse Belesenheit der Vf. auch zeigt, und so bekannt er mit den Schriften zu seyn scheint, die darüber erschienen sind, so wenig scheint ihm ein klares Bild vorzuleuchten, denn er ist dunkel, verworren und fällt zuweilen mit sich selbst in Widerspruch, je nachdem er diesen oder jenen Autor zu Rathe zieht und ihm folgt. Wir leugnen freilich keineswegs die grofsen Schwierigkeiten, die sich dem Forscher bei den Anfängen der russ. Geschichte entgegenstellen; da aber der Vf. keine gelehrte historische Untersuchung darüber liefern, sondern nur eine Skizze davon geben wollte, so hätte eine kurze Andeutung nach Karamsin oder einem andern russ. Geschichtschreiber hinlänglich genügt. Wir wundern uns daher nicht wenig, dafs er so lange bei anerkannt irrigen und grundlosen Behauptungen, wie sie einige polnische und sanguinische Franzosen über Rufsland aufgestellt haben, verweilt, aus *Podczaszynski* eine ganze Seite abdrucken läfst, und gar S. 25 in diesen polnischen Ton mit einstimmt, wenn er den russ. Kaiser *le Knis de Moscovie*, titulirt. Ganz gegen alle Erzählung Nestors und die merkwürdigen Worte Olegs legt der Vf. diesem einen ganz andern Beweggrund seiner Besitznahme von Kiev bey; er sagt nämlich S. 21. *lorsque les bords riants du Dnièpre eurent excité sa convoitise*. Nein, die damals mit Wald bedeckten Ufer des Dnjepr, die noch heut zu Tage sandige Gegend u. s. w. können unmöglich den wilden Oleg so gereizt haben, dafs er mit List und Mord sich deren zu bemächtigen suchte; auch lag es keineswegs in dem Charakter der kriegerischen räuberischen Normanen, nur reizend gelegene Ortschaften zu besitzen. Hätte der Vf. statt „Reiz der Naturschönheiten" die Aussicht auf eine reiche Beute gesetzt, so würde er wenigstens die Normanen treuer geschildert haben, als dafs er ihnen so sentimentale weibische Empfindungen und Begierden zuschreibt. Eben so irrig und geographisch ganz unrichtig ist der Satz einige Zeilen weiter unten: *Kief, sous un ciel plus doux* u. s. w., denn es ist bekannt genug, dafs der Winter in Wäldern strenger als in St. Petersburg ist, und dafs die südöstl. Gouvernements des europ. Rufslands einen weit härtern Winter haben, als die mehr nach W. in nördlichern Breiten gelegenen Provinzen. Wer möchte aber wohl dem Autor mit beistimmen, wenn er S. 21 sagt: dafs Nowgorod seine politische Wichtigkeit nur der durch die Ländertheilungen geschwächten Macht der russ. Fürsten und dem Einbruche der Tataren zu verdanken habe. Nein, die *Magna charta libertatum* die es vom Grofsf. *Jaroslav* erhielt, der grofse Handel zu Wasser und zu Lande, den es mit der Hansa, namentlich den Lübeckern und den Gothländern, dem Auslande namentlich den Niederlanden und England führte, die weiten Besitzungen, die es sich in Osten und Norden zu erwerben wufste, der Reichthum, kriegerische Geist und stolze Freiheitssinn seiner Bewohner, so wie das besondere Glück, ausgezeichnete Männer am Staatsruder besessen zu haben und von dem Joche der Tataren befreit geblieben zu seyn, erhoben es zu der schwindelnden Höhe von der es nur ein Iwan Wassiljewitsch, doch erst nach hartem Kampfe, stürzen konnte. Nicht minder unwahr und unhistorisch ist was der Vf, S. 23 sagt: *la Russie de Kief passa sous la domination des Lithuaniens et de la Pologne: elle resta ainsi en contact avec la civilisation, comptait parmi les pays de l'Europe qui la reconnoissoit comme*

*l'une*

*Russe de ces parties, et en obtint bientôt, à l'exclusion de la Moscovie, le nom de Russie.* — Allerdings war bis zur Versetzung des Metropolitenstuhles nach Wladimir und Moskwa die alte Residenz der russ. Grofsfürsten *Kiev* der Sitz der Aufklärung und der Wissenschaften in Rufsland, aber nachdem Wladimir sich erhoben hatte und Kiev von *Batie Chan* seit 1236 gänzlich zerstört war, so dafs es sich seitdem nicht wieder erholen konnte, nachdem es die Tataren völlig aussaugten und nun im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte ein menschenleerer, armer, ja ganz erbärmlicher Ort war, erhob sich seit *Iwan Kalita* Moskwa immer mehr und mehr und die russ. Metropoliten brachten aus Griechenland gewöhnlich nicht allein ihre eigene Gelehrsamkeit, sondern auch grofse Bücherschätze mit, wie die reiche Patriarchal- oder Synodalbibliothek, von der uns Matthäi früher und neulings noch Prof. *v. Closius* in *Dorpat* so interessante Nachrichten mitgetheilt haben, hinlänglich beweiset. Hier schrieben auch Cyprian, Makary und viele andere, während in Kiev alles verstummt war.

Wenn wir nun bedauern müssen, dafs der Vf. so weitläufig in den ersten Kapiteln seines Werkes ist, und sogar anerkannt Fabelhaftes als z. B. die Entstehung des Namens Moskwa von Mesech u. s. w. darin aufnimmt, der Beschreibung von Moskwa und nächster Umgebung 50 Seiten, der von St. Petersburg 120 Seiten, der von Grofs-Nowgorod 16 Seiten, der von Kiev 14 Seiten schenkt, während er auf Polen, das er auf dem Titel seines Werkes doch besonders aufführt, kaum 15 Seiten verwendet und dabei Warschau u. s. w. gänzlich übergeht, so müssen wir bekennen, dafs es uns scheint, als habe Hr. S. seinen Gegenstand vorher ganz und gar nicht übersehen gehabt, denn wie hätte er sonst sich eine solche Ausführlichkeit neben einer solchen Kürze erlauben können. So gelungen wir nun aber auch die S. 24 ff. gegebene Charakteristik der Russen nennen können, so möchte doch der Leser S. 30 zu einer irrigen Ansicht verleitet werden, wenn er liest: *à dater de leur immersion dans les eaux glacées des fleuves au jour des rois*; denn nur bei einigen Altgläubigen geschieht die Taufe im Flufswasser, keineswegs aber werden die Russen blofs am h. Dreikönigstage getauft und noch weniger im Eise. Wahrscheinlich verwechselte hier der Vf. die an diesem Tage besonders in St. Petersburg und Moskwa stattfindende feierliche Fahnen-Weihe, und vergafs, dafs nach den Dogmen der russ. Kirche, die Taufe der Kinder nicht aufgeschoben werden darf.

Sehr interessant sind die Angaben der fortschreitenden Industrie, wobei dem Autor gute Hülfsmittel zu Gebote standen, und die er auch sorgfältig benutzte. So lesen wir S. 40, dafs 1820 im Moskowschen Gouv. nur 2 Dampfmaschinen, während 1830 schon über 100 im Gange waren; dafs ebenfalls die Spinnmaschinen täglich sich vermehren und demnach durch die ersparte Arbeit das Fabrikat wohlfeiler wird, die Menschenkräfte aber auf andere Industrie-Zweige verwendet werden können. Wie grofs die Staats-Einkünfte sind, ist daraus ersichtlich, dafs z. B. das Gouvernement Moskwa der Krone jährlich 9½ Million Rubel einbringt, während die Kosten der Administration desselben nur 157,260 Rubel betragen. Der Autor gibt hiervon keinen Grund an, wir glauben ihn aber in dem Umstande zu finden, dafs Moskwa der Hauptsitz des Centralhandels von ganz Rufsland ist; dafs hier die reichen Kaufleute der ersten Gilde, die bedeutende Abgaben der Krone zahlen, in grofser Zahl beisammen leben; dafs hier das Fabrikwesen blüht, und dafs der hier getriebene asiatische Luxus bei den Zollämtern u. s. w. grofse Summen einbringt.

Die detaillirte Beschreibung Moskwa's gehörte nun eher in eine Topographie als hierher; denn wer will hier die Erbauung und Schicksale einzelner Kirchen, Klöster und anderer Gebäude im Chroniken-Tone lesen, wenn er ganz Rufsland mit geistigem Auge zu überblicken sucht. Der Vf. entschuldige sich nicht damit, dafs Moskwa die Hauptstadt des Reiches sey, die Stadt der strengen Zare und der Rufslands Macht gründenter Grofsfürsten; auch Kiev, Wladimir, Tschernigov, Rjäsan, Twer, Nowgorod, u. s. w. erwecken merkwürdige Erinnerungen, und wollte diese der Vf. auch anführen, wo würde er haben enden müssen. — S. 86 hätte der Vf. sich deutlicher über die Zahl der Häuser in Moskwa aussprechen sollen. Ein gewisser Raum, auf welchem oft mehrere grofse Häuser mit Nebengebäuden u. s. w. stehn und meistens nur Einem Herrn gehört, führt gröfstentheils nur Eine Numer. Wenn es also heifst: im Brande von Moskwa brannten von 14,000 beinah 12,000 Häuser (d. i. Hausnumern) ab, so mufs man eine weit gröfsere Anzahl von Gebäuden darunter verstehen. Wie wäre es auch sonst möglich, dafs bei der luxuriösen Wohnung der Reichen und Grofsen, bei ihrer grofsen Anzahl von Bedienten, u. a. in 14,000 Häusern nahe an 400,000 Menschen wohnen könnten; dann kämen ja über 28 Menschen auf Ein Haus! S. 87, dafs 8 steinerne Brücken und 98 hölzerne Brücken in Moskwa über die Flüsse und Kanäle führen, scheint uns ein Irrthum zu seyn. Nur *Eine* steinerne Brücke führt über den Moskwa-Flufs; zählt aber der Autor alle auch noch so kleine Brücken und Stege zusammen, so könnte freilich die angegebene Zahl herauskommen. S. 106. Sehr auffallende Verhältnisse gewähren die Zahlen, die der Autor von den Schulen, Lehrern und Schülern im Gouvernement Wladimir in einer Reihe von 8 Jahren d. i. von 1824 bis 1832 gibt. Man zählte nämlich 1824, 102 Schulen mit 120 Lehrern und 1301 Schülern; 1826, 54 Schulen mit 175 Lehrern und 1047 Schülern; und 1832, 59 Schulen mit 105 Lehrern und 1518 Schülern. Während also 1832 die Zahl der Schulen gegen die von 1824 um die Hälfte geringer und das Lehrer-Personale auch vermindert war, zählte man doch über 200 Schüler mehr! — In den 11 geistl. Schulen aber betrug die Zahl der Schüler bei nur 42 Lehrern 2743 Schüler! Es kommen dem-

demnach in den geistlichen Schulen 249⅓ Schüler auf Eine Schule und 65¼ Schüler auf Einen Lehrer, während in den andern Schulen 25⅔ Schüler auf Eine Schule und 14½ Schüler auf Einen Lehrer kommen. S. 107. Die Geschichte Wladimirs, so reich an merkwürdigen Ereignissen, behandelt der Vf. ziemlich kurz, und erwähnt mit keiner Sylbe des tragischen Endes der Fürsten, Fürstinnen, Bojaren und Priester, die in der Cathedralkirche nach tapfern Widerstande gegen die eindringenden Tataren im Rauch und Feuer ihren Tod fanden, und welche Trauerscene Karamsin so lebendig darzustellen wufste. Ebendaselbst spricht er auch von *nombreuses maisons en pierre*; wir erinnern uns aber nicht aufser einigen eine auffallend grofse Zahl derselben gesehen zu haben. S. 108 scheint dem Vf. das zwar kleine aber gründliche interessante Werkchen vom Grafen *S.* über *Pereslawl Saleskj* unbekannt geblieben zu seyn. Da nun der Vf. für den Ausländer schrieb, so hätte er die russ. Worte: *gorod*, *posad*, *sloboda*, S. 291, *mougik*, *katschelhi*, S. 365, *zachtadnaja*, S. 368, *pouchkars* u. a. m. wenigstens in der Uebersetzung wiedergeben sollen, denn eine Erklärung derselben finden wir nirgends. S. 109 lesen wir die merkwürdigen Worte: *Mourom est une ville tellement ancienne qu'elle remonte même au-de-là de la fondation de l'état russe: elle étoit alors la capitale d'un peuple payen, peut-être des Mardouins* etc. Womit beweist der Vf. dieses? Sind *Herberstein* und *Olearius*, auf die er sich hier und im folgenden bezieht, ihm Quellen der alten russ. Geschichte? Oder glaubt er vielleicht gar den Fabeln der Joachim'schen Chronik? Wer möchte aber wohl in ein so hohes Alterthum Städte und dazu noch in ein Land und unter ein Volk versetzen, das in jeder Beziehung noch ganz roh war, und wo alle Veranlassungen, die anderswo die Gründung von Städten bewirkten, wegfielen? Arabische Schriftsteller und Reisende, die im 10. Jahrhunderte Rufsland besuchten und darüber vieles berichten, der mit der Vorgeschichte Rufslands so sehr vertraute Nestor sagen kein Wort von Murom als der *Hauptstadt der Mordwinen*. Wo aber eine Hauptstadt ist, erwartet man auch geringere Städte, welche und wo waren diese? Auch bei den Gouvernements Nischegorod und Kostroma fällt der Unterschied zwischen den Administrations-Unkosten und der Staats-Einnahme gar sehr auf. Im erstgenannten Gouvernement betrugen die Unkosten 71,990 bei 3,770,000 Rubel Einnahme; im letztern Gouvernement aber 77000 bei 3,283000 Rubel Einkommen. Der Autor gibt hiervon keinen Grund und doch liegt er sehr nah, da die berühmte Nischegoroder Messe einen bedeutenden Zoll abwirft, die Kostromaer Kaufleute aber meistens Grofshändler sind und zur ersten Gilde gehören, daher der Krone jährlich grofse Abgaben zahlen. S. 115. Die Zahl der Protestanten in Nischnjgorod mufs doch nicht so ganz klein seyn, da sie eine niedliche steinerne Kirche daselbst besitzen. Die Beschreibung des grofsen Nischnjgoroder Marktes, der im Jul. 4 Wochen dauert und wo gegen 200,000 Menschen aus allen Ländern und Orten zusammenkommen und für mehr als 120 Millionen Rubel Waaren umgesetzt werden, ist genügend und füllt 4 Seiten. S. 123. Die geringere Zunahme der Volkszahl in dem Gouvernem. Kostroma hat einen natürl. Grund, den der Autor wohl hätte anführen können; es wandern nämlich jährlich eine grofse Menge junger Männer als Zimmerleute, Maurer, Schiffer u. s. w. aus und kehren nicht alle wieder heim. Gleiches ist der Fall mit den Bewohnern des Gouvernements Jaroslav, die schon in den ältesten Zeiten, wie Nestor uns berichtet, als Zimmerleute berühmt waren und auswanderten. Hier hätte nun auch der Vf. mit mehr Ausführlichkeit der diesem Gouvernem. eigenen Industrie, der Damast- und Leineweberei eingedenk seyn sollen. Es ist das wahre Spinnerland der Russen und durch den Handel und innere Betriebsamkeit sehr belebt. Dafs der Vf. des eigenen s. g. Jaroslavscheu Dialects nicht gedenkt, den schönen wohltönenden Moskowschen nicht hervorhebt, der besondern Trachten der Jaroslaver Frauen keine Erwähnung thut, vermissen wir ungern in einem statistischen Werke. Eben so müssen wir tadeln, dafs er bei den mehrsten Gouvernements nur der Hauptstadt derselben seine Aufmerksamkeit schenkt, die andern Städte oft nicht einmal dem Namen nach anführt, und von dem so wichtigen Unterschiede, ob die Dörfer der Krone oder Edelleuten gehören, ob sie von freien Bauern oder Postbauern u. s. w. bewohnt werden, und wie ihre Verhältnisse sind, kein Wort sagt. S. 142 führt er mit Recht an, dafs es in *Rschef*, einer kleinen Stadt im Twerschen Gouvernement wenig Arme und keinen Betrunkenen gibt, weil da die Trunkenheit verabscheut werde. Aber warum verschweigt er uns den wahren Grund hiervon? Der Wohlstand der Bewohner ist es nicht, wie der Vf. glaubt, denn sonst müfsten ja nur die Aermern überall die Trunkbolde seyn, deren Rufsland so viele hat; nein, Rschef ist gröfstentheils von Altgläubigen (Raskolniks) bewohnt, von denen einige Secten besonders strenge Sitten und Gewohnheiten beobachten. S. 148 bemerken wir mit Unbehagen die sprachwidrigen Worte: *le convent de Nilova*; das klingt, als wenn wir im Deutschen sagen wollten statt z. B. St. Petri-Kloster: das Kloster von St. Peterschen. Aehnliche Verstofse gegen das Russische wie z. B. weiter unten S. 157 *Joachim Korsountsaine* u. a. m. lassen grofse Schwäche in der Kenntnifs des Russischen vermuthen und mit Recht Mifstrauen in seine Benutzung der russ. Quellen setzen.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## STATISTIK.

PARIS, b. Renouard, ST. PETERSBURG, b. Brieff u. LEIPZIG, b. Wigand: *La Russie, la Pologne et la Finlande. — —. Par M. J. H. Schnitzler* etc.

(*Beschluss von Nr. 27.*)

Die etymologische Excursion bei Gelegenheit der Stadt *Wolotschok* über *Volok* war ganz überflüssig, besonders da es der Bedeutungen von *Volok* noch andere giebt, die weit wichtiger sind, wie dieses die Akademiker *Lehrberg*, *Sjögren* und ältere in ihren gelehrten Schriften nachgewiesen haben. Dafs aber der Hr. Autor das bekannte russische Werk über die Canal-Verbindungen in Rufsland hier anzuführen vergafs, ist kaum zu entschuldigen, da es aus authentischen Quellen geschöpft ist und dem Manne, der Rufsland kennen lernen will, unentbehrlich ist. S. 157. Was der Vf. von der Geschichte Nowgorods sagt, ist nur halb wahr und zu fragmentarisch als dafs der Unkundige ein wahres reines Licht dadurch erhalten könnte. Wie die Nowgoroder zu ihrer *Magna charta* kamen, war gewifs mehr der Erwähnung werth als vieles andere, was er sonst anführt. S. 182. Die geringen Anhöhen bei Waldai und die Douderofschen Berge bei St. Petersburg findet der Vf. kaum der Beachtung werth; allein dieses ist nur in relativer Hinsicht wahr, denn in grofsen Ebenen wird eine geringe Anhöhe schon bemerkenswerth und wichtig. Dieses ist hier der Fall, besonders da sie hier eine wichtige Wasserscheide machen. Die Berechnung der Witterungstage ist aus dem St. Petersburgischen Kalender entnommen, und sattsam bekannt. S. 187. Nach dem akademischen Kalender ward die Entfernung von St. Petersburg nach Moskwa zu 728 Werst angegeben; warum berechnet sie der Vf. zu 698 Werst und dafs der Vf. so wenig Sorgfalt für einen reinen Stil trägt, ist sehr zu bedauern, oft wirft er die Gegenstände gar sonderbar durch einander wie z. B. S. 157, wo es heifst: *près de la moitié des paysans sont à la couronne. En* 1832 *on a inoculé la vaccine à* 12,980 *enfans.* Und S. 368 *ville, peuplée de Strelitz, de Pouchkars et de Cosaks.* Wer versteht itzt die beiden ersten Ausdrücke? Könnte man nicht leicht die *Pouchkars* (Kanoniers) für ein eigenes Volk halten wie ein gewisser Gelehrter die Toptschi (Artilleristen) der Türken auch für ein eigenes Volk nahm? Gewifs aber ist es eine Nachlässigkeit, wenn der Vf. schreibt: S. 389 *on trouve beaucoup d'hommes libres, tant de la classe des Zémiani que de celle des Schlakhtitz ou nobles.* Giebt es denn auch *unfreie* Adlige? S. 488 hätte des vielen Verbrauches des *Zenkaenskj* besonders bei Gastmalen, wenn die Köpfe schon erhitzt sind und er schäumend als Champagner gegeben wird, Erwähnung geschehen müssen. Auch *Koeppen's* neustes Werk über den Weinbau in Rufsland war der Anführung und Benutzung werth. S. 497 dafs in Podolien die Bauern bis auf 12 Ochsen vor Einen Pflug spannen, weil das Erdreich zu steinig sey, scheint unglaublich und zwecklos. Wie viele Pferde oder Ochsen müfsten nun wohl die Finnen vorspannen, da bekanntlich in Finnland das Erdreich noch weit steiniger ist? S. 513. Aber wie konnte sich der Vf. so lange bei den anerkannten Fabeln der polnischen Geschichte und ihres Ursprunges verweilen, da er bei weit interessantern und wichtigen Gegenständen sich über Mangel an Raum beklagt, und sie daher übergeht? Und da der Vf. nicht für den Gelehrten allein schrieb, hätte er doch wenigstens für den Laien bei den Namen der polnischen Könige die Jahrszahl bemerken können. Dafs es aber Polen nur wenige Seiten schenkt, haben wir schon oben gerügt.

Würde der fleifsige Vf. mit gröfserer Sichtung seiner Materialien, mit strengerer Ordnung derselben und wo möglich gleicher Behandlung seiner Gegenstände zu Werke gegangen seyn und das Entfernte und Hypothetische aus seiner Geschichte, so wie das Minutiöse und weder Interessante noch Einfluss Gebende bei Seite gelassen haben, so sind wir überzeugt, dafs er allen Anforderungen genügt und ein vollkommenes Ganze geliefert haben würde. Druck und Papier sind sehr schön, auch sind die 3 beigegebenen Pläne von Nischnj-Nowgorod, St. Petersburg und Moskwa fleifsig und rein gestochen, doch hätten wir in denselben gerne mehr *details* gewünscht, da nur die Hauptviertel und Hauptstrafsen angegeben sind.

— *R.* —

## ORTSBESCHREIBUNG.

CARLSRUHE u. LEIPZIG, Kunst-Verlag b. Creuzbauer: *Die klassischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte* in Original-Ansichten dargestellt, gezeichnet von *Gust. Adolph Müller*, auf Stahl gestochen von *Henry Winkles* in London und den



Ee besten

besten englischen Künstlern. Mit Erläuterungen von *Heinrich Zschokke*. 1835 — 36. in gr. 8. Lieferungen I — XI.

Den sogenannten Kunsthandlungen verdankt man in Deutschland bereits mehrere ähnliche Unternehmungen. Sie empfehlen sich in der Regel durch die Leichtigkeit der Anschaffung und durch die Menge von Bildern, die man für einen mäfsigen Preis erhält. Dieser Preis beträgt bei dem anzuzeigenden Werke für die Lieferung mit drei Stahlstichen und einem Bogen Text auf Velinpapier 8 gGr. oder 36 Kreuzer rheinisch, während eine jede Lieferung der Prachtausgabe in Royal-Quart mit Abdrücken auf chinesisch Papier nur das Doppelte kostet. Das Werk, welches die sämmtlichen Kantone der schweizerischen Eidgenossenschaft umfafst, soll in vier und zwanzig Lieferungen vollendet werden. Gewöhnlich sind bei allen derartigen Bildergallerien, malerischen Reisen oder wie sie sonst heifsen, die Abbildungen die Hauptsache und der Text — ein wahres Nebending. Hier ist es, darf der Rec. gerade heraussagen, der umgekehrte Fall. Woran liegt das? Einmal darin, dafs kein einziger derjenigen Künstler, deren beharrlichem und kräftigem Zusammenwirken man die vorliegenden Abbildungen verdankt, in ihrem Fache die Vollendung erreicht hat, die jedermann willig dem ehrwürdigen Zschokke, in der unübertroffenen Darstellung vaterländischer Gegenstände einräumen wird und alsdann, weil die Schweizernatur selbst gegen solche winzige Conterfeye sich sträubt. Mögen auch diese Bilder geistreich aufgefafst seyn, mögen sie auch so lange es sich nur um liebliche Landschaften handelt, den Charakter des Landes treu wiedergeben, so bleibt es unmöglich auf dem Raum einiger wenigen Quadratzoll, um uns eines Ausdruckes des Umschlages zu bedienen, „die erhabene, oft schauerhaft schöne Scenerie" auf eine nur irgend einiger Maafsen anregende Weise dem sinnigen Beschauer vorzuführen. Hier scheitert offenbar bei dem besten Willen die Kunst an der Aufgabe, die sie sich gesteckt hat. Wir verkennen übrigens nicht welch' einen grofsen Kostenaufwand die Verlagshandlung dem Ganzen gewidmet und mit welcher Pracht sie es ausgestattet hat; wir bedauern nur die Ohnmacht der gleichsam in die engsten Grenzen zurückgedrängten Kunst. Bis auf eine allerdings bemerkbare Ungleichheit in der Ausführung der einzelnen Platten, hat sie, in den gegebenen Schranken, Alles Mögliche geleistet. So sauber diese Stahlstiche auch sind, so vermifst man doch oft in den Nebendingen, wie z. B. in den Figuren und in der Staffage die sorgfältige Treue, die zur Harmonie des Ganzen unentbehrlich ist. Dieser Mangel stört aber gerade bei Schweizerlandschaften unangenehm, da die eigenthümlichen Trachten u. dgl. m. wesentlich zum Charakter solcher Bilder gehören. Die oft hoch in den Lüften angebrachten Vögel erinnern uns unwillkürlich an jenen in den Alpenrosen für das Jahr 1811 erwähnten Holländer, der aus dem Wirthshause zu Grindelwald mit seinem Opera-Guucker nach allen Spitzen des *Wetterhorns* und des *Mettenbergs* herumvisirte, und endlich ganz mifsmüthig ausrief; „*aber wo sind dann die Gemsen? — ich sehe ja keine Gemsen*"! Auch scheint uns der Maler in der Wahl des Standpunkts nicht immer glücklich gewesen zu seyn. Doch genug von den Abbildungen; wir wenden uns nun zum Texte, der in der That nichts zu wünschen übrig läfst. Während der letzten Jahre machte der berühmte Vf. die Bearbeitung desselben zur Hauptbeschäftigung seines vielseitigen literarischen Wirkens. Ist es erst vollendet, dann dürfen die Schweizer sich rühmen ein Gesammtbild ihres Vaterlandes zu besitzen, wie seither noch keine beredetere und sachkundigere Feder jemals Eins entwarf. Die Schweiz, die für ihre eigenen Bewohner nicht weniger als für Fremdlinge ihr ewiges, hohes Interesse behalten wird, verdiente eine Darstellung, welche nach dem einleitenden Vorwort, den landschaftlichen Schönheiten, den Sitten der Bewohner, ihren politischen Gestaltungen, ihren Schicksalen, ihren grofsen Männern, ja selbst ihren Sagen und Volksmährchen gleiche Aufmerksamkeit widmet. Dafs dabei eine vorzügliche Rücksicht auf die klassischen Stellen und auf die zwei und zwanzig Hauptorte genommen ward, darauf deutet schon der Titel. Für die meisterhafte Darstellung und die tiefe Sachkunde des Vfs. sprechen seine zahlreichen Schriften und seinen eigenen thätigen Antheil an den Schicksalen des Landes seit einer langen Reihe von Jahren. Für seine Unbefangenheit zeugt die wahrhaft herrliche Zueignung an den regierenden Fürsten von Hohenzollern-Hechingen. Er scheuet sich nicht öffentlich zu sagen, mit welcher Verehrung ein Republikaner einem deutschen Fürsten ergeben ist. „Schon der Seltenheit willen, setzt er hinzu, soll das in den Tagen des politischen Fanatismus geschehen, selbst auf die Gefahr hin, von Zeloten in Acht und Bann erklärt zu werden."

## LÄNDERKUNDE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Streifereien durch die Schweiz.* Nach dem Englischen des *J. Fenimore Cooper*, Verfassers des „Piloten", des „Spions", u. s. w. von Dr. *Georg Nicolaus Bärmann*. 1836. In zwei Theilen. *Erster* Theil X u. 275 S. *Zweiter* Theil VI u. 251 S. in 8. (3 Rthlr.)

Nicht leicht hätte der geistreiche Vf. einen dem Inhalt genauer entsprechenden Titel wählen können, da er Alles gleichsam nur im Fluge berührt. Wenn aber der auf dem Titel befindliche Zusatz: Verfasser des „Piloten", des „Spions" u. s. w.? Was haben diese Romane mit den vorliegenden „Streifereien" zu theilen? Gar nichts; denn so gelungen sie auch in ihrer Art seyn mögen, können sie auf keine Wei-

Weise dafür Bürgschaft leisten, dafs Hr. *Cooper* auch als Reisebeschreiber etwas Gediegenes geliefert habe. Selbst als Buchhändlerspeculation erscheinen solche Titelverbrämungen ganz nutzlos. Auch ohne diese Hinweisung auf frühere literarische Leistungen wird man den Vf. gern in Gedanken begleiten. Er schreibt gut; er beobachtet mit Scharfsinne und was ihm als Verdienst angerechnet werden kann, er zeigt sich überall gehörig vorbereitet, d. h. vertrauet mit unseren europäischen Zuständen. Endlich ist er auch frei von aller Zierbengelsucht, frei von vorgefafsten Meinungen und Vorurtheilen, mit etwaniger Ausnahme des bei ihm als Nordamerikanern eingewurzelten Hasses gegen England und die Engländer; die allerdings auf dem europäischen Festlande, zumal als „*Travellers*" nichts weniger als liebenswürdig und umgänglich zu seyn pflegen. Die steten Vergleichungen mit ähnlichen Dingen und Erscheinungen in Nordamerika sind zwar sehr natürlich in den Briefen, die ein eifriger Nordamerikaner in die Heimath schreibt; sie könnten indessen den europäischen Leser leicht ermüden, enthielten sie nicht zugleich eine Menge von berichtigenden Notizen über die vereinigten Freistaaten, die man, nach Hn. *Cooper's* Ansicht, in Europa fast gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen kennt. Er verwahrt sich ausdrücklich gegen den etwanigen Vorwurf ein Anhänger einer der beiden grofsen politischen Parteien zu seyn, die sein Vaterland feindselig spalten. Dies läfst ihn bei einer anderen Veranlassung wörtlich sagen: „Höflinge und Demagogen sind, wie Sie wissen, meine ganz besondere Aversion. Beide sind Thiere von einerlei Gattung, die nur durch ihre zufällige Stellung in verschiedene Arten zerfallen." — Vorliegende Reisebruchstücke beginnen mit Paris und enden mit Mayland. Dazwischen liegt als Hauptvorwurf die Schweiz, die der Vf. betrat, nachdem er sich zwei Jahre (1826—1828) in der „*belle France*" aufgehalten hatte, die eigentlich „*la France utile*" heifsen sollte. Sein Standquartier schlägt er bei Bern in „*la Lorraine*" auf, einem Landgute, welches dem reichen Grafen *Pourtalès* (nicht *Portales*) in Neuchâtel gehört. Von da aus durchstreift er nach allen Richtungen das Land, welches wohl auf Erde die erhabensten, so wie die mannichfaltigsten natürlichen Schönheiten darbietet. Kein Wunder, dafs er, der die Schwierigkeiten genau kennt, welche von der Schilderung dieser grofsartigen „Natur-Scenerien" unzertrennlich sind, es dennoch wagt das Gesehene durch Worte wieder zu geben. Mehrere seiner Bilder können als ausgezeichnet in ihrer Art gelten. Man lese nur, um sich davon zu überzeugen, was von den Verwüstungen des *Rofsberges* (II. 25) von *Einsiedeln* mit seinen frommen Stationen (II. 33) und von *Pfeffer's* gesagt wird. Mit Recht heifst es von diesem berühmten Bade: „es sey der aufserordentlichste Ort seiner Art in der Welt." Es verstehet sich von selbst dafs nebst den Naturmerkwürdigkeiten auch die Menschen, ihre Sitten, ihre religiöse, gesellige und politische Institutionen in den Kreis der Beobachtungen gezogen werden. Ueberraschend sind oft die darauf bezüglichen Bemerkungen durch ihre Richtigkeit. So z. B. kann man nichts treffenderes sagen als das Urtheil, welches I. Seite 53 über die so verschrieene Berner Aristocratie gefällt wird: „Vielleicht ist sie die gerechteste und gemäfsigste von allen Regierungen, die in dieser Form während neuerer Zeit bestanden haben; kurz, sie mag als das *beau idéal* der Ausschliefslichkeit betrachtet werden." Nie hat man besser mit zwei Worten das Wesen der gröfseren schweizerischen Stände geschildert als I. S. 200, wo es heifst: „die Geschichte des Cantons Zürich ist der des Cantons Bern sehr ähnlich. Die Stadt beherrschte das Land, und gewisse Bürgerfamilien beherrschten die Stadt. Dies System ist jedoch modificirt worden, nachdem die französische Revolution über das übrige Europa einen Lichtstrom verbreitet hatte. Jetzt ist es Gebrauch, alle Menschen, wie man's nennt, „„vor dem Gesetze gleich zu machen"", obwohl man weit davon entfernt ist, allen Menschen gleiches Recht zum „„Machen der Gesetze"" einzuräumen. Vor Zeiten waren die Grofsen offenkundig steuerfrey, jetzt sind *Alle*, dem Namen nach nämlich, besteuert; denn da die Reichen ausschliefslich die Gesetze machen, so bestreben sie sich, die Sache so einzurichten, dafs die Armen so viel als möglich bezahlen." Diese letzten allgemeinen Bemerkungen veranlassen den Uebersetzer auf Shakespear's Worte zu verweisen: — „*There it lies*" — *da liegt's!* Auch belehrende Winke enthält das Buch mehrere, wie z. B. II. S. 18. die gerechten Klagen über die plumpen und schlecht gebauten Schiffsgefäfse, deren man sich auf allen Schweizerseen bedient; wodurch die Reisenden den gröfsten Gefahren ausgesetzt werden. Dahin gehört ferner das Schlachten des Viehes mitten auf der Strafse in Glarus. Möchten doch die schweizerischen Regierungen solche Bemerkungen beachten, zumal Einheimische in den sogenannten Freistaaten nur selten den Muth besitzen, Mängel und Mifsbräuche zu rügen. Bei der grofsen Menge von Gegenständen, die der Vf. berührt, sind, wie dies wohl nicht anders seyn kann, einige factische Unrichtigkeiten mit untergelaufen. Dahin kann man rechnen die Bezeichnung von *Schwyz* und *Glarus* als Städte, wogegen die Stadt *Saint-Maurice* im Walliserlande mit Unrecht ein Dorf heifst. *Ilanz* in Graubündten ist nicht, wie II. S. 93 behauptet wird, der einzige Ort der Welt, in welchem die rhätische oder churwälsche Sprache gesprochen wird, *Val Travers*, welches dem Vf. eine so herrliche Aussicht darbietet, mufs *Val de Travers* geschrieben werden, *Châtelets* sind nicht „kleine, dunkle, malerische Scheunen aus Lärchen oder Lerchenbäumen", sondern was man auf gut Deutsch Sennhütten nennet. Ueberhaupt sieht der Hr. *Cooper* oder, was wir nicht zu entscheiden vermögen, der Hr. Uebersetzer allenthalben Lärchenbäume auf den schwei-

schweizerischen Bergen ohne zu bedenken, dafs der *Pinus Larix* nur auf den südlicheren Abhängen der Alpen wild wächst und weder auf dem Jura, noch auf dem Jorat, noch auf den Alpen der inneren Schweiz einheimisch ist. Endlich enthält das Buch allerhand nützliche Fingerzeige über Reisen, Wege, Strafsen, Führer u. s. w. selbst über die Art von Gasthöfen, die der Franzose bezeichnend genug — *auberges inévitables* (!) nennet.

## LITERARGESCHICHTE.

Berlin, b. List: *Jean Paul Friedrich Richter.* Ein biographischer Commentar zu dessen Werken, von *Richard Otto Spazier*, Neffe des Dichters. Neue unveränderte Ausgabe. *Fünf* Bände. 1835. 8.

Auch mit dem Nebentitel:

*Jean Paul's sämmtliche Werke.* Dreizehnte Lieferung. Bd. 1 — 5. (2 Rthlr. 12 gGr.)

*Jean Paul's* Neffe war in mehr als einer Beziehung geschickt und geeignet eine Biographie seines berühmten Oheims zu liefern, und er hat diese Aufgabe auch mit Geschicklichkeit gelöst. In anmuthiger, mitunter nur etwas weitschweifiger Darstellung, und im Besitz aller einem Biographen nothwendigen Hülfsmittel hat er uns das Leben seines Oheims beschrieben und eine genetische Entwickelung und Zergliederung seiner Werke hinzugefügt, für die ihm alle frühern und jetzigen Verehrer *Jean Paul's* dankbar seyn werden. Denn grade die historischen Beziehungen in dessen Werken, die Anspielungen und Andeutungen der verschiedensten Art bedurften eines solchen Commentars, um den Leser durch die mitunter etwas wilden und abenteuerlichen Wege von *Jean Paul's* Phantasie zu führen. Wir gestehen gern, Vieles aus dem Buche gelernt und manche falsche Ansicht berichtigt zu haben. Wie nun aber Hr. *Spazier* seinem Oheim in grofser Liebe und Verehrung zugethan ist — und das wird Niemand tadeln, der es weifs, wie Vieles er demselben verdankt —, so ist er gegen andre Personen, die demselben auf seinem Lebenswege begegnet sind, mitunter ungerecht und scheint hier nicht immer das kritische *sine ira et studio* sich zur Vorschrift gemacht zu haben. Dafs er *Schiller* und *Goethe*, mit denen *Jean Paul* nie in ein rechtes Verhältnifs hat kommen können, deshalb vorzugsweise anklagt, wollen wir dem Panegyristen nicht grade zu hoch anrechnen. Auch von der andern Seite mag hier Manches gefehlt seyn und somit eine Erbitterung Statt gefunden haben, die sich in mehrern Stellen des *Goethe*- und *Schiller*schen Briefwechsels ausspricht, wie I. 158. wo *Jean Paul* „ein Tragelaph von der ersten Sorte" oder II. 59. wo er „ein complicirtes Wesen" heifst, und die noch in gemäfsigter Weise bis in *Goethe's* letzte Lebensjahre fortdauerte, wie unter andern sein Brief an *Varnhagen von Ense* vom 25. April 1830. im October-Hefte von *Mundt's Liter. Zodiacus* S. 273. zeigt. Eine gewisse Animosität gegen *Goethe* kann indefs Hr. *Spazier* nicht leicht unterdrücken und sie schimmert namentlich in den Stellen durch, wo er *Jean Paul* und *Goethe* in Parallele zu einander stellt, wie I. 51 f. II. 193 f. III. 167 f. Aber dafs Hr. *Spazier* in Bd. II. S. 199 auch den Lobredner des Deutschthümlers *Wirth* macht und ihn „einen muthigen deutschen jungen Mann" nennt, der „seine patriotischen Gesinnungen jetzt bereits, nach bayerischer Weise ohne Urtheil und Spruch, im Kerker zu Zweibrücken büfst", hat uns selbst bei Hn. *Spazier's* bekannter Hinneigung zu allen Revolutionären (wovon seine Geschichte des polnischen Krieges der sprechendste Beweis ist) befremdet. *Wirth* ist doch am Ende ein gar zu unbedeutender Mensch, als dafs er in dem vorliegenden Buche überhaupt nur hätte genannt werden sollen. Eben so unpassend und unhistorisch ist Hn. *Spazier's* Raisonnement, dafs Napoleon's grofse und ursprünglich beglückende, politische Ideen nur darum zu Grunde gegangen wären, weil kein Volk sie richtig aufzufassen und sie unabhängig von ihm durchzuführen verstanden hätte. (V. 72 — 74). Auch können wir nicht unerwähnt lassen, dafs die Art und Weise, in welcher Hr. *Spazier* über seinen Oheim *Mahlmann* an mehrern Stellen (Th. V. S. 74. 179. 184) spricht, ihm selbst gar nicht zur Ehre gereicht. Wir finden es wenigstens — sogar auf die Gefahr hin von Hn. *Spazier* ein Philister oder Pedant genannt zu werden —, ganz natürlich, dafs ein verständiger und klarer Mann, wie der verstorbene *Mahlmann* war, das unstete Treiben eines Neffen, der ohne Vermögen war, nicht so ruhig mit ansehen konnte und ihm deswegen Vorstellungen that, die vielleicht um so ernster waren, je mehr er erkannte, dafs bei des Neffen guter Anlage aus ihm etwas Tüchtiges hätte werden können.

Eine kurze Inhaltsübersicht wird hinreichend seyn, um diejenigen unsrer Leser, die noch keine Kenntnifs von dieser Biographie genommen haben sollten, auf dieselbe aufmerksam zu machen.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## LITERARGESCHICHTE.

**Berlin**, b. List: *Jean Paul Friedrich Richter.* Ein biographischer Commentar zu dessen Werken, von *Richard Otto Spazier* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 28.)

*Erster* Band. *Erstes* Kapitel. Gutgeschriebene Schilderung des Fichtelgebirges und seiner Bewohner. *Zweites* Kapitel. *Jean Paul's* Geburt am 21. März 1763. zu Wunsiedel, seine Aeltern, seine erste Erziehung in Joditz, Abgeschlossenheit von andern Kindern und früheste Kindheit. *Drittes* Kapitel. Aufenthalt in Schwarzenbach an der Saale, eine ärmliche Kinderwelt, die Feier des ersten Abendmahls, der Besuch der Schule, die ersten deutschen Schriften und durch sie bewirkte geistige Anregungen. Schon in seinem funfzehnten Jahre hatte er mehrere dicke, oft über drittehalb hundert Quartseiten starke Bände Auszüge aus gröfsern Werken und Zeitschriften gemacht (S. 107.). *Viertes* Kapitel. Die Gymnasialzeit in Hof. *Jean Paul's* Lehrer, die Verhältnisse zu seinen Mitschülern (der Tod des Vaters und die Verarmung der Familie), die Disputirübungen, seine Freunde *Oerthel* und *Herrmann*, erste Versuche schriftstellerischer Thätigkeit, geringer Einfluss der Veränderung in der deutschen Literatur, die durch Klopstock, die Schweizer, Wieland und Goethe hervorgerufen war, wohl aber der theologisch-heterodoxen Bewegung seiner Zeit. Sein Lieblingsschriftsteller ist Hippel.

*Zweiter* Band. *Fünftes* Kapitel. Erste Universitätszeit in Leipzig. Die Professoren und das Leben in Leipzig sagen ihm wenig zu, am meisten zieht ihn Plattner an. Eigne Studien neben den Arbeiten des theologischen Berufs, besonders Lectüre Rousseauscher Schriften. Fortgesetzte Correspondenz mit dem Pfarrer Vogel. Entstehungs- und Ausbildungsgeschichte der Grönländischen Processe. Armuth und Noth in seinen öconomischen Verhältnissen. *Sechstes* Kapitel. Druck der Grönländischen Processe durch Fr. Vofs in Berlin und dadurch gewonnene Aufmunterung. Ausarbeitung des zweiten Bändchens. Neue schriftstellerische, satyrische Arbeiten und vergebliche Versuche, für sie Verleger in Leipzig zu gewinnen. Die Armuth und der Verdrufs über so viele fehlgeschlagene Hoffnungen bringen *Jean Paul* zu dem Entschlusse, Leipzig zu verlassen. Diefs geschieht am 12. November 1784. *Siebentes* Kapitel. Der sechsjährige Aufenthalt als Candidat in Hof und als Hauslehrer in Töpen, dem Landgute seines Freundes Oerthel von 1784—1789. Grofse Geldverlegenheit und Anknüpfung des nähern Verhältnisses mit den beiden Brüdern Otto, namentlich mit Christian Otto. Vergebliche Versuche mit Herder und Wieland bekannt zu werden. Drückende Lage in Hof. Die Ausarbeitung und Bekanntmachung der „Teufelspapiere." Nähere Beschreibung von *Jean Paul's* Studien- und Arbeitsbüchern. (S. 168—173. vgl. V. 156—170.)

*Dritter* Band. *Achtes* Kapitel. *Jean Paul* als Kinderlehrer zu Schwarzenbach an der Saale. Heiterer und geselliger Verkehr. Inniges Verhältnifs zu Christian Otto. Plötzliches Erwachen seiner poetische Schöpfungskraft und erste Resultate derselben in „Freudel's Klaglibell", „Fälbel's Reise" mit dem „Schulmeisterlein Wuz". *Neuntes* Kapitel. Die unsichtbare Loge, in mehr als einem Sinne die Genesis von *Jean Paul's* poetischer Welt und deren Bewohnern. Umgang mit Frauen und Mädchen, genauere Kenntnifs der geselligen Verhältnisse. Aufhören der drückenden Armuth durch Moritz Vermittelung und Annahme des Manuscripts der „unsichtbaren Loge". Wir können uns nicht enthalten hier einige Worte Hn. *Spazier's* einzuschalten, da der Moment, den sie beschreiben, nach unserm Dafürhalten einer der schönsten in *Jean Paul's* Leben gewesen seyn mufs. „Als nun Richter, dem die zwei ihm von Moritz geschriebenen Blättchen (sie enthielten die vollste Anerkennung seines Werkes) sein zitterndes Herz mit Freude und Blut überfüllt, von sich Rechenschaft gegeben; als er der unsichtbaren Loge seinen „Wuz" noch nachgeschickt und um Beifügung desselben an jene gebeten; als ihm Moritz über diesen zurückgeschrieben, dafs „dessen Verfasser nicht sterblich sey" und als er ihm dann hundert Ducaten für das Werk anbot und sogleich eine Rolle von dreifsig überschickte — da konnte der von so vieler auf einmal hereinbrechenden Wonne trunkene Dichter am 6. Juli mit pochender Brust dem schönsten Abend seines ganzen Lebens entgegeneilen, nach Hof in das hinter einer Kirche versteckte ärmliche Stübchen seiner betagten Mutter und der erstaunten, Freudenthränen über den Sohn, den sie geboren, und über die Aussicht auf einen milden Lebensabend nach so vielen kummervollen und durch Elend zerrütteten Jahren weinenden, Matrone das Geld in den Schoofs schütten." (S. 131). *Zehntes* Kapitel. Der Hesperus. Vom Juli 1792 bis zum Juni 1794. Entstehungsgeschichte, poetische und pädagogisch-psychologische Tendenz, die Hauptpersonen, raisonnirende Inhaltsanzeige, Schutzrede wider falsche Auslegungen.

*Elftes* Kapitel. Abermalige Rückkehr nach Hof. Verhältnifs mit Emanuel. Quintus Fixlein. Biographische Belustigungen. Siebenkäs. Briefe der Frau von Kalb in Weimar an *Jean Paul*. Antritt der Reise nach Weimar im Junius 1796.

*Vierter* Band. *Zwölftes* Kapitel. Ausführliche (jedoch einseitige) Schilderung der deutschen Literaturverhältnisse, als *Jean Paul* nach Weimar kam. Seine Freude über die ihm bei Herder, Böttiger, Knebel, Frau von Kalb, der Herzogin Amalie und andern gewordene, begeisterte Aufnahme. Mit Göthe und Schiller bildet sich kein Verhältnifs. (S. 9—15. 29—36.). Polemische Richtung, die beide gegen *Jean Paul* und dieser gegen sie nimmt. Briefe der Frau von Kalb. Die Titanide, erste Versuche zum Titan, der Jubelsenior, das Kampanerthal, Erklärung der Holzschnitte. Rückkehr nach Hof. Verhältnifs mit Emilie von Berlepsch, und Reise nach Leipzig im October 1797. *Vierzehntes* Kapitel*). Zweiter Aufenthalt in Leipzig, Ehre und Bewunderung in Fülle. Kein deutscher Dichter ist von den Bürgerlichen so kalt behandelt worden als *Jean Paul*, keinem von den Adeligen so gehuldigt worden, als ihm, der doch stets für den Bürgerstand gekämpft hat. Die Reise nach Dresden mit Frau von Berlepsch. Die Palingenesieen. Reise nach Halle, Gotha, Weimar, Halberstadt. Feindschaft der Gebrüder Schlegel. *Funfzehntes* Kapitel. Längerer Aufenthalt in Weimar. Verhältnifs zum Weimarischen Hofe. Enge Freundschaft mit Herder. Verhältnifs mit Caroline von F. Die „Briefe und bevorstehender Lebenslauf." Die Schattenseite des Weimarischen Lebens: dauerndes Mifsverhältnifs mit Göthe und Schiller. Arbeiten zum Titan. Charlotte Corday. Clavis Fichtiana. Reise nach Berlin. Verheirathung mit *Karoline Meyer* am 27. Mai 1801. Die Huldigungspredigt. Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht 1801. *Sechzehntes* Kapitel. Die erste Ehezeit in Meiningen, vom Juni 1801 bis December 1802. Der Titan. Entstehungsgeschichte, die Hauptpersonen (*Jean Paul's* Liebesbriefwechsel), Fabel und Tendenz. Mifsfällige Urtheile.

*Fünfter* Band. *Siebzehntes* Kapitel. Leben in Coburg. Rückkehr ins Fichtelgebirge. Fixirung in Bayreuth. Frühjahr 1803 bis 1805. Die Flegeljahre. Vorschule der Aesthetik. Freiheitsbüchlein. *Achtzehntes* Kapitel. Censurstreit mit der philosophischen Facultät der Universität Jena. Die Levana. *Jean Paul* nach der Schlacht bei Jena. Seine Correspondenz mit Fr. Perthes, seine Bittschrift an den Marschall Bernadotte (S. 65. 66.), um keine Einquartirung zu erhalten. Attila Schmälzle. Friedenspredigt. Fastenpredigt. Dämmerungen für Deutschland. Museum. Kleine scherzhafte Schriften. Katzenberger's Badereise. Fiebel's Leben. Recensionen und Vorreden. *Jean Paul's* Freimüthigkeit der französischen Herrschaft gegenüber. Die ihm von Karl von Dalberg bewilligte Pension. Auflösung des Verhältnisses mit Herzog August von Gotha. *Neunzehntes* Kapitel. *Jean Paul's* Stillleben. Fortbezahlung seiner Pension durch den König von Baiern. Reisen, Doctorpromotion in Heidelberg, der Tod seines Sohnes Max. Die literarischen Erzeugnisse dieser Periode. Leben Fibels, Mars und Phöbus, Selbstbiographie, Theilnahme am Frankfurter Museum, philologische Aufsätze und kleine Schriften, der Komet. *Jean Paul's* Theilnahme an politischen Angelegenheiten. *Zwanzigstes* Kapitel. Die letzten Lebensjahre. Schilderung seines häuslichen, moralischen, bürgerlichen und dichterischen Lebens. Sein Tod am 14. November 1825.

Der letzte Theil der Spazier'schen Schrift enthält in Styl und Ausdruck manche Nachlässigkeiten, die um so unangenehmer auffallen, je gröfser die Wärme und Anhänglichkeit, mit welcher der Vf., meistens aus seinen persönlichen Erinnerungen, die letzten Lebensjahre Jean Paul's geschildert hat. So lesen wir hier *Marrheineke*, *Thibauth*, *Malzburg*, *Aladin*, *Siguard*, st. *Aladdin*, *Sigurd*, st. *Marheineke*, *Thibaut*, *Malsburg*, *candidorem* s. *candidiorem*, *Cöbilat* st. *Cölibat* u. dgl. m. Von dem Regierungsrath *Krause* in Bayreuth heifst es Th. V. S. 186. er sey „ein Mann von nicht ungewöhnlicher (st. gewöhnlicher), in dieser Stadt seltener Gelehrsamkeit" gewesen.

## STAATSWISSENSCHAFT.

Leipzig, Riga u. Dorpat, b. Franzen: *Das Verhältnifs der Staatsverwaltungsbeamten im Staate.* Von *Georg von Brewern.* 1836. X u. 378 S. 8.

Der Vf. geht von dem richtigen Gesichtspunkte aus, indem er verlangt, dafs der Staat, welcher sich mit Bewufstseyn als eine rechtlich sittliche Gemeinschaft entwickelt, das an ihm Zufällige durch den Begriff modificiren und gestalten solle; aber der Rec. hält dafür, dafs es ihm nicht gelungen sey, den Begriff richtig aufzustellen, und dafs aus dieser Mangelhaftigkeit, in Rücksicht der einzelnen von ihm gelöseten Aufgaben, manche schiefe, unklare und falsche Urtheile erklärt werden müssen. Er betrachtet den Staat überhaupt und so auch den europäischen, den er vorzugsweise ins Auge fafst, als ein Gemeinwesen, und die Zwecke desselben als Zwecke des Volks, welchem gegenüber sich aber in unserem Erdtheile eine Regierung entwickelt habe, von welcher, was Zwecke des Volks gewesen, zu ihren Zwecken gemacht worden sey. Der Stand des Staats- und Gemeinde-Beamten sey daher auch in einen Stand von Regierungs-Beamten übergegangen und habe einen, seinem ursprünglichen ganz entgegengesetzten Charakter angenommen. In der Verwaltung sey das Streben nach Centralisation vorherrschend geworden, die Selbstthätigkeit der Beamten habe mit dem Interesse an dem Gemeinwohle aufgehört und an die Stelle eines Organismus von Thätigkei-

*) Eigentlich „Dreizehntes". Aber in der Kapitelüberschrift ist hier vom Vf. ein Versehen begangen worden.

keiten sey ein Mechanismus getreten. Solle nun die Stellung, welche die Beamten im Staate einzunehmen hätten, oder das Staatsbeamten-Recht näher bezeichnet werden; so müsse man von dem Gemeinwesen, welches der Staat seinem Begriffe nach sey, ausgehen, und den Fürsten als denjenigen betrachten, auf welchen die Rechte der Gemeinen übergegangen, dem es also auch obliege, in Rücksicht der Beamten und im Sinne des Gemeinwesens ihre Stellung zu bestimmen. — Wir bemerken dagegen, dafs wir jene Vorstellung von der Ausübung der höchsten Gewalt durch den Fürsten für eine eben so nachtheilige als unrichtige ansehen, möge man nun die wirkliche Entstehung derselben oder ihre durch den Begriff des Staats gesetzte Nothwendigkeit im Auge haben. Wir wollen hier nur die letztere, da der Vf. selbst von dem allgemeinen Staatsrechte bei der Entwickelung seiner Ansichten ausgeht, festhalten. Wie man sich auch den Staat denken möge, so zeigt er uns immer zwei Momente, die Vielheit und die Einheit, jene vorgestellt durch das Volk mit seinen mannigfaltigen besondern Interessen, diese durch die mehr oder minder organisirte und einen vereinigenden Mittelpunkt fordernde Staatsgewalt. In den Monarchien jeder Art ist dieser Einheitspunkt der Fürst. Die Einheit ist daher auch unmittelbar das Interesse des Fürsten, wie das Besondere in seiner Mannigfaltigkeit das Interesse des Volks ist. Alles mithin, was sich auf jene Einheit bezieht — das Zusammenfassen des Besondern zu einem Systeme und seine Beschützung und Erhaltung als ein solches; die Vertretung des ganzen politischen Daseyns des Volks in seiner Organisation — sind nicht übertragene, sondern eigene Zwecke des Fürsten, sind seine Sache, und insofern ist es ganz falsch, den Fürsten als einen Diener des Staats oder des Volks zu betrachten, und ihn als Regenten zu bezeichnen. Dagegen ist das Besondere die Sache derer, welche in dem Besondern und durch dasselbe sind. Es trennen sich folglich im Staate zwei Kreise der Bewegung, aber nicht so, dafs sie einander ausschlössen, sondern nur als einen Inhalt für sich habend, und mit diesem einander ergänzend. Die Einheit würde ohne das Mannigfaltige eine blofse leere Form seyn, und dieses würde, da es nur in der Einheit die Möglichkeit seines Bestehens findet, auseinanderfliefsen und zu Grunde gehen, wenn ihm jene genommen würde. Volk und Fürst bedürfen und fordern einander daher, und wenn der Fürst sein wahres Interesse will, so will er auch das des Volks und umgekehrt. Verschlingt die Einheit das Mannigfaltige, so zerstört sie ihren lebendigen Inhalt; wird leer und in ihrer äufserlichen Entwickelung eine Maschine; verschlingt aber das Mannigfaltige die Einheit in ihrem natürlichen Daseyn, so geräth es in eine schwankende Bewegung und droht immer in Anarchie zu zerfallen. — Wenn der Vf. auf diese nothwendige Trennung und Einigung (Fürst, Volk = Staat) sein Gebäude aufgeführt hätte; so würde er manche Unklarheiten und Unrichtigkeiten vermieden, er würde den Anknüpfungspunkt für die Regierungs- und Gemeinebeamten (diese im weitern Sinne genommen) gefunden und zugleich mit Ueberzeugung die Punkte nachgewiesen haben, worin beide sich vereinigen müssen. Inzwischen würde es ungerecht seyn, wenn wir nicht anerkennen wollten, dafs der Vf. zur Aufklärung des von ihm behandelten Gegenstandes sehr viel beigetragen und insbesondere mit Erfolg gegen den Mechanismus der Verwaltung angekämpft hat. Ueber diesen Mechanismus verbreitet er sich vornehmlich in No. II. des ersten Theils unter der Ueberschrift: Centralisation und Gemeinewesen. Zu wünschen wäre es jedoch gewesen, dafs er sich nicht auf die Bestimmung der Stellung derjenigen Verwaltungsbeamten beschränkt hätte, welche er vorzugsweise als Staatsbeamte bezeichnet, und worunter er nur solche versteht, die den besondern Zwecken des Volks dienen und nicht als Beamte einer Gemeine im engern Sinne anzusehen sind. Eine vollständig klare Einsicht in einen abgesonderten Kreis von öffentlichen Dienstleistungen ist nur durch den Zusammenhang zu erlangen, in welchem sich der gesammte Organismus der Staatsverwaltung darstellt, nicht aber wenn man ihn aus diesem heraushebt. Jeder Leser wird sich auch gewifs fragen, worin ist denn der Unterschied der Stellung der von dem Vf. characterisirten Staatsbeamten von derjenigen zu suchen, welche die Regierungsbeamten einzunehmen haben, und worin trennen sich die vollziehenden Beamten in Rücksicht ihrer Stellung zum Staate von den übrigen? — Aufserdem können wir auch nicht umhin zu bemerken, dafs sich die Aufgabe, deren Lösung der Vf. sich vorgesetzt hat, zu wenig klar herausstellt, und dafs oft der besondere Gegenstand, welchen er gerade zur Sprache bringt, nur in einer Note oder Parenthese von ihm näher angegeben ist. Er scheint auch selbst das dadurch in seiner Darstellung erzeugte Schwankende gefühlt zu haben, indem er mehrmals bemerkt, es sey hier dies oder das gemeint. Selbst die Anordnung der einzelnen Abschnitte dürfte nicht ganz zu billigen seyn. So bildet z. B. die Abhandlung über die Wichtigkeit der Stellung der Staatsbeamten und die Nothwendigkeit, dieselbe gesetzlich zu regeln, den Schlufs, obgleich sie ohne Zweifel hätte vorangestellt werden müssen. Unsere Kritik ins Einzelne fortzuführen, würde bei der Schwierigkeit des Gegenstandes ein zu weitläuftiges Unternehmen seyn, als dafs wir uns darauf einlassen könnten. Wir bemerken daher nur noch, dafs der Vf. im ersten Theile seines Werkes von der Grundlage des Verhältnisses der Staatsverwaltungsbeamten im Staate handelt, und insbesondere I) die historische Entwickelung der Verwaltungsweise nachzuweisen sucht; II) die Centralisation und das Gemeinewesen einander gegenüber stellt; III) den Organismus der Staatsverwaltung nach dem bekannten Werke des H. v. Malchus (Politik der innern Staatsverwaltung) angiebt, und IV) die staatsrechtlich politische Grundlage des Verhältnisses der Staatsbeamten im Staate. Der *zweite* Theil, welcher dieses Verhältnifs näher entwickelt, beschäftigt

tigt sich I. mit dem Verhältnisse der Staatsbeamten in Hinsicht auf den Staatsdienst im allgemeinen, II. mit demselben in Hinsicht auf die wirkliche Verwaltung eines Staatsamts, und III. mit der oben angegebenen Schlufsuntersuchung. Der Fleifs und die Bemühung des Vfs., seine Behauptungen immer auf Principien zurückzuführen und sich von Einseitigkeit frei zu erhalten, verdienen alle Anerkenntnifs. *n.*

## MEDICIN.

STUTTGART, in d. Hoffmann. Verlagsh. o. J. (1836): *Diätetik für Frauenzimmer und Kinder* im gesunden und kranken Zustande; nebst Anleitung, die eigenthümlichen Krankheiten Jener zu erkennen, und Anweisung zu zweckmäfsiger Krankenpflege und ersten Hülfe bei den Vergiftungen und dem Scheintode. Von *Karl Behr*, Dr. u. s. w. in Bernburg. XII u. 228 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Vielbeschäftigte Aerzte, schreibt der Vf. in der Vorrede, werden mit mir schon oft den Wunsch gehabt haben, dafs Nichtärzte, besonders die zur Krankenpflege sich so sehr eignenden, sich aufopfernden Frauen, eine richtige Ansicht von dem grofsen Nutzen einer zweckmäfsigen Diät und Lebensordnung im gesunden und kranken Zustande des Menschen, und von der Schädlichkeit so mancher mit der Muttermilch eingesaugter Vorurtheile oder von der tyrannischen Mode befohlener Gewohnheit besitzen möchten, um nicht ihre oft kostbare Zeit durch häufige Wiederholungen und Erklärungen gegebener Vorschriften zu verkümmern. Diesem Wunsche nun zu genügen machte der Vf. sich an die Bearbeitung der vorliegenden Schrift, da die vorhandenen der Art, obgleich ihre Zahl Legion ist, theils zu viel erklärten, theils die Eigenthümlichkeiten des Weibes zu wenig berücksichtigten. Obgleich Ref. den Ansichten des Vfs. durchaus beistimmt, so zweifelt er dennoch, dafs überhaupt auf dem Wege der *schriftlichen* Belehrung, selbst wenn sie das Mögliche leistet, was durchaus von dieser Diätetik gilt, ein wirklicher Erfolg in gröfserer Ausdehnung ins Leben treten wird, wofür die Erfahrung auch durchweg zu sprechen scheint. Die grofse Zahl von populären Schriften dieser Art wurde unmittelbar durch das Bedürfnifs von Seiten der Aerzte hervorgerufen, die eine wie die andere blieb aber ungelesen. Man glaubte nun dies der mangelhaften Darstellung zuschreiben zu müssen, und machte sich an eine bessere und entsprechendere, welche aber dasselbe Schicksal theilte. Diejenigen Frauen nämlich, welche durch Lektüre von Zeitschriften u. s. w. Kenntnifs von der Literatur, also auch von dem Vorhandenseyn der für sie geschriebenen Bücher nehmen können, beschäftigen sich häufig am allerwenigsten mit ihren Kindern und mit sich selbst, weil sie meinen: dafür bezahlten sie ja den Arzt, dafs er für sie über ihren Gesundheitszustand wache und nachdenke. Der gröfsere Theil der Frauen aber bleibt ganz unbekannt mit der sie betreffenden Literatur, obgleich grade sie es sind, welche sie am ersten noch nutzen würden, wenn sie in ihre Hände käme. An und für sich aber sucht die Frau überall eher *Belehrung* als in Büchern, und selbst die Noth treibt sie wohl nur zum Kochbuche. Der Grund davon liegt tief in dem weiblichen Wesen. Alles was Frauen mit dem Gedächtnifs auffassen, also lernen sollen, mufs kurz seyn; nun sehn sie aber ein gedrucktes Buch vor sich, dessen Inhalt sie sich aneignen sollen, und gleich sind sie mit der Ueberzeugung fertig, dazu würde ihr ganzes Leben nicht ausreichen; sie verwechseln nämlich lernen mit wörtlich auswendig lernen. Ref. spricht hier aus Erfahrung. Je weniger aber die schriftliche Belehrung der Frau zusagt, desto empfänglicher ist sie für die *mündliche*. Auf diesem Wege also ist nur Heil zu erwarten; und er dürfte sich in zweifacher Hinsicht realisiren lassen, entweder durch Vorträge vor einer weiblichen Versammlung, wozu den Aerzten in Städten, wenn sie wollen, leicht Gelegenheit werden dürfte; oder dadurch, dafs wir den Männern solche Schriften in die Hand geben, aus denen sie ihren Gattinnen die nöthige Belehrung sey es beiläufig oder zu bestimmten Zeiten zukommen lassen. Für beide Arten nun kann Ref. die vorliegende Schrift in jeder Beziehung empfehlen, als Vorlesebuch für den Arzt wie für den Gatten ist sie gleich brauchbar. Nicht als ob er glaubt, dafs andere Aerzte nicht ähnliches zu leisten vermöchten, eine Ansicht die der Vf. sicher selbst nicht hegt, sondern weil diese Schrift ihnen Zeit und Mühe spart, eine ähnliche aufzusetzen, was in Betreff des erforderlichen Tons nicht gar so leicht ist. Ref. würde sich freuen, wenn mehrere seiner Kunstgenossen sich durch das Gesagte angeregt fühlten, in gröfsern Kreisen zuweilen eine Stunde ihres thätigen Berufs, der mündlichen Belehrung in diätetischer Hinsicht zu schenken; sie würden sicher bald ihre Bemühungen mit einem erfreulichen Erfolge gekrönt sehen, ebenso wie sie den Vf. verpflichten werden, wenn sie seiner Diätetik bei recht vielen Familien Eingang verschaffen, wozu Ref. hiermit aufgefordert haben will. Selbst der jüngere Arzt dürfte dieselbe nicht ohne mancherlei Belehrung aus der Hand legen. — Eine nähere Inhaltsanzeige zu geben, möchte überflüssig seyn, da der Titel deutlich genug ausspricht, was hier zu suchen, und in einer klaren, faflichen aber auch decenten und gewählten Sprache zu finden ist. Ueber Einzelnheiten zu rechten, überlassen wir den medicinischen Zeitschriften. Möge der Vf. bald veranlafst werden, eine zweite Ausgabe zu besorgen. *p.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## STAATSWIRTHSCHAFT.

Leipzig, b. Göschen: *Der Staat und die Industrie.* Beiträge zur Gewerbspolitik und Armenpolizei von *Friedrich Bülau*, aufserord. Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. 1834. VI und 306 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gGr.)

Die günstige Aufnahme, welche die von dem Verfasser geschriebenen Beiträge zur Agrisulturpolitik gefunden, hat ihn zur Herausgabe fortgesetzter Erörterungen über verwandte Gegenstände ermuthigt, und Rec. hat der vorliegenden Schrift alle die Aufmerksamkeit gewidmet, die sie in einem hohen Grade verdient. Weniger der oft selbst etwas gesuchte Vortrag hat ihn dazu veranlafst als die Gründlichkeit der Erörterung, die Mannigfaltigkeit und die Wichtigkeit der darin beleuchteten Erscheinungen aus dem wirklichen Leben der Staaten, die überall bewährte Sachkenntnifs und endlich, wir wollen es offen bekennen, die Aehnlichkeit seiner Ansichten, mit denen des Verfassers *in der Hauptsache*, denn sonst ist Rec. weit entfernt zu glauben, dafs wirkliche Gefahren den Fortgang unserer staatsbürgerlichen Verhältnisse bedrohen und dafs aus dem wachsenden Nothstande der ärmern Klassen jemals eine solche Gefahr entstehen könnte. Wenn er auch gern zugiebt, dafs die Staatskunst, trotz dem, dafs sie fast in einem jeden Jahrhundert von einem dem frühern entgegengesetzten Standpunkt ausging, alle Arten von erdenklichen Verkehrtheiten und Mifsgriffen aufzuweisen vermag, so zeigt doch die Geschichte aller Staaten gewisse Erscheinungen, die man in dieser Hinsicht Ausgleichungen nennen könnte. Wäre es sonst wohl möglich, dafs Staaten bei einer völlig verkehrten staatswirthschaftlichen Verwaltung dennoch Jahrhunderte bestanden? Und, wie viele der in diesem Augenblicke noch blühenden Staaten dürfen sich wohl rühmen, den einzig richtigen Weg zu wandeln? Sind etwa die Zünfte, die Zollvereine, die tausenderlei Abgaben, die vielfachen Treibhausküste zur angeblichen Beförderung des Gewerbefleifses u. s. w. Beweise für einen richtigen Gang der neuesten staatswirthschaftlichen Gesetzgebung? Ohne jedoch diese Andeutungen hier weiter zu verfolgen, wenden wir uns zu der anzuzeigenden Schrift. Sie zerfällt in nachstehende fünf Abhandlungen: I. *Die Zustände der Bevölkerung* S. 1. Dieser Aufsatz enthält eine Prüfung des Verhältnisses des Staats zur Bevölkerung, der verschiedenen Zustände dieses Verhältnisses oder, mit einem weniger gesuchten Ausdrucke, der Bevölkerung und der Volksmenge, ihrer Bedingungen, ihres Wesens und ihrer Folgen. Von der schwachen Bevölkerung, bei welcher zu geringe Bevölkerung und Entvölkerung als von einander wesentlich verschieden bezeichnet werden, gehet der Verf. an der Hand der Geschichte zur Uebervölkerung über. Ob nun gleich die Erfahrung gegen die Annahme einer allgemeinen Uebervölkerung spricht, indem die Natur selbst mächtig der Uebervölkerung entgegen wirkt, so haben die Menschen Schutzmittel ausgeklügelt, die, in der That, mehr von ihrem Wahn- als von ihrem Scharfsinne zeugen. Wir empfehlen dem Leser das, was der Verf. von den diesfallsigen Ansichten und Vorschlägen mehrerer Gelehrten als *Hall*, *Malthus*, *Ortes*, *Fodéré*, *Weinhold* u. m. A. sagt. Auch in Europa kann von Uebervölkerung niemals die Rede seyn, da es durch die Arbeit einer den Gewerben und dem Handel, den Künsten und den Wissenschaften gewidmeten Bevölkerung den Ertrag der Fruchtfelder erntet, die über die ganze Erde verstreuet liegen. Es wird immer Europa sagt Hr. *Bülau* sehr richtig: „die betriebsame Stadt seyn in den weiten Landflächen des Erdbodens." — Aber der Nothstand, der schon jetzt sich zeigt? Die Armuth, die so weit verbreitet ist! Dieser Nothstand unserer Zeit entspringt zuverlässig nicht aus dem Mifsverhältnisse der Bevölkerung und der Production, wohl aber aus den gröfsern künstlichen Bedürfnissen der Jetztwelt und dem geringen Verdienste eines Theils der Bevölkerung. Als Gründe dieser Nahrungslosigkeit erscheinen die künstlichen Einrichtungen, unter denen noch der Landbau, die Gewerbsamkeit und der Handel allenthalben seufzen. Ob auch der Staat einen Theil der Schuld trägt? Das leidet wohl keinen Zweifel und hier weicht der Rec. von des Hrn. Verfassers Ansichten ab; denn zuvörderst von wem rühren die eben erwähnten Fesseln her? Unstreitig nur von der fehlerhaften gewerbepolizeilichen Gesetzgebung. Auch liegt offenbar in den Abgaben, in der Höhe derselben und in ihrer oft sehr ungleichen Vertheilung ein Hauptgrund der Zeitnoth. Und die Verwendung der Volkskräfte zu nutzlosen Zwecken? Wir reden weder von den im Buche berührten Staatsschulden, noch von den sogenannten Civillisten, aber wir finden in der Unverhältnifsmäfsigkeit der stehenden Heere und in dem ungeheuren Aufwand, den sie verursachen, ebenfalls einen wesentlichen Grund des gegenwärtigen Nothstandes. Man sagt zwar der Hr. Vf., die kriegerische Ueberlegenheit der europäischen Völker ist der Schutz-

wächter ihrer Civilisation und ihrer Freiheit. Glaubt er im Ernste, dafs Kriegskunst und Kriegszucht Europa allein vor der Erneuerung der verwüstenden Züge eines Attila und Tamerlan zu schützen vermögen? Ist es denn, um nur ein Beispiel anzuführen, nothwendig, dafs ein nichts weniger als reicher Staat des europäischen Festlandes dazu einen jährlichen Beitrag von Zwei bis Drei und *Zwanzig* Millionen Thaler liefert? Um diese Frage handelt es sich und nicht um die Aufstellung eines allgemeinen theoretischen Satzes. Unterlassungssünden sind es also gewifs nicht allein, die den Staaten zur Last fallen. — II. *Die Gewerbefreiheit* S. 70. Wenn wir auch unterschreiben, was hier von der Schädlichkeit der Regalien oder Staats-Monopolien, den Nachtheilen der für Rechnung des Staates betriebenen Fabriken, der vom Staat geleiteten Benutzung der Forsten, der Flüsse, der Bergwerke, der Münze, der Post und der öffentlichen Strafsen u. dgl. m. angeführt wird, so bekennen wir den Ausdruck „*unbedingte Gewerbefreiheit*" nicht zu verstehen; weil in der Wirklichkeit es eine unbedingte Gewerbefreiheit weder giebt, noch überhaupt geben kann, da in einem europäischen Staat die Ausübung irgend eines Gewerbes allezeit den nothwendigen polizeilichen Beschränkungen unterliegt. Wahr ist der Seite 103 aufgestellte Satz: „dafs wenn die Zünfte nicht bestünden, sie in unserer Zeit nicht entstehen würden!" Was folgt aber daraus? Ganz einfach die Nothwendigkeit sie aufzuheben. Sie widersprechen den ewigen Anforderungen der Vernunft und insbesondere den Anforderungen unserer Zeit. Sie sind in jeder Hinsicht schädlich. Rec. kann nach einer zwanzigjährigen amtlichen Verwaltung des Innungswesens in einem weitläuftigen Landestheil versichern: dafs sie jetzt nichts weiter sind als Anstalten, die sich überlebt haben, die jeden Aufschwung, jede Verbesserung der Gewerbethätigkeit hemmen und endlich die nur darauf ausgehen Geld zu erpressen um dasselbe zu verprassen. Wir sind weit entfernt darum eine Einrichtung zu billigen, bei welcher Jeder, der sich anheischig macht, eine bestimmte Abgabe zu bezahlen, das erste beste beliebige Gewerbe zu treiben berechtiget ist; wir verlangen vielmehr von einer vernünftigen gewerbepolizeilichen Gesetzgebung, dafs sie das anordne, was z. B. in Preufsen rücksichtlich der Bauhandwerker bestehet, die erst nach einer gründlichen Prüfung vor einer vom Staat ernannten Commission ein Qualifications-Attest erhalten und erst auf den Grund dieses Zeugnisses ihr Gewerbe selbstständig beginnen dürfen. Der ganzen Abhandlung, ungeachtet ihrer Ausführlichkeit und obgleich man sie mit Interesse lesen wird, merkt man es an, dafs der Verfasser ein blofser Theoretiker ist. Er gestatte dem Rec., der die Sache, wie gesagt, aus einer langjährigen Uebung kennt, zwei Ausdrücke als unrichtig, wenigstens als nicht genau zu bezeichnen, nämlich die Wörter: *Staatsfabriken* und *Realgewerbe*. Auch der versuchte Unterschied zwischen subjectiver und objectiver Gewerbefreiheit hat keinen praktischen Nutzen. — III. *Gewerbsbildung* S. 179. In dem zweiten Abschnitt seines Buches verlangt der Verfasser Innungen auch fernerhin und vielleicht auch für Gewerbszweige, die jetzt keine haben!!; in dem dritten verlangt er die Errichtung von niederen — und mittleren Gewerbeschulen und von polytechnischen Anstalten. Aus dem Standpunkt der Praxis haben wir oben gesehen, wie alle Zünfte, sie mögen Namen haben welchen sie wollen, aufgehoben werden müssen. Was verlangt alsdann die Praxis in Beziehung auf Gewerbsbildung? Folgendes! Alle gewerbliche Thätigkeit beruhet, das Dürfen vorausgesetzt, entweder auf Wissen oder auf Können. Das Wissen, d. h. die allen Gewerben gemeinschaftlichen theoretischen Kenntnisse beruhen auf allgemein wissenschaftlichen Grundsätzen aus der Mathematik, Physik, Chemie u. dgl. m. und das Können stützt sich auf specielle Handgriffe und auf die Erfahrung. Für die Letzten kann es keine andere Lehranstalt geben als das Leben selbst, d. h. die Erlernung bei einem zum selbstständigen Betriebe des gegebenen Gewerbes nach bestandener Prüfung berechtigten Handwerker. Für die Erlangung der theoretischen Kenntnisse mufs in Gewerbeschulen gesorgt werden. — IV. *Das Schutzsystem* S. 197. Nach der Ansicht des Rec. gehört ein jedes solches System zu den praktischen Undingen. Den wahren Schutz für sein Gewerbe mufs der Gewerbetreibende selbst durch die vorzügliche Beschaffenheit seines Fabrikats erringen. Diese sichert allein auf eine nachhaltige Weise seinen Absatz. Sie sichert ihm denselben weit besser als die von dem Verf. berührten Monopole, Erfindungspatente, Verschlüsse, Schutzmaafsregeln gegen die Mitbewerbung des Auslandes und wie alle die seither üblich gewesenen künstlichen Mittel einer gleich nutzlosen und schädlichen Bevormundung Seitens des Staates heifsen mögen. — V. *Die Armenpflege* S. 236. Die lobenswerthen Absichten des Vfs. in diesem Abschnitte seines Werkes wird niemand verkennen. Wie in dem ganzen Buche, so herrscht auch hier eine angenehme Milde, und das Bestreben die verschiedenartigsten Ansichten auszugleichen, führt öfterer auf Linderungs- als auf bestimmte Heilmittel. Man kann, wie es hier geschiehet, über die Pflicht des Staats zur Armenpflege, den Einfluss der Kirche, das Recht zur Arbeit, die Freizügigkeit im Innern des Staates, die körperliche und geistige Kraft zur Arbeit, die Industrieschulen, die sittliche Kraft des Volkes, den Willen und Reiz, die Gelegenheit und die Mittel zur Arbeit, die wohlfeilen Lebensmittel, die Sorge für arme Kinder, für Verwahrloste, für Kranke, für Arbeitslose, für Verbrecher, für Leichtsinnige, für ohne Schuld Bedrängte, für Arbeitsscheue, über Armencolonien, Armenbehörden und über Armenausgleichungs-Anstalten, durch welche die Ueberbürdung einzelner Gemeinden vergütet wird, mehr oder weniger ausführlich sich äufsern, ohne darum die Sache recht bei der Wurzel anzugreifen. Fast möchten wir dies in Beziehung auf die-

den Aufsatz besorgen. Wir behaupten nicht, dafs es der Abhandlung an höchst beachtenswerthen Winken und Vorschlägen gebricht, wir glauben nur, dafs der wirkliche Staatsmann dadurch weit sicherer dem Uebel abhelfen werde, wenn er die Aufgabe auf ihre einfachsten Bestandtheile zurückführt und vor allen Dingen sich klar macht, wer in einem gegebenen Fall, arm genannt werden mufs und wodurch diese Armuth herbeigeführt worden ist? Oft sind allgemeine Gesetze eine der fruchtbarsten Quellen der Verarmung. In dieser Hinsicht erinnert der Rec. nur an einen grofsen deutschen Staat, in welchem das Einwandern der Heimathlosen auf eine wahrhaft zweckwidrige Weise erleichtert wird. Die Armuth ist, ihrem Wesen nach, nicht blos individuell, sondern sie hat auch örtliche Beziehungen, die der Staat nicht unbeachtet lassen darf.

## MEDICIN.

Osnabrück, b. Rackhorst: *Ueber die Natur und Behandlung des sogenannten hitzigen Wasserkopfes und einiger ähnlichen Hirnaffectionen*, von *Dr. med. C. Krebs*, prakt. Arzte zu Buer. 1835. VIII und 103 S. gr. 8. (Preis 15 gGr.)

Der Verf. der vor uns liegenden Schrift starb in seinem 42. Jahre während des Abdruckes der letzten Bogen derselben am 23. Dcbr. 1834 an einem Nervenfieber und Hr. Dr. *A. Droste* wurde von der Verlagshandlung um die Besorgung des zur Vollendung Nöthigen ersucht, was letzterer in einem Anhange zu der kurzen, vom Verf. selbst geschriebenen Vorrede, den Lesern nebst einer kurzen Biographie und Charakterschilderung des Verstorbenen, mittheilt. Aus letzterer geht hervor, dafs *Krebs* vielleicht nicht im besten Vernehmen mit seinen Collegen stand, was der Versicherung des Hrn. *Droste* nach, weniger die Schuld des mit gradem gerechtem Sinn Ausgestatteten, der mit Witz und Verstand entschlossene Willensrüstige Thatkraft und felsenfesten Muth vereinte, war, als der von ihm mit Sarkasmen oder offenbaren Zurechtweisungen gegeifselten flach- und schwachköpfigen Menschen. Ref. der mit der Persönlichkeit wie mit den Verhältnissen des Hrn. *K.* ganz unbekannt ist, glaubt indessen, ohne Hrn. *K.* oder seinem Panegyristen zu nahe treten zu wollen, dafs hier wie überall zur Entscheidung der Wahrheit das *audiatur et altera pars* nöthig seyn wird. Was nun die vorliegende Schrift selbst betrifft, so wurde ihr Verf. durch die Mangelhaftigkeit des bisher für den sie betreffenden Gegenstand Geleisteten dahin gebracht, die Krankheit nach ihren ursächlichen Momenten, ihrem Wesen und Charakter zu beurtheilen und zu behandeln, nicht mehr nach ihren Namen und den Vorschriften anderer, und hat dadurch nach seiner Meinung günstigere Resultate als die gewöhnlichen erhalten. Was nun eine lange Praxis, unermüdete Beobachtung, Forschung ohne Vorurtheil und Nachdenken, ihm lehrten, theilt er in der nachstehenden Schrift mit. Dieses Comma hinter Nachdenken, wie es im Buche steht, hätte sicher Hrn. *K.*, wenn er es in dem Werke eines andern gelesen, zu *Sarkasmen* Veranlassung gegeben. Ref. kann das Gefühl des Unheimlichseyns nicht unterdrücken, so oft er von jemand liest: dafs er alles anders als seine Vorgänger gesehen, und noch dazu als Vorgänger wie *Goelis* und ähnliche, und er alle Vorschriften der frühern verlassen mufste, um zum Ziele zu gelangen. An mehreren Stellen des Buchs scheint ein solcher Geist zu wehen, den die den Beschluss machende Ehrenrettung der Alten, so wenig als die Erklärung, dafs es der guten Sache wegen geschehen sey, nicht eben allzusehr mildern kann. — Bei Kindern, beginnt die Einleitung, herrschen im Allgemeinen Kopf und Unterleib vor. In jenem die Empfindlichkeit, in diesem die Produktion seröser, weiterhin serös-lymphatischer Stoffe. Durch pathische Einflüsse wird ersteres leicht zum *Status erethicus*, letzteres zum *Status serosus* oder *lymphatico-serosus*. Wenn sich diese Zustände im Hirn äufsern, so entsteht der *Status cerebri erethicus* oder *serosus*. Diese beiden Zustände liegen allen hierhin gezählten Krankheiten zum Grunde, und sie zerfallen demnach in 2 Classen, in die serösen und erethischen Hirnaffectionen. Zuerst wird von den serösen Hirnaffectionen gesprochen. Die *Serositaet* wird angeerbt oder angezeugt, so lange sie von den übrigen Systemen in Schranken gehalten wird, dafs sie sich blofs durch Bildung fester Theile aussprechen kann, bleibt der Zustand *Dispositio* oder *Status serosus*, wenn er nicht in irgend eine Hypertrophie übergeht. Werden aber jene Schranken überschritten, so kommt eine seröse *Hydrophie* zu Stande. Geschieht letzteres ohne äufsere Veranlassung durch allmählige Zunahme der Serosität, so entsteht *Hydrocephalus chronicus*, im entgegengesetzten Falle *Hydr. acutus*. Bei der Behandlung kommt das meiste auf die Diät an; die Kinder sollen nach 10—14 Tagen des Nachts nur gewickelt, wo möglich vor dem ersten Zahnen zum Gehen angeleitet werden! Ob dies viel Beifall finden wird, bezweifeln wir, der Schade ist sicher gröfser als der Nutzen. Aus diesem *Stat. serosus* sah *K.* den *Hydr. acutus* in folgende 3 Formen entstehen. I. *Hydrocephalus acutus torpidus*, bei dem vorzüglich das *Symptom* von der gröfsten Gefahr ist; dafs die Kinder am liebsten mit dem Kopfe tiefer als mit dem Körper liegen. Die Cur fodert passende Nahrung und stärkende Mittel mit gelinden *Diureticis* versetzt. II. *Hydrocephalus acutus erethico-serosus* erfolgt meist zwischen ¼—3 Jahren, ohne aber sich zu einem entzündlichen oder fieberhaften Zustande auszubilden. Ein bestimmtes Zeichen des günstigen Ausganges giebt es so wenig, als eines ungünstigen. Der Vf. leugnet die von den Schriftstellern angenommenen 4 Stadien, so wie er Hirnaffectionen von Würmern, schweren Zahnen u. s. w. leugnet; dagegen stellt er ein *Stadium hydrocephalicum* auf, worin die Krankheit schneller oder langsamer übergeht, und mit Krämpfen eintritt. Die Behandlung erfordert Zurückführung des Congestiv-

zu-

zus'andes auf den *Stat. seros.* und Hebung oder Leitung der Gelegenheitsursachen. Nie giebt der Verf. Mercurialpurganzen, läfst weder Blutentziehung, noch kalte Umschläge oder innerer Reizmittel, wodurch der Tod herbeigeführt werden mufs, anwenden; dagegen *Vesicat. diuretica* und reizende Klystire mit *Ol. terebinth.* Wer da glaubt dafs sich Wasser durch den Stuhl zum Heile der Kranken ausleeren lasse, dem giebt der Verf. den Rath *Syrup. domestic.* anzuwenden, weil derselbe schnell und leicht wäfsrige Stuhlgänge verursacht!! — III. *Apoplexia hydrocephalica.* Die Krankheit kommt in zwei Formen vor, als *Apopl. hydroc. erethica* und *congestiva.* Der erethische oder nervöse Wasserschlag entwickelt sich oft aus der vorigen Form. Der congestiven liegt eine *Plethora serosa* zum Grunde, welche durch unterdrückte Hautsekretion verursacht wird. Auf ähnliche Weise sah der Vf. in dem kalten Winter 18$\frac{1}{3}$ eine fürchterliche Art der häutigen Bräune entstehen, der *Plethora lymphatica* zum Grunde lag. Derjenige, welcher diese und ähnliche Krankheiten *Exsudative* Entz. taufte, hätte besser gethan sie entzündliche *Exsudationen* zu nennen, da das *Exsudat* erst die entzündlichen Symptome hervorruft!! In einem Nachtrag zur Verständigung (?) eifert der Verf. gegen diejenigen, welche das Haargefäfssystem leugnen. Von p. 24—62 spricht der Verf. nun von den *erethischen Hirnaffectionen*, und zwar zuerst von der *Dispositio erethica*, die ererbt, angezeugt, noch öfter aber acquirirt wird, und der Grund soll in des Vfs. Gegend unter 10 Fällen 8 Mal im Unterleibe liegen. „Dasselbe, sagt der Verf., mufs unter ähnlichem Verhältnifs allenthalben der Fall seyn. „Wo aber seit Jahrhunderten durch knappe Diät die meisten gastrischen Krankheiten abgewandt werden, und zugleich fixe Ideen, Eitelkeit, Albernheit und Prahlsucht sich vererben; wo z. B. Mancher glaubt, weil er schnupft: er sey Friedrich der Grofse oder Napoleon; weil er einen Schnurbart trägt, er sey Blücher oder *Latour d'Auvergne*; oder weil ein Spafsmacher seinen Geburtsort Athen nennt, er sey Alcibiades, mit dem einzigen Unterschiede, dafs letzterer keine Manschetten hatte, nicht geschnürt wurde und keine Hegelsche Philosophie gehört hatte: dort mag es wohl umgekehrt der Fall seyn." Dies zugleich als Beleg für unsere Behauptung in Betreff des Geistes, der in dieser Schrift weht. Es mufs nothwendig ein Arzt sich in einer üblen Lage befunden haben, wenn er sich in medicinischen Schriften auf diese Weise der Gelegenheit bedienen mufs, sich zu expectoriren. *Sapienti sat!* — Gefährlich ist dieser Zustand, wenn sich zu ihm vorherrschende Serosität des Körpers gesellt. Zuweilen beobachtete der Verf. bei der Anlage einen häufig wiederkehrenden feinen, weifsen, Frieselausschlag gemeinlich am Halse oder auf dem Bauche. Bei der Behandlung dieser Zustände ist für eine mehr nährende Diät zu sorgen, warme Kopfbedeckung, und vorsichtige Gewöhnung an die freie Luft. Bei verstopften vollem Leibe Abführungen, dann China. Liegt der Grund im Gehirn, so läfst er sich nicht beseitigen. Hierauf wird p. 30 der *Erethismus cerebri subfebrilis* abgehandelt, als dessen Folge die *Affectio cerebri subparalytica* und *Hydrocephalus* näher betrachtet werden, wir müssen aber hier wie im Folgenden uns mit Angabe des allgemeinen begnügen, da der Raum es verbietet weitläuftiger zu seyn. Zwei interessante Krankengeschichten werden weitläuftig mitgetheilt; dann folgt *Erethismus cerebri febrilis* und zwar 1. die *febris intermittens hydrocephalica*, die der Vf. nur 5 Mal sah und die *febris hydrocephalica*, die er häufiger beobachtete. Zur näheren Erörterung wird ein specieller Fall mitgetheilt und dann zu den entzündlichen Hirnaffectionen übergegangen p. 62, wobei der Verf. seine Ansichten über Congestionen Reizungen und Entzündung mittheilt. Zuerst wird von den *acht entzündlichen Krankheiten* gesprochen und beiläufig der gekränkten Schriftstellerehre, wegen eines zurückgesandten Journalaufsatzes, den der Herausgeber des Journals aber auszugsweise in Anmerkungen als von ihm herrührend, mitgetheilt haben soll, eine Ehrenrettung veranstaltet. Hierauf folgen die *entzündungsartigen Krankheiten*, d. h. Krankheiten, deren Wesen dem entzündlichen nahe kommt, deren Form aber andern Krankheiten ähnlich ist. — *Unecht entzündliche Krankheiten.* — Aus dem bereits Gesagten wird gefolgert, dafs von *einer* Hirnentzündung nicht die Rede seyn kann; alle aber anzuführen, sahe sich der Vf. aufser Stande aus Mangel an Erfahrung, daher einige Krankengeschichten gegeben werden; nämlich von echten Hirnentzündungen eine mit vorherrschendem Erethismus, eine mit vorherrschender Congestion, 3 von entzündungsartigen Hirnaffectionen. Unter der Ueberschrift entzündungsähnliche Hirnaffectionen, werden 3 Geschichten von *Scrofula retrograda* und eine von *febris vulneraria erethica* mitgetheilt; unter falsch entzündlicher Hirnaffection ein Fall von *Erysipelas rheumaticum cerebri et meningum* erzählt. Eine kurze Wiederholung des Abgehandelten macht den Beschlufs dieses allerdings von nicht alltäglicher Beobachtungsgabe zeugenden Schriftchens, welches Ref., wie er gern gesteht, nicht ohne mancherlei Belehrung aus der Hand legt, wenn schon er dem Verf. gewifs so wenig als ein grofser Theil der Leser, deren wir ihm eine Menge wünschen, in Vielem nicht geradezu beistimmen kann. Papier und Druck sind gut, Druckfehler leider nicht selten. Ebenso sind die verschiedenen Abschnitte, in welche die Schrift zerfällt, nicht consequent genug bezeichnet.

ρ.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## ARITHMETIK.

OLDENBURG, in d. Schulze. Buchh.: *Ausführliches Lehrbuch der Arithmetik und Algebra*, allgemein verständlich und mit besonderer Rücksicht auf die Zwecke des practischen Lebens bearbeitet von *H. B. Lübsen*, mit einem Vorworte von *H. C. Schumacher*, Kön. Dän. wirkl. Etatsrath, ord. Prof. d. Astronomie u. s. w. 1835. VI u. 319 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Der Vf., der wahrscheinlich Privatlehrer der Mathematik in Altona ist, ersuchte Hrn. Prof. *Schumacher* um ein Vorwort zu seiner Schrift, wodurch diese in das Publicum eingeführt würde. Hr. Schumacher glaubte zwar, dafs das Buch seiner Empfehlung nicht bedürfte, war jedoch bereit, Liebhaber der Mathematik, und vorzüglich Solche, welche sich durch eigenes Studium bilden wollen, auf dasselbe aufmerksam zu machen, da er überzeugt war, dafs es seinen Zweck erfüllen würde. Wir stimmen ganz damit überein, und obwohl wir es nicht für geeignet halten, als Lehrbuch in Lehranstalten benutzt zu werden, so können wir es doch zum Selbststudium, sowie zur Wiederholung des Gelernten recht sehr empfehlen. Zum Lehrbuche eignet es sich defshalb nicht, weil es einestheils häufig die Lehren ausführlicher und wortreicher entwickelt, als es vielleicht selbst der Lehrer bei dem mündlichen Vortrage thun würde, anderntheils aber einer gewissen Strenge in der Form und Anordnung der Materien entbehrt. Auf jeden Fall indefs verdient es näher besprochen zu werden. Durch Klarheit und Verständlichkeit zeichnet es sich aus, und der häufig launige Vortrag des Vfs., der jedoch nie in Späfse ausartet, wird Manchem willkommen seyn. Ein echt wissenschaftlicher Sinn ist überall erkennbar. Wir geben nun zunächst eine kurze Uebersicht des Inhaltes, sowie des Ganges, welchen der Vf. gewählt hat, und knüpfen dann einige Bemerkungen an über das, worin wir mit ihm nicht übereinstimmen können. Der erste Theil, welcher die Arithmetik enthält, zerfällt in neun Kapitel. Kap. 1: Zahlenbildung und Zahlensystem. Kap. 2: von den vier Rechnungsarten. Kap. 3: Zeichen, Kunstwörter, Eigenschaften der Zahlen. Kap. 4: gewöhnliche Brüche. Kap. 5: Decimalbrüche. Kap. 6: Rechnung mit benannten Zahlen. Kap. 7: von den geraden, umgekehrten und zusammengesetzten Verhältnissen. Kap. 8: Verhältnifszahlen und deren Gebrauch bei Theilungen, Mischungen u. s. w. Kap. 9: Münz-, Maafs- und Gewichtssystem, Kettenregel u. s. w. Der zweite Theil ist zwar „Algebra" überschrieben, enthält aber noch andere Lehren, nämlich Kap. 10: Gleichungen, Theorie des Positiven und Negativen u. s. w. Kap. 11: Anwendung der Gleichungen zur Auflösung algebraischer Aufgaben. Kap. 12: Allgemeine Gröfsenzeichen, Begriff, Zweck und Nutzen der Buchstabenrechnung. Kap. 13: Anwendung der Buchstabenrechnung, Formeln u. s. w. Kap. 14: Gleichungen und Aufgaben mit mehreren unbekannten Gröfsen, Eliminationsmethoden. Kap. 15: vorläufige Begriffe von den Potenzen und Wurzeln, Wurzel-Ausziehung. Kap. 16: Potenzen und Wurzeln im Allgemeinen, Rechnung mit denselben. Kap. 17: reine und verwickelte Gleichungen des zweiten Grades mit einer und mit mehreren unbekannten Gröfsen. Kap. 18: arithmetische Progressionen. Kap. 19: geometrische Progressionen. Kap. 20: Logarithmen, Aufsuchung der Logarithmen zu gegebenen Zahlen und umgekehrt, mittelst der Tafeln. Kap. 21: Anwendung der Logarithmen auf solche Aufgaben, welche ohne dieselben nicht zu lösen sind. Kap. 22: Zinseszinsen-Rechnung. Auflösung politischer und staatswirthschaftlicher Fragen. Im vierten Kap. haben wir bei der Lehre von der Auffindung des kleinsten Generalnenners für mehrere Brüche die Angabe der Auflösungsweise, dieser Aufgabe durch Zerlegung der Nenner in ihre Primzahlenfactoren vermifst. Wir ziehen diese Methode, wenn die Brüche nicht sehr grofse Nenner haben, der gewöhnlichen weit vor, wäre es auch nur defshalb, weil man dann des Dividirens des neuen Generalnenners durch die früheren Nenner überhoben ist. Der Beweis §. 37. für die Multiplication zweier Brüche wird, wie wir glauben, besser und faslicher auf die Erklärung der Multiplication gegründet, multipliciren heifse, aus dem Multiplicandus eine neue Zahl, das Product, ebenso entstehen lassen, wie der Multiplicator aus der Einheit entstand. Nicht alltäglich findet man die in §. 39 angegebene Methode, mehrere Brüche näherungsweise auf den Generalnenner zu bringen. Da diese Methode wegen der ungemeinen Schnelligkeit der Rechnung von practischem Nutzen ist, so theilen wir die Hauptsache hier mit: „Bedeuten nämlich folgende zu addirende Pöste, $\frac{1}{2} + \frac{1}{3} + \frac{3}{5} + \frac{6}{7} + \frac{7}{9}$ (nicht $\frac{7}{8}$, wie durch einen Druckfehler steht) $+ \frac{5}{11} + \frac{9}{13} + \frac{13}{247} + \frac{3}{5101} + \frac{1}{1275}$ Bruchtheile von einer kleinen Einheit, wie etwa Loth, Zoll u. s. w., und kommt es nicht darauf an, ob man die Summe um $\frac{1}{12}$ einer solchen Einheit zu klein oder zu grofs findet, so kann man die Arbeit be-

bedeutend abkürzen, wenn man den allgemeinen Nenner, der eine sehr grofse Zahl werden würde, ganz willkürlich annimmt, wozu eine einfache Rangzahl wie 10, 100, 1000 u. s. w. offenbar am bequemsten ist. Nehmen wir in vorliegender Aufgabe 100 als allgemeinen Nenner, so brauchen wir nur jedem Zähler (in Gedanken) zwei Nullen anzuhängen und durch die alten Nenner zu dividiren, alsdann sind die nebenstehenden Quotienten, bei welchen Brüche unter $\frac{1}{2} = 0$, und über $\frac{1}{2} = 1$ gesetzt worden, die zum allgemeinen Nenner 100 gehörigen neuen Zähler (welche sich leicht im Kopfe berechnen lassen).

| | |
|---|---|
| 1 (00) / 2 | 100 / 50 |
| 1 (00) / 35 | 8 |
| 4 (00) / 5 | 80 |
| 6 (00) / 7 | 86 |
| 7 (00) / 9 | 78 |
| 5 (00) / 11 | 45 |
| 9 (00) / 13 | 69 |
| 13 (00) / 247 | 5 |
| 8 (00) / 6191 | 0 |
| 7 (00) / 117 | 6 |
| Summa | $\frac{432}{100} = 4\frac{32}{100}$ |

„Hätte man bei dieser näherenden Berechnung auch bei jedem Zähler eine halbe Bruch-Einheit $\left(\frac{1}{100}\right)$ vernachlässigt, so würde der dadurch für alle zehn Posten angewachsene Fehler doch erst $\frac{10}{100} = \frac{1}{10}$ betragen haben. Da wir aber nur Brüche kleiner als $\frac{1}{2}$ vernachlässigten, und diese Fehler, weil sie bald auf die eine, bald auf die andere Seite fallen, sich zum Theil aufheben, so mufs der Fehler an der Summe noch bedeutend kleiner als $\frac{1}{10}$ seyn."

Weniger gefallen hat uns §. 48, welcher von der Division der Decimalbrüche handelt. Der Vf. sagt nämlich: „haben Dividendus und Divisor nicht gleich viel Decimalen, so hänge man dem, der weniger hat, so viele Nullen an, bis sie beide gleich viel haben, alsdann dividire man mit Weglassung der Decimalzeichen, wie gewöhnlich, indem man einen etwaigen Bruch gleich in einen Decimalbruch auflöst." Wir halten es für zweckmäfsiger, von dem Falle auszugehen, wo ein Decimalbruch durch eine ganze Zahl dividirt wird, und darauf die beiden anderen Fälle, wo Decimalbrüche durch Decimalbrüche, und ganze Zahlen durch Decimalbrüche dividirt werden, zurückzuführen. Auch fehlt die Angabe des Verfahrens, Decimalbrüche, namentlich periodische, in gemeine Brüche zu verwandeln. Die Lehre von der zusammengesetzten Proportionsrechnung wird wohl dem Lernenden am leichtesten, wenn sie auf die Multiplication zweier oder mehrerer Proportionen gegründet wird, wo denn ein Hinterglied in der einen gegen ein Vorderglied in der anderen verschwindet. Im Anfange des neunten Kapitels, welches die Vergleichung verschiedener Münzen, Mafse und Gewichte behandelt, hätte der Vf. voranschicken sollen, dafs eine solche Vergleichung überhaupt auf zweierlei Weise Statt finden könne. Entweder nämlich untersucht man, wieviel Einheiten oder Stücke jeder Art in einem gemeinschaftlichen Vielfachen enthalten sind, z. B. in einer feinen Mark Silbers 14 Thaler Preufs. Cour. und 34 Mark Hamb. Cour.; oder, wie viel Mal ein und derselbe aliquote Theil in den zu vergleichenden Stücken oder Einheiten enthalten ist, z. B. eine Dänische Meile = 24000 Fufs Rheinl. und eine Spanische = 13275 Fufs Rheinl. Es war sodann darauf aufmerksam zu machen, dafs bei der ersten Art der Vergleichung die zu vergleichenden Dinge sich umgekehrt, bei der zweiten Art aber sich gerade, wie die Verhältnifszahlen verhalten. In dem ersten Theil hat der Vf. die Buchstabenrechnung noch nicht aufgenommen, obwohl es vielleicht zum allgemeineren Beweise der vorgetragenen Sätze häufig wünschenswerth gewesen wäre. Gröfser ist aber der Uebelstand, dafs auch im Anfange des zweiten Theiles, der die allgemeine Arithmetik enthält, noch nichts davon gesagt wird. Ebenso wenig können wir es billigen, dafs von + und —, von umgekehrten Vorzeichen die Rede ist, und sie wirklich schon in Rechnungen gebraucht werden, ehe sie erklärt worden sind. Die Erklärung folgt erst später, und scheint uns der mathematischen Schärfe zu entbehren. Der Vf. sagt nämlich §. 71: „wenn die zusammengehörigen Theile einerlei Vorzeichen haben, also entweder alle mit + oder alle mit — behaftet sind, und folglich bei der Zusammenrechnung übereinstimmend zu dem Resultate beitragen, mithin in einerlei Sinn zu nehmen sind, so heifsen sie schicklicherweise einstimmige Gröfsen. Wenn aber die zusammengehörigen Theile einer Gröfse verschiedene Vorzeichen haben, und also bei ihrer Vereinigung sich entweder ganz oder zum Theil tilgen, sich mithin widerstreiten, und hinsichtlich des Resultates gerade entgegengesetzte Wirkung ausüben, so heifsen sie widerstreitende oder entgegengesetzte Gröfsen." Offenbar ist hier ein logischer Cirkel. Gegen die Ausdrücke „positiv und negativ" eifert der Vf. sehr, und nennt sie geradezu sinnlos; an ihrer Statt will er „direct und invers" gebraucht wissen. Erst im zwölften Kap., also nach einem Kap. über die Gleichungen, wird erst die Buchstabenrechnung vorgetragen. Das Kap. selbst ist sehr gut bearbeitet, und namentlich ist es dem Vf. gelungen, den Nutzen dieser Rechnungsweise sehr deutlich zu zeigen. Eben so sehr hat uns Kap. 13 gefallen, welches von den Functionen und Formeln handelt. Wenn der Vf. §. 112 sagt: „das Quadrat einer jeden beliebig vielziffrigen Zahl mufs entweder zweimal so viel Ziffern haben, als die Wurzel, oder zweimal so viel, weniger eine Ziffer": so hätten wir dieses lieber allgemein ausgedrückt und bewiesen gesehn, nämlich die $n^{te}$ Potenz einer $b$ziffrigen Zahl hat höchstens $nc$ Ziffern, wenigstens $nc - (n-1)$ Ziffern. Bei der Theilung der Zahlen in Klassen von je zwei Ziffern, behufs der Ausziehung der Quadratwurzel, war darauf aufmerksam zu machen, warum in der letzten Classe linker, aber nicht in der zur rechten Hand sich nur *eine* Ziffer befinden dürfe.

Eben-

Ebenso auch bei der Ausziehung der Cubikwurzel. Die Abkürzung §. 114 konnte deutlicher seyn, und es mufste namentlich gezeigt werden, warum man die durch $b$ vorgestellte Ziffer unmittelbar an die unter $2a$ gedachte Zahl anfügen könne, um $2a + b$ zu erhalten. Es ist dieſs gerade ein Punkt, der, wie wir aus Erfahrung wissen, für den Lernenden eine nicht unbedeutende Schwierigkeit enthält. In §. 123 hätte wohl die Entstehung der Bezeichnungsart $x^{\frac{m}{n}}$ für $\sqrt[n]{x^m}$ angegeben werden müssen. Der Vf. sagt hier so: „wenn aus einer Potenz eine Wurzel gezogen werden soll, so pflegt man dieſs der Kürze wegen auch so anzudeuten, dafs man den Wurzelexponenten, als Nenner, unter den als Zähler betrachteten Potenzexponenten setzt." Hiernach scheint diese Bezeichnungsweise einer bloſsen Willkür ihre Entstehung zu verdanken, was jedoch keineswegs der Fall ist. Diese war vielmehr abzuleiten aus der Lehre von der Ausziehung der Wurzeln aus Potenzen durch Division des Exponenten der Potenz durch den Exponenten der Wurzel. Dieses Verfahren, eigentlich nur da zulässig, wo der Exponent der Potenz durch den Exponent der Wurzel theilbar ist, wird dann auch uneigentlicher Weise auf den Fall übertragen, wo dieſs nicht Statt findet. Das Verfahren, welches Briggs (nicht Brigg, wie der Vf. schreibt) angewendet haben soll, um die Logarithmen der Primzahlen zu berechnen, wird vom Vf. so dargestellt: „um z. B. den Logarithmus von 5 zu finden, verfuhr Briggs folgendermafsen: da 5 als Potenz von 10 betrachtet, zwischen $10^0$ und $10^1$ fällt, indem $10^0 < 5$ und $10^1 > 5$ ist, so *versuche* man, ob vielleicht 10 auf die $\frac{0+1}{2} = \frac{1}{2}$te Potenz erhoben, die Zahl 5 giebt. Man hat nun $10^{\frac{1}{2}} = \sqrt{10} = 3{,}1622776601\ldots$. Folglich ist $10^{\frac{1}{2}} < 5$; der log. 5 liegt daher zwischen den schon engeren Grenzen $\frac{1}{2}$ und 1, indem $10^{\frac{1}{2}} < 5$ und $10^1 > 5$ ist. Auf diese Weise kann man die Grenzen immer enger zusammenziehn, indem man nach und nach die halbe Summe des kleineren und des gröſseren Exponenten, zwischen welche der gesuchte fällt, auf die Probe nimmt u. s. w." Das ist nun zwar richtig; damit aber diese Auffindungsweise der Logarithmen nicht zu sehr als ein wiederholter Versuch erscheine, hätte der Vf. den Satz vorausschicken sollen, dafs man allgemein zwischen zwei Zahlen mit ihren Logarithmen eine neue Zahl mit ihrem Logarithmus einschalten könne, wenn man aus den Zahlen das geometrische, aus den Logarithmen das arithmetische Mittel nimmt. Auch mufste gezeigt werden, warum die Logarithmen aller Zahlen, welche nicht der Zahl 1,10 oder einer höheren Ordnung von 10 angehören, nie genau, sondern nur durch fortlaufende, nicht periodische Decimalbrüche ausgedrückt werden können. Der Anhang, welcher Anmerkungen und Ergänzungen enthält ist recht schätzbar. Es scheint fast, als habe der Vf. gefürchtet, das darin Vorgetragene möchte dem Anfänger noch zu schwer seyn, und es deshalb bis ans Ende verspart, statt es da zu geben, wohin es eigentlich gehört hätte. So findet man z. B. hier die Verwandlung der Decimalbrüche in gemeine Brüche, was indessen, da es sehr leicht ist, recht gut bei der Lehre von den Decimalbrüchen vorgetragen werden konnte. Hier erscheint denn auch der für die gesammte Arithmetik so wichtige Lehrsatz, dafs, wenn $p$ eine Primzahl, $a$ und $b$ aber zwei ganz beliebige Zahlen bedeuten, welche jedoch einzeln nicht durch $p$ ohne Rest theilbar sind, auch das Product $ab$ nicht durch $p$ theilbar seyn könne. Der Beweis selbst aber läfst sich einfacher und faſslicher geben, als es der Vf. gethan hat. Die Menge von Druckfehlern sind ein groſser Uebelstand; sehr viele sind angezeigt, aber sicherlich viele übergangen. Aufser dem, den wir oben schon gerügt haben, bemerken wir noch S. 173 letzte Z. v. u., wo es heifst: $\sqrt[3]{64^2} = \sqrt[5]{64}$, und heifsen mufs: $\sqrt[3]{64^2} = \sqrt[6]{64^1}$. Sonst ist das Aeufsere des Buches lobenswerth. *M.*

## MATHEMATIK.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Beispiele über die Lehren des Differential- Integral- und Variations-Calculs, und Aufgaben über deren Anwendung.* Für Lehrende zum Gebrauche beim Unterrichte, für Lernende zur weiteren Unterweisung und Ausbildung in Anwendung der erlernten Lehren, besonders zur Unterstützung des Selbststudium (s). Von *G. Strauch*, Privatlehrer der Mathematik. *Erster* Band. Differential-Calcul. Mit 4 Figurentafeln. 1835. VIII u. 288 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Es ist auffallend, dafs, während für die Lehren der niederen Arithmetik eine Menge von Beispielsammlungen und Uebungsbüchern erschienen sind und mit jedem Jahre deren noch erscheinen, an ähnlichen Werken für die höhere Arithmetik wirklich Mangel ist. Wenn auch gleich die Zahl derer, die sich diesen höheren Lehren widmen, geringer ist, so ist sie doch immer noch so groſs, dafs die Bearbeitung von Rechnungsbeispielen gewifs eine willkommene Erscheinung seyn wird. Daher betrachten wir auch das vorliegende Werk als eine sehr nützliche Arbeit. Der Vf. giebt als Hauptzweck des Buches an, solche Beispiele aufzustellen, welche die beste Uebung in den höheren analytischen Operationen böten, und wünscht, dafs man bei der Beurtheilung des Werkes durchaus diesen Zweck zum Mafsstabe nehmen möge. Dennoch können wir nicht umhin, bei aller Anerkennung dessen, was der Vf. geleistet hat, den Wunsch auszusprechen, dafs derselbe in seinen Beispielen mehr Rücksicht auf das practische Leben genommen haben möge. Es macht dem Lernenden die Uebungen weit interessanter, wenn er das Gelernte auf wirkliche Fälle des Lebens, als wenn er es blos auf Formeln anwenden kann. Solcher

cher Beispiele finden sich aber sehr wenige in dem Buche. Wir verkennen die Schwierigkeit der Bearbeitung derselben keineswegs, aber gerade diese Schwierigkeit würde den Werth des Buches bedeutend erhöht haben. Im Vortrage bediente sich der Vf. nur der Bezeichnung des Differentials, erklärt aber ausdrücklich, dafs dieser Wahl nicht der Sinn unterzulegen sey, als wolle er die Methode des Unendlichen wieder in Anregung bringen, die, wie sie verdient habe, längst aus jeder guten Theorie verbannt sey, da sie schon in ihren ersten Principien ganz aus dem Reiche der Begriffe hinausführe; er sey vielmehr dabei von der Absicht ausgegangen, sein Buch zum Seitenstücke eines jeden Lehrbuchs zu machen, und dazu hielt er gerade die Bezeichnung des Differentials wegen ihrer Leichtigkeit und Einfachheit am geeignetsten, zumal da sie auch denen, welche diesen Calcul in einer anderen Form erlernt hätten, leichter zugänglich sey, als es umgekehrt der Fall seyn dürfte. Zudem könne diese Bezeichnungsweise bei den Theorien, welche das Unendlichkleine vermeiden, eben so gut gebraucht werden, als die anderen, für Anfänger oft lästigen Bezeichnungsweisen. In der zweiten Abtheilung, welche die Anwendung des Differential-Calculs enthält, schickte Hr. *Str.* jedem Kapitel eine kurze Einleitung voraus, um sich im Verlaufe desselben darauf beziehen zu können. Ist nun auch gleich der Grund, der den Vf. dazu bestimmte, wohl schwerlich so gültig, wie der Vf. glaubt, so sind doch diese Einleitungen eine sehr dankenswerthe Zugabe. Da indefs diese Einleitungen, aus Mangel an Raum, nicht mit den vollständigen Beweisen aller darin gegebenen Sätze versehn werden durften, so gab er aus den besten Lehrbüchern die Stellen an, wo man weitere Belehrung finden könne. Mit Recht glaubte er das Werk von M. Ohm berücksichtigen zu müssen, sowohl wegen seiner übrigen Vorzüge, als auch wegen der überall angewendeten Aggregatentheorie. Da wir noch keine Geschichte der Literatur dieses Calculs haben, so bearbeitete er einen kurzen Grundrifs derselben, der sich jedoch hier nur auf die Aufzählung der besseren Werke beschränkt, da Mangel an Raum ihm die Aufnahme jener Literaturgeschichte nicht gestattete. Ebenso hatte er den geometrischen Aufgaben jedesmal die geometrische Construction der erhaltenen algebraischen Formeln beigefügt, was aus demselben Grunde weggelassen werden mufste. Den gröfsten Theil der Beispiele bearbeitete der Vf. selbst, nur bei dem Kapitel über das Gröfste und Kleinste benutzte er das dahin einschlagende Werk von Lehmus. Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, wovon die erste blos Uebungen im Differentiiren enthält. Abschnitt 1, wo Functionen zwischen zwei Veränderlichen differentiirt werden. Kap. 1: entwickelte Functionen. 1) Differentiale der ersten Ordnung bei algebraischen und bei transcendenten Functionen. 2) Differentiale höherer Ordnungen. Kap. 2: unentwickelte Functionen. Abschnitt 2, wo Functionen zwischen drei und mehr Veränderlichen differentiirt werden. Kap. 1: wo die Functionen in Hinsicht auf eine der Veränderlichen entwickelte sind. Kap. 2: wo die Functionen nach keiner der Veränderlichen entwickelte sind. Die *zweite* Abtheilung, welche die Anwendung des Differentialcalculs enthält, zerfällt in sechs Kapitel. Kap. 1: Entwickelung der Functionen in Reihen nach dem Taylor'schen, Maclaurin'schen und Lagrange'schen Satze. Kap. 2: Auflösung der Gleichungen durch Näherung. Kap. 3: Bestimmung solcher Functionen, welche in gewissen Fällen unter einer unbestimmten Form erscheinen. Kap. 4: Zerlegung rationaler Brüche in Partialbrüche. Kap. 5: das Gröfste und Kleinste, soweit es Gegenstand des Differentialcalculs ist. Kap. 6: über Berührungen und andere damit zusammenhängende Aufgaben. Als Probe geben wir nun noch eine Aufgabe aus dem fünften Kapitel der zweiten Abtheilung: Ein Kaufmann kauft 100 Centner Waare, den Centner zu 50 Rthlr. Er findet, dafs er, wenn er die Waare auswärts sendet, für jede fünf Meilen 1 Rthlr. an dem Centner gewinnt. Wenn die Waare nun jeden Tag um 5 Meilen weiter gebracht wird, und die Fracht für den ersten Tag 60 Rthlr., für den folgenden 64 Rthlr., und so fort für jeden Tag 4 Rthlr. mehr beträgt: wie weit kann die Waare geliefert werden, damit der Kaufmann den gröfsten Gewinn macht? Aufl. Wenn die Waare $x$ Tage unterwegs ist, so vertheuert sie sich um $100x$ Rthlr. Die Fracht aber für den ganzen Weg ist:

$$60+64\ldots+\left[60+4(x-1)\right]=\left[120+4(x-1)\right]\frac{x}{2}:$$

Also ist der Gewinn des Kaufmanns.

$$u=100x-\left[120+4(x-1)\right]\frac{x}{2},\quad\text{oder}$$

$$u=42x-2x^2,\ \frac{du}{dx}=42-4x$$

Also ist $x=10\frac{1}{2}$, d. h. die Waare ist $10\frac{1}{2}$ Tage unterwegs, oder sie wird $52\frac{1}{2}$ Meilen weit auswärts geführt. Und da $\frac{d^2u}{dx^2}=-4$, so ist der Gewinn des Kaufmanns $=u=220\frac{1}{2}$ ein Maximum; denn wenn die Waare 11 Tage lang weiter gefahren würde, so würde der Gewinn nur $11.100-(120+4.10)\frac{11}{2}$ $=1100-880=220$ Rthlr. seyn. Druck und Papier sind gut. *M.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## TECHNOLOGIE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Encyclopädisches Wörterbuch der Landbaukunst für Cameralisten, Architekten, Bauhandwerker und das bautreibende Publicum.* Von *Joh. Jacob Helfft*, Landbaumeister. 1836. VIII u. 216 S. 4. Erste Lieferung: A—K. (1 Rthlr.)

Dieses Buch war dem Rec. eine angenehme Ueberraschung; er erachtet ein derartiges Werk so sehr als Bedürfnifs der Zeit, dafs er selbst schon an einem solchen unter dem Titel: „*Baulexikon*" gearbeitet hat. Die heutigen Verhältnisse der praktischen und selbst gelehrten Baumeister machen oft eine kurze bestimmte Auskunft über bauliche Dinge nöthig, und es möchte sich in der That in keiner andern Form so viel Nützliches und Belehrendes mit so wenigen Umständen sagen lassen, als in der lexikographischen, wo immer ein Artikel den andern gebiert und erläutert. Es giebt Gelegenheit, alle übele Gewohnheiten und Mifsbräuche beim Bauen, welche Namen sie auch führen mögen, zu beleuchten und dadurch allmälig abzustellen, und ist überdiefs geeignet, der Wissenschaft durch präcise Worte und Begriffsbestimmungen keinen geringen Dienst zu leisten. Relativ möchte hiergegen der Nutzen des Buches für junge oder mehr nur theoretisch gebildete Baumeister, für Bauherren, Bauunternehmer u. s. w., welche auf der Baustelle nicht recht heimisch und mit den technischen Ausdrücken und Bezeichnungen der Handwerker und Künstler nicht vertraut sind, sehr zurück treten, obwohl er an und für sich durch die schärferen Wort- und Begriffsbestimmungen und durch die Bezeichnung der übeln Gewohnheiten u. s. w. und der Mittel zu ihrer Abstellung sehr gewinnen, und so all' das in höherem Mafse noch erfüllen müfste, was kurze Anzeigen in der allgemeinen Bauzeitung und in Gersdorfs Repertorium von *diesem* Nutzen des Buches schon Empfehlendes gesagt haben.

Soll nun aber der Rec., nach den vorstehenden Anführungen über die, einem Baulexicon zu wünschende Beschaffenheit überhaupt, darüber Rechenschaft ablegen, ob er dieselbe an diesem Buche insbesondere, nach gewissenhafter Prüfung, wahrgenommen habe, so vermag er diefs freilich nicht mit einem unbedingten Ja zu beantworten. Billigerweise kann diefs aber auch am wenigsten von dem bahnbrechenden Erstlings-Werke eines Wörterbuches verlangt werden, die sich ihrer möglichen Vollendung nur mit der Zeit, durch bereicherte und geläuterte spätere Auflagen nähern.

Auf gänzlich fehlende Benennungen ist Rec. nur selten gestofsen, was eben so wohl der verdienstlichen Umsicht des Vfs. als dem Umstand zuzuschreiben seyn mag, dafs man eben nicht leicht eher Etwas zu vermissen pflegt, als bis man es braucht; auf mehrere dürfte daher vielleicht der Gebrauch des Buches stofsen. Einiges von dem, was Rec. vermifst hat, sind die Wörter: Backenhebel, Barriere, Bauplan, Bazar, Dachriegel, Dachschindel, Deckwerk, Einkehle, Hälter, Kiosk, Kraft u. s. w. Auch *Festigkeit des Baues* fehlt, der Artikel Festigkeit in Bezug auf einzelne Körper, als Material zum Bau, ist dagegen ganz so abgefafst, wie es von allen übrigen nur immer gewünscht werden kann: man findet in kerniger Kürze Alles, was sich unter dieser Aufschrift denken läfst, — auch die arithmetischen Formeln zur Bestimmung der absoluten, der respectiven und rückwirkenden Festigkeit für Hängeeisen, Balken und Säulen, wogegen aber der Artikel *Formel* selbst wieder fehlt, der zur Erleichterung ihrer Auffindung dienen könnte, indem sie nämlich nicht von Jedem dort gleich gesucht werden dürften.

Der Artikel „Dauerhaftigkeit der Gebäude" lautet unter andern: „Zur Dauerhaftigkeit eines Gebäudes sind im Wesentlichen folgende Umstände erforderlich:

1) Der Grund, auf welchem ein Gebäude errichtet wird, mufs entweder ein von Natur fester oder durch Kunst so befestigt seyn, dafs er der Last des Gebäudes und seiner zufälligen Belastung nicht nur das Gleichgewicht halte, sondern auch einen Ueberschufs darbiete.

2) Die zum Gebäude verwandten Materialien müssen den drückenden und trennenden Kräften, so wie den Einflüssen der Witterung auf's Beste widerstehen.

3) Die unter 2) gedachten Materialien müssen in eine gute Verbindung gesetzt, und dafür Sorge getragen werden, dafs dieselbe sich auch ohne weiteres Zuthun erhält.

4) Die zum Tragen bestimmten Theile müssen stärker seyn, als die, welche getragen werden. Daher darf z. B. eine massive Mauer nicht auf einem Balken stehen, welches, selbst wenn der Balken stark genug wäre, bei einem ausbrechenden Feuer vom gröfsten Nachtheile seyn könnte, und dergleichen mehr.

3) Theilen, welche von einer Seite einen Schub erleiden, mufs von der andern Seite ein ähnlicher gegeben werden, oder sie müssen so stark seyn, dafs sie ihm widerstehen können, oder durch Anker gehalten werden."

Wenn man nach den schon oft gebrauchten Worten eines Weisen des klassischen Alterthums *nicht Zeit*, oder seinen Gegenstand nicht so klar vor Augen hat, um ihn *kurz und bestimmt* erklären zu können, so wird man *breit und unbestimmt*. Der hier noch nicht ganz mitgetheilte Artikel schwankt zwischen den Begriffen, die man mit den Worten *Verbindung*, *Construction* und *Festigkeit* verbindet; der Dauerhaftigkeit gehört von allem Gesagten offenbar nur der Schlufs des Satzes 2 an, dafs nämlich die Materialien den *Einflüssen der Witterung* widerstehen sollen. Der Rec. würde an des Vfs. Stelle vor allen Dingen gehörigen Orts die Erklärungen von Verbindung, Construction und Festigkeit gegeben und dann mit Bezugnahme darauf unter dem Worte *Dauerhaftigkeit* gesagt haben, dafs diese jene bedinge und aufserdem erfordere, dafs die gut verbundenen Theile aus Materien bestehen müssen, die den nächsten und meisten äufsern Einwirkungen, denen sie ausgesetzt sind, den längsten Widerstand zu leisten vermögen. — Einige erläuternde Beispiele Betreffs der Eigenschaften, welche die Materialien zum Widerstehen der zerstörendsten äufsern Einwirkungen — unter andern des Feuers bei Feuerungen, der beständigen und abwechselnden Nässe und des Frostes u. s. w. bei Erdbauten, Plinten, Dachbedeckungen u. s. w. — befähigen, mit Angabe der Merkmale, durch welche die erforderlichen Eigenschaften an dem Materiale zu erkennen, könnten folgen.

Die Nützlichkeit des Buches dürfte sehr bald eine neue Bearbeitung desselben nach sich ziehen. Zum Besten derselben will Rec. noch auf einige andere wünschenswerthe Verbesserungen aufmerksam machen.

*Abakus* gilt mehr nur von so dünnen obern Capitälplatten, wie an den korintischen, römischen und ionischen Säulen. *Abbrechen* pflegt man vom Demoliren (dieser Artikel fehlt — gelegentlich gesagt — auch) oder Einnehmen hölzerner und fester massiver Gebäude, an welchen die Trennung der Theile nicht ohne Bruch abgeht, — *Abtragen* aber von lockerem Mauerwerk und von Erdhöhen zu verstehen, weshalb sich die beiden Ausdrücke nur am Massivbau begegnen. *Anschiften* geht nicht allein auf das flickweise Zusammensetzen von Sparren, sondern auf das *Flicken* überhaupt, wofür man in einigen Gegenden Deutschlands das Wort *schiften* hat, woher die Benennung stammen mag, vielleicht selbst auch bei dem *Abschiften* (fehlt) neuer Einkehlen und Walme, weil man ursprünglich sehr wahrscheinlich nicht apriorisch, sondern wegen seiner Schwierigkeit *a posteriorisch* — anbesserungs- flick- oder schiftweise verfuhr; noch heute ist die Theorie nicht allen Zimmerleuten eigen. Es giebt dabei nur Loth- und *Backen-*, keine „Balken"-Schmiegen.

Die Definitionen der Wörter *Bau*, *Bauen*, *Gebäude* und *Haus* dürften in einem Baulexikon vor allen andern Anspruch auf Richtigkeit haben. *Bau* im Allgemeinen ist das formale Resultat der Zusammensetzung von Dingen zu einem bestimmten Zwecke, und *Bauen* bezeichnet die dahin zielende Handlung. Man spricht vom Wort-, Vers-, selbst Gedanken-Bau, — vom Bau des Vogelnestes, der Hütte, des Pallasts — der Welt, — vom Maschinen- und Schiffbau — Land- und Wasserbau u. s. w. In dem Mafse der Bau dem Zwecke, und die zusammengesetzten Dinge oder Materialien dem Baue mehr oder weniger entsprechen, ist der *Bau* mehr oder weniger *gut*. Dasselbe gilt von dem *Bauen*, der Handlung in Wahl der Materialien und der mechanischen Mittel zu ihrer Verbindung. Der beste *Bau* und das beste *Bauen* für eine bestimmte Festigkeit und Dauer zu einem bestimmten Zwecke giebt sich durch die *wenigsten Mittel* — Materialien und Anstalten u. s. w. — zu erkennen, weil die wenigsten Mittel nicht ohne die *besten* — sachgemäfsesten — natürlichsten möglich sind. Hier mehr ins Einzelne zu gehen, würde zu weit führen, ebenso, wenn Rec. dem Vorstehenden die Definition des Vfs. vom Worte Bau gegenüber stellen wollte. — Zu dem Worte „*Bauen*" setzt er dagegen kurz: „Ein Gebäude ausführen." — Auch alte Gebäude repariren und neue werkthätig fördern — ohne Rücksicht auf Anzahl, Anfang, Ausführung oder Vollendung — heifst in sofern bauen. *Haus* unterscheidet sich aufserdem von dem Begriff *Bau* dadurch, dafs dieser von allem Gebauten überhaupt, jenes aber nur von solchen gilt, welche die Absonderung hohler Räume von der Atmosphäre, in Absicht einiger oder aller unbequemen und zerstörenden Aeufserungen, als derselben, wohin vornehmlich Regen, Wind, Kälte, grofse Hitze u. s. w. gehören, zum Zwecke haben. —

*Baufällige* Gebäude müssen nicht eben abgetragen, sondern können auch durch Reparaturen gegen Einsturz gesichert werden. Den *Balken* charakterisirt seine horizontale Lage; er wird gemeinhin vierkantig beschlagen, kann aber auch zum Theil oder ganz rund seyn. *Eindecken* besteht weniger in dem „Aufbringen des zum Decken eines Daches bestimmten Materials", als in dem wasserdichten Zusammenfügen der Theile desselben. *Einfriedigen* wird auch vom Einschliefsen hohler Räume beim Hochbau (fehlt, wie auch *Hohlbau*) gebraucht.

Der Rec. schliefst hiermit seine Andeutungen für die, bei der nächsten Umarbeitung zu wünschenden Verbesserungen, hoffend, dafs sie sich in ihren Folgen als nützlich bewähren. Dabei könnte auch Viel für Verbesserung und Veredlung der Kunstsprache geschehen. So dürfte unter andern den Benennungen *Baute*, *fliegender Rost*, *Gradsparrn* u. s. w. nicht das Wort zu reden seyn. Letzteres kommt von scharfe

scharfe Kante, wie z. B. Rückgrath, und nicht vom Grade als Theil des Kreises. Auch ist wohl nichts dem (*liegenden* soll es heifsen) Rost eines Baues so sehr entgegengesetzt, als etwas Fliegendes. — Endlich sollte sich die nächste Bearbeitung nicht auf die Landbaukunst allein beschränken; viele Baumeister müssen sich mit allen Branchen zugleich befassen. Dann fällt auch das lästige Ziehen der Grenzlinien zwischen Land- und Wasserbau u. s. w. weg, die selten ohne einige Inconsequenzen, in Betreff der zu gebenden und nicht zu gebenden Worterklärungen abgehen. Hier ist z. B. der Hauptbegriff *Brücke* nicht erklärt, aber der von *Buhne*.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Elementarisches Handbuch der industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik.* Von Dr. *Christoph Bernoulli*, Prof. in Basel. *Zwei* Bände, mit 7 und 11 Steindrucktafeln. XII, 371 u. 316 S. gr. 8. (4 Rthlr. 8 gGr.)

Es läfst sich zum Lobe dieses trefflichen Buches nicht gut weniger sagen, als der Wunsch aussprechen, dafs es in die Hände recht vieler Baumeister, technischer Künstler und Handwerker gelangen, oder vielmehr, dafs die Schulverfassung schon lange genug der Art seyn möchte, welche es zum Bedürfnifs macht, sich über die dem Menschen so nahe liegenden, ihn und die Welt regierenden Dinge nur einigermafsen gründliche Begriffe zu verschaffen. Der Vf. verstand es, seine Schrift dem Gebildeten, der irgend einem Mathematiker einmal durch die Schule *gelaufen*, selbst zur angenehmen Lectüre zu machen, und für den nur halb gebildeten technischen Künstler und Handwerker so einzurichten, dafs er sich daran sehr leicht weiter empor bilden kann. Ausziehung der Cubikwurzel ist die höchste arithmetische Anforderung, die, überdiefs nur selten, an ihn gemacht wird, und kommen in den allgemeinen Formeln und Gleichungen Buchstaben in der Bedeutung von Zahlen vor, so sind jene so höchst populär und kurz, und die Auflösung in Zahlen folgt so unmittelbar auf dem Fufse, dafs es selbst mittelmäfsigen Köpfen schwer fallen dürfte, sich der Ueberzeugung zu erwehren, wenn sie auch wollten. So gewinnen Practischgebildete Ermuthigung und Vertrauen zum Eingehen in das Buchstabenrechnen, die es sich gewöhnlich schwerer vorstellen, als es ist.

Wie es mit der Bildung des Menschen und der Völker zu gehen pflegt, — sie beginnt mit dem aller Einfachsten *empirisch*, wird sich allmählich der Gründe bewufst, stellt Regeln, Systeme — Wissenschaften auf, um diese dann wieder practisch zu machen, — umfassendern, regelrechtern Werken als Führer dienen zu lassen, — Kraft- und Materialienverschwendung zu verhindern u. s. w. An das Schwierigste kommt sie zuletzt, oder umgekehrt, woran sie zuletzt kommt, das mag wohl das Schwierigste seyn.

So hatten wir bis auf das vorliegende Buch noch keine industrielle Physik, obgleich alle Zweige der Industrie und Technik in der Physik wurzeln, selbst die Aesthetik nicht ausgenommen, sofern sie als die von der gesunden Pflanze bedingte Blüthe, oder als das von dem möglichst vollkommenen Kunstwerke sich von selbst ergebende formale Aeufsere zugestanden wird. Die übersichtliche Erklärung der technischen und industriellen Lehrzweige: Statik, Hydraulik, Hydrostatik, Aerostatik, Mechanik, Dynamik, Akustik, Optik, Gasbeleuchtung, Luft- und Dampfheitzung u. s. w., von ihrem mütterlichen Stamme der Physik aus, kann nicht anders, als von den glücklichsten Folgen seyn.

Der Umfang ist allerdings sehr grofs und das Publicum nicht ungemischt, durch welches eine industrielle Physik am nützlichsten werden kann. Die Einen sind theoretisch gebildet und dadurch an abstracte Begriffe gewöhnt, während die Andern, und zwar bei weitem die meisten technischen Künstler und Handwerker, practisch gebildet sind und sich die Dinge nur von der Wirklichkeit aus vorzustellen vermögen. Diese sind daher bei schriftlichen und theoretischen Erkläruugen so im Nachtheil, wie jene es in den Werkstätten der Wirklichkeit gegenüber zu seyn pflegen. Während mithin den theoretisch Gebildeten mit einer gedrängten wissenschaftlichen Sprache gedient wäre, ist die Ueberzeugung der practisch Gebildeten nur durch Beispiele zugänglich. Da aber der an abstracte Vorstellungen Gewöhnte diese nur ausführlicher, nicht unverständlich, finden kann, so scheint es doch zweckmäfsiger, sich der Vorstellungsweise der practisch gebildeten Künstler und Handwerker zu fügen, weil eben diese das wirksamste Mittel zu seyn scheinen, durch welches sich der grofse Nutzen der industriellen Physik im innern bürgerlichen Leben am allgemeinsten verbreiten und heimisch machen läfst. Ist ja doch die allgemein verständliche, auch die des Gebildeten selbst würdigste Sprache! —

Andererseits dürfte die Uebersicht des Ganzen durch eine zweckmäfsige Verengung der Grundbegriffe zu erleichtern seyn. Rec. kann sich unter andern, aus dem Gesichtspunkte der industriellen Physik, nur *eine Kraft* denken, die Anziehung oder die *Kraft der Zusammenhaltung* naturgeschaffener Dinge im Zustande ihres dermaligen Seyns. Aus dieser lassen sich alle übrigen Kräfte, bis auf die des Lebens, sehr verständlich als Wirkungen erklären. — Selbst die kunstgeschaffene Feder wirkt nur, indem sie sich den Zug- oder Druckkräften widersetzt, welche dieselbe aus dem Zustande ihrer Freiheit zu bringen trachten. Und das Thier kann seine Muskelkraft meist nur gegen sein eigen, und das auf ihm ruhende Gewicht, — d. i. in der Verhinderung der mechanischen Vereinigung erdverwandter Körper mit der Erde, geltend machen. Denn ohne dafs z. B. ein Zugthier der Erde mehr angehörte oder von derselben mehr angezogen würde, als

als ein gleiches Volumen der das Thier umgebenden Luft, vermöchte es, bei der gröfsten intensiven Muskelkraft, natürlich auch nichts zu ziehen; — es legt den Schwerpunkt seines Körpers vorwärts, und die mittlere Richtung seiner Stützen (Füfse) als Hypothenuse eines rechtwinkligen Dreiecks gedacht, so werden dessen Seiten dem Kraftverhältnifs entsprechen, nämlich der lothrechte Kathete dem Gewichte, der andere dem Zugeffect und die Hypothenuse der Muskelanstrengung. Die Sache ist freilich, trotz aller Möglichkeit der Vereinfachung, nicht der Art, hier weiter darauf eingehen zu können; aber wie Viel erklärt nicht schon der Umstand, dafs unter losen Körpern von einerlei Materie die Anziehung der Masse proportional — bei unendlich kleinen Körpern (in Luftform — man denke auch an das Steigen des Staubes, des Nebels, des Dampfes, der Flüssigkeiten in den Haarröhrchen u. s. w.) also auch unendlich klein ist, und dann die nothwendigste Bedingung des Lebens: allseitige — wenn auch für uns unmerkliche — Bewegung und Veränderung im innern Organismus sowohl, als nach Aufsen, so wie mechanisches Anziehen, organisches Aufnehmen, Verwandeln und Wiedergehenlassen der verbrauchten, fremd gewordenen Theile? —

Der Rec. bricht daher mit der Ueberzeugung hier ab, dafs eine klare Veranschaulichung dieser Verhältnisse der fernern Bearbeitung dieser nützlichen Materie die beste, die Verständlichung alles Uebrigen mit den wenigsten Worten und andern Mitteln am meisten fördernde Basis sey. Er kann es deshalb auch nicht über sich gewinnen, die bemerkten kleinen Inconsequenzen, rücksichtlich der Beurtheilung der Dinge an sich selbst oder von Seiten ihrer Qualification für den Zweck des Buches, gleich von der ersten Bearbeitung mikrologisch aufzuzählen. Von dem, was er vermifst hat, scheinen die (geraden und Bogen-) *Linien des Gleichgewichts der festen Körper* das Wichtigste. Dabei dürfte aber unter andern nicht etwa die rückwirkende Festigkeit des Glases, wegen der Zerbrechlichkeit einer dünnen Glas-*Tafel* gegen eine Blechtafel, gering zu achten seyn. — Das Glas ist bekanntlich einer der dauernsten, unverweslichsten Körper, und sein *Würfel des Gleichgewichts* stellt sich unter den festesten Steinarten am gröfsten heraus. — Der Rec. hob dieses Beispiel vor andern hervor, weil zu erwarten steht, dafs auf einem, der Glasfabrication ähnlichen Wege vielleicht bald der beste künstliche Baustein erzielt werde.

Ferner dürfte die Beifügung eines gedrängten Auszuges der in das Gebiet der Industrie und Technik einschlagenden Hauptresultate aus andern Schriften, ähnlich den „Tabellen für den Unterricht in der Physik am Königl. Gewerbinstitut" zu Berlin, mit den nöthigsten Erklärungen begleitet, den Werth des Buches noch mehr erhöht haben. Druck und Papier sind ebenfalls sehr gut.

## LANDWIRTHSCHAFT.

KÖNIGSBERG, b. Borntträger: *Ueber die Erkenntnifs und Kur der Krankheiten des Rindviehs*, von Dr. *L. Wagenfeld*, mit einer colorirten Tafel. 1835. VI u. 218 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Gerade in Preufsen, weil es die Schafzucht vorzüglich begünstigt, entstehen bisweilen sonst vermeidliche Viehkrankheiten, die das eingeführte russische, polnische oder ungarische Steppenvieh von Zeit zu Zeit verbreitet, indefs solche im übrigen Deutschland fast unbekannt sind, weil man selten fremdes Vieh ein- und desto mehr inländisches ausführt. Die erste Abtheilung handelt von den fieberhaften und die zweite von den fieberlosen Krankheiten. Beide schildern die wesentlichen allgemeinen Kennzeichen um die Krankheiten zu erkennen, und lehrt die Behandlung, die Gefahren und die erprobten Heilarten. Der Schlufs dieses nützlichen Werks nennt die Trivialnamen dieser Krankheiten. Der in seinem Fache berühmte Vf. liefert etwas sehr Vollständiges und rechtfertigt die vorgeschlagene Behandlung aus der Natur der Thiere, dem Gange der Krankheiten und der Wirkung der Heilmittel. Die Wahl der letzteren rechtfertigt sich augenscheinlich aus des Vfs. Erläuterungen wie die Krankheiten entstehen und sich unter ihnen günstigen Umständen des Klimas, der Nahrung und des Verhaltens entwickeln.

## WAPPENKUNDE.

NORDHAUSEN, b. Förstemann: *Das Wappen des erlauchten regierenden Grafenhauses zu Stolberg und die zur Erläuterung gehörenden geschichtlichen, sprachlichen und übrigen Gegenstände.* Von Dr. *Läncher*, Konsist.-Assessor zu Neustadt unterm Hohnstein. 1836. 48 S. 8.

Das gräfl. stolbergsche Wappen hat nicht blos für die ausgebreiteten stolb. regierenden Häuser und für die Gegenden ihres Wohnsitzes, sondern auch mehrseitiges Interesse. Es wird daher manchem Leser nicht unwillkommen seyn, hier neben der Beschreibung desselben manche, die Grafschaften Stolberg, Rosla, Wernigerode und Hohnstein, so wie die mit jenen in näherer Beziehung stehenden Land- und Ortschaften, betreffende Gegenstände in historischer und sprachlicher Hinsicht auf eine anziehende Weise erörtert zu finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## GEOGNOSIE.

Stuttgart u. Tübingen, Verlag der Cotta'schen Buchh.: *Beitrag zu einer Monographie des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers, und die Verbindung dieser Gebilde zu einer Formation* von *Friedrich von Alberti*. Mit 2 Steintafeln. 1834. XX u. 366 S. 8. (2 Rthlr.)

Rec. freut sich jedesmal, wenn ein bewährter Geognost sich entschliefst, Gebirgsformationen seiner Heimath treu und umfassend zu schildern und hält solche Arbeiten, wenn sie mit Umsicht und Fleifs ausgeführt werden, für die schätzbarsten Bereicherungen der geognost. Literatur. Auch der scharfsinnigste und geübteste Beobachter, welcher eine ihm fremde Gegend, mehr oder weniger flüchtig, durchreist, wird Manches übersehen; was dem einheimischen Geognosten nicht entgeht, wird Manches undeutlich oder falsch sehen, was sich diesem klar und ohne bedeutende Irrthümer besorgen zu lassen darstellt, weil er es Jahre lang beobachten kann, weil er alle durch Natur oder Kunst aufgeschlossene Stellen kennt, die Beobachtungen derselben häufig, unter den verschiedensten und günstigsten Umständen wiederholen kann. Das vorliegende Werk, dessen Vf. schon längst, namentlich aber durch seine Schrift über die Geb. des Königreichs Würtemberg rühmlichst bekannt ist, kann Rec. den Freunden der Geognosie als eine, in der angedeuteten Beziehung, sehr gelungene Arbeit empfehlen. Es zerfällt, aufser einer Vorrede über die Entstehung und den Plan desselben über die vorhandenen Quellen und Hülfsmittel im Allgemeinen (p. III — VIII.), und einem speciellen Inhaltsverzeichnisse (p. IX — XX) in die Einleitung, drei Haupt-Abschnitte und einen Anhang. Die Einleitung giebt in 11 §§. allg. Andeutungen über die zu beschreibenden Gebilde, ihre Verbreitung, ihre Oberflächengestalt, Höhen u. s. w. (wobei *E. de Beaumonts* Erhebungssysteme erwähnt werden, *welche der Vf. als völlig richtig sowohl im Ganzen als im Einzelnen anzunehmen scheint*) und den Plan des Werks p. 1 — 16. Dieser ergiebt sich am besten aus einer gedrängten Uebersicht des Inhalts, welche deshalb hier folgt: Abschn. I. §§. 12 — 267. Bunter Sandstein, Muschelkalk und Keuper *im südwestlichen Deutschland*. §§. 12 — 36. Bunter Sandstein (Lagerungsverhältnisse, constituirende Gebirgsarten, Vogesensandstein u. bunter Sandstein *E. de Beaumont's*, Gänge, Salzgehalt, Soolquellen, Versteinerungen, Mächtigkeit, Verbreitung u. s. w.) p. 17 — 41; §§. 37 — 131. Muschelkalk: Gruppe des Wellenkalks, Gr. des Anhydrits (welche die Niederlage des Steinsalzes enthält, wodurch die Salinen am unteren und oberen Neckar und am Kocher gespeist werden), Gr. des Kalksteins von Friedrichshall (jede dieser Gruppen wird in ihren verschiedenen Beziehungen ähnlich wie beim bunten Sandstein angedeutet ist, beschrieben) p. 43 — 110.; §§. 132 — 207. Keuper. Erste Gruppe Lettenkohle, zweite Gr. bunte Mergel mit Gyps, dritte Gruppe bunte Mergel mit Sandstein (Schilfsandstein *Jägers*) p. 111 — 157. — Abschn. II. §§. 208 — 343. Vorkommen des bunten Sandst., Muschelkalks und Keupers *aufser dem südwestl. Deutschl.* Zweck dieses Abschnittes, Lagerungsverhältnisse u. s. w.; p. 158 — 160 das Rothliegende p. 160 — 169; Zechstein p. 169 — 177; bunter Sandstein p. 177 — 224. Muschelkalk p. 224 — 269. Keuper p. 269 — 298. Abschn. III. §§. 344 — 566. Folgerungen p. 299 — 339. Anhang §. 367 — 384. Beitrag zu einer Literatur der Trias in chronologischer Ordnung. —

Der *erste* Abschnitt, gröfstentheils auf eigenen Beobachtungen des Vfs. beruhend, ist nach des Rec. Urtheil der vorzüglichste und wichtigste Theil des Buches und eine wahre Bereicherung der geogn. Literatur. Der Vf. verfolgt die geogn. Verhältnisse des b. Sandsteins, Muschelkalks und Keupers bis in das Specielste, giebt die Lagerungsfolge der verschiednen constituirenden Gebirgsarten, an sehr vielen verschiednen Punkten, detaillirt an, hat die darin vorkommenden Petrefacten fleifsig und sorgsam gesammelt, geordnet, mit den von andern Orten bereits bekannten verglichen u. s. w., so dafs über die Stelle, welche die in jenen Gegenden durch ihren Salzreichthum so wichtigen Formationen, in der allgemeinen Lagerungsfolge der Erdrinde einnehmen, wohl kein Zweifel mehr seyn kann, was um so dankenswerther ist, da bekanntlich die Meinungen berühmter Geologen darüber lange Zeit sehr verschieden waren. So glaubte *v. Charpentier* (Ann. des Mines VIII. p. 277 sq.) die Würtemberger Steinsalzlager gehörten dem Alpenkalk an (wofür freilich die von ihm dort gefundenen, jedoch nur oberflächlich angegebenen Petrefacten nicht sprachen); derselben Meinung waren *Langsdorf*, *Hundeshagen*, *Sell* u. a.; *v. Oeynhausen* setzte sie in den Keuper (*Karsten* Archiv. VIII. Nro. I.); *Boué* in die oberen Mergel- und Thonmassen der bunten Sandsteinformation (Ann. des sc. nat. Juin. 1824); *Hausmann*, nach seinen Beobachtungen von 1816 u. 1823, ebendaselbst, oder vielmehr auf die Grenze zwischen bunten Sandstein und Muschelkalk (Gött. gel. Anz. 1823 p. 1953 sq.), später jedoch (1828) zu den untergeordneten Massen seiner un-

unteren Gruppe des Muschelkalks (Stud. des Gött. Vereins h. Fr. II. p. 284. Mot.). *V. Alberti* hält, wie aus seiner früheren Schrift (die Gebirge des Königreichs Würtemberg u. s. w. 1826.) bekannt ist, die Hauptsteinsalzlager in Würtemberg, wohl mit überwiegenden Gründen, für ein Glied des Muschelkalks, den er hier bestimmter als in jener Schrift begrenzt, in die 3 Gruppen des Wellenkalks, des Anhydrits (mit Salzthon und Steinsalz) und des Kalksteins von Friedrichshall theilt und diese Abtheilung durch specielle Nachweisung der petrograph. Beschaffenheit ihrer Glieder, der Lagerungsverhältnisse und Petrefacten hinlänglich rechtfertigt. „Die Gyps- und Salzformation der Lettenkohlengruppe (des Keupers) ist im südwestlichen Deutschland nur angedeutet (Murrhardt, Bohrloch bei Mühlhausen)" p. 281. Durch diese genauere Charakteristik des Muschelkalks von Süddeutschland erwirbt sich der Vf. ein grofses Verdienst um die Geognosie, da in keinem von den Werken, welche Rec. kennt, dieselbe so vollständig und umfassend enthalten ist, weil in vielen anderen Gegenden und namentlich in solchen, welche wie z. B. die Gegend von Göttingen bisher als Typus der vollständig ausgebildeten Muschelkalkformation galten, diese Formation nicht so entwickelt, oder doch den Beobachtern nicht so aufgeschlossen ist als in den Gegenden, welche der Vf. fortgesetzt und begünstigt durch eine Menge bergmännischer Arbeiten, zu beobachten Gelegenheit hatte und diese, wie das vorliegende Buch beweist, trefflich benutzte. Rec. erlaubt sich deshalb von den hier angeführten Profilen der verschiedenen Gruppen wenigstens eins im Auszuge mitzutheilen: Wellenkalk bei Niedernhall, von 3 mächtigen Dolomitgängen durchbrochen, 1) dolomitischer Kalk mit Eisenoxyd etwa 30—40′ mächtig; 2—7) mehr oder minder dick und dünn geschichteter rauchgrauer Kalkstein und Mergelschiefer etwa 136′; 8) feste gelbe Mergel 5′ cf. p. 45. Gruppe des Anhydrits bei Hall: 1) Grauer Gyps mit Thon 1′ 8″; 2) Anhydrit mit grauem, zum Theil bituminösem und dolomitischem Kalke wechselnd 28′ 2″; 3) Steinsalz, dicht, gegen unten in Nestern, 17′ 7″; 4) Anhydrit mit Salzthon 1′; 5) Thongyps mit dünnen Dolomitlagen, mit Schweifen von rothem Sande und mit Nestern von körnigem und faserigem Steinsalze 32′, 6) Anhydrit mit dünnen Lagen von Gyps und mit Kalkschichten wechselnd, welche letztere nach oben bituminös werden, eine bedeutende Mächtigkeit erhalten und dann durch dünne Thonflötze getrennt werden 80′ 8″; 7) Anhydrit, Gyps u. Stinkkalk 13′ 10″; 8) gelbe dolomitische Mergel und Mergelschiefer mit Hornstein und Chalcedon 27′ 4″ (Im Ganzen 262′ 3″ mächtig.) „Von Versteinerungen in der ganzen Anhydritgruppe keine Spur" p. 67. — Die dritte Gruppe, der Kalkstein von Friedrichshall zeichnet sich durch geregelte parallele Richtung und durch Gleichförmigkeit in seinem Schichtenbau, die grofse Einförmigkeit in seinem ganzen Habitus von dem Wellenkalke und von allen neueren Bildungen aus, er ist sehr zerklüftet und deshalb „*durch die vielen Bohrlöcher am oberen und unteren Neckar, welche in ihm niedergebracht sind, auch nicht eine Artesische Quelle erbohrt worden.*" (p. 70. 71. 76.). Die Versteinerungen sind hier nicht ohne Ordnung zerstreut, sondern lassen meist auf ein ruhiges Zusammenleben und ungestörtes Fortpflanzen der Geschöpfe schliefsen. Die enkrinitenreichen Schichten bilden stets die untersten Glieder dieser Gruppe, dann folgt eine fast 20′ mächtige an Versteinerungen arme, aber den Palinurus Suerii enthaltende Schichtenreihe, dann 7 — 8′ mächtige Kalksteine mit vielen Enkrinitengliedern u. s. w. — Die mittlere Mächtigkeit des ganzen Muschelkalks ist:

| | am oberen Neckar | am unteren Neckar. |
|---|---|---|
| Wellenkalk | 200′ | 230 |
| Anhydritgruppe | 350 | 400 |
| Kalkst. v. Friedrichshall | 150 | 400 |
| | 700 | 1030. |

Daraus ergiebt sich hinlänglich, dafs der Muschelkalk in diesen Gegenden eine weit vollständigere Ausbildung erhalten hat, als in den meisten anderen, von denen bis jetzt genauere Beschreibungen bekannt geworden sind. Es ist deshalb sehr zu wünschen, dafs die Geognosten anderer Gegenden ihre besondere Aufmerksamkeit darauf richten, in wiefern *diese Gruppen*, oder ihre Aequivalente daselbst vorkommen, da die von anderen Geognosten z. B. von Hausmann unterschiedenen 3 Gruppen der Muschelkalkformation keineswegs diesen entsprechen, und es nur allzuwahr ist, was der Vf. p. 232. sagt: „der Kalkstein von Friedrichshall ist das am meisten untersuchte Glied des Muschelkalks: in Thüringen, am Harze, an den Vogesen u. a. O. Bei der gröfstentheils horizontalen Lagerung desselben sind die Gruppen des Anhydrits und des Wellenkalks nur selten entblöst (oft auch wohl gar nicht oder nur in schwachen Spuren vorhanden. Rec.) und noch seltener beschrieben, oder als Zwischenschichten zum bunten Sandsteine angesehen, und um so weniger beachtet worden, da sie selten Versteinerungen führen u. s. w."

Der *zweite* Abschnitt zeugt von einer sehr fleifsigen Zusammenstellung der über die Verbreitung des b. Sandsteins, Muschelkalks und Keupers in den verschiedensten und entferntesten Ländern bekannt gewordnen Nachrichten. Es läfst sich nicht anders erwarten, als dafs hier Manches unvollständig blieb, manches Zweifelhafte und Irrige mit unterlief. In dem Urtheile billiger Leser würde das dem Werthe des Werkes keinen Abbruch gethan haben, wenn auch der Vf. in Beziehung auf diesen Abschnitt, nicht ausdrücklich in der Vorrede p. IV. erklärt hätte: „haben sich hier Irrthümer eingeschlichen, so mufs ich um so mehr um Nachsicht bitten, da sich diese Arbeit auf mir meist unbekannte Gegenden bezieht." Der Werth dieses *zweiten* Abschn. würde indefs sehr bedeutend gewonnen haben, wenn der Vf. die benutzten Quellen *speciell bei jeder hier erwähnten Gegend* citirt hätte, was Rec. in solchen Fällen *für unerläfslich hält*, da hier alles auf die Auctorität des Beobachters, dem wir solche Nachrichten verdanken, ankömmt. Der Vf. sagt zwar in der Vorrede p. V.: „Um im *zweiten* Abschn. *nicht durch Citate zu ermüden*, gebe ich als Anhang die Literatur, welche ich be-

benutzte," Rec. kann aber in einem wissenschaftlichen Werke diesen Grund nicht gelten lassen, denn dafs die im Anhange aufgeführten 269 Schriften, in Beziehung auf die Zuverlässigkeit der darin mitgetheilten Beobachtungen, sehr verschieden sind, bedarf wohl keines Beweises und nur sehr wenige Leser dürften so belesen darin seyn, dafs sie, wenn auch nicht bei allen, doch den meisten vom Vf. aufgenommenen Nachrichten sogleich die Quelle, woraus der Vf. schöpfte, zu errathen im Stande wären.

Den *dritten* Abschnitt hält Rec. für den schwächsten Theil des Buches, indem er mit den meisten der hier vom Vf. gezogenen Folgerungen nicht übereinstimmen kann. Nachdem der Vf. §. 344. darauf aufmerksam gemacht hat, wie ähnlich sich bunter Sandstein, Muschelkalk und Keuper in den entferntesten Gegenden sind, wirft er §. 345 die Frage auf, ob die in den 3 Formationen aufser den Kalksteinen vorkommenden Gesteine (Sandstein, Gyps mit Steinsalz, Thon, Dolomit) Resultate *chemischer* oder *mechanischer*, *neptunischer* oder *plutonischer* Kräfte seyen, welche er dann §. 345 sq. im Allgemeinen auf folgende Weise beantwortet: „der Old red Sandstone und das Rothliegende erscheinen mehr als mechanische, der bunte Sandstein mehr als *chemische Bildung*" und argumentirt nun so: „den bunten Sandstein sehen wir als Kieselsandstein, als Conglomerat und als Thonsandstein auftreten." Der Kieselsandstein erscheint ihm „als ein von unten aufgestiegenes Gestein, das jeden Gedanken an neptunische und mechanische Bildung vollständig ausschliefst" (was Rec. in Beziehung auf *manche sogenannte* Kieselsandsteine zuzugeben geneigt ist) und fährt dann fort: „rechne ich den *kieselichen* Sandstein zu den plutonischen Erzeugnissen, so weifs ich die Conglomerate, die grobkörnigen Sandsteine, die diese begleitenden Schieferletten, kurz alle die Gesteine, welche *E. de Beaumont* zum Vogesensandsteine rechnet; nicht davon zu trennen u. s. w." ferner §. 347. „Dafs Gyps und Steinsalz eine Epigenie des Kalksteins und des Thones seyen, wird schwer zu beweisen seyn" (damit ist Rec. einverstanden). „Weit klarer scheint es mir, dafs der Gyps und das Steinsalz in Schlammform emporgestiegen seyen. Die zahllose Thiermenge, welche unter dem Keupergypse zusammengehäuft ist, beweist, dafs wenigstens hier eine Katastrophe statt gefunden haben müsse, welche eine ganze Zeugung vernichtete." „Dafs der Gyps selbst diese Katastrophe hervorgerufen, dafs er es sey, welcher den Schichten unter ihm eine chaotische Verwirrung mittheilte, scheint mir nicht unwahrscheinlich" §. 348. „An eine gleiche Entstehung des Thons durch Aufsteigen in Schlammform mufs ich glauben, wenn u. s. w." §. 349. „Eben so in *Breiform*, doch wahrscheinlich zu verschiednen Zeiten, erhoben sich die Eisenstein-, Blei-, Kupfer- u. a. Gänge am Schwarzwalde, im Spessart, am Thüringerwalde, an den Vogesen, den Pyrenäen u. s. w., oder metallische Dämpfe schwängerten ganze Massen (Erzlager in Oberschlesien u. a.)" §. 350. „In inniger Verbindung mit Gyps und den metallischen Ablagerungen, sehr häufig auch mit Sandstein steht Dolomit..... Bei diesem polarischen Verhalten des Dolomites zum Gypse, scheint eine unmittelbare Verwandlung durch schwarzen Porphyr, eine Verwandlung von unten nach oben, sehr unwahrscheinlich zu seyn"..... sondern die Bittererddämpfe scheinen von oben nach unten gewirkt zu haben. „Im *zweiten* Abschnitt wurde erwähnt, dafs in der Nähe des Gypsganges am Siebeckerberge der Muschelkalk in Dolomit verwandelt sey; auch hier wird also ein Ausströmen des Bittererdegases vom Gypse aus sichtbar. Vielleicht läfst sich diese Erscheinung dadurch erklären, wenn wir bei der Gypsbildung eine aufserordentliche Wärmeentwickelung annehmen, welche das darunter oder daneben liegende Gestein durchdrang, zerspaltete und zur Aufnahme des Bittererdegases, welches, gewaltsam aus der Masse ausgeschieden, sich nach oben und unten und nach allen Seiten verbreitete, geschickt machte."..... „Auch der Schwerspath scheint sein Nebengestein in Dolomit verwandelt, und somit ähnliche Verhältnisse, wie den Gyps hervorgerufen zu haben." Wo die Dolomite nicht mit Gyps oder Schwerspath in Verbindung steht z. B. in Schlesien und Polen, auch in der Gegend von Meiningen, glaubt der Vf. dieselbe mit der Erhebung des schwarzen Porphyrs, auch wenn die nächsten Gesteine dieser Art, die man kennt, *mehrere Meilen entfernt sind*, in Verbindung setzen zu können. Der Dolomit in Gängen und Lagern soll sich in Breiform erhoben haben (p. 307—311.). „Aus allem diesem" führt der Vf. p. 312 fort, folgt, dafs die Sandstein-, Thon-, Gyps-, Steinsalz-, Dolomit- und Metall-Bildung grofsentheils Folge *plutonischer Proeesse* sey; betrachten wir dagegen das Vorkommen des Muschelkalks und die Kalksteine des Keupers, so sind wir genöthigt, diese *neptunischen* Ursachen zuzuschreiben. In ihnen ist Leben, in ihnen der Typus einer Weltperiode abgedruckt. Während all die vorerwähnten Gesteine an die Gebilde der verschiedensten Perioden erinnern, nirgends einen völlig abgeschlossenen Charakter behaupten, steht der Muschelkalk und der Kalkstein des Keupers einzig da, eine völlig abgeschlossene Thier- und Pflanzen(?)-Welt einschliefsend. Die Thierwelt ist es, welche allein(?) dem Begriffe Formation den Stempel aufdrücken kann; die Kalksteine, welche fast ausschliefslich diese Thiere einschliefsen, sind daher die Repräsentanten der Formationen, und die sie umhüllenden versteinerungsleeren oder versteinerungsarmen Bildungen, *wenn sie auch mächtiger sind*, *Accidenzien* derselben; daraus folgt weiter, dafs die Sandstein-, die Gyps-, Thon-, Dolomit-, Metall- und Steinsalz-Massen nie als besondere Formationen angesehen werden können." Nachdem er nun von p. 313 — 323 eine sehr interessante Zusammenstellung der Petrefacten des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers geliefert und auf ihre Verschiedenheit von denen des Zechsteins und Lias aufmerksam gemacht hat, so zieht er daraus (p. 324.) den Schlufs: „dafs die bis jetzt beobachtete Trennung dieser Gebilde in 3 Formationen nicht angemessen, und es

mehr

mehr dem Begriffe einer Formation entsprechend sey sie zu *einer* Formation, welche er vorläufig *Trias* nennen will, zu vereinigen" und gibt nachdem er p. 356 sq. die Versuche anderer Geognosten, die Formationen des Flötzgebirges festzustellen, geprüft und verworfen hat §. 365 von dieser Trias noch folgende nähere Bestimmungen: „Nur einen *kleinen Theil* ihrer Masse verdankt sie den *Fluthen* (?!), der *bei weitem gröfste stieg aus dem Inneren der Erde her*vor und veränderte theilweise noch die neptunischen Gebilde. Zu den pluton. Erzeugnissen gehört: der bunte Sandstein, die Anhydritgruppe, die *Letten-kohlengypsgruppe*, die Keupergypsgruppe und der Keupersandstein (wenigstens zum Theil). In den neptunischen: der Wellenkalk, der Kalkstein von Friedrichshall, der Kalkstein der Lettenkohlengr. und das Gestein *E. de Beaumonts* (ein Dolomit cf. p. 130 und 273 u. s. w.) „Am einfachsten wird die Trias in 4 Gruppen abzutheilen seyn: 1) *bunter Sandstein* mit Schieferletten, Rogenstein, Gyps; 2) *Muschelkalk* mit Thon, Gyps, Steinsalz; 3) *Lettenkohle* mit Mergel, Sandstein, und Kalkstein mit Schieferletten, Gyps und Steinsalz. 4) *die bunten Mergel* mit Gyps und Sandstein."

Die Vereinigung der 3 Formationen in *eine* kann man dem Vf. nicht bestreiten, da er keine Definition von dem, was er unter Formation versteht, giebt und dieser Ausdruck bekanntlich in sehr verschiednem Sinne gebraucht wird. Ob seine einzelnen Folgerungen, welche Rec. so vollständig als den Raum dieser Blätter (welchen er fast zu sehr in Anspruch genommen zu haben besorgt) es gestattet, wiederzugeben sich zur Pflicht machte, bei den Geologen Beifall finden werden, läfst er dahin gestellt seyn, und begnügt sich, statt einer ausführlichen Prüfung derselben, die viel zu weit führen würde, *einige* von den Fragen, welche sich ihm beim Lesen unwillkürlich aufdrängten, hier folgen zu lassen: Was ist ein chemisches und was ein mechanisches Gebilde, wenn (p. 301) der *bunte Sandstein* als ersteres, der *Old red Sandstone* und das Rothliegende als letzteres anzusehen ist? Wie haben sich die Sandsteine u. s. w. im Innern der Erde erzeugt? was ist aus den durch das Anstofsen dieser ungeheueren Massen entstandenen leeren Räumen geworden? und wenn man diese beiden Fragen als für uns unbeantwortbar, zurückweisen wollte, wohin sind die Producte der stets auf der Oberfläche fortwirkenden Verwitterung gekommen? sollten sich in der Periode nach Ablagerung des Zechsteins nicht eben so gut Conglomerate u. s. w. gebildet haben als vorher? (Da der Vf. dieses in Beziehung auf Old red Sandstone und Rothliegendes nicht bezweifelt) und können wir, ohne inconsequent zu seyn den meisten jüngeren Sandsteinen z. B. dem Quadersandstein der auch oft als Quarzsandstein erscheint, eine andere Bildung zuschreiben als dem bunten Sandsteine? ist es wahrscheinlich, den Gyps, den wir noch täglich aus wässeriger Auflösung sich niederschlagen sehen, aus dem Inneren der Erde aufsteigen zu lassen? anzunehmen, dafs ein Ausströmen von Bittererdegas (was Rec. überhaupt für eine sehr scharfsinnige aber noch keineswegs erwiesene Hypothese hält), vom *Gypse* aus statt fand und zwar unter einer Wärmeentwickelung, die hinreichte, das Nebengestein zu zerspalten u. s. w. (p. 308) während der Gyps *keine Spur von Bittererde*, wohl aber (*wenigstens gröfstentheils*, denn offenbar versteht der Vf. hier unter Gyps zugleich den Anhydrit) 21 *pr. Ct. Wasser* zurückbehielt? Warum soll die Thierwelt allein dem Begriff einer Formation den Stempel aufdrücken? warum nicht auch die, meist in Thon und Sandsteinmassen begrabene Pflanzenwelt die doch offenbar auch für *lange ruhige* Perioden der Erdgeschichte zeugt? ist es zu billigen aus diesem Grunde die Sandsteinmassen (die nach des Vfs. Angabe z. B. in Hessen und Waldeck $\frac{6}{7}$ der Oberfläche bedecken (p. 213) während von dem übrigen $\frac{1}{7}$ doch nur ein Theil eingenommen wird) als Accidenz der Kalksteine anzusehen? Doch genug der Fragen! Rec. gesteht, dafs er sich diese und viele andere nicht gehörig beantworten kann, und doch müfste das der Fall seyn, wenn er den Folgerungen des Vfs. seinen Beifall zollen sollte. —

Auch den lit. Anhang kann Rec. *in dieser Form* nicht billigen. Soll er, wie die Vorrede sagt, blofs ein Verzeichnifs der benutzten Literatur geben, so gilt das, was oben über die Citate der Quellen gesagt wurde; soll er aber seiner Ueberschrift zufolge, ein Beitrag zu einer Lit. der Trias seyn, so ist er ziemlich planlos zusammengestellt. Soll er auf Vollständigkeit Anspruch machen, so dürfen Werke wie Reufs Geognosie, v. Leonhards Charakteristik der Felsarten, v. Hoff und Jakobs Thüringer Wald etc. etc. nicht fehlen; wurde aber keine Vollständigkeit beabsichtigt, so hätten Bücher, wie K. v. Meyer Tabelle über Geologie, Oken allgem. Naturgesch. für alle Stände, Bischoff, Bluin, Bronn, v. Leonhard und Lenkart Naturgeschichte des 3 Reiche (auch wenn die betreffenden Abtheilungen dieser beiden Werke 1836 schon in den Händen des Vfs. waren) recht gut ungenannt bleiben können, so wie die *meisten* allgemeinen Lehr- und Handbücher der Geognosie, die meist nur das Bekannte zusammenstellen. Dagegen wäre eine vollständigere Aufzählung kleinerer Abhandlungen und [illegible]r. Karthen, welche in Zeitschriften — oft in solchen, wo man sie nicht vermuthet, in landwirthschaftl. Zeitungen u. s. w. — versteckt sind, gewifs sehr wünschenswerth gewesen. — Die 2 Steindrucktafeln geben einige interessante Durchschnitte und ein Bruchstück von Conchorhynchus ornatus. — Bei den im Cotta'schen Verlage erscheinenden Werken ist es kaum nöthig zu erwähnen, dafs die äufsere Ausstattung gut ist. Die vielen Druckfehler sind entschuldigt und gröfstentheils berichtigt, doch sind manche — darunter vielleicht auch Schreibfehler — übersehen worden; z. B. p. 70 Schichte 22 [illegible]lich (?) 212 Plaise (st. Plese) 215 Vesuvianit und s. w. ferner schreibt der Vf. Thallitter, Stadtbergen (p. 193 richtig Stadtberg), Siebeckenberg (p. 226 Siebeckenberg) Nettethal (p. 251. richtig Nette), Meinungen (zuweilen richtig Mdining??), Arnstädt u. s. w. *R. B.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## BOTANIK.

1) Essen, b. Baedeker: *Deutschlands Flora* oder systematische Beschreibung der in Deutschland wildwachsenden und im Freien angebaut werdenden Pflanzen. Von *Johann Wilhelm Meigen*, Mitgl. d. Gesells. d. Natur- u. Heilk. in Bonn u. s. w. *Erster* Band mit vielen Abbildungen. *Erste* Heft mit 16 Steindrucktafeln. 1836. gr. 8. XX u. 140 S. *Zweites* Heft, ebenfalls mit 16 Tafeln. S. 141—300. (1 Rthlr. 16 gGr.)

2) Brünn, b. Rohrer: *Vorarbeiten zu einer Flora des Mährischen Gouvernements* oder systematisches Verzeichniss aller in Mähren und in dem k. k. österr. Antheile Schlesiens wildwachsenden bis jetzt entdeckten phaenerogamen Pflanzen. Von *Rudolph Rohrer*, Buchdruckereibesitzer u. s. w. und *August Mayer*, Oekonomie-Verwalter u. s. w. 1835. gr. 8. XLIV u. 217 S. nebst 1½ unpaginirte Bogen Register. (1 Rthlr. 12 gGr.)

3) Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Chloris Hanoverana* oder nach den natürlichen Familien geordnete Uebersicht der im Königreiche Hannover wildwachsenden sichtbar blühenden Gewächse und Farn, nebst einer Zusammenstellung nach ihrer Benutzung im Haushalte, in den landwirthschaftlichen Gewerben und in den Künsten von *Geo. Friedr. Wilh. Meyer*, Dr., Königl. Grofsbrit. Hannöv. Hofrathe, Physiograph. des Königreichs, u. ord. Prof. an der Georg-Augusta-Universität zu Göttingen u. s. w. Mit dem Motto: „*Die Kenntniss des Vaterlandes gehört der Ehre der Nation an.*" 1836. VIII u. 744 S. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Nr. 1. Wir glauben nicht, dafs durch die Meigen'sche Flora Deutschlands wirklich einem wahren Bedürfnisse derjenigen Liebhaber der deutschen Pflanzenwelt abgeholfen werde, welche der lateinischen Sprache nicht mächtig, sich eben deshalb bei den hierhergehörigen lat. Originalschriftstellern nicht Rathes erholen können, (freilich müssen die deswegen auch auf eine gründlichere, umsichtigere Kenntnifs ihren Pflanzen-Verzicht leisten), denn wir brauchen wohl kaum aufmerksam zu machen; dafs die deutsche Flora von *Mertens* und *Koch* weit vorzüglicher ist und ebenfalls ganz in deutscher Sprache verfafst wurde. Freilich werden von unserm Vf. die Arten compendiöser abgehandelt, auch Abbildungen der Gattungspflanzen gelobert, indefs ist jene Abkürzung eben nicht dankenswerth, da z. B. weder gute Abbildungen citirt, noch auch die wichtigsten Synonymen (so z. B. Si. 65, wo bei *Valeriana rubra* das so wichtige Synonym *Centranthus ruber* fehlt), ja nicht einmal selbst immer die Autornamen angegeben sind. Nicht sämmtliche Lithographien sind tadellos, und viele undeutlich, wie z. B. beim Mays, wo man nicht einmal die Anheftung der Griffel deutlich wahrnehmen kann. Auf Taf. XXIV steht *Triticum cerealle*, indem *cereale* zu *Secale* gehört. Wie wenig kritisch selbst bei Aufzählung der Gattungen verfahren wird, geht schon daraus hervor, dafs die *Libertia arduennensis* als besonderes *genus* und *species* aufgeführt wird, während es doch schon seit langer Zeit erwiesen wurde, die hier in Frage stehende Pflanze sey nichts anders, als eine Varietät von *Bromus multiflorus Sm.* Die natürlichen Familien sind den Namen der Gattungen (bei deren Uebersicht) beigeschrieben, welche umfassende Begriffe aber hier vom Vf. an den Tag gelegt werden, ergiebt sich schon daraus, dafs er *Dipsacus* und *Scabiosa* S. 237, so wie *Viscum* S. 239 zu den „*Caprifolien*" rechnet, während *Cornus* zu den „Doldengewächsen" und *Radiola* zu den *Hypericineen* kommen, wobei er freilich zum Theil *Reichenbach* folgt, ohne dessen System in seiner Integrität aufgenommen zu haben, wodurch das Ganze um so bunter, wir wollen nicht sagen, um so verwirrter erscheint. Dafs, wie S. 57 gesagt wird, *Vallisneria spiralis* in Finnland und auch bei Leiden in Holland einheimisch seyn soll, scheint aller glaubwürdigen Autorität zu ermangeln.

Was die Vertheilung des Stoffs anlangt, so findet sich gleich nach der Vorrede, worin über den Zweck des Buches („den Liebhabern der Botanik und besonders Anfängern ein kurzgefafstes und dabei möglichst vollständiges systematisches Handbuch über die in Deutschland wildwachsenden und im Freien angebaut werdenden Pflanzen in die Hände zu liefern, wodurch ihnen die Bestimmung der Arten erleichtert würde") und Plan gesedet wird, eine kurze Erläuterung der vorzüglichsten Kunstausdrücke, welche jedoch gleichfalls vielen Berichtigungen bedürfen. Wir wollen als Beleg nur die beiden ersten Definitionen hier mittheilen: „*achselständig* (*axillaris*), was an der Einfügung des Blattes sitzt", wobei es mithin völlig unbestimmt gelassen wird, ob das fragliche Organ unter dem Blattstiele, oder zu dessen Seiten oder endlich in dem Blattwinkel selber sitzt. Ferner: „*Aehrchen* (*spicula*), bei den Grasblumen die von dem Kelche eingeschlossenen einzelnen Blüm-

Blümchen, welche die Aehre oder Rispe bilden", wobei das eigentlich charakteristische Merkmal des Aehrchens gar nicht hervorgehoben wurde. — Hierauf findet sich der Schlüssel des Linneischen Systems dessen 21ste, 22ste u. 23ste Klasse eingezogen wurde, während die auf noch schwächeren Gründen ruhende 18te Klasse (*Polyadelphia*) beibehalten wird. Den Klassen geht eine Charakteristik der darin enthaltenen Gattungen voraus, wobei es nur noch der Erwähnung verdient, dafs die Gattung *Chara* in die *Monandria Monogynia* gebracht worden ist. Am Schlusse dieser Synopsis sind die Ausnahmen namentlich angeführt. Die ausführliche Darstellung der Klassen enthalten eine kurze Beschreibung der Gattungen, Erläuterung der angehängten hierher beziglichen Abbildungen, Beschreibung der Arten mit kurzer Diagnose und ein Paar Citaten, wie *Persoons synops.*, *Mertens et Koch fl.*, *Reichenbach fl. exc.*, aber von keiner fremden Abbildung, ferner Angabe des Standortes, der Blüthezeit, Nutzens u. s. w. Sogar rücksichtlich der Standörter lassen sich manche Ausstellungen vorbringen. So ist z. B. bei *Hippuris vulgaris* als einziger Standort blofs: „*am Niederrhein bei dem Dorfe Rheindorf, an der Mündung der Wupper in den Rhein*" angegeben, während sie sich doch allenthalben durch ganz Deutschland findet. Ueberdiefs hätte unser Vf. längst schon wissen können, dafs die von ihm S. 3 erwähnte *Caulinia pectinata DC.* die Gattung *Posidonia Kon.* (*Annal. of bot. II*, p. 96) begründet. Druck und Papier sind lobenswerth. — Das ganze Werk ist auf 3 Bände berechnet, wovon jeder 3 solcher Lieferungen enthalten soll.

Nr. 2 stellt eine höchst verdienstliche Arbeit dar, welche, obschon sie blos in einer Aufzählung der im Mährischen Gouvernement vorkommenden sichtbar blühenden (phanerogamen nicht *phaenerogamen*, wie hier im Buche stets gedruckt wird) Gewächse besteht, doch wegen ihrer sorgfältigen Bearbeitung und der Genauigkeit ihrer Angaben alle Beachtung verdient. Sie stellt so einen sehr brauchbaren Beitrag zur Phytogeographie eines Landstriches dar, welcher zeither nur sehr unvollkommen in botanischer Hinsicht bekannt geworden war. Unter den Freunden der Pflanzenkunde, welche hierzu ihren Antheil lieferten, finden sich einige, welche schon anderwärts durch botanische Leistungen rühmlichst bekannt sind, wie *Hochstetter*, *Grabowsky* und *Wimmer*. Aufserdem wurde von den Herausgebern nichts unbenutzt gelassen, was ihrem Verzeichnisse eine gröfsere Vollständigkeit und daher auch gröfseren Werth verleihen konnte. Als Grundschema wurde das verbesserte Linné'sche Sexualsystem benutzt und zur schnelleren Auffindung der Gattungen und einzelnen Arten ein alphabetisches Register angefügt. Damit im systematischen Verzeichnisse selber das Vorkommen jeder einzelnen Art in Mähren oder Schlesien sogleich in die Augen springe, sind nicht nur im Druck zweckmäfsige Einrichtungen getroffen, sondern auch Mähren durch *Mk.* und Schlesien durch *Sch.* angedeutet. Die Trivialnamen sind mit den abgekürzten Namen ihrer deutschen Autoren, das natürliche Vorkommen jeder Art, ihr Standort und ihre Verbreitung, ihr Fundort, wenn die Pflanze eine nicht sehr beschränkte Oertlichkeit hat, nur mit Ortsnamen, im andern Falle aber so genau als möglich angegeben. Blüthezeit und Dauer bezeichneten die Vff. auf gewöhnliche Art, aufserdem setzten sie noch bei seltenen oder von ihnen nicht selbst gesammelten Arten den Namen des Entdeckers oder Sammlers bei. Nur die vorzüglichsten Varietäten wurden aufgezählt, was zu billigen ist. In der Einleitung finden sich sehr schätzbare Notizen über die geographische Lage, das Klima, Gebirge und Gewässer ebenso über den forstlichen und landwirthschaftlichen Kulturzustand. Um unsren Lesern nur Einiges daraus mitzutheilen, wollen wir blos bemerken, dafs die *Compositae* mit 173 Arten, die Gramineen mit 109 A., die Cyperoideen mit 82 A., die Tetradynamisten mit 76 und die Personaten mit 71 A. die vorherrschenden oder überwiegendsten Familien darstellen. Als Bürger der deutschen Flora, welche bis jetzt nur innerhalb der Grenzen dieses Gebiets aufgefunden wurden, werden genannt: *Conioselinum Fischeri Wim. et Grab.*; *Digitalis lanata Ehrh.*; *Aster canus W. et Kit.*; *A. Tripolium var. pannonicus Jacq.*; *Scabiosa ciliata Spr.*; *Lactuca sagittata W. et K.*; *Lythrum nummulariaefolium Loisel.*; *Mentha suaveolens Host.*; *Crambe tatarica Jacq.* und *Lathyrus incurvus W.* — Die höchsten Punkte dieses Florengebiets, welche jedoch die Alpenregion noch nicht erreichen, haben eine Höhe von 4200 bis 4500 Wien. F. über dem Meere. Im Allgemeinen werden 487 Gattungen und wenn man die in den Zusätzen enthaltenen Arten noch dazu zählt 1483 Arten aufgeführt, indem, wir wiederholen es noch einmal, alle nicht hinlänglich begründete oder nicht von den bewährtesten Floristen angenommenen ausgeschlossen blieben. Mögen die Forscher jener interessanten Gegenden sich veranlafst finden, auf diesem gründlichen Unterbau ein stattliches Gebäude aufzurichten, was die Ausführung dessen werde, was hier nur im ersten Entwurfe angedeutet wurde. Denn wenn irgend eine Gegend unseres gemeinsamen Vaterlandes eine umfassende kritisch-gearbeitete Flora zu erhalten verdient, so ist es gewifs die hier in Frage stehende, indem wir uns namentlich auch in kryptogamischer Hinsicht eine reiche Ausbeute versprechen dürfen. Auf der andern Seite wäre zu wünschen, dafs ehe man ganze vollständig ausgeführte Floren herausgäbe, immer ähnliche Vorarbeiten dem sich dafür interessirenden Publikum zur Prüfung und Ergänzung übergeben würden, wie auch wirklich, wie wir hören, diefs hinsichtlich der Brockenflora geschehen soll.

Nr. 3. Die splendid gedruckte *Chloris Hannoverana* des Hn. Hofr. *Meyer* macht die zweite Abtheilung des beschreibenden Theils der von demselben herauszugebenden Flora des Königreichs Hannover aus, indem der erste Theil eben jener beschrei-

ben-

linde ist, während der zweite den geschichtlichen, der dritte den geographischen und der vierte den angewandten darstellt. Als *dritte* Abtheilung dieses beschreibenden Theils mufs die *Ceres hanoverana* betrachtet werden, welche eine gleichfalls nach den natürlichen Familien geordnete Uebersicht der im Königreiche Hannover im freien Felde angebauten Gewächse enthalten soll. Inzwischen bildet schon vorliegende Abtheilung ein für sich bestehendes Ganzes, was eine vollständige wissenschaftliche Uebersicht der wildwachsenden phanerogamischen Gewächse des Königreichs, sammt den Farrn einschliefst, in sofern aufser den Namen, den hauptsächlichsten Synonymen und Abbildungen der nach der von *De Candolle* vorgeschlagenen natürlichen Reihenfolge geordneten Pflanzen, ihre Dauer, Blüthezeit, Fruchtreife, natürlicher Standort oder das Vorkommen, und die Verbreitung derselben im Lande angegeben wird. Hinsichtlich letzterer verdient bemerkt zu werden, dafs sämmtliche Phanerogamen und Farrn des Brockens, so wie auch die wichtigeren des Herzogthums Braunschweig, besonders in soweit dasselbe von dem Hannöverischen eingeschlossen, in vorliegendem Buche aufgezählt sind. Ueberall sieht man den besonnenen, gründlichen und erfahrnen Forscher, indem durch kritische Bemerkungen an geeigneter Stelle so wie durch die hier zum ersten Male vollständig durchgeführte Aufzählung der Pflanzenformen als Arten, Unter-, Schein-, Abarten u. dgl. dieser Arbeit ein eigenthümlicher Werth verliehen wird. Unter den Citaten waren uns besonders die Nachweisungen der in den von *Ehrhart* herausgegebenen, mit gedruckten Inhaltsverzeichnissen und *Etiquetten* versehenen wirklich classischen Sammlungen getrockneter Pflanzen enthaltenen Arten interessant, und der Vf. sah sich im Stande über mehrere bisher nicht hinlänglich bekannt gewordene oder verkannte Ehrhart'sche Pflanzen den gewünschten Aufschlufs zu ertheilen. Noch wichtiger aber erscheint eine andere im Besitz des Herausgebers befindliche Pflanzensammlung, welche *Ehrhart* während seines 3½ jährigen Aufenthalts in Upsala, als Schüler und Freund *Linné's*, zum Theil auf den mit *Linné* selbst angestellten Excursionen zusammenbrachte, so wie einiger andern, welche *Linné* unserm *Ehrhart* mittheilte, und aufs sorgfältigste etiquettirte. Hierdurch vermochte Hr. Hofr. *Meyer* über manche zweifelhafte Linnéische Arten der Gattungen *Thalictrum*, *Hypericum*, *Erysimum*, *Hieracium*, *Rumex*, *Salix*, *Juncus* etc. die zeitherigen Ansichten zu berichtigen und es wäre zu wünschen, dafs es ihm gefiele, diese so wie die Resultate der Vergleichung der übrigen Exemplare in einer botanischen Zeitschrift für sich mitzutheilen und ihnen so allgemeinere Verbreitung zu verschaffen.

Die vorliegender Aufzählung der Pflanzenarten, (denen jedoch kurze Diagnosen billig beigegeben werden sollten) eingewebten Bemerkungen betreffen meist Beobachtungen und Ansichten über die Verwandtschaft der Pflanzenarten und Formen, über Systematik und Synonymik, über die Verbreitung der Gewächse, ihre Beziehungen zu Boden und Klima, und enthalten viel Dankenswerthes. Im Allgemeinen sind in dieser *Chloris Hannoverana* 113 Familien, 501 Gattungen, 1,285 Arten, 5 Unterarten, 14 Scheinarten, 29 Abarten, 583 Spielarten, 190 Abänderungen und Umbildungen wildwachsender Pflanzen, oder insgesammt 2,196 verschiedene Pflanzenformen verzeichnet, wovon freilich andere Auctoren manche als wirkliche Arten aufzählen, während sie hier nur als Abarten u. s. w. gelten. Unter den zuerst als neu aufgestellten Arten sind *Sideritis hercynia* und *Lasiagrostis variegata*, so wie auch gegen 150 Spielarten zu nennen. Ferner wurden mehrere, sonst blos im Hochnorden getroffene Arten vom Vf. zuerst im Bereiche des nördlichen Deutschlands nachgewiesen, wie z. B. *Myriophyllum alterniflorum DC.*, *Salix stipularis Sm.*, *Allium strictum Schrad.* *Triticum acutum DC.* etc., andere waren wenigstens früherhin vor ihm in jenen Landstrichen noch nicht beobachtet, worunter sich manche Seltenheit befindet, wie *Cochlearia anglica*, *danica*, *Alsine Donii*, *Siler trilobum Scop.*, *Oenanthe Lachenalii*, *Orobanche Rapum Thuill.*, *Wahlenbergia hederacea Schrad.*, *Calamagrostis Halleriana DC.*, *Polypodium ilvense Sw.* etc.

Am Schlusse dieses Werkes steht eine schätzenswerthe Uebersicht der nutzbaren einheimischen Gewächse in 2 Classen vertheilt, wovon die erste die sich dem unmittelbaren Verbrauche oder der Beziehung roher Producten des Pflanzenreichs anbietenden enthält, nämlich: 1) die dem Haushalt nützlichen Pflanzen; 2) die dem Wiesen- und Weidenbau und der Viehhaltung nützl. Pflanzen; 3) die zur Cultur der Haiden, zur Befestigung des Treib- und Flugsandes und zur Begründung der Deiche sich eignenden Pflanzen; 4) Gewächse des Forstbaues; 5) die für den Gartenbau nutzbaren wildwachsenden Pflanzen. Die Gewächse der zweiten Classe sind für die Gewinnung von Kunstproducten wichtig. Hierher gehören *a*) sämmtliche officinelle Gewächse des Landes; *b*) die für Manufactur- und Fabrikwesen sich eignenden Pflanzen; *c*) die für den Handwerksbetrieb dienlichen Pflanzen.

Aus allen diesen Angaben glauben wir hinlänglich den Werth dieser *Chloris* dargethan zu haben, und fügen nur noch hinzu, dafs sich die Correctheit des schönen Druckes ebenso als die Ausstattung preiswürdig erweise. Hiermit glauben wir denn dieses Werk dem Publikum verdientermafsen bestens empfohlen zu haben.

## MEDICIN.

Berlin, b. Hirschwald: *Handbuch der Arzneiverordnungslehre.* Von Dr. *Philipp Phoebus.* Als zweite, gänzlich umgearbeitete Ausgabe der 1831 erschienenen „Receptirkunst" des Vfs. 1835. 2 Theile. *Erster* Th. XVI u. 406 S. *Zweiter*

ter Th. VIII. 668 S. gr. 8. Preis beider nicht zu trennenden Theile 5 Rthlr. Gegen Ablieferung der ersten Ausgabe 3 Rthlr. netto.

Das vorliegende Werk, dessen Anzeige wir hier zu geben haben, gehört unstreitig zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer Literatur, und hat als eine gänzliche Umarbeitung der ersten Auflage mit Recht auch eine Veränderung im Titel erlitten. Der Vf. hat das früher nur beiläufig und zerstreut in der „Receptirkunst" beigebrachte Allgemeine der Arzneiverordnungslehre von dem Speciellen gänzlich gesondert und in dem ersten Theile, welchen es ganz füllt, mit einer Sorgfalt abgehandelt, welche kaum etwas zu wünschen übrig lassen dürfte. Zunächst hat er das Pharmaceutische, welches fast von allen Handbüchern der Receptirkunst vernachlässigt wurde, in seinen Kreis gezogen, und mit Hülfe des Apotheker *Lockstaedt* eine grofse Menge von Irrthümern berichtigt, indem er unter seiner Aufsicht an tausend Versuchsformeln mit grofsem Zeit- und Kostenaufwand anfertigen liefs, um daraus wenigstens für die Mehrzahl der Fälle allgemeine Regeln entwickeln zu können. Nothwendig mufste dabei auch in chemischer Hinsicht so manches Schwankende erläutert, so mancher Irrthum aufgedeckt und vielfach gegen chemische Sünden zu Felde gezogen werden. Wenn aber trotz dem im Buche selbst Formeln mitgetheilt werden, die nicht vor dem Richterstuhle der Chemie bestehen können, so sind es doch nur wenige, und dann solche, welche die Erfahrung am Krankenbette, der chemischen Logik zum Trotz als wirksam nachgewiesen hat. Dafs da, wo von der Wahl und der Benutzung der Applikationsorgane die Rede ist, und in der Dosenlehre selbst die Physiologie und andere medicinische Disciplinen ihren Beitrag liefern mufsten, wird niemand mifsbilligen. Einen besondern Fleifs hat der Vf. ferner auf die Anordnung des Materials verwendet, und für ein gehöriges Fortschreiten vom Allgemeinen zum Speciellen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten gesorgt; es wurde dies aber auch nothwendig durch die Masse des Gegebenen geboten, indem nur auf solche Weise ein an sich gewifs nicht allzu interessanter Gegenstand überblickbar und fast möchten wir sagen geniefsbar werden konnte. So sehr wir nämlich den Fleifs wie die Umsicht des Vfs. zu loben haben, und die Wissenschaft ihm dafür dankbar seyn mufs, so wenig glauben wir dafs, trotz dieser möglichsten Uebersichtlichkeit, dieser erste Theil, diejenigen, deren Kenntnisse er zu bereichern bestimmt ist, eben grofs anziehn wird. Mit dem blofsen Lesen ist die Kenntnifs nicht erworben, und zu einem wirklichen Studium der Arzneiverordnungslehre in pharmazeutischer wie chemischer Beziehung, wie sie hier geboten, wird nothwendig eine Verbindung mit der Praxis dieser Doctrinen erfordert, wozu der Student selten Gelegenheit, der Arzt selten Zeit hat. Allerdings sollte und müfste die Sache auf der Universität abgemacht werden, aber *wie* und *wann*? Durch blofse Schreibübungen in Receptformelbildung wird wenig gewonnen, ein sicherer Grund kann nur durch die Receptur selbst gelegt werden, wozu wie gesagt, die Gelegenheit selten geboten wird, und wo dies auch der Fall wäre, die Zeit dem Studirenden mangelt. Das beste wäre offenbar jede Universität hätte ihre besondere Apotheke, die für die klinischen Anstalten die Arznei lieferte, und hier müfste dann jeder Studirende einen halbjährigen Cursus durchmachen! Es würde dies zugleich auch ein ersprieflicher Hemmschuh für das heillose Jagen, mit Hut und Stock auf klinische Praxis einherziehen zu können, seyn! — Der Verleger selbst scheint ein gewisses Vorgefühl von der Wahrheit unserer obigen Bemerkung gehabt zu haben, indem er die Unzertrennlichkeit der beiden Bände des vorliegenden Werkes zur Bedingung machte; denn trotz seiner inneren Güte würde doch der erste Theil auf lange das Lokal der Verlagshandlung füllen. Wünschen aber wollen wir, dafs er nicht über kurz oder lang einem Freibeuter in die Hände fällt, welcher durch einen Auszug sich auf Kosten des Vfs. Lorbeern erringt. — Der *zweite* Theil hat im Ganzen die Einrichtung der „Receptirkunst" behalten, ist aber, wie schon die Seitenzahl zeigt, gegen diese um vieles reichhaltiger, da nicht blofs wie früher die *Pharmac. Borussi*, berücksichtigt, sondern es sind auch, aufser der *Pharm. milit. Bor.* (1828) und der *Hufeland'schen* Armenpharmakopöe (1834), sämmtliche *Simplicia*, viele Präparate und die meisten *Composita* der *Pharm. Siles.* (1831), der *Pharm. Hann. nov.* (1833) und der *Pharm. Austr.* (1834) so wie sämmtliche, mit grofser Schrift gedruckte *Simplicia* der *Pharm. universalis Geigers* aufgenommen; so dafs dieses Werk auch für Aerzte jener Länder ohne besondere Schwierigkeit mit Nutzen zur Hand genommen werden kann. Aufserdem haben mehrere wichtige Haus- und andere Mittel, die häufig versendeten Mineralwässer, und als Anhänge eine auch besonders abgedruckte *Anleitung zur ersten Hülfeleistung bei acuten Vergiftungen*, so wie ein alphabetisches Verzeichnifs der gebräuchlichsten *Getränke* mit ihrer Bereitungsart eine Stelle gefunden. Zu jedem einzelnen Bande ist ein sehr vollständiges und genaues Register gegeben, und die praktische Brauchbarkeit des Buches dadurch noch mehr erhöht worden. — Druck und Papier sind gut. Ein Verzeichnifs der meisten Druckfehler nebst Verbesserungen hat der Vf. selbst gegeben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## BOTANIK.

1. Berlin, b. Haude u. Spener: *Grundrifs der Pflanzengeographie* mit ausführlichen Untersuchungen über das Vaterland, den Anbau und den Nutzen der vorzüglichsten Culturpflanzen, welche den Wohlstand der Völker begründen. Von *F. J. F. Meyen*, der Philos., Med. u. Chir. Dr. u. aufserord. Prof. an der Königl. Friedr. Wilh. Universität zu Berlin. 1836. X u. 478 S. 8. Mit einer bildlichen Darstellung des Ganges der mittleren Temperaturen für verschiedene Zonen. (2 Rthl. 12 gGr.)
2. Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Die Familie der Schmetterlingsblüthigen oder Hülsengewächse*, mit besonderer Hinsicht auf Pflanzenphysiologie und nach den Grundsätzen der physiologisch-systematischen Anordnung ihrer Gattungen bearbeitet von *G. A. Eisengrein*, Dr. d. Philos., grofsh. Bibliothekar u. Privatdocenten zu Freiburg etc. Ein Beitrag zur comparativen Botanik. 1836. 8. (1 Rthl. 16 gGr.)

Nr. 1. ist sicherlich eine sehr dankenswerthe Schrift, welche, nachdem *A. v. Humboldt* die Bahn auf dem so interessanten Gebiete der Pflanzengeographie gebrochen und ihm *Wahlenberg*, *R. Brown* und *Schouw* rühmlich nachgefolgt waren, die neuesten Forschungen vereint, *Beilschmid's Pflanzengeographie* (1831), wenn man so will, (denn vorliegendes Werk ist in ganz anderm Geiste geschrieben) ergänzt und erweitert, sowie überhaupt diesem Zweige des Wissens durch Mittheilungen vieler eigenen Erfahrungen und Beobachtungen beträchtlichen Zuwachs ertheilt. Sie zerfällt in 3 Hauptabtheilungen, nachdem die Einleitung in die Pflanzengeographie und deren hauptsächlichste Literatur mitgetheilt worden ist, wovon die *erste* die klimatischen Verhältnisse, welche das Vorkommen und die Verbreitung der Pflanzen bedingen, die *zweite* die Verhältnisse, durch welche der Boden auf das Vorkommen und auf die Verbreitung der Pflanzen einwirkt, die *dritte* die Vertheilung der Gewächse auf der Oberfläche der Erde mit besonderer Rücksicht auf die Physiognomie der Natur abhandelt. Zuletzt folgt noch ein Anhang über die Geschichte der Culturpflanzen, enthaltend Untersuchungen über das Vaterland, die Verbreitung, den Anbau und den Nutzen der vorzüglichsten Cultur-Pflanzen, welche sowohl zur Nahrung, als zur Bequemlichkeit, zum Luxus und zum Handel der Völker dienen und deren Wohlstand begründen.

Wollen wir nun auch nicht verkennen, dafs an einzelnen Stellen, ja in ganzen grofsen Partien der Stil für untadelhaft, ja in mancher Hinsicht als musterhaft gelten könne, so ist doch auf der andern Seite auch einzugestehen, dafs er hier und da noch bessernder Nachhülfe bedürfe. Auch ist die Literatur bei weitem noch nicht so ausgebeutet worden, als es wohl erforderlich gewesen wäre. Denn nicht allein, dafs auf Werke wie *Wallich plantae asiaticae*, *Meyer labrador. Pfl.* u. A. gar nicht Rücksicht genommen wurde, vermifst man auch viele interessante hierhergehörige Angaben aus den Werken neuerer Reisenden. So erfährt man nichts von der Vegetation des Libanon, des Ararat, des Ural u. s. w., welches unbezweifelt wichtiger gewesen wäre, als manche kaum hierher gehörige andere Angaben. Vor allen hätte nicht allein das für die Hauptgebirge Charakteristische hervorgehoben, sondern auch mehr comparativ verfahren werden müssen. Wie interessant wäre nicht schon eine Vergleichung der sich am meisten entsprechenden Pflanzen in der alten und neuen Welt gewesen? Hiermit wollen wir nun keineswegs sagen, dafs gar nichts der Art in dem Buche zu finden sey, was offenbar Unwahrheit wäre, sondern wir wünschen mehr übersichtlichere Darstellungen oder hier und da gröfsere Ausführlichkeit und genauere Angaben. So wird häufig viel zu allgemein gesagt: da und dort kommen schöne Orchideen, Rhododendren, Vaccinien u. s. w. vor, während die Angabe bestimmter charakteristischer Arten weit mehr Dank verdient hätte. Bei den phytogeognostischen Verhältnissen ist das Trappgebirge und das Schiefergebirge viel zu wenig berücksichtigt, ja fast ganz übergangen und selbst über sogenannte Gypspflanzen ist S. 74 nur Dürftiges beigebracht worden. Dafs manche Steinflechten als sehr charakteristisch für diese und jene Gebirgsart betrachtet werden müssen, verdiente gleichfalls einer Erwähnung. Unter den Hauptformen des Gewächsreiches hätten wohl auch eben so gut als die Flechten, *Algen* und *Pilze*, besonders erstere, eine Stelle verdient. Selbst die in verdorbenen pharmaceutischen Präparaten entstandenen Gewächse waren der Erörterung nicht unwürdig. Wegen natürlicher Verwandtschaft durften die Lilien, Scitamineen und Orchideen nicht soweit von einander gerückt werden, als hier geschehen. Im Anhange vermissen wir unter den Knollenwurzeln die *Arracacha*, die *Arrow-root* u. s. w., auch hätte eben so gut als der Kaffee auch der Cacaobaum unter den Baumfrüchten, und der Ingwer u. s. w. neben den hier abgehandelten Pfefferpflanzen, sowie der Lein neben dem

dem Hanf seine Stelle finden müssen. Zudem begreift man kaum, warum unsere Obstbäume fast gänzlich übergangen wurden, da doch der Weinstock, die Kastanie und die Getreidearten ihre Darstellung erhielten. Obgleich sich der Vf. S. 81 deutlich genug gegen die Annahme ausspricht, dafs Orobanchen aus Samen entsprieſsen, so können wir doch aus eigner Erfahrung darthun, dafs nicht allein *Orobanche elatior* sondern auch *Lathraea Squamaria* unter unsern Augen keimten. Es dürfte demnach der Vf. den S. 80 ausgesprochenen Satz, dafs diese Gewächse keineswegs aus Samen entstanden seyen, sicherlich nicht für alle Fälle zu behaupten im Stande seyn, obschon er dieſs wirklich thut. Uebrigens enthält das Buch des Lehrreichen und Interessanten gar Viel, zumal da auch sonst nicht Allen zugängliche Quellen benutzt worden sind. Dafs es insonderheit durch Mittheilung der eigenen Reiseerfahrungen unsers Vfs. einen ganz eigenthümlichen Werth gewann, haben wir gleich anfänglich angedeutet und hier wollen wir es nur noch einmal ebendeſshalb vorzüglich der sorgsamen Lecture bestens empfohlen haben. Schade, dafs nicht ein ausführliches Register den Gebrauch des Buches auch zum Nachschlagen erleichtert, da das Inhaltsverzeichniſs doch nicht ausreicht. Die äufsere Ausstattung ist würdig.

Die Eisengrein'sche Schrift ist eine ungemein fleiſsige Arbeit, worin man fast alles Wichtigere, auf die Leguminosen Bezügliche erwähnt findet. Schon im J. 1820 wurde dieser Gegenstand vom Vf. bei Gelegenheit einer öffentlichen Preisaufgabe für Studierende der Universität zu Heidelberg bearbeitet, und dieser Versuch auch mit dem Accessit belohnt; allein erst jetzt, nachdem nichts verabsäumt war, um der Abhandlung immer gröfsere Vollendung zu verleihen, tritt sie, bereits durch den verstorbenen *Schelver* angekündigt, in die Welt. Indeſs müssen wir gestehen, dafs ihr Titel richtiger geworden wäre, wenn der Vf. bloſs: *die Familie der Hülsengewächse* u. s. w., mit Weglassung „der *Schmetterlingsblüthigen*" gesagt hätte, da letztere Bezeichnung doch nur einen Theil der Hülsengewächse, nämlich die Papilionaceen, umfaſst, während hier sämmtliche Leguminosen in Betrachtung gezogen werden, zudem die in den ersten Seiten ausgesprochene Rechtfertigung kaum hinlänglich seyn dürfte. Der Inhalt des Ganzen theilt sich in 2 Theile, wovon der erstere die physiologische Entwickelung der Grundformen und ihrer Abweichungen in 10 Hauptstücken darstellt, nämlich: 1) Benennung der Familie und Einleitung; 2) Totalhabitus und Schönheit; 3) die Schmetterlingskrone; 4) Kelch; 5) Verstäubungsorgane; 6) Fruchthülle; 7) der Same; 8) Blumenstand; 9) Blätter; 10) der Pflanzenkörper. Im zweiten Theile findet sich die Geschichte in der Folge und Metamorphose der Gattungen, welche in 11 Hauptstücken abgehandelt wird; 1) Einleitung und Bemerkungen über die innere Geschichte der Papilionaceen überhaupt; 2) die den Papilionaceen vorausgesetzte Familie der Rosaceen; 3) Uebergang der Familie der Rosaceen in die der Papilionaceen; 4) Erster Kreis der Bildungsstufen in den Gattungen der Papilionaceen. Gruppen der Geoffroyeen und Dalbergieen; 5) Zweiter Kreis. Swartzieen und Bauhinieen; 6) Dritter Kreis. Cäsalpinieen und Mimoseen; 7) Vierter Kreis. Hedysareen und Coronilleen; 8) Fünfter Kreis. Virgilieen und Genisteen; 9) Sechster Kreis. Galegeen und Phaseoleen; 10) Siebenter Kreis. Vicieen und Astragaleen, und Anhang von nur theilweise beschriebenen oder zweifelhaften Gattungen; 11) Nächster Nachsatz der Familie der Papilionaceen in den Phyllantheen. Aus dessen Inhaltsverzeichnisse kann schon die Umsicht ermessen werden, womit der Gegenstand behandelt wurde und selbst die Behandlung des Einzelnen kann als erschöpfend betrachtet werden, indeſs, wie kein Menschenwerk absolut vollendet und abgeschlossen wird, so wurde auch neuerlich durch die Arbeiten von *Walker-Arnott et Wight prodromus florae peninsul. Ind. orient.* I. und die Bearbeitung der *Ecklon*'schen und *Zeyher*'schen so wie der *Drège*'schen Sammlungen von *Meyer* manches höchst interessante Material zu einer solchen Bearbeitung, wie sie hier der Vf. vor hat, aufgehäuft. Wie verdienstlich nun auch eine solche Zusammenstellung ist, so würde doch das Verdienst des Vfs. noch weit mehr erhöhet worden seyn, wenn die einzelnen jetzt angenommenen Gattungen strenger geprüft und alles Fremdartige ausgeschieden worden wäre. Vielleicht versucht auch hierin der Vf. seine Kräfte, obgleich dieſs eine weit schwierigere und grofses Material erforderliche, aber auch eine desto ruhmvollere Arbeit seyn würde. Ueber manche Ansichten, welche im vorliegenden Buche ausgesprochen werden, sind wir freilich ganz anderer Meinung, allein kaum kann hier der Ort seyn, ausführlicher diese Gegenstände zu besprechen. Nur so viel wollen wir bemerken, dafs uns die Siebenzahl der Eintheilung keineswegs so nothwendig scheint, als dem Vf., auch vermögen wir in den Phyllantheen kaum verwandte Verhältnisse, aber durchaus nicht eine wirkliche Fortsetzung der Leguminosenbildung zu erkennen. Die äufsere Ausstattung verdient alles Lob.

## MEDICIN.

ALTONA, b. Aue: *Erkenntniſs und Cur der sogenannten Dithmarsischen Krankheit*, von Dr. *E. A. L. Hübener*, prakt. Arzte in Heide im Norddithmarschen. 1835. 111 S. gr. 8. (12 gGr.)

Der Verf. dieser den Professoren *Pfaff* zu Kiel, *Krukenberg* und *Blasius* zu Halle gewidmeten Schrift, hatte bereits im Jahre 1821 seine Inauguraldissertation über denselben Gegenstand verfaſst und der Recensent derselben in den *Pierer*'schen Annalen ihn ermuntert seine spätern Bemerkungen dem Publikum nicht vorzuenthalten. Durch die Erfahrungen des Vaters unterstützt und von ihm an das Krankenbett geleitet, hatte er auch späterhin reichliche Ge-

le-

legenheit zu selbstständiger Beobachtung, deren Resultat so wie das seiner fortgesetzten literarischen Studien in dem vorliegenden Werke niedergelegt wird, um zugleich den wissenschaftlichen wie persönlichen Angriffen des Dr. *Dührsen* in *Pfaffs* Mittheilungen I. Bd. zu begegnen, und darzuthun, dafs die in Rede stehende Krankheit ein *Morbus sui generis*, nicht *Lepra*, nicht *Syphilis*, nicht *Radesyge*, noch *Scorbut* oder diesen vier Uebeln entsprossen sey. Dies der Inhalt der Einleitung. Da wir weder aus eigner Anschauung die Dithmarsische Krankheit kennen noch den Aufsatz von *Dührsen* zur Hand haben, so können wir nur die Stelle des Ref. vertreten, was uns um so lieber ist, da nach unserer individuellen Meinung die Sache noch keineswegs zum Spruch reif zu seyn scheint. — Um die bereits oben ausgesprochene Ansicht zu erhärten, giebt der Vf. zunächst eine kurze Uebersicht der Geschichte der in Betracht kommenden Krankheitszustände, und zwar im *ersten* Kapitel die der Lustseuche, ohne jedoch etwas Neues oder Bestimmteres beibringen zu können; nur hebt er nach *Wendt* hervor, dafs einigen Chronikenschreibern zufolge die Lustseuche im Norden, namentlich in Dänemark später als die *Radesyge* aufgetreten sey. Ziemlich ähnlich verhält es sich mit der im *zweiten* Kapitel nach *Hensler* und *Sprengel* abgehandelten Geschichte der *Lepra*. Wenn hier der Vf. S. 13 sagt, dafs er schon früher die Aeufserung *gewagt* habe: selbst der gelehrte *Hensler* habe in seiner vortrefflichen Schrift noch Lücken gelassen, so kann dies Ref. für kein grofses Wagestück halten, da *Hensler* selbst gewifs nie eine andere Meinung von seiner eignen Schrift gehegt hat, wie dies mehrere Stellen in derselben deutlich bezeugen. Nach des Vf. Meinung ist die *Lepra* zuerst unter der Gestalt der *Impetiginum* (*sic*) aufgetreten und endlich in die *Elephantiasis nodosa* und *tuberculosa* übergegangen. Ob der Grund des jetzt häufiger vorkommenden *Hydrocephalus* darin liege, dafs nach dem Aufhören der Menschenblattern durch den Einfluss der *Vaccine* mehr Individuen am Leben bleiben, wie dies S. 18 dargestellt wird, möchte doch mehr als eines Beweises bedürfen. Gern dagegen geben wir zu, dafs, weil die allgemeinere Verbreitung der *Syphilis* die Aufmerksamkeit mehr fesselte und von dem Aussatz abzog, keineswegs das Verschwinden desselben oder sein Uebergang in *Syphilis* beurkundet werde. Das *dritte* Kapitel beschäftigt sich mit der Geschichte des *Scorbuts*. Wie der Vf. die Schrift von *Trotter* über den Seescorbut zu denen der *neuesten* Zeit rechnen kann, ist uns nicht recht begreiflich. Im *vierten* Kapitel wird nur die Geschichte der *Radesyge* und der dithmarsischen Krankheit gegeben. Man hat die letztere Krankheit in neuerer Zeit fälschlich mit dem Namen *Marsch*krankheit belegt, da sie auch häufig auf der *Geest* vorkommt, überdiefs ist sie dann nicht zu verwechseln mit dem gleichen Namen führenden Stoppelfieber, das 1826 epidemisch herrschte und vielfältig beschrieben ward. Nach *Struve* und *Dührsen* fällt das erste Erscheinen der dithmarsischen Krankheit in die Jahre 1785 bis 87, wo der Kronprinzenkoog angelegt wurde. Der Vf. dagegen glaubt hierher eine angeführte Stelle aus *Albertus historia scorbuti* (1593) ziehen zu müssen, wo über die *Vari* gesprochen wird, und ist geneigt, wie es uns scheint, unter diesen *lopenden Varen*, Geschwüre in denen sich Würmer erzeugen, mit *Sprengel* anzunehmen. Allein beide sind dann offenbar in Irrthum. Schon vor *Albertus* beschreibt *Johann Weyer* in seinem Arzneibuch von etlichen bisher unbeschriebenen Krankheiten, vom Schurbauch, varen, *Dracontiis* etc. Francf. 1588. 8. die Varen ziemlich ausführlich, nachdem er bereits im Jahre 1570 einige Notizen an *Smetius* in einem Briefe auf dessen Anfrage über die *Varen* gesandt hatte, *cf. H. Smetii Miscellanea.* 1611. 8. p. 224., wo sich auch eine lateinische Uebersetzung des Aufsatzes aus dem Arzneibuche findet. In dem Briefe heifst es zwar, dafs sich in der *einen Form* Geschwüre bildeten, *ex quibus vermiculi educi plerumque videntur*, allein in dem Traktat selbst sagt er: *Ex quibus et vermiculi quidam exiles* (*licet rariuscule*) *apparent.* Aufserdem werden diese Geschwüre keineswegs als vorzüglich charakteristisches Symptom dargestellt, sondern die *reifsenden Schmerzen*, wogegen *Weyer* besonders nach eigner, wie nach der Erfahrung seines Vaters, das Auflegen der Regenwürmer empfiehlt. Der Sitz der Krankheit sey vorzüglich in den Nerven! Was aber eigentlich die *Varen* sind, erfährt man aus einer vor uns liegenden Schrift, *Valentini*, *Andreae*, *Möllenbroccii* (damaligen Physicus zu Halle a. d. Saale) *De varis, seu Arthritide vaga scorbutica Tractatus. Lips.* 1663. 8. wo es S. 3 heifst: die *lopenda varen, vagantes vermes, non quod vermini generis hic affectus sit, uti Augerius Clutius de Hemerobio* c. 5. p. 38 *putat, sed quod instar vermium horum hinc et inde discurrat. Alias* die reifsende Gicht, die Scharbockische reifsende Gicht u. s. w. Uebrigens geht dasselbe auch schon aus der vom Vf. angeführten Stelle des *Albertus* hervor, vergl. auch den Brief von *H. a Bra* bei *Forest.* Lib. XIX. Sollte der Vf. die Mittheilung der Schrift von *Möllenbrock* wünschen, so sind wir gern dazu erbötig. Das über die *Pathologia animata* Gesagte konnte deshalb wegfallen, zumal da der Vf. jetzt wissen wird, dafs der *Acarus humanus* allerdings wieder aufgefunden ist. Wichtiger für die Geschichte der in Rede stehenden Krankheit ist, dafs sie nach dem Kirchenbuche zu *Eddelack* im Süderdithmarschen bereits 1762 beobachtet wurde. S. 32 hätte Ref. gewünscht, dafs der Vf. auf den erwähnten Salzgehalt der Atmosphäre näher eingegangen wäre, woraus sich vielleicht manches Ersprieſsliche für die *Aetiologie* hätte gewinnen lassen, da dies nach unserer Meinung ein sehr wichtiges Moment für die Entstehung und Dauer vieler chronischen Hautkrankheiten, besonders der Bastardformen der *Lepra*, abgeben dürfte. S. 34 werden wahrscheinlich durch einen Druckfehler die *Sibbens* nach *Island* (*Irland*) versetzt. Im *fünften* Kapitel erfolgt nun die Symptomatologie der Krankheit, in 3 verschiednen Zeiträumen, während *Struve* deren 4 annimmt. Wir über-

übergehen dieses Kapitel um so mehr, da sich bereits die Hauptmomente in derselben Ordnung in der Dissertation des Vf. finden, wie derselbe dies S. 50 selbst angiebt, und wenden uns zum *sechsten* Kapitel der *Aetiologie*. Als bedeutendster Unterschied zwischen der echten *Syphilis* und der dithmarsischen Krankheit wird die Nichtcontagiosität angesehn; während das *simple treatement* nur die primären Zufälle oder doch höchstens ganz frische Fälle sekundärer *Lues venerea* beseitige, könne die dithmarsische Krankheit in jedem Stadio ohne Quecksilber geheilt werden. Gegen *Struve* und *W. Sprengel* wird die Erblichkeit des Uebels geleugnet. Das Nichtvorkommen des Trippers und der primären Geschwüre an den Genitalien begründe gewifs einen bedeutenden Unterschied zwischen *Syphilis* und *Morb. dithmars.* Der Vater des Vf. sah die in *Rusts* Handb. geleugnete Naturheilung. Von S. 61 wird der Untersehied von der *Radesyge* gegen *W. Sprengel* und *Struve* bewiesen: die Aehnlichkeit mit dem Aussatze wird keineswegs geleugnet, wohl aber die Abstammung. Der Aussatz entsteht durch fleischliche Vermischung, der *Morb. dithm.* nicht. (Der Aussatz auch keineswegs immer, vielleicht sogar nur selten. Ref.) Der Unterschied von *Scorbut* sey auch himmelweit, obschon *H.* früher anderer Meinung war. Zuletzt wird eine kurze Schilderung der dithmarschen Gegend gegeben, aus deren Verhältnissen hervorgeht, dafs die Krankheit endemisch sey, ohne dafs hierüber nähere Erörterungen folgen. Ref. gesteht offen, dafs ihn dieses Kapitel, ohne Zweifel das wichtigste, am wenigsten befriedigt hat, da es mehr Diagnose als Aetiologie trotz seiner Ueberschrift giebt. Es scheint vielmehr, als habe sich der Vf. noch nicht so recht durch das allerdings in mehr als einer Beziehung vorhandene Chaos der Lehre von den Epidemien und Endemien hindurch gearbeitet, was bei solchen Untersuchungen aber durchaus nothwendig seyn dürfte. Ob sich daher Hr. *Dührsen* für überwunden erklären wird, möchten wir bezweifeln. — Das *siebente* Kapitel giebt die *Prognose* der Krankheit. Der Vf. hält mit *Dührsen* und *W. Sprengel* die Krankheit für durchaus heilbar und meint, *W. Sprengel* und *Struve* redeten viel von Rückfällen, die er bei völliger Heilung nie gesehen; dies wird aber gewifs jenen Schriftstellern eben so gegangen seyn, denn die Krankheit kann nur Rückfälle machen, so lange sie nicht *ganz* beseitigt ist. Hier wird auch der Wunsch ausgesprochen, dafs man besondere Hospitäler für die an der dithmarsischen Krankheit Leidenden errichten möchte. Ref. bezweifelt indessen den Nutzen von derlei Anstalten, da nothwendig dadurch eine Atmosphäre entstehen mufs, die nachtheilig auf jeden einzelnen Kranken zurückwirkt, es müfste denn jeder sein eignes Zimmer bekommen, was indessen schwer ausführbar seyn dürfte. Ueberhaupt scheint uns nichts abentheuerlicher als Kranke derselben Gattung in Zimmer und Häuser zusammen zu sperren und von jeher sind uns namentlich die Stuben der Schwindsüchtigen in Hospitälern als Mördergruben *lege artis* vorgekommen. Die Dauer der Kur beträgt nach *H.* selten mehr als ein Jahr. Die *Kur* der dithmarsischen Krankheit füllt das *achte* Kapitel aus, und wird S. 81 als eine rein empirische bezeichnet, in der alle Aerzte in den Hauptsachen übereinstimmen. Da die Krankheit in Säfteentmischung beruht, so sind Mercurialien, Holztränke und Abführungsmittel die Wortführer auf der Behandlung, die hier einzeln weitläufiger betrachtet werden. Den Schlufs macht die äufsere Behandlung und die im *neunten* Kapitel kurz bezeichnete Diät. — Soll Ref. sein individuelles Urtheil über die vorliegende Schrift abgeben, so geht es dahin: dafs sie allerdings ein nicht unrühmliches Zeugnifs von der literärischen Betriebsamkeit des Vf. abgiebt, dennoch aber eine sorgfältigere *Verarbeitung* der ziemlich reichhaltigen Schriftanführungen wünschen läfst, wenn letztere nicht an gar manchen Stellen als blofse Schaustücke dastehn sollen. Möge dem Vf. eine zweite Auflage Gelegenheit geben dem Werke die letzte Feile zu Theil werden zu lassen. Vielleicht wird dann auch die veraltete Manier, die lateinischen Worte der Construktion gemäfs zu flektiren, welche sich besonders anfangs häufig findet, wegfallen.

Dr. *Rosenbaum.*

## LANDWIRTHSCHAFT.

STUTTGART u. TÜBINGEN, b. Cotta: *Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Erzeugnisse speculiren?* Auf Erfahrung begründete Rathschläge und Lehren für den Landwirth von *J. G. Elsner.* 1836. VI und 183 S. 8. (1 Rthl.)

Natürlich mufs der Landwirth speculiren, er mufs sich aber sehr hüten was der Vf. vergafs, ganz so *wie die Mehrheit* in der Erzeugung seiner Producte zu speculiren. Der Vf. beginnt seine Ansichten beim Ankauf des Landguts und geht dann über zur Speculation bei der Erzeugung der Pflanzen- und Thierproducte, und empfiehlt mit Recht die schnelle Winterbesaamung der Raps- und Wintergetreidestoppeln. Von der Einführung der grofsen englischen Schafe räth er ab, weil man zur Zeit die Wolle in Deutschland nicht so hoch als in England verwerthen könne. Ob dies wirklich wahr sey, bezweifelt Rec., da wir so gut wie die Engländer alle Arten der wollenen Zeuche zum innern und zum ausländischen Verbrauch bedürfen und nur wegen mangelnder geeigneter Wolle, die Kalmucke, Fries, Boyen, Teppiche und wollenen Bettdecken von Engländern oder Fremden kaufen. Der Vf. betrachtet hernach die Speculation in der benöthigten Arbeit, so wie zuletzt die Verwerthung der Producte, sowohl des Grund und Bodens an sich als seiner Producte. Auffallend war Rec., dafs der Vf. nicht zu wissen scheint, dafs man den Klee am bequemsten auf den Rapstüchern auf dem Felde selbst ausdreschen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## SCHÖNE LITERATUR.

Dresden u. Leipzig, b. Arnold: *Sämmtliche Schriften* von *A. von Tromlitz.* Zweite Sammlung. *Erstes* bis *viertes* Bändchen: *Romantische Gemälde aus dem Leben Albrecht des Kriegers, Markgrafen von Brandenburg.* 1833. 12. — Auch unter dem besondern Titel: *Romantische Gemälde aus dem Leben Albrecht des Kriegers, Markgraf von Brandenburg.* Erste Abtheilung: Der Harfner und sein Kind. S. 198. — Zweite Abtheilung: Der Harfner und sein Kind. (Fortsetzung.) S. 191. — Dritte Abtheilung: Der Harfner und sein Kind. (Schluss.) S. 208. — Vierte Abtheilung: Das Schlachtfeld von Sieversbausen. S. 272. — *Fünftes Bändchen*: Der Schwan. Der Myrthenkranz. 1834. S. 189. — Auch unter den besondern Titeln: Der Schwan. Norwegische Sage. — Der Myrthenkranz. Eine böhmische Sage aus den Zeiten des dreifsigjährigen Krieges. — *Sechstes Bändchen*: Die seltsame Wette. 1834. S. 200. — *Siebentes Bändchen*: Catharina Guzmann. 1834. S. 205. — Auch unter dem besondern Titel: Catharina Guzmann. Historische Novelle. — *Achtes Bändchen*: Tschesme. 1834. S. 174. — *Neuntes Bändchen*: Die Flammengruft. Das Mädchen im Hasli-Thale. 1834. S. 173. — Auch unter besondern Titeln. — *Zehntes — zwölftes Bändchen*: Das Mädchen von Efslingen. Erster Theil. 1834. S. 168. — Zweiter Theil. 1834. S. 152. — *Zwölftes Bändchen*: Der Papagei. Scenen aus dem Kriegsleben in Spanien. 1834. S. 188. Auch jede Erzählung unter besonderm Titel.

Wir haben in Nr. 105 und 106 d. Bl. von 1834 die erste Sammlung des vielerzählenden pseudonymen Verfassers von nicht weniger denn 34 Bändchen angezeigt, und jetzt liegen bereits von einer zweiten Sammlung wieder zwölf Bändchen vor uns. Der Vf. hat seinen Pegasus — oder wie man sein Musenrofs, das nicht Vollblut, doch auch nicht gemeiner Rasse ist, nennen will, an eine Krippe gebunden, und die Stallfütterung ist derlei Rossen wenig zuträglich. — Es scheint contractmäfsig, dafs er erzählen mufs, er mag wollen oder nicht. Dergleichen forcirte Manegen-Touren haben nun freilich mit der echten Poesie wenig gemein, — und da wir deren besonders gegenwärtig in unsrer Literatur recht viele haben, so dürfte der Zweifel eines *Humboldt* gerechtfertigt scheinen, ob denn Roman und Novelle eigentlich zur Poesie gehören, ein Zweifel, den wir übrigens nicht theilen, und der nur bei Novellen der Art, wie sie hier vor uns liegen, aufsteigen kann. — Nach einer Idee darf man bei diesem Erzähler nicht fragen. Niemals ergiebt sich aus seinen Erzählungen irgend ein Resultat; allein — ein Stoff-Interesse ist den meisten nicht abzusprechen, wenn auch von innerer Nothwendigkeit dabei — das wäre schon poetisch — nicht die Rede ist: in den meisten ist der Zufall der Bildner. — Diefs Interesse selbst wird aber sehr häufig dadurch gestört, dafs der Erzähler oft und zwar meistentheils höchst gewöhnliche — Reflexionen in seinem Namen einfliefsen läfst, etwas der Novelle — (im Gegensatze vom Romane) — ganz Fremdes, das selbst bei den doch gemeiniglich höchst geistreichen Reflexionen eines *Tieck* störend eintritt und langweilt; und dann auch, dafs er seine Personen oft sehr Ungeeignetes und Triviales sagen läfst, und zwar alle in gleicher Manier ohne alle Charakteristik des Ausdrucks, wobei er zuweilen noch in einen widerlich-süfslichen Ton verfällt. — Uebrigens sind die Erzählungen dieser Sammlung im Ganzen denen der ersten ziemlich gleich, so dafs das von diesen Gesagte auch für die vorliegenden gelten kann. — Ein tieferes Eingehen der Kritik ist sowohl in Hinsicht dieser Producte als ihres Verfassers und seines Publikums wohl überflüssig, da wir hier nicht mit einem angehenden, sondern mit einem völlig fertigen Schriftsteller zu thun haben, bei dem wir nur bedauern können, dafs er sein gewifs nicht unbedeutendes Talent für die alltägliche Leserei hat verbrauchen müssen. — Zu Belegen alles des Vorbesagten könnte uns gleich die erste und längste dieser Erzählungen: *Romantische Gemälde aus dem Leben Albrecht des Kriegers, Markgrafen von Brandenburg*, eines Stegreif-Ritters höherer Potenz, im Zeitalter der Religionswirren Verbündeter des Churfürsten Moritz von Sachsen und dessen nachmaliger Feind und Besieger, reichliches Material darbieten. — Um die Glut eines Goldschmidtsgesellen für eine italienische Buhlerin des Markgrafen, die doch keine Buhlerin ist und nachmals zur Giftmischerin wird, dreht sich alles Interesse ohne alles Interesse. — Man kann sich für Niemanden in dieser romantischen, das heifst hier romanhaften Erzählung erwärmen. Die bekannte Amazone und die Madonna des Herrn *von Tromlitz* fehlte mit den übrigen wohlbekannten Personagen nicht, und der darin vorkommende Meistersänger redet so modern, als wäre er ein heutiger Aesthetiker. — Bedeutend auf-

aufgeführte Personen in der Hauptintrigue unmittelbar verwickelt, wie der Rathgeber des Markgrafen, Wilhelm von Grumbach, verschwinden vom Schauplatz, man weifs nicht wie. Die Kriegsgeschichte ist nur störend damit verflochten. — Die Gewalt sinnlicher Liebe soll das Thema seyn, und es fehlt nicht, was sonst dem Vf. doch nicht vorgeworfen werden kann, an lüsternen Scenen, jedoch mit langweilender Sentimentalität hinlänglich versetzt. — Die zweite Novelle: *Der Schwan* — die Verzauberungsgeschichte eines schuldlosen Fischermädchens, in einer süfslichen pretiösen Phraseologie, — ein Mährchen aus verblichener Phantasie. Anziehender ist die folgende Sage: *Der Myrthenkranz*, mit gehörigem Schauer und gut, dargestellt. — *Die seltsame Wette*, wer des andern Sieger wird, zwischen zwei einander werthgewordenen und in feindlichen Heeren einander gegenüberstehenden Helden — Johann von Werth, Liguist, und Reinhold von Rosen, Freund des Herzogs Bernhard von Weimar, voll gewohnten *Tromlitz*'schen Kriegerspuks und voll guter alter Bekannter, eine stolze und eine demüthige Schöne; übrigens mit guter Charakterzeichnung, besonders des Johann von Werth, und interessant erzählt und durchgeführt. — *Catharina Guzman*, die Geliebte Don Henrico Transtamara's, der mit seinem Stiefbruder Pedro dem Grausamen, um die kastilische Krone kämpft. Um den Bruder vom Henkertode und sich vor den Liebesnachstellungen Pedro des Grausamen zu retten, sticht sie sich die schönen Augen aus mit Reden, welche die Personen in ihren Verhältnissen und in ihrem Zeitalter gar nicht führen konnten; doch ist dieſs eine der besten dieser Novellen und anziehend durch Catharina's Charakter. — *Tschesme*, die Geschichte der Rache einer entehrten schönen Griechin an ihrem Entehrer, dem Kapudan-Pascha, Befehlshaber der von Orlow besiegten und in Tschesme verbrannten türkischen Flotte, durch einen jungen englischen Seemann, dem sie sich, ihrem Jugendgeliebten, zu diesem Zwecke verlobt, ohne ihm jedoch den wahren Grund ihrer Rache vorher zu entdecken, welches — bei der übrigens edlen Haltung der Griechin, widerlich anstöfst. — Auch wären so langweilige und schwülstige Expectorationen, wie S. 126 der Helene (so heifst die Heldin) wegzuwünschen, wovon wir nur den Anfang als Beleg hersetzen wollen. „Ihr zürnt mir, dafs ich mich der Hoffnung so schnell, so ganz hingab, und die Verzweiflung mich nun so plötzlich erfafst, unterbrach ihn Helene: Vater, kennt ihr denn euer Kind so wenig? Der stille Kummer war mein Erbtheil, und wenn mein Blut zu wallen beginnt und die lang verhaltene Flamme endlich sich Bahn bricht und in Worte ausströmt, dann hat ein Engel Mitleid mit der Trauernden gehabt, ihrer Phantasie die Flügel gelöst, und ihrem Herzen das Vertrauen, wenn auch nur für Augenblicke, wiedergegeben" — — und so geht es beinahe drei Seiten fort. — *Die Flammengruft* — eine gut erzählte Bergmannssage aus dem Harz. — *Das Mädchen im Hasli-Thale* — eine recht nette Idylle, obgleich nicht ohne Langweiligkeit des Raisonnements. — *Das Mädchen von Eſslingen* — ein Abenteuer aus dem Pfälzerkriege unter Ludwig XIV bei der Besetzung von Eſslingen durch den Wüthrig *Melac*, in welchem die Entführung des wilden Jägers eine Rolle spielt, worin aber das Phantastische nicht mit dem Natürlichen verschmilzt, sondern eigentlich bedeutungslos nebenher läuft. Einzelne Situationen sind anziehend. — *Der Papagey* — nicht gerade bedeutend — doch, ohne die gezierten Langweiligkeiten wie S. 91 und 92, unterhaltend. — Am gelungensten von allen sind aber die beiden *Scenen aus dem Krieg(s)leben in Spanien*, welche das zwölfte Bändchen beschliefsen und die lebendig und charakteristisch sind. — Wir müssen aber auch Hn. *v. Tromlitz* als lyrischem Dichter Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn er sein Harfnermädchen in der ersten Erzählung singen läfst:

Wenn die Sonne sich in Wellen taucht,
Durch den Laubwald golden flammt und glühet,
Thau die welke Blume gierig saugt,
Heimwärts nach dem Nest der Vogel ziehet,
Dämmrung schweigend die Natur umhüllt
Und mit Ahnung meine Brust erfüllt:
Ach, dann möcht' ich gern aus diesem Leben
Aufwärts nach dem Himmelsdome schweben!

Wenn der Nachtwind in dem stillen Hain
Wie ein Geistergrufs durch Blätter säuselt,
Und im See, von falbem Mondenschein
Schauerlich erhellt, die Wellen kräuselt,
Und der goldnen Sterne strahlend Licht
Sich in tausend Demantfunken bricht:
Ach, dann möcht' ich gern aus diesem Leben,
Aufwärts nach den goldnen Sternen schweben.

und der alte blinde Harfner dann einstimmt:

Wenn den Mond die dunkle Wolke deckt,
An dem Himmelszelt die Stern' erbleichen,
Sturm die schlummernde Natur erweckt,
Hohe Föhren ihre Wipfel neigen,
Regen rauscht und Dunkel Alles hüllt,
Blitze zucken und der Donner brüllt:
Dann möcht' ich aus meinem dunkeln Leben
Auf nach lichten Sonnenhöhen schweben!

Aber Nacht deckt mich und ew'ge Nacht!
Wie ein Fremdling irr' ich durch dieſs Leben;
Was den Menschen freundlich grüfst und lacht,
Kann mich nur im Schmerzenstraum umschweben.
Ach! für mich schuf Gott die Sonne nicht,
Nicht der goldnen Sterne funkelnd Licht!
Mir blieb nichts als die Erinnerungen
Und Gott Lob — bald sind auch *sie* verklungen!

Der Vf. gefällt sich in der undeutschen Verstümmelung unsrer kräftig tönenden Sprache, nach dem Uebelmeinen eines *Wolcke* und *Jean Paul*. — Da finden wir: Reichkrieg, Reichtag — warum denn nicht auch Regenburg?

## MEDICIN.

1) Berlin, b. Hirschwald: *Lebenskunst für geistig beschäftigte Menschen, oder Untersuchungen über den gesunden und kranken Zustand, so wie über*

*über die in beiden zweckmäfsigste Lebens- und Behandlungsweise der Gelehrten, Künstler, Staatsmänner und Aller, die geistig wirken.* Nach dem Franz. des *Reveillé Parise* bearbeitet von Dr. *M. Kalisch*. 1835. VIII u. 368 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr. geb.)

2) Magdeburg, in d. Creutz. Buchh.: *Gesundheitslehre. Von dem Baue und dem Leben des menschlichen Körpers und der Erhaltung seiner Gesundheit.* In Vorträgen an Gebildete für Jedermann faslich dargestellt von *August Ferdinand Brüggemann*, Med. Dr. K. Pr. Medicinalrathe u. s. w. Erster Band. 1835. XII u. 396 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Unter allen Bemühungen, einen Theil des ärztlichen Wissens auch den Nichtärzten als Gemeingut darzubringen, verdienen sicher diejenigen, welche auf eine zweckmäfsigere Einrichtung des gewöhnlichen physisch-bürgerlichen Lebens hinzuführen streben, die unbedingteste Anerkennung. Des Arztes Zweck ist ja nicht blofs eine vorhandene Krankheit zu entfernen, ein viel höherer, freilich oft verkannter, liegt ihm ob, den Ausbruch von Krankheiten nämlich zu verhüten! Bei der dermaligen Lage der Dinge ist dies auf unmittelbarem Wege freilich schwierig, wo nicht unmöglich; denn der Hausarzt, der hier grade besonders wirksam seyn sollte, ist leider oft nur Luxusartikel, dem man eine Stelle im Hausrath anweist, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt jedoch, diese nicht eher zu verlassen, als bis es dem Herrn oder der Madame gefällig seyn sollte; ein hemmendes Eingreifen in den eingebildeten Lebensgenufs würde bald als ein Verkennen der untergeordneten Stellung geahndet werden. Soll demnach ein ersprieflicher Einfluss stattfinden, so kann dieser nur dann erreicht werden, wenn jedes persönliche Gegenübertreten des Einzelnen vermieden wird, wozu sich ein doppelter Weg darbietet; der Arzt unterrichtet einen gröfseren Kreis entweder schriftlich oder mündlich. Der schriftliche Weg ist nun schon seit langer Zeit mit mehr oder weniger Glück versucht worden, und ist als der weniger schwierige zu betrachten, da es nur auf eine leichtfaslichе und richtige Darstellung ankommt, welche zugleich die Aufmerksamkeit des Lesers in einem gehörigen Grade zu fesseln versteht. Der Schriftsteller belehrt den Verstand. Bei weitem schwieriger ist der mündliche Unterricht in gröfserm, also auch gemischterm Kreise. Der Vortragende mufs der Darstellung eine bei weitem gröfsere Aufmerksamkeit in Bezug auf das Aeufsere schenken, da er es auch mit dem Gefühl des Hörenden zu thun hat. Er mufs ferner eine gewisse Abwechselung gewährende Mannichfaltigkeit darbieten, damit er nicht ermüde, und darf weniger auf die Ergänzung von etwas Fehlendem, auf das Nachdenken über etwas Dunkeles rechnen, als der Schriftsteller. Wenden wir das Gesagte auf die vorliegenden Schriften an, so gehören zwar beide, eben als Schriften zur ersten Klasse, allein Nr. 2 fällt auch der zweiten Klasse anheim, da dieselbe uns *gehaltene* Vorträge darbringt. Da es aber hier unsere Absicht nicht ist, eine kritische Vergleichung unter sich oder der Schriften überhaupt zu geben, wir vielmehr nur die Stelle eines Referenten zu versehen haben, so wird es im Allgemeinen hinreichend seyn, wenn wir den Leser versichern, dafs die *Lebenskunst* (Nr. 1) eher den Hörenden befriedigen möchte als den Lesenden, während die Gesundheitslehre den Ansprüchen beider auf eine nicht gewöhnliche Weise genügen dürfte. Nr. 1 nämlich, französischen Ursprungs, zeigt uns ganz den leichten Conversationston der Franzosen, welche über die wichtigsten Dinge mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit hinwegschlüpfen, eine Menge wahrer und halbwahrer Sätze verbinden und durch Worte zu ersetzen suchen, was dem tiefern Eindringen in die Sache abgeht. Die *Einleitung* handelt von der Heilkunst im Allgemeinen und sucht ihre höhere Grundlage und sociale Nothwendigkeit zu beweisen. Die *erste* Abtheilung betrachtet die Erscheinungen des gesunden Lebens, mischt aber eine Menge in die *zweite* Abtheilung, welche die Erscheinungen des kranken Lebens betrachtet, mit unter und von ihr gilt recht eigentlich das oben Gesagte. Bei weitem interessanter ist die *dritte* Abtheilung, die *Hygiene*, nur sind der beigebrachten Anekdoten wohl etwas zu viele, oder das Haschen darnach sticht wenigstens zu deutlich hervor. Die Laien müssen allerdings den Arzt bewundern, der selbst die Kirchenväter als Auctoritäten herbeizuziehen weifs, sie müssen aber *sehr* gebildet seyn, wenn sie alle Andeutungen aus der Geschichte und Literatur verstehen wollen und dann werden sie sich des Gedankens an gelehrte Eitelkeit kaum erwehren können. In Frankreich mag die Lebenskunst Epoche machen, den Deutschen aber dürfte sie kaum munden, und sie würden schwerlich etwas verloren haben, wenn sie unübersetzt geblieben wäre. Dem Titel nach soll sie zwar eine *Bearbeitung* des französischen Originals seyn, allein zur Ehre des Herausgebers wollen wir dies übersehen, da wir sogar anstehn müssen, obschon unbekannt mit dem Originale, es für eine richtige und sorgfältige Uebertragung zu halten. Denn obgleich die Schrift im Ganzen sich fliefsend liest, so kommen doch mehrere gradezu undeutsche und unlogische Sätze vor. Einen Beweis für jenes liefert gleich auf der zweiten Seite: „der Barbaren Todesstofs traf *alle sie* mit einem Schlage. Nach S. 3 soll die Medicin die Wissenschaft *des* Menschen in der ganzen Ausdehnung des Wortes — geworden seyn. S. 4 wird von einem *unendlichen* Horizont gesprochen. Hinzugefügt scheint der deutsche Herausgeber, aufser der offenbar zu langen, wenn nicht hier ganz ungehörigen Betrachtung über *Napoleons* Schädel nach *Antomarchi's* Gypsabguss, wenig zu haben, vielleicht nach S. 188, dafs *Hegel* gern Karten gespielt hat. — Druck und Papier sind gut, Druckfehler nicht allzuselten.

Die

Die *zweite* Schrift, welche auch den Doppeltitel hat: „Physiologische Vorlesungen. Gehalten zu Magdeburg im Winter des Jahres 1833;" ist den Zuhörern gewidmet, welche aus Gebildeten aller Stände bestanden hatten. Sie zeichnet sich vor der vorigen durch eine ruhige, durchgängig edle Sprache, wie sie dem gebildeten Arzt im Kreise gebildeter Zuhörer ziemt, aus. Der *erste* Abschnitt handelt von dem Unterschiede der lebenden Natur von der nichtlebenden. Von ihren allgemeinen Erscheinungen, von der Anwendung der Gesetze derselben auf die Erhaltung der Gesundheit. In dem *zweiten* Abschnitte wird als Fortsetzung des ersten von der Gewohnheit und Abhärtung; im *dritten* vom Bau und Leben des menschlichen Körpers im Allgemeinen, gesprochen. Der *vierte* Abschnitt giebt eine Beschreibung der Organe, welche zur Verdauung dienen; der *fünfte* handelt vom Hunger und Durst; von der Veränderung der Speisen im Munde und dem Schlucken; der *sechste* von der Verdauung; der *siebente* von dem Kreislaufe des Blutes; der *achte* endlich vom Athmen, nebst einem *Anhange* von der Verhütung der Lungenschwindsucht. Ueberall sind die betreffenden diätetischen Bestimmungen mit eingewebt, so dafs der Hörer wie der Leser zugleich die Gründe dieser Bestimmungen vor sich hat. Nicht auf eine oberflächliche Weise wird der Nichtarzt hier in die Kenntnifs des Körpers und seiner Funktionen eingeführt, es wird ihm die Möglichkeit einer gründlichen Erwerbung von Kenntnissen dargeboten, und an manchen Stellen möchte mancher vielleicht das Eingehn in zu specielle Gegenstände tadeln; indessen scheint uns dies grade für den Laien vortheilhaft, selbst wenn dasselbe nicht von seinem Gedächtnifs aufgefafst wird, da er dadurch die Schwierigkeit des ärztlichen Studiums einigermafsen ermessen lernt und von dem Wahne zurückkommt, als bestehe das Heil nur in auswendig gelernten Receptsammeln; deshalb wird selbst der Anfänger in der Kunst diese Gesundheitslehre nicht ohne Nutzen zur Hand nehmen. Möge der Vf. und bald den *zweiten* Theil schenken, dem seine Zuhörer gewifs mit noch gröfserer Aufmerksamkeit gefolgt seyn werden, da in ihm der interessanteste Gegenstand der Physiologie, für den Vortrag vor einem gemischten Publikum von Nichtärzten, freilich der schwierigste, die Zeugung zur Sprache gebracht werden mufs. Den Kunstgenossen gröfserer Städte aber möge dies eine Anregung seyn, gleich dem Vf., auch in ihrem Kreise einen Theil der Belehrung des Publikums durch ähnliche Vorträge zu übernehmen. Das lebendige Wort wirkt mehr als der todte Buchstabe, und der Arzt wird sich ein Recht mehr auf den Namen eines Wohlthäters der Menschheit erwerben. — Druck und Papier sind gut.

## DEUTSCHE SPRACHE.

MAGDEBURG, in d. Creutz. Buchh.: *Die Vor- und Nachsylben der hochdeutschen Sprache.* Bearbeitet von *C. F. Meyer*, Lehrer am Dom-Gymnasium zu Magdeburg. 1835. VIII u. 214 S. kl. 8. (18 gGr.)

Herr *Meyer* beschäftigte sich längere Zeit mit dem Gedanken, die Vor- und Nachsylben des Hochdeutschen zu bearbeiten, und nachdem er durch *Grimm's* Sprachwerk in der historischen Kenntnifs von der Entstehung und Bildung derselben gefördert worden, so führte er diesen guten Gedanken aus, und legt hier gar bescheiden seinen Versuch dar. Die Erforschung und Bestimmung der Bedeutung dieser zur Wortbildung so wichtigen Sprachtheile, in welchen ein hoher Vorzug und mit das innere Leben unsrer Sprache liegt, und wodurch sie so mannigfaltige und feine Beziehungen eines und desselben Begriffs oft so geistreich zu bezeichnen vermag, ist gewifs ein recht verdienstliches Unternehmen, und wenn wir auch diesen wichtigen Theil der Wortbildung in unsern bessern Sprachlehren nicht unbeachtet sehen, so ist uns doch keine so durchgeführte Behandlung desselben bekannt, wie Hr. *Meyer* uns hier darbietet. Der Vf. stellt im Eingange in neun Paragraphen die Grundsätze der Wort-Ableitung und Zusammensetzung auf, und läfst alsdann die verschiedenen Vor- und Nachsylben alphabetisch auf einander folgen mit Angabe ihrer Erscheinung in den ältern Dialekten und Sprachstämmen, vorzüglich nach *Grimm*, und mit reichlichen Belegen ihrer verschiedenen Anwendung und steter Berücksichtigung der sinn-verwandten oder sinn-entgegengesetzten, die einander gegenseitig bestimmen und erläutern. Wir haben hier manche dem Vf. eigene feine Bemerkungen gefunden. Warum sollte denn aber (nach S. 171) von *Mann* nicht *männisch* gebildet werden können? Man sagt: ein *männisches Weib*, besser als *Mannweib*. Dergleichen Absprechungen sind überhaupt nicht zulässig, da sich unmöglich *a priori* die Verhältnisse erschöpfen lassen, in welche ein Begriff kommen kann, besonders wenn man an den *komischen* Ausdruck denkt. So bildet man auch allerdings (S. 193) das Adjectivum *gütlich* und sagt z. B. *der gütliche Vergleich*. — Druck und Papier sind recht gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Cnobloch: *Demetrii Rhetoris* de Elocutione liber. Edidit *Franciscus Goeller*. 1837. XXXIV u. 215 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Wider Erwarten sieht Ref. sich veranlafst seiner Kritik der Walzischen *Rhetores Graeci*, welche im vorigen Jahrgange dieser Blätter abgeschlossen worden, nur wenige Monate später eine Zugabe nachzusenden. Das Erscheinen des vorliegenden Buches, das unmittelbar auf die Vollendung jenes Corpus folgt, mufs zu den angenehmsten Erwartungen stimmen: Demetrius kennt jeder als einen lehrreichen und geschätzten Rhetor, und seine Bearbeitung von geübter Hand dürfte zur Meinung berechtigen, dafs durch jene Kollektivausgabe des weitläuftigen rhetorischen Stoffes eine lebhafte Theilnahme für Autoren angeregt sey, welche zum gröfseren Theile vergessen und unbeachtet lagen. In Wahrheit aber steht es anders; vielmehr hätte dieser Demetrius, der jetzt als Nachzügler hervortritt, längst als Vorläufer seinen Platz einnehmen und die Walzische Recension des Textes begründen sollen, wäre nicht ein eigenthümliches Mifsgeschick ihm hinderlich gewesen. Kaum traut man seinen Augen, indem man die Erklärung des Hn. Prof. *Göller* am Schlufs seines 1830 geschriebenen Vorwortes liest; wir setzen sie deshalb vollständig hieher. *Ut editio ista post sex denum annos prodiret, factum est insigni perfidia C. H. F. Hartmanni, bibliopolae Lipsiensis, qui quum mihi esse redemtorem eius et duorum praeterea libellorum obtulisset, Demetrium ineditum iacere passus, vix tandem post tres annos restituit et reliquos duos libellos etiam nunc retinet, malam fidem frustratae editionis et intercepti fructus laborum per iniuriam non cum praemio utilitatis sed animi causa illatam cumulans.* Es würde weit führen, wenn wir auf Anlafs dieses Unfugs uns über die Leiden der ernsten und wissenschaftlichen, von den merkantilischen Rechnern aber verstofsenen Schriftstellerei in Deutschland, namentlich der Deutschen Philologen, verbreiten wollten; vielmehr genügt es die klare Thatsache zu berichten, dafs das verspätete Buch, wenn es auch seine Bestimmung nicht gänzlich verfehlen und neben der Walzischen Ausgabe seine Käufer und Leser finden sollte, doch wegen seiner unbequem zersplitterten Einrichtung und der Mischung von alten und neuen Hülfsmitteln weder praktisch noch unentbehrlich erscheinen werde. Mit der Einrichtung des Ganzen verhält es sich folgendermafsen. Den Anfang machen die Ansichten verschiedener Gelehrten über die Schrift des Demetrius: die Vorrede von *Fischer*, soweit sie hieher gehört, in welche die Meinungen von *Victorius*, *Valesius* und *Vossius*, mit ihren eigenen Worten aus Fischer's Edition entnommen, eingeschaltet sind; dann die Vorreden von *Schneider* und *Walz*; worauf unser Herausgeber nicht, wie man erwartet, eine eigene Darstellung über die Ursprünge und die heutige Beschaffenheit des Werkes folgen läfst, sondern kurz auf zwei Seiten die ihm zu Gebote stehenden Mittel und Ausgaben aufzählt. Was hierin vor Jahren für neu und werthvoll gelten konnte, die von *Victorius* am Rande der Aldina verzeichneten Lesarten, das hat durch die Mittheilungen von *Walz* seine Eigenthümlichkeit verloren; und letzterer war noch im Stande sie nicht blofs durch Kollationen von Handschriften, wenngleich von geringer Erheblichkeit, sondern auch durch einen zweiten Apparat des Victorius zu erweitern, welchen Hr. *Göller* nicht benutzte. Wenn also das kritische Material in der Hauptsache, nur mit einigen Abzügen, dasselbe bleibt, so liefert es doch bisweilen Ergänzungen durch Varianten, welche bisher nicht oder mit Abweichungen erwähnt waren; indessen ist das Ergebnifs trotz des aufgewandten Fleifses wenig bedeutend. Dann der Text, gröfstentheils auf den Schneider'schen gegründet; zugleich mit den darunter gesetzten Angaben der Vulgate. Daran schliefsen sich die besonders zusammengestellten *Variae Lectiones*; dafs aber diese dürren und immer untergeordneten Notizen vom erklärenden Kommentar getrennt sind, läfst sich schon im allgemeinen nicht billigen, da bei subsidiaren Autoren, sollten sie noch so korrumpirt seyn, wenn sie einmal wesentlich durch ihren Stoff und die eingestreuten Einzelheiten in Betracht kommen, die kritische Nachweisung zurücktritt, und entweder unter dem Text oder mitten in der Gesammtheit der Noten einen schicklichen Platz erhält: wieviel mehr hier, wo ein gutes Theil Anmerkungen wieder auf die Varianten zurückgeht. Hierauf die *Animadversiones* (p. 91 — 156), deren Grundlage die auch von *Walz* aufgenommenen Noten von *Schneider* sind; ferner eine *Appendix*, kurze Nachträge aus der Walzischen Ausgabe, dann ein Beiwerk enthaltend, *Notitia Bibliothecae Graecae P. Victorii* (p. 188 — 206), und nächst kleineren Zusätzen die *Indices*. Man findet sich also zwischen eine dreifache Masse verschlagen, und ungeachtet dieser Schichten hat der neueste

Bearbeiter, freilich ohne seine Schuld, den Vortheil nicht gewonnen, welcher dem zuletzt gekommenen zu verbleiben pflegt, eine durchdrungene Kollektivausgabe mit der sichersten Summe des erforschten zu liefern; sondern der einzig gültige Werth des Buches besteht, aufser den für Demetrius Text unternommenen Berichtigungen und Konjekturen, in den *Animadversiones* oder sachlichen Erläuterungen. Demnach glaubt Ref. allein auf dasjenige sich beschränken zu müssen, was in beiden Rücksichten durch Hn. *Göller* geleistet worden; ein etwas mühsames *Spicilegium*, welches aber dem mit den früheren Editionen vertrauten Leser einiges Interesse, mindestens einigen Nutzen darbieten kann.

Zuerst vom *kritischen* Theile. Die Lesarten aus dem Victorischen Nachlafs haben, wie jeder wahrnimmt, die Lesbarkeit und grammatische Richtigkeit des Demetrius nicht wenig befördert; in so vielen dunklen oder stärker verfälschten Stellen aber keine Hülfe gewährt. Wer also nicht vorzügliche Handschriften, wofür die Aussicht sehr gering scheint, aufzufinden das Glück hat, mufs sich mit Nachbesserungen in allerhand Detail begnügen, mufs versteckte Fehler nachweisen, mufs in gelinderen Fällen durch Konjektur nachhelfen, in den schlimmeren irgend den ursprünglichen Sinn anzudeuten suchen. Indessen ist hier der glücklichen, das heifst, der durch innere Wahrscheinlichkeit befriedigenden, Konjekturalkritik kein sonderlicher Spielraum eröffnet; mag man in den schroffesten Korruptelen, um ein irgend leidliches Verständnifs oder eine fliefsende Rede zu vermitteln, die Vulgate mit jeder beliebigen Auskunft vertauschen, über den ursprünglichen Stand der Frage ist man dennoch wenig hinausgerückt. Unser Herausgeber hat in den angegebenen Weisen sich vielseitig bemüht, und seiner Aufmerksamkeit ist es gelungen manchen noch übernehenen Fehler zu entdecken, viele Lesarten sind durch ihn in ihr Recht eingesetzt worden; eine vollständige Heilung aber von gröberen Verderbungen dürfte man nicht antreffen. Aufserdem kommt es beim kritischen Verfahren in einem so zerrütteten Autor auch auf die Ansicht an, welche man von den Schicksalen und der Ueberlieferung seines Textes fafst: ob er in der alterthümlichen Form seines Urhebers im Ganzen bewahrt oder durch Ueberarbeitungen durchweg umgestaltet sey. Beim vorliegenden Rhetor liegt die Vermuthung nahe, dafs er, dessen Zusammenhang aufs gewaltsamste zerstückelt und dessen Rede in lose, halb motivirte Aphorismen zerschnitten ist, von Epitomatoren gehandhabt worden; und steht diese Auffassung auf haltbarem Grunde, so darf den Kritiker nicht zu streng auf Herstellung des Satzgefüges, auf leichte Verknüpfung und Gewandtheit des Vortrags Anspruch machen. Hingegen setzt Hr. G. stillschweigend die Authentie und Integrität des Lehrbuches voraus, indem er öfter als einer seiner Vorgänger namentlich *Lücken* andeutet, zuweilen mit einigem Schein, häufig ohne genügende Ueberzeugung. Scheinbar z. B. in §. 71. *διαφωνήσειεν ἡ περίοδος ἡ ἔτι ἀνειμένη καὶ ἁπλουστέρα τῆς ἱστορικῆς*: nur giebt die Ergänzung *μᾶλλον* nach *ἔτι* einen dürftigen Ausdruck, und vermuthlich ist mehr ausgefallen. Minder nothwendig in 74. *ὥςτε ἡ τῶν ὁμοίων σύγκρουσις μικρὸν ἔσται τι ᾠδῆς μέρος καὶ μέλισμα* vor *μικρόν*, wo die etwas trockene Wendung doch den richtigen Sinn enthält: ähnliche Vokale bilden in ihrem Zusammentreffen ein Stück von Gesang und Melodie. Oder in 219 bei den abgerissenen Worten *Κλεοφαμίδα δὲ πολλάκις, ὡς τό* — nach *πολλάκις* in 226. 259. vollends in 95 nach *ἐρικλῆν* (nebst der Aenderung *ὀνοματουργεῖν!*), in 105 *ἡ τῶν δύο... σύμπληξις*, und in anderen noch zu erwähnenden Stellen, wo diese Hypothese wenig zum Ziele führt. Wir wollen aber hierbei nicht verweilen, sondern lieber die merkwürdigsten Aenderungen verzeichnen; und zwar der Kürze wie den besseren Ueberblicks wegen die Lesart von *Walz*, von der die neueste im Ganzen oder theilweise sich entfernt, als Lemma voraufschicken.

§. 1. *οὕτω καὶ τὴν ἑρμηνείαν τὴν λογικὴν — διακρίνει τὰ καλούμενα κῶλα, καθάπερ ἀναπαύοντα τὸν λόγον, τά τε καταλήγοντα αὐτὰ καὶ ἐν πολλοῖς ὅροις ὁρίζοντα τὸν λόγον*], *καταλήγοντα ἅμα αὐτῷ* aus Konjektur. Nun ist *καταλιγόμενα* sicher unrichtig, schon weil das Passiv blofs auf einen abschliefsenden Satz gehen könnte; aber eben so wenig hilft *καταλήγοντα*, ganz abgesehen von dem unnützen Zusatz *ἅμα αὐτῷ*, da weder die Schlufs-Kola eine besondere Klasse bildeten, noch der Gegensatz zu der allgemeinen Eigenschaft „und die den Satz in viele Felder zerlegen" logisch heifsen kann. Da es nun aber zwei Arten von Kola gab, solche welche von den Musikern in die Versreihen und metrisch begrenzten Glieder (vgl. *Feufsner de antiquorum metrorum et melorum discrimine* p. 14.), und wiederum welche von den Rhetoren (s. etwa *Dionys. de Comp. verb.* p. 156. *Reisk.*) in die rhythmischen Abschnitte des prosaischen Satzes gesetzt werden, so dünkt es rathsam mit *Aldus* und den *MSS.* herzustellen *τά τε καταλιγόμενα αὐτά* „sowohl diejenigen, wie sich von selber versteht, welche poetisch (mittelst der *καταλογή*) recitirt werden." Im Anfange des Paragraphs wundert es übrigens noch jetzt den offenbaren Fehler fortgepflanzt zu sehen, *"Ὥςπερ ἡ ποίησις διαιρεῖται τοῖς μέτροις, οἷον ἡμιμέτροις ἢ ἑξαμέτροις ἢ τοῖς ἄλλοις.* Auf die Frage, was *ἡμίμετρα* seien und welche Klassifikation einer Gedichtart sie bezeichnen, ertheilt Hr. G. den trocknen Bescheid „*Μονόμετρα et ἡμίμετρα temere idem esse ait Upton, ad Dionys. de C. V.* p. 418." Ohne Zweifel ist mit Muret zu schreiben, *οἷον ἢ διμέτροις*. Will man nicht aufserdem *ἢ τοῖς ἄλλοις* als unlogische Nachlässigkeit hingehen lassen, so bietet sich ungezwungen die Aenderung dar *καὶ τοῖς ἄλλοις*. Eben so wenig möchte die Vertheidigung des alten *πήχεις* in §. 2. *ὡς γὰρ τῆς χειρὸς οὔσης ὅλου τινὸς, μέρη αὐτῆς ὅλης*

ὅλως ἐστίν, οἷον δάκτυλοι καὶ πῆχυς, „neque πῆχεις mutari oportebat, quia, dum χεῖρ dicit, ambas manus intelligit" vielen einleuchten, da die Natur der singularischen, fast abstrakten Wendung eher das Gegentheil bestätigt.

6. γίνοιτο δ' αὖ ποτε καὶ βραχέος] γίνοιτο δ' ἂν αὖ ποτε κ. βρ., richtig auch aus γίνοιτο δ' ἂν ποτε κ. βρ. vom *margo Ald.* gefolgert. Auch ist mit Recht auf Hayne's Vorschlag καὶ ῥυσσαὶ in 7. αἱ Λιταὶ καθ' Ὅμηρον καὶ χωλαὶ καὶ ῥυσσαὶ ὑπὸ βραδυτῆτος eingeklammert; denn die Erklärung des Demetrius nimmt blofs auf καὶ χωλαὶ Rücksicht; ein Mittel dagegen, um diesen abgerissen stehenden Satz mit dem vorhergehenden zu verknüpfen, ist nicht versucht worden.

12. Im bekannten Proömium des Hekatäus, Ἑκαταῖος Μιλήσιος ὧδε μυθεῖται· τὰ δὲ γράφω läfst sich τάδε γράφω mit der Gliederung des Satzes nicht reimen; ὡς ἐμοὶ φαίνονται das in den *Add.* für ὡς ἐμοὶ φαίνονται vorgeschlagen wird, ist entbehrlich.

25. δὴ τοῖς ἐπ' ἀρχῆς] ἤτοι τοῖς ἐ. ἀρχῆς, vielleicht sicherer als das von *Schneider* u. a. gebilligte ἢ τοῖς. Nicht so in 29. τῇ γὰρ μεγαληγορίᾳ συνεργεῖ τὰ τοιάδε κῶλα] συνεργοῖ. ἄν aus συνεργοῖεν geformt; der Rhetor mufs aber die an sich unzweifelhafte Wirkung der Grofssprecherei bestimmt aussprechen. Mit Recht ist in 36. καὶ λοιπὸν hergestellt. Doch minder gut begründet „si λοιποὶ editur, *addendus est articulus* οἱ", was nach den Anfangsworten, εἰσὶ δὲ τέσσαρες οἱ ἁπλοῖ χαρακτῆρες ziemlich unbeholfen klänge. Ferner das nöthige τὸ ἴσ καὶ τὸ τέλος 39. wogegen ὡς nach οἷον in 44. οἷον· Θουκυδίδης Ἀθηναῖος ξυνέγραψε κτλ. durch Irrthum eingeschoben ist. Es heifst zwar p. 103. *Sic dedi pro simplici* οἷον *ex marg. Vict. et constanti usu hujus scriptoris*, mit Beifügung mehrerer Citate; sie lehren aber, was jeder wohl erwartet, dafs ein οἷον ὡς in einen vollständigen Zwischensatz vor den Worten des Autors übergehe, οἷον ὡς Ξενοφῶν, mit und ohne φησί, nicht aber die Citation in erträglicher Gräcität einleite. In 52. aber, οὐ γὰρ ἐῴκει Ἀνδρί γε σιτοφάγῳ, ἀλλὰ ῥίῳ ὑλήεντι, καὶ προσέτι ὑψηλοῦ ὄρους καὶ ὑπερφαινομένου τῶν ἄλλων ὀρῶν] καὶ προσέτι ὑψηλῷ ὄρει καὶ ὑπερφαινομένῳ, welches allerdings auf handschrifflicher Lesart beruht, hat Hr. *G.* übersehen den nächstfolgenden Homerischen Vers zu vergleichen, ὑψηλῶν ὀρέων, ὅ, τε φαίνεται οἷον ἀπ' ἄλλων: aber auch an sich wären die Dative wegen der übertriebenen Hyperbel nicht zu billigen. In dem darauf folgenden ziemlich verdorbenen Fragmente des Antiphon:

53. ἡ γὰρ νῆσος ἣν ἐχομένη] ἣν ἀνέχομεν, mit der Erklärung „ἀνέχειν *paulo insolentius verbum est, sensu obtinendi, unde fortasse illa varietas lectionum orta est.*" Ref. (der früher einen anderen Vorschlag aufgestellt hat) findet diese Hypothese um so weniger zulässig, da im weiteren auch δυοὶ für τριαί, dessen Entstehung man aus keiner der verhandenen Lesarten ableiten wird, gesetzt ist. Hingegen räth *Hermann*, mit Anerkennung jenes δυοί, blofs ἡ δὲ νῆσος ἣν ἔχομεν zu ändern. Auch läfst in 57. καὶ ποιόν τί ἐστιν, ὡς αὐτός φησι, — ἔμφασίν τινα ἔχον οἰκτροῦ ὀνόματος] καὶ ὁποῖόν τί ἐστιν — ἔπρεψεν ἔμφασιν κτλ., gezogen aus dem *margo Vict.*, Zweifel zurück, soll es nämlich in der Ansicht des vorhin genannten Praxiphanes verstanden werden: „und wohin auch das Homerische Wort (ὁποῖόν τι richtig wie §. 119.) — gehört; dies hat der Dichter passend im Ausdruck des Jammers gesetzt", *decebat addi a poeta* p. 105. Dafür wäre jenes ἔπρεψε viel zu gesucht, und die ganze Wendung verräth, wie Hr. *G.* selbst gesteht, bei solcher Abgerissenheit eher eine Lücke. Dann 58. αἳ αἳ (d. h. αἰαῖ) verdoppelt; aber 59. τῷ γὰρ pafst nicht zur Struktur.

61. Νιρεύς, Ἀγλαΐης θ' υἱός] Aenderung von Schneider statt *N. A.* υἱός τε: jetzt ist das bessere in Uebereinstimmung mit Homer angedeutet, Νιρεύς, Ἀγλαΐης υἱὸς [Χαρόποιό] τε. Wenn es aber 62 heifst, Καὶ σχεδὸν ἅπαξ τοῦ Νιρέως ὀνομασθέντος ἐν τῷ δράματι] ἐν τῷ πράγματι, letzteres durch die Aeufserung eingeführt, *Δρᾶμα de epico carmine sive materie epici carminis dictum inauditum est*: so läfst sich zwar die Seltsamkeit einer solchen Wendung nicht leugnen (und doch merkt man dafs das plastische Gemälde und der Figurenreichthum auf der Homerischen Schaubühne gemeint sey, μιμήσεις δραματικὰς ἐποίησεν von Homer *Aristot. Poet.* 4, 12.), aber wer wollte hiermit den dunklen Ausdruck πράγματι vertauschen? Angemessener ist 116. τρίμετα — τὰ πράγματα für τὰ γράμματα gesetzt. Dann 69. τὰ γράμματα ταῦτα τοῖς ὀνόμασι] ἐν τοῖς ὀνόμασι: man begehrt aber noch ein ταὐτά, Demetrius selbst erwähnt als Beispiel Αἰαῖ. Dies führt zu 74. καὶ ἐν ᾠδαῖς δὲ τὰ μιλίσματα ἀπὸ τοῦ ἑνὸς γίνεται τοῦ αὐτοῦ μακροῦ γράμματος: wo man nach jenem früheren Paragraph nichts vermissen wird. Hr. *G.* aber meinte den Gedanken auf die verschiedenartige Theorie des *Schol. Dionysii Thr.* p. 769. welcher das musikalische Princip der Sprache verhandelt, zurückbringen zu müssen, weshalb er μακροῦ γράμματος ausschliefst, und demnächst einen fast unglaubhaften Sinn (doch mit dem Nachtrag, *etiam nunc nonnulla satis absurda in his pauculis verbis insunt*) aufstellt, den wir blofs mit seinen eigenen Worten hersetzen S. 110. *Auch in den Lauten entsteht das Melodische durch einen und denselben Akt, nämlich durch Häufung von Klängen auf Klänge.* Hiegegen ist zu erinnern dafs Demetrius, der oben von der Sprachmusik allgemein gesprochen, nunmehr die materielle Musik der Poesie erwähne. Dann 75. ἁπρεπές τι statt ἁπρεπές: sehr entbehrlich gegen Ende λέγοντας, das weder die Grammatik fordert (*quemadmodum grammatica loci ratio postulat*) noch die Charakteristik des Theopompus verstattet, διὸ καὶ δεινούς τινάς φασιν, ὥςπερ καὶ Θεόπομπον, δεινὰ οὐ δεινῶς λέγοντα. Letzteres wird man schwerlich in den Definitionen der δεινότης antreffen, wohl aber

pafst

paſst es zur energischen Sittenmalerei (nicht zur Invektive auf Philippus), welche dieser Historiker in mäſsiger Rede entwickelte. In 76 ist der Soloecismus *εἰ — μεγαλοπρέπεια γένηται* (*γίγνεται*, oder lieber *γίνεται*) beseitigt. Auch darf man billigen daſs 82. *τὸν γὰρ ἐκ τῶν ὁρᾶτων κλόνον γινόμενον τούτοις ἠρέμα ἦχον* die Anschichtung der Substantiva durch *κλόνον καὶ γινόμενον* vom *margo Vict.* gemieden worden. Unzweifelhaft *εἰ μή τις ἄρα* in 83. *εἰ μή τις ἅμα ἀπολογοῖτο.*

90. *καὶ περὶ μεταφορᾶς μὲν ὡς ἐν τύπῳ εἴρηται*] *καὶ ... ὡς ἐν τύπῳ εἰπεῖν τοσαῦτα*, eine durch nichts begründete Ausfüllung; wir riethen nur mit den alten Ausgaben *ἐν* zu tilgen. Fehlgeschlagen ist in 93. *Λόγος δ' ἀντὶ ὀνόματος τίθεται, οἷον ὡς ὁ Ξενοφῶν φησιν ὅτι οὐκ ἦν λαβεῖν ὄνον ἄγριον — ὄνομα δ' ἀντὶ λόγου, οἷον ὅτι — ἐδίωκον —, ὥστε τὸν ὄναγρον ἐν μέσῳ ἀπολαμβάνεσθαι*] *Ὄνομα δ' ἀντὶ λόγου τίθεται — λαβεῖν ὄναγρον —· λόγος δὲ ἀντὶ ὀνόματος, — ὥστε τὸν ὄνον ἄγριον — κτλ.* Hr. G. hat im Widerspruch mit den neueren Herausgebern im Vordersatz die handschriftliche Lesart befolgt, weiterhin aber geändert, woraus für Xenophon, den Demetrius oberflächlich citirt, *ὄναγρον* sich ergiebt, während dort nur die aufgelöste Form überliefert ist und es seyn kann; auf der andern Seite der Soloecismus *τὸν ὄνον ἄγριον* entsteht, zugleich mit der Vermuthung daſs das zweite Beispiel Worte eines Anonymus enthalte. Unser Rhetor mag eher die Erzählung Xenophon's in eine andere, dem Gedanken nach entsprechende Wendung gebracht haben, um sein *ὄναγρον* zu belegen.

97. *ἢ — παρονομάζοντα αὐτόν*] Dies *αὐτόν* schlieſst Hr. G. in Klammern; besser vermuthet er *αὐτά*. Einen wunderlichen Miſsgriff finden wir in 119. *καὶ ὁποῖόν τι τὸ ἐν τῇ παροιμίᾳ κοσμούμενον ὕπερον*] — *παροιμίᾳ ὕπερον ὑπέρογκον*: letzteres das als Variante neben *ὅπερον* vorkommt, sucht der Herausgeber, welcher nirgend ein solches Sprüchwort antraf, aus einer bedenklichen Stelle Lucian's *Demon.* 48. *ἀντὶ δὲ τῆς βακτηρίας ὕπερον ὑπέρογκον* zu erläutern; wer hat aber in einem Sprüchwort vom aufgeputzten Klotz oder vom mächtigen Besenstiel vernommen? Was Demetrius behauptet, ein in kleinlichen Dingen sich frostig überbietender Vortrag gleiche dem sprüchwörtlich viel verzierten Mörserholz (das bei vielfachem Lärmen auf demselben Flecke bleibt), das bestätigt sich von Seiten der *häufigen Anwendung* des *ὅπερον* nicht bloſs durch *ὑπέρου περιτροπή*, sondern unter anderem auch durch *γυμνότερος ὑπέρου*. In 119. *Λαυρικῶν ὀρέων*] *Λοκρικῶν* mit Gale, wahrscheinlich; die Beziehung des Fragments ist jedoch im Dunkel gelassen. Umgekehrt hat 132 das falsche *οὐδεὶς γὰρ ἂν ὑμέναιον ᾄδει* seinen Platz zurück erhalten; auch stimmt man eher der in 142 von *Walz* getroffenen Einrichtung bei, welcher *πολλὰς δ' ἄν τις καὶ ἄλλας ἐκφέροι χάριτας. Γίγνονται δὲ καὶ ἀπὸ λέξεως χάριτες*, unter zwei Paragraphen vertheilt, als daſs man *Γίγνονται — χάριτες* (wenngleich S. 125 nicht ohne Grund nach *δὲ καὶ* der Ausfall einiger Wörter angenommen wird) sofort für unecht erklärte; ebenso wenig wäre *γίνεται* in 144. *Καὶ ἐξ ἰδιωτικοῦ δὲ ὀνόματος γ.* (*sc. χάρις*) auszuscheiden. Paradox sind die Ansichten über die in 141 — 143. 147. enthaltenen Fragmente. In den Worten der Sappho 141 behauptet Hr. G. die Vulgate *φέρεις* (dies sogar als zweite Person gefaſst) *οἶνον* mit Neue, gegen die einleuchtende Demonstration von *Hermann*; in 142 gestaltet er die Bruchstücke des Dichters in vier nicht sonderlich abgemessene Reihen, *πτερύγων δ' ὔπο κακχέει | λιγυρὰν ἀοιδάν, | ὅττι ποτ' ἄμ φλογίαν κατὰ δενδρέων | ἐπιπτάμενος καταχεύῃ*: wegen des Sinnes hört man nur daſs *ἄμ φλογίαν* in der *Sommerhitze* bedeute. Erstaunlicher sind die Umwandlungen von 143. *Ἐκ συνθέτου ὀνόματος καὶ διθυραμβικοῦ* (*ἂν τις ἐκφέροι χάριτα*)· *δέσποτα πλούτων μεγαλοπτερύγων, τοῦ διθυραμβικοῦ μελανοπτερύγων ἀντιποιησάμενος* (für *τοιτὶ δεινὸν πρὸ πτερύγων αὐτὸ ποίησον*), *ἃ μάλιστα δὴ κωμῳδικά ἐστι καὶ σατυρικά*. Ref. versteht das Salz dieses komischen Einfalles nicht, und setzt in Ermangelung eines besseren die vorläufige Konjektur von *Hermann* hieher, der drei anapästische Verse voraussetzt, *δέσποτα πλούτων μελανοπτερύγων, | τουτὶ δεινῶν | προπτερύγωμ' αὐτοποίητον*, zielend auf die schwarze, gleichsam zur Schutzwehr gegen Noth dienende Tracht der Parasiten. In Sophron's Fragment 147. wo es heiſst es hätten getroffen *τοὺς Τρῶας τὸν Αἴαντα τῷ παλῷ*, ist jetzt geschrieben *τῷ παλτῷ* (in unpassendem Singular), mit Rücksicht auf *Il.* XI, 365. Hr. G. erinnerte sich des *Argum. in Soph. Aiacem* (worauf längst *Lobeck. in Ai.* p. 365. hinwies) nicht, wonach den Troern im Orakel geheiſsen war *πηλὸν κατ' αὐτοῦ βαλεῖν*. In einem anderen Fragmente Sophron's 151. dessen obscener Sinn ziemlich durch die leichte Hülle schimmert, bleibt es beim Alten, auch bei *ποντίναι*; das *ποντιναὶ* heiſsen sollte. Die gewöhnliche Schreibart, *ἐνθάδε ὢν κἠγὼ παρ' ὔμιν τοὺς ὁμότριχας ἐξορμίζομαι, πλόον δοκάζων. πάντιαι γὰρ ἤδη τοῖς ταλικοῖσδε ταὶ ὄγκυραι*, ändert *Hermann* sehr wahrscheinlich in folgenden Vortrag einer Frau: *ἐνθάδε ὢν κἠγὼ — ἐξορμιζομένα πλόον δοκάζω*; *πόντιαι γὰρ* κτλ., letzteres mit spöttischem Sinn. In 150 fällt *ὥςπερ γοῦν οὐκ ἔτι ὁ Ζεὺς κωμῳδεῖσθαι δοκεῖ* wegen jener Partikeln auf, aber *ὥπερ γοῦν* taugt noch weniger, so wie oben 146. *καὶ ὥςπερ* „und gleichsam" keiner Aenderung *καὶ ὡςπερεὶ* bedurfte. Dort scheint das einfachste Mittel *ὥστε πάρεργον* zu seyn.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1837.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Cnobloch, *Demetrii Rhetoris* de Elocutione liber. Edidit *Franciscus Goeller* u. s. w.

(*Beschluss von Nr. 37.*)

Soweit die merklichsten Emendationen bis zur Mitte des Buches, wobei nächst Kleinigkeiten die Fälle übergangen sind, in denen bereits angemerkte Lesarten oder auch Konjecturen der früheren aufgenommen worden, wie 113. *παρὰ ποιητῶν*, 122. *τὴν παρυμίαν ἐποίσομεν*, 153. *ἐκ δύο προσώπων* (für *τόπων*), die Schreibart *ἀχαριστοτάτου*, *ἐπιχαριστότερα* (wovon p. 121. sq.) und dergleichen. Alles dem ähnliche (wie 196. *σχήματα δέ*, 252. *πολύκωλοί γε*, 282. *τάχα δὲ πᾶν* u. a.) wollen wir für den Rest, um dies etwas dürre Register rasch abzuschliefsen, bei Seite lassen, um nur die erheblichsten Berichtigungen in den schwierigeren Stellen kurz zu verzeichnen. 171. *ὡς καὶ ὁ τὸν οἶνον παραχυθέντα ἐπισκώπτων φὰς* (oder *φήσας*) *Πηλέα ἀντὶ Οἰνέως*, begründet auf die Verderbung der MSS. *προχυθέντα ἐπισχὼν τὰ σπήλαια ἀντὶ Οἰνέως*. Setzt man aber ein (hier unangemessenes) *φάς*, so kommt man unwillkürlich auf die Wendung bei Athenäus und Eustathius, *μὴ ποίει* (*μὴ δεῖν ποιεῖν*) *τὸν Οἰνέα Πηλέα* „der ihn verspottend sagte, er solle den O. nicht zum P. machen"; natürlicher scheint also die Aenderung von *Hermann*, *ὁ τὸν οἶνον τὸν παραχυθέντα ἐπισκώπτων Π. ἀ. Οἰ.* Weiterhin 172. folgende Ausfüllung: *περὶ δὴ σκωμμάτων μέν* (wer verbindet so *δὴ μέν*?), *οἷόν τι ἡ ἀντίθεσίς ἐστι, τοσαῦτα· ἡ γὰρ εἰκασία εὐτράπελος. χρήσονται δὲ τοιαύταις εἰκασίαις*, dann nach *μωρόν* eine Lücke, mit Ausstofsung von *τὸν ἐν τῇ θαλάσσῃ*. 174. *Ἀννοῶν*] *Ναννώ*. 177. *ἐν τρισί, τραχύτητι, μήκει, πλατύτητι*: indefs liegt in der Vulgate eher *πλάτει* oder *πλατυσμῷ*. 189. *καὶ μάλιστα*] *οἷα* (*οἳα*), *μάλιστα* eingeklammert, oder: *καὶ μαλακή*, unnöthig; weiterhin *ὁποῖα γὰρ μεταμορφουμένῳ ἔοικεν*, ungriechisch statt des nächsten *ὅπουγε*: wie 253. *σχεδόν πως* keine statthafte Verbindung giebt, wo vielleicht *σχεδόν τι ὃ* (*σιωπήσας*) ausreicht. 200. sind *ἀποδοκιμάζομεν* und *δοκιμάζομεν* mit Schein umgestellt. 204. *ὥςπερ καὶ ἐπὶ τῶν μέτρων τὸ ἑξάμετρον, ἡρωικὸν δ καλεῖται*: weder durch die Stellung des Pronomen noch durch die Verbindung *καὶ πρέπον* empfohlen. 232. *ἀλλὰ ἀπὸ μηχανῆς* (mit Ruhnkenius), 266. *λέγει*, beides passend. 253. das gewaltsame Supplement *ἀρχόμενος τοῦ λόγου* nach *εἰπεῖν*. 280. *ἑρμηνεία πλεονάζουσα* (für *ἑρμ. πλείων*), 290. *οὐ σὺ μέντοι*, 291. *εἰ καὶ ἄρα ψόγους*, sehr zweifelhafte Aenderungen.

Dies sind die namhaftesten Beiträge, welche der neueste Herausgeber zur Kritik des Demetrius geliefert hat; wie man sie immer beurtheilen mag, zeigen sie deutlich, dafs ohne vorzügliche Handschriften nur selten und überdies nur durch eine möglichst behutsame Konjekturalkritik der Text sich fördern lasse. Vom Kommentar wollten wir ausführlicher berichten als jetzt möglich ist. Ueber einen Rhetor von solchem Reichthum an Notizen könnte, wer in der Art des Valckenarschen Theokrit eine Masse verwandter Thatsachen behaglich umfassen und in Digressionen erörtern wollte, die vortrefflichsten Schaustücke der Gelehrsamkeit zu Tage bringen, und zugleich ein wahrhaft fruchtbares Werk stiften, wenn der Kern dieser Kommentation, die Lehre der alten Komposition, deren Kenntnifs nur in einzelnen abgerissenen Beobachtungen umläuft, im innersten Zusammenhange dargestellt würde. Hr. *Göller* dagegen hat sich auf die nöthigsten Momente des Verständnisses beschränkt und seine Nachweisungen nicht aus entlegenen Quellen geschöpft, sondern bündig ertheilt, auch die technischen Ausdrücke lieber in gedrängter, namentlich deutscher Uebersetzung (theilweise noch im Register) angedeutet als kunstgerecht mit den zerstreuten Belegen erläutert: ein solches, vorzugsweise praktisches Summarium verstattet begreiflich weder Proben noch Auszüge. Sollte dagegen jeder begründeten Einwendung ihr Raum vergönnt werden, so müfsten wir die billigen Grenzen überschreiten. Vor allen Dingen wäre dann das häufig, in Kritik und in Erklärung geltend gemachte Vorurtheil gegen Demetrius zu prüfen: wie wenn es S. 96. heifst: *Insulsus enim homo est, ubi a fontibus suis recedit et nobis doctrinam modulo suo, non Aristotelico vel Theophrasteo admetitur.* Endlich erwähnen wir die Notiz von *P. Victorii Bibliotheca Graeca*, 97 Numern der ältesten und zum Theil seltensten Druckwerke enthaltend, bekanntlich in München aufbewahrt und durch manche Mittheilungen von Thiersch zur Oeffentlichkeit gebracht. Hr. Göller giebt bei dieser Gelegenheit die Varianten zur *Ars Rhetorica* beim *Dionysius* S. 188—192. begleitet von Nachträgen zur Schrift *de Compositione verborum*; von anderem erinnert er, dafs er die Bemerkungen des Victorius für mehrere Autoren ausgezogen habe.

*G. B.*

## MEDICIN.

Prenzlau, b. Kalbersberg: *Diagnostisch-praktische Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin*

*und Chirurgie*, durch Krankheitsfälle erläutert von Dr. *Löwenhardt*. *Erster* Theil. 1835. XII u. 352 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Der Vf. will, wie er in den sehr bescheiden geschriebenen Vorbericht erklärt, in den vorliegenden Abhandlungen die Frucht vieljähriger Erfahrung und eines mühsamen Forschens niederlegen, um dadurch jüngern, in der Krankheits-Diagnostik noch nicht genugsam geübten Aerzten nützlich zu werden; sie sollen ihnen die Klippen, woran er in seinem praktischen Wirken öfters scheiterte, vor Augen führen. Die reichlich mit Kranken gefüllten Hospitäler in den letzten Kriegen, mehrere, vorzüglich ins Ausland unternommene, Reisen, so wie die eigne bedeutende Praxis, boten die Gelegenheit der Beobachtung in reichlichem Maſse dar. Je seltener es ist, daſs der vielbeschäftigte Praktiker die nicht geringe Mühe übernimmt ein mehr als Namen und Zahlen der Besuche enthaltendes Tagebuch zu führen, um so erfreulicher ist es zu erfahren, daſs ein solcher nicht bloſs seine Beobachtungen aufzeichnete, sondern sie unter sich wie mit den von andern gemachten vergleichend, Resultate, die stets der Wissenschaft zu Gute kommen müssen, zu gewinnen strebt. Wäre dieser Weg nur von der Hälfte oder dem Drittel der Aerzte denn nicht jeder kann ja nach Corinth reisen, mit solcher Liebe zur Kunst und mit sichtender Kritik, wie wir sie hier angewendet finden, eingeschlagen, wahrlich weder Aerzte noch Laien hätten Klagelieder über die Ungewiſsheit der Medicin zu singen nöthig. Mag es auch seyn, daſs der Leser nicht immer mit dem Vf. im Einzelnen einverstanden seyn wird, sey es aus dem Gesichtspunkte der Theorie oder der Praxis, so kann er doch auch hier durch Entwickelung des Gegensatzes, indem er des eignen Wissens sich mehr bewuſst wird, nur gewinnen. Nicht um blendende Theorieen, die oft nur durch halbverständliche, gehaltlose Phraseologie dargestellt werden, worin sich aber ein groſser Theil unserer Tagsschriftsteller gefällt, noch um triviale Krankengeschichten oder dem Reiche der Dichtung entnommene Wunderkuren, wie sie leider oft genug unsere Journale zu Markte bringen, handelt es sich hier, sondern um Zeichnungen, von denen manche die Votivtafeln von Cos geziert haben würden. Strenge, aber wahre Kritik wünscht der Vf., allein sie kann nur gegeben werden, wenn wir die Abhandlungen uns ans Krankenbette begleiten lassen, und was Jahrelange sorgfältige Beobachtung aufzeichnete, kann nicht in dem kurzen Zeitraum von Wochen und Monaten, die den Referenten bei dem regen Treiben auf dem literarischen Markte gewöhnlich nur zur Durchsicht vergönnt sind, geprüft werden, und längeres Warten verbietet die Pflicht dem ärztlichen Publikum sobald als möglich von den besseren Erzeugnissen literarischer Betriebsamkeit in Kenntniſs zu setzen. Daher möge die einfache Anzeige des Inhaltes des Werkes, das gewiſs niemand ohne mancherlei Belehrung aus der Hand legen wird, für jetzt genügen. In der als Einleitung zum Ganzen vorausgeschickten Abhandlung liefert der Vf. von S. 1—76 Bemerkungen über die allgemeine Entzündungslehre, und hier möchte gleich die anfängliche Behauptung, daſs die gröſsere Hälfte aller Krankheiten auf entzündlichen Affektionen beruhe, oder in deren Gefolge auftrete, manchen Widerspruch erregen, zumal wenn S. 73 damit verglichen wird, wo sogar ¾ aller Krankheiten zu Entzündungen gestempelt werden, — obschon sie einem Manne, dessen vorzüglichste Praxis wahrscheinlich in der Zeit begann, wo die entzündliche Constitution seit 1811 herrschte, welche indeſs bereits einer andern Platz machte, nicht zu verargen ist, ohne daſs er kurzweg als Anhänger Broussais abgefertigt zu werden verdient. Sey dem wie *ihm* wolle, so ging doch der Nutzen daraus für die Wissenschaft hervor, daſs die Lehre von den sogenannten verborgenen Entzündungen hier näher, und mit vieler Umsicht beleuchtet wird, indem der Vf. zuerst über die Hindernisse, die der richtigen Diagnose der Entzündungen innerer Organe entgegenstehn, und über die Mittel sie zu entfernen, spricht, und dann einiges zur Charakteristik der wesentlichsten Zufälle innerer Entzündungen beibringt. Sodann betrachtet der Vf. das Wesen und die Behandlung der Entzündung im Allgemeinen. Wenn hier der Vf. S. 24 unten sagt, daſs der seröse Antheil des sich auflösenden Blutkügelchen, mithin eine *Verflüssigung* des Blutes wesentlich zur Ernährung beitrage, die bei der Entzündung — anfänglich noch im höhern Maafse vorhanden ist u. s. w., so scheint damit die S. 29. angenommene übermäſsige *Produktion des Blutes* in allen Entzündungskrankheiten, nicht so recht zusammen zu stimmen, von der schon S. 26 die Rede war. Ebendeshalb scheint auch die S. 27 aufgestellte Indication der V. S., die zu schnelle Blutproduktion zu brechen, nicht durchaus richtig zu seyn, da die Erfahrung hinlänglich zeigt, daſs nach jedem Aderlasse die Blutsmenge sich vermehrt. In No. 4 handelt der Vf. von der asthenischen und chronischen Entzündung, die öfters von den Aerzten verwechselt werden. Es ist wohl zu groſse Bescheidenheit, wenn der Vf. S. 53 von dem Hahnemannschen Satze: kein von Psora freier Mensch bekömmt je Lungenentzündung, sagt es sey *etwas* übertrieben? Ein solcher muſs überhaupt ja zu echten Entzündungen erst recht geneigt seyn, wenn passende Ursachen einwirken, da keine Erbdyskrasie in ihm ist, die die reine Entzündung modificiren könnte. Die in No. 5 über die Berücksichtigung der Krisen und kritischen Tagen von Seiten des Arztes aufgestellte Ansicht möchte Ref. nicht durchaus unterschreiben, da es der sublunarischen Medicin wohl schwerlich jemals gelingen möchte durch Heilmittel die Krisen entbehrlich zu machen, wozu als geringstes Erforderniſs für jede Krankheit ein *Specificum* zu kennen unerläſslich ist. *Hic haeret aqua!* — Daſs sich die Entzündung in jedem Stadium beseitigen lasse durch ein rationelles Verfahren, glaubt Ref. auch, daſs aber die acuten Extreme in ihrem regelmäſsigen Verlaufe abgekürzt wer-

werden können, wagt er noch sehr zu bezweifeln. Die nun folgende I. Abhandlung *über die pathognomischen Zeichen der Krankheiten, und zunächst über die der Lungenentzündung* S. 79—234, welche den gröfsten Theil dieser Schrift ausmacht, hat bereits vor 5 Jahren das Journal von *Hufeland* und Osann geschmückt, ist aber durch die hinzugekommenen Anmerkungen und Zusätze um die Hälfte stärker geworden. Da sie dem gröfsern Theil unserer Leser aus jenem Journal bekannt seyn wird, so können wir hier füglich ihre nähere Inhaltsanzeige übergehen, nur machen wir die Physiologen auf die S. 216 — 220 mitgetheilten Versuche zur Ermittelung der beim Husten vorzüglich in Thätigkeit begriffenen Organe, welche an Thieren angestellt wurden und die Psychiatiker auf die beigebrachten 4 Beobachtungen von durch eintretende Geistesstörung geheilten Lungenentzündungen, aufmerksam. Die II. Abhandlung hat zum Gegenstande *die den Scharlach charakterisirenden nervösen Zufälle*, wodurch sich eben sowohl dessen entzündliche Natur, als das mangelnde Resultat des dafür sprechenden Leichenbefundes erklärt. Ein Beitrag der zu der leider noch immer sehr dunkeln Lehre vom Scharlach nur höchst willkommen seyn kann. Von vorzüglicher Wichtigkeit ist die III. Abhandlung *über die acute und chronische Entzündung der Eierstöcke*, was auch bereits dadurch anerkannt ist, dafs mehrere Journale einen Auszug daraus aufgenommen haben. Die fünf mitgetheilten Beobachtungen haben wir mit grofsem Interesse gelesen. — Wir glauben nur das Organ der allgemeinen Stimme zu seyn, wenn wir den Vf. um recht baldige *Fortsetzung* seiner Untersuchungen bitten, dies um so mehr, wenn wir darin nicht blofs über einzelne sporadische Krankheiten, sondern auch über Volkskrankheiten, worüber sicher der Vf. interessante Beobachtungen aufgezeichnet hat, die Ergebnisse seines Forschens vernehmen dürfen. *ė.*

## GESCHICHTE.

Berlin, in d. Schlesinger. Buchh.: *Geschichte des Belagerungskrieges oder der offensiven Befestigung.* Eine Skizze von *Louis Blesson.* Mit 2 Kupfertaf. 1835. XX u. 283 S. 8.

Auch unter dem Titel:

*Befestigungskunst für alle Waffen; Dritter* Band: *Offensive Befestigung; Einleitung.* (1 Rthlr. 18 gGr.)

Das Ganze scheidet sich in 4 Abschnitte: wo die veränderte Gestaltung der Kriegskunst auch wesentlichen Einfluss auf den Angriff und die Vertheidigung befestigter Orte äufserte: 1) Bis zum Verfall des Römischen Reiches; 2) Von da bis zu Erfindung des Schiefspulvers; 3) Von dieser bis auf *Vauban* und 4) Von *Vauban* bis auf unsere Zeit. Jeder dieser einzelnen Theile beschreibt nun die Wehrmittel: Waffen und Kriegsmaschinen, und ihre zeitgemäfse Anwendung, um sich der vom Feinde befestigten und vertheidigten Orte zu bemeistern.

Der Vf. geht bis auf die ältesten Zeiten der Aegypter zurück und beschreibt nach *Champollion* die Bilder von Gefechten auf dem 1400 Jahr von der christlichen Zeitrechnung erbaueten, Memnonium, deren eines die Erstürmung einer Burg darstellet,, ohne Anwendung anderer Maschinen, als einer Art Sturmdächer und der Sturmleitern. Der Vf. gehet nun zu den Waffen der Römer über, die, nach ihm, erst durch die Karthager mit den Kriegsmaschinen bekannt wurden. Uebrigens mufs Ref. hier erwähnen: dafs nach der *Alexias* der *Anna Comnena*, die spätern Griechen den Armbrust (*Tzayra*) erst durch die fränkischen Kreuzfahrer kennen lernten; denn sie beschreibt ihn und erwähnt dabei, dafs ihn nur die kräftigen Abendländer spannen können.

S. 21 untersucht der Vf. die Bewegung der Wandelthürme, und nimmt dabei Rollen von 4 Fufs Durchmesser an, auf denen sie ruheten. Aus welcher Materie aber hätten wohl diese seyn müssen, um von der Last des hölzernen, 60 bis 80 Ellen (Cubitus,) hohen Thurmes nicht zerdrückt zu werden? Der grofse Sturmbock *Vespasians* ist wohl durch einen Fehler des Abschreibers, oder vielleicht durch morgenländische Uebertreibung des *Josephus* zu einem Durchmesser von 16 Rheinl. Fufs am Kopfe gekommen? (S. 27.) Die Unmöglichkeit, 1500 Mann zum Fortstofsen des Mauerbrechers anzustellen, fällt in die Augen; wahrscheinlich bewegten sie ihn in seinem Gerüste gegen die Mauern. In solchem Irrthume war auch *Folard*, und setzte deshalb die Kriegsmaschinen der Alten weit über die Feuergeschütze, mit denen sie doch keine Vergleichung auszuhalten vermögen. Der Vf. der mit Dank der Bemühungen des Pr. General *Helvig* zu Erforschung der Einrichtung und Kraft der ältern Kriegsmaschinen erwähnt, beschreibt sie genauer, und hält sie unter Umständen noch gegenwärtig für brauchbar; was sich auch wohl nicht in Abrede stellen läfst. Er gehet dann S. 47. zu den Angriff der befestigten Orte selbst über, worin ihm Ref. jedoch aus Mangel an Raum nicht folgen kann.

Der II. *Abschnitt* gehet bis zur Einführung des Schiefspulvers im Kriege, und erwähnt des gänzlichen Verschwindens der Römischen Kriegskunst als die Völker aus Osten Europa überschwemmten. Die Kriegsmaschinen blieben jedoch in den Heeren der Orientalischen Kaiser, wo man sie während der Kreuzzüge mit mancherlei Abänderungen wieder findet. Die Kunst war bei den Griechen der spätern Zeit geblieben; der kriegerische Geist aber, der nur allein den Sieg sich zu unterwerfen vermag, war verschwunden. Die rohen Söhne der Völkerwanderung, und ihre Nachfolger, die Normänner und Franken bedurften anfangs zu ihrem Angriff befestigter Orte Nichts, als Feuer und Leitern; von letztern werden S. 131 mehrere Arten näher beschrieben; als aber beides nicht ausreichte, suchten sie den Gebrauch der Maschinen wieder hervor, der nicht ganz verloren war, sondern sich im Byzantinischen Reiche erhalten hatte, bis er späterhin den Pulvergeschützen wich.

Im

Im *dritten* Abschnitt wird von der Erfindung des Schiefspulvers geredet, dem Rec. noch beifügen mufs: dafs schon in den Institutionibus Imperii von einer solchen Mischung die Rede ist, womit ein Theil der Kaiserlichen Garde aus eisernen Röhren schofs. Bei Gelegenheit der ehemals üblichen sehr grofsen Geschütze wird eine Kanone erwähnt, die eine Kugel von 30 Centner geschossen und dazu eine Ladung von 428 Pfund erfordert habe. Sollte es wohl ein Geschütz geben, das einer solchen Ladung zu widerstehn vermöchte? Nachdem der Vf. die nun gangbar gewordene Verfahrungsweise bei dem Angriff wie bei der Vertheidigung der Festungen bis gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts beschrieben hat, gehet er zu der neuen Gestaltung des Festungskrieges durch *Vauban* über. Unbekannt war Rec. eine Art Kriegslist, die S. 210 erzählt wird; „dafs man Haufen loser Steine in gewisse, dem Feinde scheinbar vortheilhafte Punkte aufschüttete, sie pallisadirte und mit wenig Erde bedeckte, sie auch wohl vertheidigte, um ihn desto gewisser zu verlocken; liefs er sich darauf ein, waren alle Geschütze dahin gerichtet; ihm die Logirung zu erschweren, vorzüglich um ihm einen grofsen Verlust durch die Steintrümmer zu verursachen."

S. 221 wird die Entwickelung der Belagerungskunst in Preufsen beschrieben, und erwähnt: dafs *Karl der Grofse* 789 eine Brückenschanze aus Holz und Erde gegen die Wenden erbauete, *Heinrich I.* aber in dem folgenden Jahre mehrere Städte zum Schutz der Grenzen anlegte. Auch die Wenden befestigten wichtige Punkte an der Havel. Ein kurzer Abrifs der Geschichte dieser Länder folgt nun, wobei zugleich der Festsetzung der deutschen Ritter in Preufsen und ihrer Fehden mit den Polen gedacht wird. Wenig innere Wahrscheinlichkeit hat die bekannte Sage: dafs der König von Polen die Granitsäule im grofsen Speisesaale der Ritter zu Marienburg zerschiefsen lassen wollen, da die Entfernung über 1200 Schritt beträgt. Jeder Artillerist wird die daselbst eingemauerte, durch das Fenster herein geschossene Kugel wohl nur für eine zufällig dahin gekommene halten.

S. 248 wird der Erbauung von *Cüstrin* gedacht, der Name des Erbauers, eines Grafen von *Lynar* aber nicht erwähnt. Dafs der Jakobs-Thurm in Magdeburg 1550 mit *eisernen* Stückkugeln beschossen worden, unterliegt keinem Zweifel; sie waren damals schon allgemein an die Stelle der steinernen Kugeln getreten.

Im *vierten* Abschnitte S. 256 werden *Vaubans* Verdienste um die Belagerungskunst gepriesen; weniger hat ihm die *Vertheidigung* zu danken, weil Frankreichs Heere zu seiner Zeit fast ununterbrochen siegreich kämpften, bis die Schlacht bei Hochstädt gleichsam den Culminationspunkt ihres Glückes bezeichnete. Während jedoch der Vf. *Vauban* hervorhebt, stellt er *Cohorn* und *Landsbergen* — die freilich keine Franzosen sind, in Schatten. Es ist jedoch hier der Ort nicht, die Vertheidigung des einen oder des andern zu übernehmen; auch *Virgi* und *Montelembert* würden darauf Anspruch machen und man dadurch den eigentlichen Zweck des Werkchens aus den Augen verlieren. Dafs der *Mortier-monstre* bei Antwerpen nichts geleistet, sahe jeder verständige Artillerist voraus, dem die Wirkungen des Pulvers und ihr Verhältnifs zu dem Widerstande der Geschütze nicht fremd war. Den Schlufsstein der ganzen Belagerungskunst zu setzen (?) war nach dem Vf. der ehemalige französische nachher preufsische Oberste *Plooser* zu setzen bestimmt, der sich eine grofse Kriegserfahrung erworben hatte, und bei den Belagerungen der französischen Grenzplätze als Ober-Ingenieur beschäftiget, das Glück hatte: sein rasches Vorgehen beim Angriff durch die werthlose Vertheidigung jener Festungen begünstiget zu sehen.

## LANDWIRTHSCHAFT.

PRAG, b. Calve: *Wie vielmal wohlfeiler kann der Landwirth produciren und wie viel gröfser kann der Ertrag des Bodens werden?* von *G. K. Nebbien*, Wirthschaftsrath. 1835. 166 S. 8. (21 gGr.)

Der Vf. beginnt mit den Grundlagen der Abschätzung. Der erste Theil zeigt, wie die Producte der Landwirthschaft wohlfeiler werden können, durch weniger kostbare Einrichtungen des Landguts und der Wirthschaft, durch die Abrundung der Kreisfläche der Fluren und die Höfe, durch die Vielfeldrigkeit und Wechseltriften in Ersparung der Arbeit und der Kosten, durch die Wirthschaftshöfe des Gutsherren und durch die sogenannten Leuthöfe und Gärten, durch den verständigen Fruchtwechsel, durch Hordenweiden und Hordenschläge, endlich die thierische Ausathmung den Boden und seine Vegetation verbessert; der zweite Theil lehrt, wie die Producte vermehrt werden können, durch die Pflanzen- und durch die Mistdüngung und durch verständige Mischungen mittelst der Ent- und Bewässerungen, Rodung und Lüftung des Untergrundes, erdige Anfmengungen u. s. w., ferner durch die Schützung des Bodens mittelst Wälder, Gehäge und Horste, durch die Baumgärten der Höfe, Feldhölzer, Grenzhecken, Trifthecken, Bepflanzung der Strafsen und Feldwege, durch die Felderscheiden als Apfelbaute-, Obst- und Weinbergsanlagen. Es wäre zu wünschen, dafs der Vf. die Einladungen von Magnaten Ungarns angenommen hätte, bei irgend einem neuen Gute mäfsiger Gröfse, die geistreichen, nur in der Hoffnung der Erfolge übertriebenen Plane im Ganzen ins Leben einzuführen und so den verstockten Ungläubigen zu zeigen, dafs sein Totalplan den Gutsherren, dem Staate, den Gutspflichtigen und dem Boden gleich vortheilhaft sey. Theilweise werden aber denkende Agronomen im grofsen und im kleinen Styl manche Vorschläge, die offenbar als nützlich einleuchten, einzuführen beflissen seyn, oder sich selbst schaden.

# MONATSREGISTER

vom

# FEBRUAR 1837.

## I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

*Anm.* Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.


*A.*

*v. Alberti*, Fr., Beitrag zu einer Monographie des bunten Sandsteins, Muschelkalks u. Keupers, u. die Verbindung dieser Gebilde zu einer Formation. 33, 257.

Auswahl von Mustern deutscher Prosaiker u. Dichter. 2e verb. Aufl. 2r Th. EB. 19, 151.

*B.*

*Baermann*, G. N., Streifereien durch die Schweiz; nach dem Engl. des J. F. *Cooper*. In 2 Thln. 28, 220.

*Barthélemy*, J. J., Voyage du jeune Anacharsis en Grèce; arrangé à l'usage des écoles par J. H. *Meynier*, revu et augmenté par Ch. G. *Schiebler*. 6me édit. EB. 19, 151.

*Baxter*, R., die ewige Ruhe der Heiligen; aus dem Engl. von K. W. E. *Eb*. Wohlfeile Ausg. EB. 15, 120.

*Behr*, K., Diätetik für Frauenzimmer u. Kinder im kranken u. gesunden Zustande — 29, 231.

Beiträge zur Philosophie des Rechts. 23, 177.

*Benary*, F., de Hebraeorum leviratu — EB. 20, 157.

*Bernoulli*, Chr., elementar. Handbuch der industriellen Physik, Mechanik u. Hydraulik. — 2 Bde. 32, 253.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur — herausg. von A. *Ziemann*. 1r Bd. Kûtrûn. EB. 11, 81. u. 12, 89.

*Blesson*, L., Geschichte des Belagerungskrieges oder offensiven Befestigung. Auch:

— — Befestigungskunst für alle Waffen. 8r Bd. Offensive Befestigung. 38, 301.

*v. Brewern*, G., das Verhältnifs der Staatsverwaltungsbeamten im Staate. 29, 228.

*Brüggemann*, A. F., Gesundheitslehre. In Vorträgen an Gebildete. 1r Bd. Auch:

— — physiolog. Vorlesungen, gehalten zu Magdeburg im Jahre 1833. 36, 285.

*Bülau*, Fr., der Staat u. die Industrie. Beiträge zur Gewerbspolitik u. Armenpolizei. 30, 233.

*Busch*, D. W. H., Lehrbuch der Geburtskunde — zu akadem. Vorlesungen. 3te Aufl. EB. 15, 119.

*C.*

*Cannabich*, J. G. Fr., Lehrbuch der Geographie nach den neuesten Friedensbestimmungen. 14te berichtigte Aufl. EB. 20, 159.

Catalogus Bibliothecae Latinae veteris et classicae manuscriptae, quae in Reg. Neapolit. Museo Borbonico adservatur, descriptus a C. *Jannellio*. EB. 18, 97.

Codex diplomaticus Prussicus, Urkunden-Sammlung zur ältern Gesch. Preufsens — herausg. von J. *Voigt*. 1r Bd. 26, 201.

*Cooper*, J. F., s. G. N. *Baermann* —

*D.*

*Demetrii* Rhetoris de elocutione liber. Edidit Fr. *Goeller*. 37, 289.

*Diesterweg*, F. A. W., Leitfaden für den Unterricht in der Formen-, Gröfsen- u. räumlichen Verbindungs-Lehre. 3e verb. Aufl. EB. 18, 144.

— — u. P. *Heuser*, method. Handbuch für den Gesammt-Unterricht im Rechnen. In 2 Abthll. 2te verb. Aufl. EB. 16, 128.

*E.*

*Eb*, K. W. E., s. E. *Baxter* —

*Eisengrein*, G. A., die Familie der Schmetterlingsblüthigen od. Hülsengewächse, mit Hinsicht auf Pflanzenphysiologie — 35, 273.

*Elsner*, J. G., wie soll der Landwirth bei der Erzeugung u. Verwerthung seiner Erzeugnisse speculiren? 35, 280.

*Eschenburg's*, J. Joach., Handbuch der klass. Literatur. 8te verb. Aufl.; bearb. von L. *Lütcke*. EB. 20, 159.

## F.

*Flemmer*, J. M., de itineribus et rebus gestis *Hadriani* Imperatoris secundum numorum et inscriptionum testimonia. Commentatio. 20, 153.

*Flügel's*, G. Th., erklärte Courszettel der bedeutendsten Europäischen u. Aufser-Europ. Handelsplätze. 17te umgearb. Aufl. EB. 16, 128.

*Foerstemann*, W. A., arithmet. Uebungsbuch; zum Unterrichte in der Zahlen- u. Buchstabenrechnung u. Algebra. EB. 15, 113.

## G.

*Gernlein*, R., s. Hugo *Hagendorff* —

*van Gilse*, Jan., Commentarium in caput XVII vaticiniorum Ezechiëlis. Specimen exeget. et criticum. EB. 17, 134.

*Goeller*, Fr., s. *Demetrius* —

*Gottschalk*, Fr., die Ritterburgen u. Bergschlösser Deutschlands. 8r u. 9r Bd. 25, 195.

*Green*, Jon., prakt. Compendium der Hautkrankheiten — aus dem Engl. Auch:

— — klinische Handbibliothek. 6r Bd. 15, 118.

## H.

*Hagendorff*, Hugo, Gedichte. Mit Musikbeilage von R. *Gernlein*. 25, 200.

*Hartig*, G. L., u. Th. *Hartig*, forstl. u. forstnaturwissenschaftl. Conversations-Lexicon. 2e revidirte Aufl. EB. 16, 127.

*Helfft*, J. Jak., encyklopäd. Wörterbuch der Landbaukunst für Cameralisten, Architekten — 1ste Liefr. 32, 249.

*Heuser*, P., s. F. A. W. *Diesterweg* —

*Hillebrandt*, Jos., Philosophie des Geistes — 1e Abth. Ontolog. u. psycholog. Betrachtung des Geistes. 21, 161.

*Hirzel*, C., neues franz. Lesebuch; vervollständigt von C. v. *Orell*. 4e verm. Aufl. EB. 19, 151.

*Hoelder*, C. G., prakt. franz. Sprachlehre für Anfänger. 3e verm. Aufl. EB. 20, 160.

*Hohlfeldt*, Ch. Ch., Harfenklänge. 2e verb. Aufl. EB. 16, 128.

*Hübener*, E. A. L., Erkenntnifs u. Cur der sogenannten Dithmarsischen Krankheit. 35, 276.

## I. J.

*Jannelli*, C., s. Catalogus Bibliothecae Latinae —

*Ida*, Gräfin *Hahn-Hahn*, Gedichte. 25, 200.

*Ideler*, L., u. H. *Nolte*, Handbuch der franz. Sprache u. Literatur. 3r Th. Prosaiker der neuesten Lit., bearb. von J. *Ideler*, herausg. von L. *Ideler*. 2te Aufl. EB. 19, 152.

## K.

*Kalisch*, M., Lebenskunst für geistig beschäftigte Menschen im gesunden u. kranken Zustande — Nach dem Franz. des *Reveillé Parise*. 36, 284.

*Keim*, J. C., Formenlehre der latein. Sprache für Anfänger u. Geübtere. 4te durchgesehene Aufl. EB. 19, 152.

— — s. C. C. F. *Weckherlin* —

*Kieser*, F., Geometrie u. Trigonometrie — 1 Th. Ebene Geometrie. 2e verm. Aufl. EB. 20, 160.

*Krebs*, C., üb. die Natur u. Behandl. des sogenannten hitzigen Wasserkopfes u. einiger ähnl. Hirnaffectionen. 30, 237.

*Kurz*, Fr., Oesterreich unter K. Albrecht dem Zweiten. 1r u. 2r Th. EB. 20, 153.

Kûtrûn. Mittelhochdeutsch; herausg. von A. *Ziemann*. Auch: Bibliothek der deutschen National-Litteratur — 1r Bd. EB. 11, 81. u. 12, 89.

## L.

*Laencher*, Dr., das Wappen des erlaucht. regierenden Grafenhauses zu Stolberg u. die zur Erläuterung gehörenden Gegenstände. 32, 256.

*Leloup*, P. J., neues franz. Lesebuch für Gymnasien — 8te Aufl. Durchgesehen von P. J. *Weckers*. EB. 20, 160.

*Lesson*, R. P., Illustrations de Zoologie ou choix de figures peintes d'après nature des espèces d'animaux — Livr. 13. EB. 14, 107.

*Lichnowsky*, Fürst E. M., Geschichte des Hauses Habsburg. 1r Th. Auch:

— — Gesch. König Rudolfs des Ersten u. seiner Ahnen. 23, 179.

*Lindner*, F. W., s. E. *Tillich* —

*Loewenhardt*, Dr., diagnostisch-prakt. Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin und Chirurgie, durch Krankheitsfälle erläutert. 1r Th. 38, 299.

*Lübsen*, H. B., ausführliches Lehrbuch der Arithmetik u. Algebra. Mit Vorwort von H. C. *Schumacher*. 31, 241.

*Lütcke*, L., s. J. J. *Eschenburg* —

## M.

*Mannert*, C., s. P. F. A. *Nitsch* —

*Mayer*, A., s. R. *Rohrer* —

*Meigen*, J. W., Deutschlands Flora — 1r Bd. 1s u. 2s Heft. 34, 265.

*Meldegg*, s. v. *Reichlin-Meldegg* —

*Menzel*, K. A., neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte. 6 Bde. EB. 18, 137.

— W., Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage. 2e umgearb. Aufl. in 1 Bde. EB. 16, 121.

*Meyen*,

*Meyen*, F. J. F., Grundrifs der Pflanzengeographie mit Untersuchungen üb. Vaterland, Anbau u. Nutzen der Culturpflanzen — 35, 273.

*Meyer*, C. M., die Vor- u. Nach-Sylben der hochdeutschen Sprache. 36, 288.

— G. F. W., Chloris Hanoverana — 34, 265.

— M., Handbuch der Geschichte der Feuerwaffen-Technik. EB. 19, 150.

*Meynert*, H., Geschichte des sächs. Volks von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. EB. 17, 129.

*Meynier*, J. H., s. J. J. *Barthélemy* —

*N.*

*Nebbien*, G. K., wie vielmal wohlfeiler kann der Landwirth produciren u. wie viel gröfser kann der Ertrag des Bodens werden? 38, 304.

*Neuffer*, L., Vermächtnifs für christl. gesinnte Söhne u. Töchter. 2te verm. Aufl. EB. 18, 144.

*Neumann's*, W., Schriften. In 2 Thlen. 22, 171.

*Nitsch*, P. F. A., Entwurf der alten Geographie; verbessert herausg. von C. *Mannert*. 11te verm. Ausg. EB. 18, 144.

*Noesselt*, Fr., kleine Geographie für Töchterschulen — 3e verm. Aufl. EB. 20, 159.

*Nolte*, H., s. L. *Ideler* —

*O.*

*v. Orell*, C., s. C. *Hirzel* —

*P.*

*Phoebus*, Ph., Handbuch der Arzneiverordnungslehre. Als 2te umgearb. Ausg. der Receptirkunst des Vfs. 2 Thle. 34, 270.

*Pogge*, F. J. C., Ansichten üb. die Entstehung u. Ausbildung des edlen Pferdes, Verbesserung der Pferdezucht u. Landesherrl. Gestüte — 2e verm. Aufl. EB. 16, 127.

*R.*

*v. Reichlin-Meldegg*, Frhr., über Quartier-Stellungen u. einige hierauf sich bezügliche Bewegungen. EB. 12, 95.

Resultate, die, der Sittengeschichte. III. Demokratie. 2te Aufl. EB. 15, 120.

*Richter*, Jean Paul Fr., s. R. O. *Spazier* —

*Robolsky*, W., geordneter Stoff zu Sprech-, Sprach- und Denkübungen — nach *Zerrenner's* Lehrgange — EB. 13, 104.

*Rohrer*, R., u. A. *Mayer*, Vorarbeiten zu einer Flora des Mährischen Gouvernements — 34, 265.

*S.*

*Schiebler*, Ch. G., s. J. J. *Barthélemy* —

*Schmalfeld*, Fr., latein. Synonymik für die Schüler gelehrter Schulen. 2te verm. Aufl. EB. 15, 120.

*Schnitzler*, J. H., la Russie, la Pologne et la Finlande. Tableau statistique, histor. et geographique — 26, 206.

*Schuknecht*, A., Geschichten u. Lehren der heil. Schrift alt. u. neuen Test., für Schulen. 2te verm. Aufl. EB. 18, 143.

Sittengeschichte, s. Resultate derselben.

*Spazier*, R. O., Jean Paul Fr. *Richter*; ein biograph. Commentar zu dessen Werken. Neue Ausg. 5 Bde. Auch:

— — Jean Paul's sämmtl. Werke. 13te Liefr. 1r—5r Bd. 28, 223.

*Spitta*, K. J. Ph., Psalter u. Harfe. Christl. Lieder zur häusl. Erbauung. 4te Aufl. EB. 18, 143.

*Strauch*, G., Beispiele üb. die Lehren des Differential-, Integral- u. Variations-Calculs, u. Aufgaben üb. deren Anwendung. 1r Bd. 31, 246.

*T.*

*Tiedge*, C. A., Wanderungen durch den Markt des Lebens. 2te verm. Aufl. 2 Bdchen. EB. 16, 128.

*Tillichs*, E., Lehrbuch der Arithmetik — 3te verb. u. mit einem prakt. Theile verm. Aufl. von F. W. *Lindner*. EB. 15, 119.

*Trautmannsdorf*, S. Graf, prakt. Nivellir-Unterricht u. dessen Anwendung — 2te, von einem Mitarbeiter an der ersten, umgearb. Aufl. EB. 16, 127.

*v. Tromlitz*, A., sämmtliche Schriften. 2te Sammlung in 12 Bändchen. 36, 281.

*V.*

*Venturini*, K., Chronik des 19ten Jahrh. Neue Folge. 7r u. 8r Bd. Jahre 1832 u. 1833 enthaltend. Auch:

— — die neuesten Weltbegebenheiten im pragmat. Zusammenhange — EB. 17, 131.

*Voigt*, J., s. Codex diplomaticus Prussicus —

*W.*

*Wagenfeld*, L., üb. die Erkenntnifs u. Kur der Krankheiten des Rindviehs. 32, 256.

— — allgemeines Vieharzneibuch. 3te verm. Aufl. EB. 20, 159.

*Weckers*, P. J., s. P. J. *Leloup* —

*Weckherlin*, C. C. F., Formenlehre der griech. Sprache, besond. des Attischen Dialekts. 2te von J. C. *Keim* besorgte Ausg. EB. 16, 128.

*Werner*, J. A. L., die reinste Quelle jugendl. Freuden od. 300 Spiele zur Ausbildung des Geistes u. Körpers — — 2te verm. Aufl. EB. 18, 143.

van

*van der Wyck*, H. J.; Uebersicht der Rhein- u. Eifeler erloschenen Vulkane u. der damit in geognost. Verbindung stehenden Erhebungsgebilde. 2te Ausgabe. EB. 16, 127.

*Z.*

*Zenker*, Jon. K., Flora von Thüringen u. den angrenzenden Provinzen; mit Originalzeichnungen von E. *Schenk*. 1s Hft. EB. 15, 116.

*Ziegenbein*, J. W. H., Gemälde deutscher Dichter aus der heil. Schrift alt. u. neuen Test. 3te Aufl. EB. 16, 128.

*Ziemann*, A., s. Kûtrûn. Auch: Bibliothek der deutschen National-Literatur. 1r Bd.

*Zschokke*, H., die klassischen Stellen der Schweiz u. deren Hauptorte in Original-Ansichten, gezeichnet von G. A. *Müller*, von H. *Winkles*. 1—11te Liefr. 28, 218.

**(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 90.)**

## II.

## Verzeichnifs der im Intelligenzblatte Februar 1837 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

### A. *Nachrichten.*

#### Todesfall.

*Gérard* in Paris (Nekrolog) 6, 49.

#### Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

*Halle-Wittenberg*, Universit., Verzeichnifs der Vorlesungen im Sommerhalbj. 1837 u. der öffentlichen Akad. Anstalten 8, 65. *Paris*, Akad. der Wissenschaften, öffentl. Sitzungen am 2ten, 10ten u. 16ten Jan. 1837, Vorträge, Beobachtungen, Abhandll. — — 7, 57.

#### Vermischte Nachrichten.

*Archaeologische* Nachrichten: Apulische Ausgrabungen 4, 33. Berichtigungen: *Friedr. Cramer's* zu Halberstadt Geburtsjahr, Bekleidung seines Amts u. Todestag betr. 6, 52.

### B. *Anzeigen.*

#### Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

*Aderholz* in Breslau 4, 32. 5, 47. *Beck* u. *Fränkel* in Stuttgart 7, 55. *Brockhaus* in Leipzig 4, 35. *Fleischer*, Fr., in Leipzig 5, 47. 6, 54. 7, 63. *Hinrichs*. Buchh. in Leipzig 6, 55. 7, 63. *Hoffmann*. Verlagsbuchh. in Stuttgart 4, 36. *Klinkhardt* in Leipzig 6, 53. *Krappe* in Leipzig 4, 37. *Kümmel* in Halle 4, 37, 40. *Kummer* in Leipzig 6, 56. 7, 64. *Lehnhold* in Leipzig 4, 37. *Loeffler*. Buchh. in Stralsund 6, 53. *Meyer* sen. in Braunschweig 5, 48. *Meyer*. Hofbuchh. in Lemgo 6, 54. *Opitz* u. *Frege* in Güstrow 5, 44. *Perthes* in Gotha 5, 48. *Perthes* in Hamburg 4, 40. *Reclam* in Leipzig 4, 39. *Reichardt* in Eisleben 6, 56. *Rubach*. Buchh. in Magdeburg 4, 39. *Schaub* in Düsseldorf 5, 46. *Schünemann* in Bremen 4, 38. *Schwetschke* u. Sohn in Halle 5, 41. *Schwickert* in Leipzig 6, 55.

#### Vermischte Anzeigen.

Auction von Büchern in Schaffhausen 4, 40. *Perthes* in Gotha, *v. Spruner's* histor. geogr. Atlas, auf Subscription 5, 48. *Schwetschke* u. Sohn in Halle, *Blanc's* Handbuch 3te verm. Ausg. in Heften mit Atlas, auf Subscription 5, 41.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## STATISTIK.

STOCKHOLM, b. Hörberg: *Statistik öfver Sverige* grundad på offentliga Handlingar. Andra Upplagan, tillökt och förbättrad. 1833. XVI u. 336 S. 8.

LÜBECK, b. Rohden: *Statistik von Schweden* nach öffentlichen Dokumenten von *Carl af Forsell*, Oberst, Oberdirector des Landvermessungsbureaus und Ritter des Schwertordens. Nach der *zweiten* vermehrten und verbesserten Aufl. übersetzt von *A. G. F. Freese*, Königl. Schwed. Hofprediger und Rektor des Deutschen Nationallyceums zu Stockholm. Mit einer Charte. 1835. VII u. 366 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Selten dringt die Kunde von einer der beachtungswürdigen wissenschaftlichen Erscheinung von jenseits der Ostsee zu uns herüber. Die Schwedische Literatur ist arm, dies wird das Resultat bleiben, wenn auch die Zahl derer die sich um dieselbe bekümmern mögen gröfser, die Schwierigkeiten des Verkehrs gehoben, die Mittheilungen über das Beachtungswürdige in unseren literärischen Zeitschriften weniger von einer grofsen Menge von Zufälligkeiten abhängig werden sollten. Wir sind aber weit entfernt diese Armuth hervorzuheben, um damit einen Tadel auszudrücken, vielmehr soll angedeutet werden, dafs diese Armuth sich weit leichter so allgemein hin bemerken, als auf eine richtige Weise mit den übrigen Lebensverhältnissen in Verbindung bringen, aus dem gehörigen Standpunkt beurtheilen und würdigen läfst. Einige Andeutungen dazu werden im Laufe dieser Anzeige gegeben werden können. Was aber aus der Skandinavischen Halbinsel zu uns herüber kommt, zeigt uns, dafs wir es nicht mit einem Volke zu thun haben dessen geistige Kraft von Hause aus keiner Erhebung fähig, oder im Laufe der Zeiten unter drückenden Verhältnissen verkümmert, oder bereits nach dem sie sich zu einer gewissen Höhe erhoben, wieder in sich ohnmächtig zusammengesunken ist. Es ist noch der gesunde Kern eines germanischen unvermischten Volksstammes, aber unter Verhältnissen und Bedingungen die nicht günstig sind um ein allgemeineres wissenschaftliches Aufstreben zu befördern. Es hat aber in jenem Lande in manchen Fächern des Wissens nicht an hervorragenden Männern, deren Ruf weit über die Grenzen ihres Vaterlandes gedrungen ist, gefehlt, und auch die Leistungen anderer, denen es gelungen ist die entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden, wenn sie gleich eines so ausgebreiteten Rufes sich nicht erfreuen, sind nicht selten der Art, dafs ihnen in jedem anderen Lande die Anerkennung der Tüchtigkeit nicht entgehen würde.

Unter der freilich nicht grofsen Zahl literärischer Erscheinungen, die nicht blos der Bestimmung oder dem Werthe nach dem Tage angehören, welche die letzteren Jahre erzeugt haben, nimmt die vorliegende Statistik sicher einen ganz ehrenvollen Platz ein. — Es ist das Buch in seinem Vaterlande zwar nicht ohne Anfechtungen, und selbst Anschuldigungen geblieben; allein besonders den ersteren, möchte in Schweden nicht leicht ein Werk entgehen, und sie sind um so erklärlicher bei einem Werke, das so manche Interessen und Wirksamkeiten, durch Darlegung von unerfreulichen Resultaten, nothwendig verletzen, so wie auch entgegenstehenden politischen Ansichten begegnen mufste. Dafs die Anfechtungen indefs die Anerkennung des Buches, die es seiner Tüchtigkeit wegen verdient, nicht verhindern konnten, zeigt dafs es bald nach seinem Erscheinen, was für die dortigen Verhältnisse besonders viel ist, eine zweite Auflage erlebt hat, und jetzt liegt auch eine deutsche Uebersetzung vor, die zu seiner Verbreitung gewifs beitragen wird, denn es giebt kein Buch woraus man sich über den ganzen Zustand des Schwedischen Landes und Volkes so gut unterrichten kann, und wir besitzen überhaupt wohl kaum von einem fremden Staate eine materialienreichere zusammengedrängtere Beschreibung.

Um das Werk aber aus seinem Standpunkte gehörig würdigen zu können, ist es nothwendig den Zweck und die Ansicht des Vfs. zu kennen. Die Vorrede die bei der sonst lobenswürdigen deutschen Uebersetzung wohl nicht ganz mit Recht weggelassen ist, giebt darüber Auskunft. Der Vf. erklärt dafs es keineswegs seine Absicht gewesen eine vollständige systematische Beschreibung des Schwedischen Reiches zu liefern. Für die Ausarbeitung einer vollständigen Statistik desselben sind von der Regierung, nach Wunsch der Stände, schon vor einer Reihe von Jahren Veranstaltungen getroffen, aber da diese Arbeit noch nicht vollendet ist, und es noch manche Jahre währen könnte ehe sie gedruckt, und daher zum allgemeinen Nutzen vorliegen dürfte, so hat der Vf. dessen Hauptabsicht dabei war Theilnahme für die Angelegenheit seines Vaterlandes zu

erwecken, der Versuch oder Entwurf einer solchen Arbeit zu machen gewagt, indem wie er sich ausdrückt „er dabei mehr seinem Eifer als seiner Fähigkeit vertraute." Der Vf. hat sich deshalb auch nicht begnügt blos eine gröfstentheils in tabellarischer Form gekleidete Beschreibung des Landes — gewissermafsen einen Buchabschlufs der Staatskräfte zu geben, — sondern er hat durch Vergleichungen wodurch erst ein Maafsstab zur Beurtheilung des Grades der Entwicklung derselben gegeben wird, durch Reflexionen und Andeutungen dessen, was noch zu thun seyn könnte um die Kräfte des Landes zu steigern, seiner Arbeit ein allgemeineres Interesse und Nutzbarkeit zu geben gesucht. Bei diesem Zwecke durfte der Vf. keinesweges ungünstige Resultate zu verdecken suchen, wiewohl seine Absicht durchaus nicht dahin ging ein trüberes Bild von dem Zustand des Landes zu entwerfen, wie man ihm wohl vorgeworfen hat, so wenig er verkennt, welche Fortschritte das Land unter der gegenwärtigen Regierung gemacht hat. „In welchem Lande, sagt er, herrscht eine gröfsere Ruhe, und ist die persönliche Freiheit mehr geschützt als in Schweden? Durch die Vereinigung mit Norwegen haben wir eine äufsere Stütze gefunden, wenn unsere Selbstständigkeit je gefährdet werden sollte; die Gesetze werden ohne Ansehen der Person gehandhabt; die Armee und deren Material ist im besseren Stand als sie je gewesen; die Flotte wird jährlich vermehrt so weit die Mittel es gestatten; der Bau der Festungen geht in mehrern Punkten des Reiches ununterbrochen fort; der Göthekanal — ein Riesenwerk, welches weit mächtigern Staaten als Schweden Ehre bringen würde — ist vollendet; der Landes- Cultur- und Anbau nimmt mit so grofsen Schritten zu, dafs Schweden, Norwegen nicht mit eingerechnet, in wenigen Jahren eine so grofse Volkszahl besitzen wird, als die zur Zeit seiner Vereinigung mit Finnland war; und was endlich vielleicht am meisten Lob verdient, durch Verbesserung der Unterrichtsanstalten, und durch Oeffentlichkeit aller Regierungshandlungen wird durchgängig im Volke eine verständige und gesunde Aufklärung verbreitet. Auch ist in Folge dieser Umstände die politische Selbstständigkeit der Nordischen Halbinsel besser geschützt als die manches mächtigern Staates, und der Thron auf des Volkes Liebe und Ergebenheit gegründet, ruht auf dieser Grundmauer fester als auf 100,000 Bajonetten." — Der Vf. ohne ein blinder Verehrer der neueren Zeiten überhaupt zu seyn, deren Grundfehler er anzudeuten sucht, meint dafs in den letzten 50 Jahren die Sitten milder geworden und die Herrschaft der Gesetze mehr gewonnen habe als in 200 Jahrhunderten zuvor. — Als Quellen seiner Arbeit nennt der Vf. „eine Menge öffentliche und Privaturkunden", von welchen die meisten freilich einem jeden zugänglich werden können, aber die theils gerade dann nicht zur Hand sind, wenn man deren bedarf, theils weit zerstreut und voluminös sind, welches deren Benutzung erschwert, weshalb sich der Vf. durch das Sammeln und Ordnen aller der mannigfachen Notizen, welche die beigefügten Tabellen enthalten, seinen Landsleuten einen Dienst zu erweisen geglaubt hat. Die fleifsigen und reichhaltigen Tabellen würden genügenden Stoff zu einem viel umfassendern Werke enthalten haben. Durch seine Bemerkungen und Erläuterungen über dieselbe, unter fleifsiger Benutzung der ähnlichen Werke des Auslandes, hat der Vf. mehr das Nachdenken über diese Gegenstände anzuregen, als ihm vorzugreifen gesucht. — Nirgends hat der Vf. ein zu grofses Vertrauen zu seinen Angaben zu erwecken gestrebt. Wenn statistische Angaben im Allgemeinen bis zu ½ bis ½ pCt. zuverlässig sind, so meint der Vf. seyen sie zu dem Zweck, wozu sie dienen sollen, genau genug, und er hofft, dafs die in dem Buche vorkommenden Angaben sich innerhalb dieses Maafsstabes zum gröfsten Theil halten werden. Bei einzelnen Angaben macht der Vf. auf die Unsicherheit, die Art und Weise wie sie gewonnen sind u. s. w. aufmerksam. — Die Richtigkeit im Einzelnen zu prüfen und zu beurtheilen wird dem Ausländer wohl unmöglich seyn, und mehr noch dem Ref. welchen nur das Interesse für das Land, welches er durch eigene Anschauung kennen gelernt, veranlassen konnte, die Anzeige des Werkes zu übernehmen. Diese wird sich theils aus dem angegebenen Grund theils der Natur der Sache wegen darauf beschränken müssen Einiges aus dem Buche hervorzuheben, was dazu beitragen kann, eine Anschauung von dem Lande womit es sich beschäftigt, zu geben, das Interesse für dieses Land und für die vorliegende Beschreibung desselben zu wecken.

Die Ordnung in welcher der Vf. die verschiedenen Gegenstände an uns vorüberführt scheint dem Ref. nicht gerade die bestgewählteste, so dafs er es für den Zweck dieser Anzeige gerathener hält, dieselbe mitzutheilen, ohne sich genau daran zu binden.

Der Vf. handelt also in dieser Statistik: Von der Beschaffenheit des Landes im Allgemeinen S. 1 bis 15. Von dem Clima und der Fruchtbarkeit. — S. 26. Vom Ursprung und früheren Schicksalen des Schwedischen Volkes. S. 44. Von Schwedens gegenwärtiger Staatsverfassung und administrativer Eintheilung. S. 62. Von dem Charakter, der Anzahl der Geburten, der Mortalität, den geschlossenen und aufgelösten Ehen des Schwedischen Volkes. — S. 82. Von der Anzahl der Hufen im Reiche. — S. 97. Von dem Ackerbau, der Viehzucht und den Wäldern. — S. 121. Vom Bergbau. — S. 139. Von den Fabriken, Manufacturen und Gewerben. — S. 170. Vom Handel. — S. 188. Von den Städten. — S. 231. Von den Abgaben und Contributionen. — S. 263. Von der Armee. — S. 277. Von der Flotte. — S. 288. Von der Eintheilung des Schwedischen Volkes nach Stand und Vermögen. — S. 303. Von den Universitäten und Lehranstalten. — S. 309. Von den Fi-

Finanzen. — S. 331. Von der Gerechtigkeitspflege. — S. 329. Von der Armenpflege, den Correctionsanstalten und Gefängnissen. — S. 351. Es folgen dann noch einige Zusätze und Anhänge.

Einfacher, zweckmäfsiger und übersichtlicher scheint dem Ref. die Anordnung die in *Schubert's* neuem statistischen Werk sich findet. Ref. braucht hier nur anzudeuten wie unser Vf. gleich in einem der ersten Abschnitte von der Verfassung und der Administration im Allgemeinen handelt und dann viel später einen Abschnitt über die Gerechtigkeitspflege folgen läfst; wie von den Abgaben und Contributionen gesprochen wird und erst weit später die Finanzen überhaupt an die Reihe kommen, von der Armee eher die Rede ist ehe die Ständeverhältnisse aus einander gesetzt sind u. s. w. Mit Vorliebe und besonderem Fleifs ist behandelt, was sich auf die physische Cultur, auf Anbau der Länder, Industrie und Verkehr bezieht, so wie einzelne Zweige der Administration; am dürftigsten und verhältnifsmäfsig unbefriedigend sind die Angaben über die Verfassungsverhältnisse, so wie über die geistige Cultur.

Der Vf. setzt gewissermafsen die Bekanntschaft mit den Quellen aus denen er geschöpft hat, voraus. Gröfstentheils scheinen es die jede 5 Jahre von den Staathaltern der verschiedenen Provinzen (Landshöfdinge) zu liefernden Berichte zu seyn, die wenigstens theilweise — (ob alle ist Ref. nicht bekannt) — gedruckt werden. Für das Ausland wäre gewifs höchst interessant gewesen, wenn der Vf. uns theils über die Veranstaltungen, die in Schweden bestehen um der Regierung Kenntnifs von der Beschaffenheit des Landes und deren Entwicklung zu verschaffen, theils über die Beschaffenheit der Quellen aus denen er geschöpft hat, näher belehrt hätte. Da er aber nicht eigentlich ein Werk für den Gelehrten und Forscher schreiben wollte, mehr von einem patriotischen als scientivischen Zweck geleitet wurde, so scheint er dies für überflüssig erachtet zu haben, und eben so auch die Mittheilung von literarischen Notizen über das, was vor ihm im Einzelnen und im Ganzen für die Statistik Schwedens geleistet worden.

Die Nordische Halbinsel ist in physischer Hinsicht so sehr von den Ländern des mittlern und südlichen Europa verschieden, dafs man sich die Eigenthümlichkeiten recht lebendig gegenwärtig halten mufs, wenn man über die Verhältnisse des Landes auch nur im Allgemeinsten ein nicht durchaus unrichtiges und unbilliges Urtheil fällen will, wie man deren selbst bei Leuten die das Land bereist haben, so häufig begegnet. „Um ein Volk kennen zu lernen — sagt der Vf. S. 25 — mufs man zunächst die Natur betrachten worin es lebt. Dieses ist um so nothwendiger je mehr diese Natur etwas Ausgezeichnetes und von der Hand des Menschen Unabhängiges hat, und dadurch einen so viel mächtigern Einfluss äufsert, womit der Mensch zu kämpfen hat oder dem er sich unterwerfen mufs. In den mildern Himmelsstrichen hat die Natur die gröfste Mannigfaltigkeit und kommt durch ihre Bildungsfähigkeit der Kunst und dem Fleifse der Menschen willig entgegen. In Polar- und Aequinoctialgegenden behauptet sie dagegen ihre Gewalt und herrscht mit einem strengen und furchtbaren Zepter, unter welchem der Mensch sich beugen mufs, wobei hier zugleich alles eine gröfsere Einförmigkeit erhält. Die heifse Sandwüste kann eben so wenig bewohnt werden als der ewige Schnee; und wenn auch die brennende Sonnenhitze ein Uebermaafs des physischen Lebens hervorbringt, so ist dies in den wärmsten Ländern nicht selten den Fortschritten des menschlichen Geistes eben so hinderlich als die schreckliche Armuth und Wildheit der Natur in den kältesten. Die Skandinavische Halbinsel ist schon zum Theil ein Polarland, obgleich freilich das mildeste und bewohnbarste unter einer solchen Breite. Wenn die Natur hierin gütig gewesen, so erinnert sie uns doch daran dafs wir Nachbarn der Gegenden sind, wo sie allein herrscht und alle menschliche Kunst und alle fremde Gewalt verachtet."

Die Skandinavische Halbinsel enthält nach des Vfs. Angabe einen Flächeninhalt von 6652 Qu. M. wovon 3868 auf Schweden kommen. Diese liegen zwischen 28,46 und 41,30 Längen- und 55,20 bis 69,4 Breitengrad. Es würde diese weite Ausdehnung auf die Verhältnisse des Volkes noch einen viel mächtigern Einfluss äufsern müssen, wenn Natur und Kunst nicht zu Hülfe gekommen wären, den Verkehr zu erleichtern. Man durcheilt fast 100 deutsche Meilen von Ystadt nach Stockholm — (in gerader Richtung beträgt die Ausdehnung des ganzen Landes von Süden nach Norden 170 Meilen) — und hat fast kaum das südliche Drittheil des Landes überschritten. „Die Daleif theilt das Land etwa in eine ziemliche gleiche südliche und nördliche Hälfte." In den 6 Länen (Provinzen) welche die nördliche Hälfte umfafst, wohnen im Durchschnitt 206 Menschen, in den 18 südlichen 2128, in Malmö-Län kommen 5427, in Piteå-Län 66 Menschen auf die Qu. Meile. Bei dieser Berechnung ist, wie der Vf. bemerkt, ein Abzug für die Landseen und Sümpfe gemacht. An dem kaum bewohnbaren furchtbar kalten Nordcap, sind die Stürme so heftig, dafs die Häuser in die Erde gegraben werden müssen um nicht fortgeschleudert zu werden; in Schonen kommen Maulbeer-, Kastanien- und Wallnufsbäume in freier Luft fort. Am Nordcap erhebt sich die Mitteltemperatur nicht über den Gefrierpunkt während er bei Lund = 7,25 (*Celsius*) ist und auf Gottland im Laufe des Jahres 1822 bis auf 12,6 stieg.

Von den 3868 Qu. M. Schwedens liegen nur 329 Qu. M. mehr als 2000 F. über dem Meere, 1488 Qu. M. mehr als 800, und 2600 mehr als 300, so dafs mithin 1268 Qu. M. oder beinahe $\frac{1}{3}$ des Landes weniger als 300 F. erhaben liegt. Anders ist das Verhältnifs

in

in Norwegen. Von den 84 Qu. M. Schneefläche der Skandinavischen Halbinsel kommen nur 16 auf Schweden. Die Region des ewigen Schnees fängt in Skandinavien aber unter dem 60° B. ungefähr 5800 F., unter 71° 2400 F. über der Meeresfläche an. — Ueberall gewahrt man aber das Gerippe unseres Erdkörpers, welches mehr oder minder auch in den angebauten Ländereien in zu Tage liegenden Felsmassen hervorblickt, oder sich in Hügel und Höhen über die Ebene erhebt. Der Vf. bemerkt, dafs Schweden der tiefen fetten schwarzen Erde oder des mergelartigen Lehms entbehre „dagegen haben wir unzählige Felsen, die in einer schönen Sprache Granit oder Gneus heifsen, deren scharfe und unfruchtbare Bestandtheile aber als Sand verwittert, oder aufgelöst über unsere Thäler und Hügel verbreitet werden und hernach an gewissen Stellen mit einer dünnen Lage von fruchtbarer Erde bedeckt sind, die um eine mittelmäfsige Ernte zu erzwingen, eine Arbeitsamkeit und Anstrengung fordern, welche ohne die Strenge des Climas in Anschlag zu bringen, das bei weitem übersteigt, was die Bewohner anderer Länder anzuwenden nöthig haben. Die Erzeugnisse der Flözgebirge, welche man sonst überall findet und die, die wichtigen für den Nationalreichthum so höchst vortheilhaften Schätze, von Steinkohlen, Salz u. m. a. zum Mineralreiche gehörenden kostbaren Produkte enthalten, fehlen gänzlich in den Gebirgen Schwedens." Der Vf. giebt noch interessante Notizen über die geologische Beschaffenheit des Landes und besondern Naturerscheinungen in demselben.

Von der ganzen Bodenfläche Schwedens sind 79,29 Qu. M. Acker, 167,51 Wiesen und Koppeln, 3139,29 Feld, Wald und Berge, und 497 Landseen und Sümpfe, wovon 81,44 auf die 4 grofsen Landseen Wener-, Wetter-, Mälar- und Hyelmarsee kommen. Der *Wenersee*, an dessen unendlicher Wasserfläche Ref. fast wähnte in das unbegrenzte Meer hinauszuschauen, der *Wettersee*, langgestreckt mit seinen schönen nahe gerückten Ufern, das felsige und waldige Inselmeer des *Mälaren*, der nicht ein See sondern ein Labyrinth von gröfsern und kleinern Strömen zu seyn scheint, Flüsse, die zum Theil wie die Götha- und Dalelf u. a., majestätisch dahin fliefsen, wie die gröfsten der Europäischen Ströme, und die unendliche Zahl grofser und kleiner Gewässer, bieten eine unendliche Mannigfaltigkeit schöner Anblicke dar und geben vorzüglich dem Lande seine Reize. Wir haben bei dem Vf. eine etwas genauere Hinweisung auf den Reichthum und die Mannigfaltigkeit dieser Wasser vermifst, um so mehr als sie es auch vorzüglich sind, welche die in einem Lande, welches keinen dichten Anbau gestattet, zerstreuten Menschen einander näher bringen. In dieser Hinsicht liegen sie der Beachtung des Statistikers noch näher. Wir finden wohl an einem Orte genaue Angabe über die Fahrzeuge welche in einem Jahre (1831) den Trollhätta-, Hielmar-, Strömsholm-, Södertelge- und Götha-Kanal befahren haben, aber wir haben keine Beschreibung der grofsen Wasserstrafsen die durch die Canäle in Verbindung mit Seen und Flüssen erzeugt werden, ein Bild von den Communicationswegen nud Mitteln überhaupt gefunden. Es gehören zu diesen auch die wunderbar guten Landstrafsen, die man stets im besten Stand findet, selbst da wo man oft erst nach mehreren Meilen weiten Zwischenräumen, in den weit sich dehnenden Wald, an lichtern Stellen einige Häuser oder kleine Ortschaften findet, ohne dafs man (wenigstens in der Sommerzeit) die Anstrengung für die Erhaltung gewahrt.

Das Schwedische Volk, „welches, wie der Vf. an einer Stelle sagt, in der Weltgeschichte ein Ansehen erworben hat, das bei weitem die Ansprüche übersteigt, wozu die abgeschiedene geographische Lage und die geringe Anzahl der Nation dasselbe zu berechtigen scheinen" — bestand im J. 1830 aus: 2,888,082 Seelen; davon waren 1,390,921 männliche und 1,497,161 weiblichen Geschlechts; die verhältnifsmäfsig grofse Minderzahl der Männer, wird den mannigfaltig gefährlichen Geschäften welche sie treiben z. B. Bergbau, Fischerei u. s. w. zugeschrieben. Im J. 1751 betrug sie 1,785,727; im J. 1820: 2,584,690; im J. 1825: 2,771,252. Der Vf. bemerkt dafs trotz dieser Vermehrung vom $55\frac{3}{17}$ pCt., in dem gedachten Zeitraum, Schweden rücksichtlich der Progression seiner Bevölkerung im Vergleich mit andern Ländern auf einer niedern Stufe steht, da es weder an Raum noch Mitteln fehlt zwei bis drei Mal so viel Einwohner zu ernähren. „Ein bemerkenswerthes Verhältnifs entdeckt man, wenn man nach den verschiedenen Länen die Volksmenge von 1751 und 1825 mit einander vergleicht. Man findet dann, dafs die Ew. in Carlskrona-Län sich um 137 pCt. in Westerbotten um 130, in Westeräs-Län nur um 22 und in Stockholms-Län um 13 pCt. vermehrt haben." Dafs die Hauptstadt des Reiches einen fast schädlichen Einflufs auf das sie umgebende Land ganz wider die Erfahrung in andern Ländern gehabt hat, ist ein höchst sonderbarer Umstand, und veranlafst eben nicht zu den erfreulichsten Betrachtungen." Die gewöhnliche Vermehrung beträgt ungefähr 0,8 pCt.; im J. 1825 betrug sie 1,6, nach welcher Progression sie sich in 63 Jahren verdoppeln würde, zwischen 1820—1825 dem glücklichsten und ruhigsten Quinquennium das Schweden jemals gehabt hat, betrug sie durchschnittlich 1,3 pCt. Schon in den folgenden von 1825 — 30 gestalteten sich die Verhältnisse ungünstiger, da 69,932 Personen weniger hinzukamen, wovon Mifswachs, Krankheit und Noth die Ursachen gewesen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## STATISTIK.

Stockholm, b. Hörberg: *Statistik öfver Sverige grundad på offentliga Handlingar etc.*

Lübeck, b. Rohden: *Statistik von Schweden*, nach öffentlichen Dokumenten von *Carl af Forsell* u. s. w. Nach der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage übersetzt von *A. G. F. Freese* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 89.)

In einer genauen Tabelle, wie sich deren viele im Buche finden und gleichsam den Kern desselben ausmachen, ist für jedes Län in den Jahren 1820, 1825, 1830 die Volksmenge, so wie das Verhältnifs derselben nach Alter, Geschlecht, Zahl der Kindbetterinnen, die Sterblichkeit mit Rücksicht auf Alter und Geschlecht, der geschlossenen und aufgelöfsten Ehen u. s. w. angegeben. — Wir wollen hiervon Folgendes hervorheben: unter der Volkszahl des J. 1825 fanden sich 101,860 Männer und 140,505 Weiber, die über 60 Jahre, 17 Personen, die über 100 Jahre alt waren; die Summe der Geburten betrug 100,315, worunter 6701 uneheliche. Das Verhältnifs der unehelichen Geburten zu den ehelichen war demnach wie 1 : 13$\frac{1}{15}$, im J. 1749 wie 1 : 49 und hat seitdem fortwährend zugenommen, schon zwischen 1775 bis 1795 war es wie 1 : 27. „Sollten Unsittlichkeit und daraus entstehender Egoismus, Gleichgültigkeit und Erschlaffung auch für die Zukunft sich in demselben Grade vermehren, so ist das Resultat nicht schwer zu finden; denn wenn die Nationen auch noch so sehr an Reichthum, Bildung und einer Art Kunstfertigkeit zunehmen, aber in Hinsicht ihrer Moralität sich verschlechtern, so gehen sie dadurch früher oder später Mifsgeschick und Unglück aller Art entgegen."

Von den unehelichen Geburten des Jahres 1825 kamen aber allein auf die Stadt Stockholm 1012, während die Zahl der ehelichen Geburten in derselben 1685 war. Die Zahl der Gebärerinnen war 101,520; der Zwillinge 1409, Drillinge 19, todtgeborner 2635. Selten soll in Schweden ein Jahr vergehen, wo nicht ein Vierling wenigstens geboren wird. Ehen waren im J. 1825 geschlossen 23640; das giebt ein Verhältnifs wie 1 : 117$\frac{1}{4}$, während es im J. 1751 wie 1 : 107$\frac{1}{2}$ war, welches beweiset, dafs die Mittel, Frau und Kinder zu ernähren, seit jener Zeit abgenommen haben, oder auch dafs die Unsittlichkeit sich vermehrt hat." Der Vf. weiset an einem andern Ort noch ausführlicher nach, dafs im Ganzen von 2 Mädchen nur eines hoffen kann, einen Lebensgefährten zu finden, „und unter den Standespersonen ist dieses Verhältnifs gewifs noch unvortheilhafter." Aufgelöst waren 1825 worden 15628 Ehen und darunter durch den Tod des Mannes 9286, beider Ehegatten 207; gestorben überhaupt waren 56460, worunter 29180 männlichen Geschlechts und 276 Personen, die ein Alter über 90 Jahre erreicht hatten; auch dieses Verhältnifs ist früher günstiger gewesen. Der Vf. setzt noch ferner hinzu: „Die Sterblichkeit ist in Schweden am gröfsten im März und am geringsten im September. Die meisten Befruchtungen geschehen im December, die wenigsten im October; die meisten Kinder werden im September und die wenigsten im Junius geboren. Im Kindbette starben 1825 567, an den Blattern 1243, an den Masern 323, an der Bräune 368, an der englischen Krankheit 2965, am Keichhusten 2271, am Scharlachfieber 228, am kalten und remittirenden Fieber 1631, an der Ruhr 245, am Salzfluss und dem Aussatze 187, am Krebs 214, Kinder von Mutter oder Ammen erstickt 415; von dieser verhältnifsmäfsig so grofsen Zahl kam nur 1 auf Stockholm, 55 aber auf Wexiö, 45 auf Carlsstads- und 40 auf Carlmar-Län, was man aus den schweren Arbeiten, welche die Weiber in manchen Gegenden zu verrichten haben und dem dadurch verursachten festen Schlaf zu erklären versucht hat. Es waren 10 Kinder ermordet worden und 34 ältere Personen zum Tode verurtheilt und hingerichtet 9, Selbstmörder 150, Ertrunkene 1185, durch andere Unglücksfälle umgekommen 750. — Im J. 1751 starb 1 von 38, im J. 1825 1 von 49, was der Vf. aber für ein *aufserordentlich* vortheilhaftes Verhältnifs erklärt.

Was die ständischen Verhältnisse betrifft, so gehörten von den 2,771,252 Seelen, welche im J. 1825 die Bevölkerung Schwedens ausmachten, 2,067,375 dem Bauernstande an; das ungewöhnliche Uebergewicht dieser Classe gehört zu den vorzüglichsten Eigenheiten Schwedens. Die übrigen berechnet der Vf. in folgender Weise: Adel- und Ritterschaft 10,449, Geistlichkeit 13,977, Standespersonen 72,422, Bürgerstand 66,604, Ausländer 1127. Alle Andern (darunter versteht er Soldaten, Bootsleute, Kirchen-, Schleufsen-, Fähren-, Brücken- und zur Bergung von Schiffen angestellte Bedienung, Leute beim Bergwesen und in den Fabriken u. s. w. u. s. w.) 533,453.

Der Vf. bemerkt zu diesen numerischen Bestimmungen: dafs die Ritterschaft und Adel im Verhältnifs zur Nation $\frac{1}{263}$, zum Bauerstande $\frac{1}{193}$ ausmacht.

Wenn man mit dem Begriff eines Edelmannes die ehemalige Bedeutung eines selbstständigen unabhängigen Mannes verbindet, der sich meistentheils für das Militair- oder das Beamtenleben bestimmte: dann ist der Adel zu zahlreich im Verhältnifs zu dem übrigen Volke. Es ist nicht gar lange, als der Adel ein Drittel des Landes besafs; aber seit der Zeit adlige Güter auch von jedem Andern erworben werden und ihm eigenthümlich angehören können, verschwinden sie immer mehr und mehr aus den Händen des Adels. Der schwedische Adel ist also in der eigentlichen Bedeutung des Wortes ein Pergamentadel und hat wenig anderes von seinen ehemaligen Rechten mehr übrig, als bei den Reichstagen von selbst gesetzliches Mitglied zu seyn."

Die Geistlichkeit — deren oben angegebene Zahl natürlich Frauen und Kinder mitbegreift — hält der Vf. ebenfalls zu zahlreich, was durch die hergebrachte Kirchspiels-Eintheilung begründet wird; denn wenn es auch einige Kirchspiele von enormer Gröfse giebt, namentlich in den nördlichen Gegenden, wie z. B. Leksand in Falu-Län (oder Delekarlien) mit 9015 Personen und Skellefteå in Umeå-Län mit 9570 Personen, so giebt es dagegen eine andere Zahl, die nur an 150 Seelen haben und in Gottland kamen 1825 durchschnittlich 370 Personen auf jedes Kirchspiel, in Marienstädt Län 601, während nach Ansicht des Vfs. etwa 2500 die Durchschnittszahl seyn sollte. Dafs die Geistlichkeit in Hinsicht ihres Zweckes, Wirkungskreises, ihrer Zusammensetzung und Kenntnifs, die kompakteste und am meisten zusammenhaltende aller Corporationen Schwedens ist, liegt in der Natur der Sache und stimmt mit der Erfahrung überein. „Auch wurde ihr beim letzten Reichstage die Ehre zuerkannt, dafs sie besser als sogar die Ritterschaft und der Adel eine Pairskammer, oder die zurückhaltende, bewahrende oder vermittelnde Macht zwischen dem monarchischen und demokratischen Elemente repräsentire."

Sehr gering ist dagegen der Bürgerstand, welcher nicht mehr als 31,679 Personen männlichen Geschlechts zählt. Nach einer Angabe in Schubert's Statistik Bd. I. Thl. 2. S. 353 kamen im Jahre 1831 in England, welches hier den stärksten Gegensatz bildet, auf 100 Familien 28 die sich mit dem Ackerbau, 42 die sich mit Handel und Manufacturen beschäftigten und 30 die von ihren Renten lebten oder durch verschiedene andere Erwerbsarten sich erhielten. „Eine grofse Production, lebhafter Handel, Wohlstand und Reichthum scheinen in einer nahen Verbindung mit der Anzahl der in jedem Staate mit den Manufacturen beschäftigten Volksclassen zu stehen." — „Glücklicherweise hängt das Wohl und die Zufriedenheit der Einzelnen und der Staaten nicht unbedingt von einem gröfsern oder geringern Wohlstande ab, sondern wenn wir nur unser sparsames Auskommen haben und mit richtigem Blick unsere Lage beurtheilen, so können wir vollkommen so zufrieden mit unserm Loose seyn, als die reichsten Nationen mit den ihrigen."

Uebrigens ist die Zahl derer, die sich mit dem Ackerbau beschäftigen, noch weit gröfser, als die des Bauernstandes, denn mehr als die Hälfte der Bewohner der Städte nehmen Theil an den Beschäftigungen des Landmannes, eben so wie die meisten Brückspatrone und Bergwerker zugleich Ackerbau treiben, so dafs, wie Vf. meint, etwa 200,000 Personen, etwas mehr oder weniger, seyn mögen, die gar nicht mit dem Ackerbau beschäftigt sind.

Aus dieser Classification der Bewohner Schwedens ergiebt sich schon, dafs man sich dieses Land nicht mit blühenden Städten bedeckt denken kann. Zwar ist die Zahl der Städtebewohner gröfser, als jene 66,604, welche oben zu dem Bürgerstande gezählt wurden, denn ein Theil der den übrigen Ständen Angehörigen wohnte in den Städten, ohne zu den städtischen Gemeinden zu gehören, doch betrug diese im Jahre 1825 im Ganzen nicht mehr als 279,645 (1833 circa 293,997), d. i. $\frac{1}{8\frac{7}{9}}$ der Bevölkerung des Landes; von dieser aber kamen allein auf Stockholm 79,173 (im Jahre 1830 zählte die Stadt 80,621 Einw., 1831 circa 81,000) und 26,702 (1833 circa 28,758) auf Gothenburg, so dafs mithin für alle übrigen Städte nur 173,470 Einw. übrig blieben. Nächst Gothenburg folgt Carlskrona, damals mit 12,227 Einw., Nörrkiöping mit 10,148, Malmö mit 8670, Gefle mit 8086, Carlmar mit 5033, die übrigen 78 Städte — es sind im Ganzen 85 Orte, die diesen Namen führen — haben unter 5000, 52 unter 2000, 26 unter 1000 Einwohner, unter diesen findet sich Falsterbo mit 213. — Ref. hat einen grofsen Theil dieser Ortschaften gesehen, von denen die meisten viel weniger städtisches Ansehen haben als viele Dörfer im südlichen Deutschland. Diese Ortschaften bestehen meistentheils aus ein-, höchstens zweistöckigen Häusern, die aus übereinander gelegten Balken errichtet, roth angestrichen, gröfstentheils mit Rasen, deren halb verdorrte Halme im Winde spielen, bedeckt sind. In den bessern wohlhabendern Orten gewinnen diese Holzhäuser, mit lichten Fenstern versehen, und mit Ziegeldächern oft ein recht freundliches Ansehen und bieten ein wohnliches Innere dar, wie zum Theil auch in Upsala, wo die fast an einem Punkte zusammengedrängten, grofsentheils prachtvollen öffentlichen Bauten einen eigenthümlichen Contrast bilden gegen das ländliche Aussehen der übrigen holzerbauten Stadt. Nur Stockholm und Gothenburg sind von Steinen erbaut, doch auch hier bestehen die Vorstädte aus Blockhäusern; namentlich Stockholm bietet den Anblick einer prachtvollen Residenz (deren Lage einen majestätischen und reizenden Eindruck macht, wie vielleicht nicht eine zweite in Europa) und eines ärmlichen Dorfes zugleich dar, und man kann alle dazwischen liegenden Abstufungen an sich vorübergehen lassen, wenn man, vom Mittelpunkt ausgehend, die Grenze des Weichbildes am Süderthor aufsucht. Nörrkiöping, Gefle u. s. w. haben nur

nur eine oder ein Paar schönere von Steinen erbaute Strafsen, in den übrigen finden sich nur einzelne dergleichen Häuser. Alles ist durchgängig regelmäfsig und modern. Oft sind die Städte, vom Feuer verzehrt, neu entstanden. Nur die Kathedralen in einigen Städten deuten auf eine Vorzeit hin; sonst möchte man fast sagen, dafs diese Städte keine Vergangenheit, keine Geschichte haben, wie überhaupt das Bürgerthum in den Skandinavischen Ländern, erst durch die Hanse dorthin verpflanzt, keinen gedeihlichen Boden finden konnte.

Als einen Beweis, wie wenig viele der sogenannten Städte den Namen verdienen, führt der Vf. an, dafs von 13 Städten, die er aufzählt, im Jahre 1828 der Taxationswerth nur 591,000 Rthlr. betrug während der einzige Eisenbruck Leufsta im Upland — (ein Adelssitz der Industrie, ein Herrenschlofs, um das herum die Oefen rauchen, die Hammer pochen und in schöner Ordnung die Wohnungen der Arbeiter gebaut sind, wie deren Schweden viele hat, und die zu den Eigenthümlichkeiten des Landes gehören), — 602,000 zu zahlen hatte. In der That sind die Städte auch nicht blos ihrer Geringfügigkeit und ihres Ansehens wegen, sondern nach der Beschäftigung eines grofsen Theiles ihrer Bewohner, als ackerbauende Dörfer zu betrachten, was schon daraus sich ergiebt, dafs sie, Stockholm und Gothenburg ausgenommen, über 140,130 Tonnen (Aecker, Wiesen und Wald) Land haben. Diese wurden 1828 zum Werth von 5,743,823 Rthlr. angeschlagen, während der Werth der Städte überhaupt zu 55,152,125 Rthlr. Davon kamen auf Stockholm aber 23,832,280 (nach einer andern Angabe am Schlufs 25,219,942), auf Gothenburg 4,725,320, auf Malmö 1,636,455 Rthlr. u. s. w. — Der Vf. bemerkt aber, dafs man von der Armuth und dem Verfall der Städte nicht auf die Lage des Ackerbaues, was sonst wohl mit einander in Verbindung steht, schliefsen dürfe. Die Gründe der Geringfügigkeit der Städte findet er darin, dafs die tonangebenden Klassen der Nation, diejenigen ausgenommen, die Vermögen genug haben, den Winter in der Hauptstadt zuzubringen, und so auch die unadeligen Standespersonen, welche Eisenbrucke besitzen und so ferner, es vorgezogen haben, auf ihren Gütern und sonstigen Besitzungen zu leben; dafs ferner das Fabrikwesen mit Gleichgültigkeit angesehen, die Handwerke schlecht betrieben worden sind, während der Landmann in jedem Kirchspiele eine hinlängliche Menge Handwerker und für Tagelohn arbeitende Personen findet. Seit 30 Jahren hat sich dieses Alles freilich etwas geändert, ist aber doch in Vergleich mit Deutschland, England und Frankreich noch sehr im Werden.

Der Grad der Bedeutsamkeit der Städte ergiebt sich noch mehr, wenn man deren Vermögens-Verhältnisse mit denen des Landes im Allgemeinen vergleicht. Die Summe des Eigenthums, wovon Abgaben gezahlt wurden, wurde nach den vom Königlichen Kammergericht 1826 angelegten Tabellen auf 531,048,00 Rthlr. geschätzt, darin sind aber der Verkehr der Kaufleute und die Gehalte der Beamten nach einem mäfsigen Maafsstab zu Kapital angeschlagen. Von jenen 531 Mill. aber kamen etwa 35 auf den Adel, während 10 der Geistlichkeit, 92 dem Bürgerstand, 25 den Standespersonen, 21 den Beamten und mehren Andern, 347 der Bauern- und Arbeitsklasse angehörten. Das Grundeigenthum allein war zu 378,644,919 angeschlagen, wovon, wie oben bemerkt, etwas über 55 Mill. auf die Städte kamen. Die Zahl der wohlhabenden Familien war im J. 1825 auf 37,927, derer, die ihr Auskommen haben, auf 364,040, der dürftigen zu 120,088 angegeben, so dafs letztere $\frac{3}{13}$ der Bevölkerung ausmachten. Hiebei deutet der Vf. aber an, wie Reichthum und Armuth nur relativ zu nehmen, und niemand als dürftig zu erachten, wer mit dem Seinigen auskommt und zufrieden ist. Er macht auch selbst auf die Unsicherheit dieser Vermögensberechnungen und die Bestimmungen des Verhältnisses der Dürftigen und Wohlhabenden zu einander aufmerksam (S. 29 f.) und man wird, wenn man die verschiedenen Angaben vergleicht S. 230, 292, 297, nicht einmal genaue Uebereinstimmungen der Zahlen finden.

*Ackerbau* ist, wie schon aus Obigem hervorgeht, die Hauptbeschäftigung des Schwedischen Volkes; man nimmt an, dafs $\frac{7}{9}$ der Nation davon in Anspruch genommen werden. Er erfordert in Schweden eine so grofse Anstrengung, weil der Sommer so kurz ist und die Wärme in den 18 Stunden langen Tagen zur Eile treibt. In dem Mangel einer bedeutenden Kraft liegt der Grund, weshalb es schwer ist, eine *weit ausgedehnte* Wechselwirthschaft, das einzige Verfahren, das das Clima gestattet, einzuführen. Der Vf. macht darauf aufmerksam, dafs die Angabe, die er über den Zustand des Ackerbaues zu machen im Stande ist, ungeachtet sorgfältiger Benutzung aller Quellen, nicht so genügend und zuverlässig sind, als sie seyn sollten, wovon der Grund in der grofsen Ungleichheit der Hufen sowohl hinsichtlich ihres Werthes, Areals - Ertrages, als der darauf lebenden Menschen sind. Das Ackerland wird auf 1,835,000 Tonnen Land geschätzt. Geärntet werden an Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mengekorn und Erbsen nach Abzug der Aussaat 6,499,000 Tonnen, was einen durchschnittlichen Ertrag von $4\frac{3}{7}$ Korn ergiebt, indem 1,469,000 Tonnen ausgesäet werden. Da man durchschnittlich auf die Person $2\frac{1}{2}$ Tonnen jährlich rechnen mufs, so würde dieses einen Ausfall von etwa 666,000 Tonnen Getreide geben, welcher Mangel aber durch den erweiterten Kartoffelbau gedeckt wird. Man ist also in Schweden, wiewohl nur 11 Provinzen sind, welche hinlänglich Getreide zu ihrem Bedarf und wohl etwas mehr hervorbringen, während 13 der Aushülfe bedürfen, dennoch dahin gelangt, in gewöhnlichen Jahren keiner Zufuhr von fremden Getreide zu bedürfen. Seit 30 bis 35 Jahren hat der Ackerbau grofse Fortschritte gemacht, aber erst seit dem letztverflossenen Decennium ist

je-

jenes für das Land günstige Verhältnifs eingetreten. Zwischen 1805 und 1828 hat sich die Volksmenge um 18, die Getreideproduction um 42 p. Ct. vermehrt; 1805 pflanzte man 90,000 Tonnen Kartoffeln und ärntete 360,000; 1828 pflanzte man 460,000 Tonnen und ärntete 3,248,000 Tonnen. — Zur Aufhülfe des Landbaues haben besonders beigetragen die seit 1802 erlassenen Gesetze und Vorkehrungen, um die übermäfsige Zerstückelung der Hufen (die besonders auch in Dalekarlien bis ins Unendliche ging und zur Verarmung des Landes beigetragen hat) theils aufzuheben, theils zu verhindern. Diesem zunächst aber auch der Anbau öder Striche Landes. Doch ist noch Manches zur Verbesserung zu thun übrig; Schweden bedarf noch immer der Zufuhr an Schlachtvieh; die Wiese, meint der Vf., hat selten ein richtiges Verhältnifs zum Acker, obgleich man allgemein zugesteht, dafs sie die Mutter des Ackers ist. Das Bewässern der Wiese, welches bei der lebhaften Vegetation und der kurzen Sommerwärme von der gröfsten Nothwendigkeit wäre und wozu das Local vortreffliche Gelegenheit bietet, ist fast eine ganz unbekannte Sache. Der Vf. giebt in dieser Beziehung noch manche Winke, und weist auf die Nothwendigkeit der Errichtung von Magazinen hin, um den traurigen Folgen des Mifswachses zuvorzukommen, die sich, wenn auch jetzt in minderem Grade, doch noch immer von Zeit zu Zeit zu zeigen pflegen, da man auf 5 Jahre im Durchschnitt eine schlechte, eine gute und drei mittelmäfsige Aernten zu zählen pflegt. Der Durchschnitts-Preis des Getreides war an der Börse von Stockholm zwischen 1825 und 1835 Weizen 11 Rthlr. 7 Schill., Roggen 7 Rthlr. 39 Sch., Gerste 6 : 22, Hafer 4 : 11 Schwed. Bco.

Schweden hat unter allen europäischen Ländern verhältnifsmäfsig den gröfsten *Waldboden*; nach einer reducirten Angabe kann derselbe (wenn man Lappland und das unzugängliche Norrland abzieht) auf 25 Mill. Tonnen Landes angeschlagen werden und diese, meint ein Autor, dessen Berechnung *Forsell* anführt, konnten dreifach den Ertrag des Bedarfes, welchen er auf 7,230,000 Faden berechnet, liefern. Aber die Holzproduction ist so gering, dafs man zu dem Verbot der Ausfuhr des Brennholzes geglaubt hat greifen zu müssen, dafs Stockholm gröfsentheils von der Zufuhr aus Finnland in dieser Hinsicht abhängig ist, und, wie Ref. selbst sah, Eisenhämmer aus Mangel an Brennmaterial feiern mufsten. Die Vernachlässigung der Holzwirthschaft hat die Verwüstung der Wälder herbeigeführt, und der bisherige geringe Werth des Holzes, der durch die Schwierigkeit des Transportes bei der weitläufigen Bevölkerung des Landes erhalten wurde, hat diese Vernachlässigung hervorgerufen. „Erst während der Regierung des jetzigen Königs hat man angefangen dieser, für die Entwickelung und Aufnahme der Nationalindustrie so wichtigen Angelegenheit gröfsere Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist ein Forstinstitut errichtet, worin eine kenntnifsreiche geschickte Forstbedienung gebildet wird und aus welcher sich mit der Zeit die Kunde einer verständigeren Holzwirthschaft unter die Gutsbesitzer verbreiten wird; die vielen Gehölzer der Krone werden neu regulirt, ein Theil derselben wird verkauft und der andere mit Holz besäet; sie werden eingetheilt, gepflegt und besser bewacht u. s. w."

Nächst dem Ackerbau ist Schwedens vornehmster Erwerbszweig der *Bergbau*. Die jährliche Summe von allen Zweigen des Bergbaues kann wahrscheinlich auf 10 Mill. Bco Rthlr. angenommen werden, wovon 7 Mill. auf das Eisen kommen. Die Eisenverschiffung hat im Durchschnitt in den letzten 10 Jahren 371,761 Sch. betragen. Die Brucks- oder Eisenfabrikbesitzer in ihrem zu Theil prachtvollen Häusern bilden einen eigenen und mit den wohlhabensten Theil der Schwedischen Aristokratie; auch der gemeine Mann in den Bergwerksgegenden erfreut sich eines gröfsern Wohlstandes; die Schmiede halten sich für besser als den geringen Mann von der Ackerbau treibenden Klasse und Vf. meint, dafs, wenn dieser Vorzug sich auf die gröfsere Anstrengung des Körpers gründet, er sehr wohl verdient ist. Der Bergbau hat der Nation die Mittel gegeben, sich alle fremden Bedürfnisse zu verschaffen. Sein Emporkommen ist grofsentheils durch die Aufmerksamkeit, welche die Regierung ihm zugewandt hat, durch den besondern Schutz, den er vorzüglich zur Zeit Carl IX. genofs, befördert worden. Der Bergbau geniefst daher wichtige Privilegien, er hat eigene Gerichtsstühle, ein eigenes administratives und rechtsprechendes Collegium, er hat gegen geringe Abgaben grofse Strecken von Kronwäldern zu benutzen; eine nicht unbedeutende Menge von Hufenzins und Steuerbeiträgen des gemeinen Mannes ist unter sehr harten Bedingungen in die Schuldigkeit für die Fabriken Kohlen zu brennen und Fuhren zu leisten verwandelt worden u. f. f. Dennoch ist aber diese Haupterwerbsquelle Schwedens in Gefahr. Das Bergcollegium selbst hat sich bei einer Gelegenheit dahin geäufsert: „dafs eine Vergleichung mit dem Standpunkt, worauf sich die Verfertigung des Eisens anderer Länder, besonders Englands, befindet, immer beunruhigernde Resultate für den Schwedischen Eisenhandel giebt, welche der Schwedischen Bruckindustrie nicht mehr zu erlauben scheinen, unthätig auf ihrem alten Standpunkte stehen zu bleiben; wenn anders ihre Produkte in dem allgemeinen Welthandel ihren Werth behalten sollen" u. s. f. Ungeachtet des hohen Tagelohns hat es England durch seine Industrie dahin gebracht, dafs es das Eisen wohlfeiler liefern kann als Schweden. „Die grofsen Flüsse, welche die nordische Halbinsel nach allen Richtungen durchschneiden — sagt der Vf. — bieten beinahe überall durch die zahlreichen von ihnen gebildeten Wasserfälle mechanische Hülfsmittel dar, welche in Hinsicht ihrer Kraft allen Dampfmaschinen Englands zusammengenommen entsprechen."

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## STATISTIK.

STOCKHOLM, b. Hörberg, *Statistik öfver Sverige grundad pa offentliga Handlingar etc.*

LÜBECK, b. Rohden: *Statistik von Schweden*, nach öffentlichen Dokumenten von *Carl af Forsell* u. s. w. Nach der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage übersetzt von *A. G. F. Freese* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 40.)

An Versuchen durch *künstliche* Mittel die *Industrie* in Schweden emporzubringen hat es nicht gefehlt. Arndts Reise enthält, wie Ref. sich erinnerte Manches über versuchten Seidenbau, und anderen der Beschaffenheit und Lage des Landes gar nicht angemessene, weit aussehende und übelberechnete Unternehmungen und Pläne, denen man sich hingegeben, wodurch viel Geld des Landes in die Hände von Projectenmacher gebracht worden ist. Der Vf. führt an, dafs die Unterstützung aus dem Manufacturfonds von 1739 bis 1786 nicht weniger als 138 Tonnen Goldes betrug. Aber aller Unterstützungen, Ermunterungen, Einfuhrverbote ungeachtet stehen Fabriken, Manufacturen und Gewerbe noch auf niederer Stufe. Im J. 1824 betrug die Zahl der Fabriken nicht mehr als 1177, der Fabrikarbeiter 8156 und der Werth der gelieferten Produkte 7,281,182 Rthlr. Im J. 1827 war die Zahl der Fabriken und Werkstätten 1266, der Arbeiter zwar nur 7814, aber der Werth der gelieferten Psoducte 8,118,286 Rthlr. Da der Preis der Fabrikwaaren in der Zeit aber eher gesunken als gestiegen ist, so zieht der Vf. daraus den Schlufs, dafs Kunstfleifs und Arbeitsgeschick im Steigen waren. Dies ergiebt sich aber noch mehr aus einem in einem ziemlich umfassenden Auszug mitgetheilten Berichte des Commerzcollegiums vom 5. Dec. 1832, wornach im Jahr 1831 die Anzahl der Fabriken auf 1884, der darin beschäftigten Personen auf 12,143 und der Werth der Fabrikate auf 9,699,456 Rthlr. Bco gestiegen war. Doch sollen diese grofsen Zahlen nicht blos auf wirkliche Zunahme beruhen, sondern zum Theil durch genauere seitdem eingegangene Nachrichten entstanden seyn. — Zu den bedeutenden Fabriken, welche auch am meisten im Aufblühen begriffen waren gehören, die Tuchfabriken, sie producirten im Jahr 1831: 528,590 Ellen zu einem Werth von 2,794,458 Rthlr. davon kommen über 2 Mill. Rthlr. allein auf die in Nörrköping bestehenden, welchen dann die in Stockholm an Bedeutung am nächsten kommen. — Die Erzeugnisse der Baumwollen- und Leinewand-Fabriken beliefen sich auf nur 269,706 Rthlr. Das Weben als Hausarbeit war aber bedeutend im Steigen begriffen, so dafs es den allgemeinsten Nebenerwerbszweig ausmachte; die keinesweges vollständigen Angaben, wobei auch alles ausgeschlossen ist, was zum Hausbedarf des Landmanns verfertigt worden, ergeben für das J. 1831 zwischen 4 bis 5 Mill. Ellen. Ein grofser Theil des Wohlstandes des Norrlandes ist auf die Vollkommenheit in der Leinenweberei begründet. Jetzt werden Prämien dafür vom Staate gezahlt, (im J. 1828 an 3500 Rthlr.) im J. 1748 war es bei Strafe verboten worden, dafs der Bauer Weharbeiten zum Verkauf verfertigen sollte! Die Länge des Winters schon weist, wie der Vf. bemerkt, den Landmann in Schweden auf Nebenerwerbszweige hin, und das magere Wenersborgs-Län hat es dadurch zu einem *fast* gleichen Wohlstand und gleicher Volksmenge mit dem fruchtbarsten Län (Malmöhus) gebracht. — In den Zuckerraffinerien waren 1831: 4,560,508 Pfund Zucker und 3,218,306 Pf. Syrup zum Werth von 1,813,069 Rthlr. verfertigt. Die Tabaksfabriken producirte für 817,225 Rthlr. ohne dafs sich aber dieser Gewerbszweig vom J. 1829—31 gehoben zu haben scheint.

Die Gründe welche das Aufkommen eines gröfsern Fabriksystems in Schweden verhindert haben, meint der Vf. sind nicht blos die geringere Fähigkeit des Volkes, welche durch eine gewisse Rohheit der Lebensweise, die die Folge der Anstrengung bei einem rauhern Klima und unfruchtbaren Boden ist, veranlafst wird, sondern vorzüglich die verwüstenden Kriege, welche die besten Kräfte des Landes verzehrt haben; dafs ferner die höheren Klassen es unter ihrer Würde gehalten haben, sich mit dem Fabrikwesen zu beschäftigen und es an einem besonders in Schweden so wirksamen Beispiel fehlen liefsen; hierzu kommt noch Mangel an Gelegenheit die erforderlichen wissenschaftlichen und technischen Kenntnisse — (seit 1826 ist in Stockholm ein technologisches Institut errichtet das 1832: 191 Eleven zählte) — zu erwerben, und endlich, dafs diejenigen, welche Fabriken anlegten, es an sorgfältiger und unermüdeter Aufsicht nicht selten fehlen liefsen.

Der Vf. ist ebenso warmer Anhänger und Vertheidiger der Gewerbefreiheit, wobei er sich besonders auf das Beispiel Preufsens beruft, als der Handelsfreiheit, deren Grundsätze er in seinen dem *Handel* gewidmeten Abschnitt auseinandersetzt. Dafs ein Land dauernd Handel mit Schaden treibe, sagt er, ist unmöglich. „Es giebt gewifs eine Art Unter-

bilance im Handel, aber diese ist eigentlich nur *moralisch*, das heifst wenn z. B. für unser treffliches Eisen lauter Kleinigkeiten verschrieben werden, Spielsachen aus Nürnberg, Strohhüte aus Livorno und tausendfach anderer Tand aus Paris, so beweist dieser Umstand, dafs die Nation die sich solchen Kram zuführen läfst, auf einem ganz sonderbaren Punkte der Bildung steht, oder dafs sich ein sehr schlechter Geist des Mittelstandes bemächtigt hat, welcher doch den niedrigen Klassen mit edlem und verständigem Beispiel vorgehen sollte; indessen befördert gleichwohl die Einverschreibung dieser Lappeleien einen lebhafteren Umsatz in der Industrie des Reiches, als wenn *nichts* eingekommen wäre." — „Wenn Schweden jährlich über 8 Mill. Pfd. Zucker consumirt, aber nur für 23,000 Rthlr. Bücher verschreibt, so giebt dieses zu dem Schlufs Veranlassung, dafs der Kulturthermometer des Publikums in mehreren Dingen eben so niedrig steht als die nordische Landestemperatur." —

Der Export war im Jahre 1824 = 11,397,058; der Import = 9,802,047 Rthlr. berechnet worden; im J. 1831 Export = 13,564,618; Import = 12,302,682 Rthlr. In den dazwischen liegenden Jahren hat aber die Einfuhr die Ausfuhr immer mehr oder minder bedeutend überstiegen. Im J. 1827 ist dies durch den Mifswachs des vorhergehenden Jahres veranlafst worden: Der Vf. macht aber die Bemerkung, dafs die ganze Berechnung der Aus- und Einfuhr bis 1831 auf falschen Grundsätzen beruhe, weil die eingeführten Waaren nach dem Partie-Preise an dem Orte, wo sie gelöscht werden, die ausgeführten nach den Preisen am Landungsorte berechnet sind. Die Zolldirection hat im J. 1829 auch vorgeschlagen, die ausgehenden Waaren um der Avance des Absenders, so wie um alle die Abgaben und Exportkosten höher zu berechnen, welche vom Ausländer ersetzt werden müsten, und die eingebrachten um alle solche Kosten über den ursprünglichen Preis niedriger zu veranschlagen, welche der Ausländer nicht erhalten hat; darnach ergiebt sich für das J. 1831, wie aus den angeführten Angaben hervorgeht, ein Total-Ueberschufs von Export. v. 1,261,936 Rthlr. Bco. Nachtheilig stellt sich die Handelsbilanz Schwedens gegen Norwegen, Finnland, Rufsland, Hamburg und Lübeck, Spanien, beide Sicilien, Brasilien; gegen alle übrigen Staaten handelt es mit Vortheil. Nach den Vereinigten Staaten exportirt Schweden für 3,199,255 Rthlr. Die Einfuhr von daher ist = 905,547 Rthlr. und also der Ueberschufs = 2,293,708 Rthlr. Nach Grofsbritannien Ausfuhr = 3,236,700 Einfuhr von daher = 1,745,131 Rthlr. der Ueberschufs = 1,491,569. Nächst dem findet der lebhafteste Verkehr mit Hamburg und Lübeck statt; der Werth der Exporte dahin ist = 875,235, der Importe = 2,024,471 also eine Unterbilanz von 1,149,236 Rthlr. Von Brasilien erhält Schweden = 1,395,096, und führt dahin = 339,744, so dafs der Import um 1,055,352 Rthlr. gröfser ist. Nach Rufsland, Finnland ausgenommen, geht von Schweden nur für 113,447 Rthlr. und von dort wird eingeführt für = 1,069,393 Rthlr. Mit am nachtheiligsten für Schweden stellt sich auch der Handel mit Norwegen, der Export dahin ist = 524,372, der Import = 1,547,170 Rthlr. — In Schwedischen Fahrzeugen waren ausgeführt 126,120 Lasten zum Werth von 7,848,971 Rthlr., eingeführt 68,504 Lasten = 7,974,982 Rthlr., in ausländischen Fahrzeugen eingeführt 67,224 Lasten = 4,327,700 Rthlr. und ausgeführt 68258 Lasten = 571,647 Rthlr. — Der Vf. meint, dafs wenn man Vermuthung wagen dürfte, der Binnenhandel kaum am Werthe einem Drittheil des ausländischen gleichkommt; die Gründe seiner geringen Ausdehnung findet derselbe in der Gröfse des Landes, der geringen Bevölkerung, der Schwierigkeit der Communication, und in dem Grundsatz, dafs jede Haushaltung so viel als möglich ihre Bedürfnisse selbst zu befriedigen sucht. Im J. 1831 wurde die Fahrt im Reiche mit 1209 Fahrzeugen zu 27,393 Lasten betrieben, davon gehörten 414 Fahrzeuge zu 11,206 Lasten den Städten. Die Zahl sämmtlicher Fahrzeuge der Städte betrug überhaupt 1122 zu 57,285 Lasten. — Die Zahl aller Handelsleute betrug 1831, 3080, und ihrer Handelsdienerschaft 3158 Personen, sie erlegt an Abgaben für bürgerliche Handthierung 112,000 Rthlr.

Was bisher über die Eintheilung des Schwedischen Volkes, über seine Erwerbsquellen und die Art ihrer Benutzung hervorgehoben, läfst schon der Zustand der geistigen Cultur des Volkes vermuthen. Alle Verhältnisse haben sich in einer gewissen alten Einfachheit erhalten, welche die Natur des Landes selbst als Nothwendigkeit auferlegte. Landbau der mühsam mit dem Aufwand aller Kräfte getrieben werden mufs, Bergbau und die damit zusammenhängende Fabrication des Eisen sind die Haupterwerbsquellen. Die Landbauer machen den bei weitem überwiegenden Theil der Bevölkerung aus, die Stärke der Nation; einen bedeutenden Bürgerstand giebt es nicht, und der Adel, der nicht sowohl als ein ursprünglich organischer Bestandtheil des Volkes sich erhalten, sondern als Nachbildung der Verhältnisse in den südlichern Ländern sich gestaltet, und eine für das Volk drückende Macht sich erworben hatte, hat diese so wie seine Besitzthümer gröfstentheils verloren, so dafs es ihm selbst an den äufsern Mitteln fehlt, um durch wohlthätigen Einfluss und durch Beispiel leitend an die Spitze des Volkes zu treten. Unter der Mittelklasse, von welcher der Vf. sagt, dafs sie die Nation zu leiten scheint, dürfte wohl nichts anders zu verstehen seyn als der Inbegriff derer die ohne eigentlich zu den privilegirten Stand des Adels zu gehören nicht unmittelbar durch ihrer Hände Werk ihren Erwerb machen, Handelsleute, Industrielle, Beamte u. s. w. ohne Rücksicht ob sie Mitglieder der städtischen Gemeinden oder auch nur Einwohner der Städte sind. Die Zahl derselben kann verhältnifsmäfsig nicht grofs seyn, da sie nur *einen Theil* des vom Vf. s. g. *Herrens*tandes ausmacht, dessen Verhältnifs zum Bauerstand der Vf. wie 1:16 angiebt. Diese Mittelklasse meint der Vf., hätte in

Schwe-

Schweden keine besondern Eigenthümlichkeiten, „sie ist wie auch in anderen Staaten nur bemüht Humanität (?) zu erlangen." Dieser gleichsam in den obern Schichten der Gesellschaft sich zeigenden Auflösung der Nationalität ungeachtet, lassen sich bei dem grofsen Ganzen, gewisse eigenthümliche Charakterzüge unterscheiden, die sich durch Lebensart, durch Ausbreitung über ein grofses Land, durch inwohnende Kraft und Ernsthaftigkeit erhalten haben. „Diese Charakterzüge sind, Gottesfurcht, Bravheit, Achtung vor den Gesetzen, Sittlichkeit, Sparsamkeit und eine wohlwollende Gastfreiheit, daneben aber auch Neid und Mifsgunst unter einander und gegen die Vornehmen, Verkennung eigner Vorzüge und eine übertriebene Achtung vor Allem, was ausländisch ist und zuletzt eine gewisse Rohheit mit daraus entstehender Heftigkeit, welche letztere indefs sehr oft dem unmäfsigen Genusse des Branntweins zuzuschreiben ist." „Der gemeine Mann von der arbeitenden Klasse ist langsam in seinen Bewegungen, fordert gute Bedenkzeit, ist nicht ohne gesundes Urtheil und mag lieber überzeugt als überredet werden. Seine Thätigkeit ist meistens mit Ruhe berechnet und er erträgt lieber männliche Gewaltthätigkeit als kindische Tändelei, lieber Mifshandlung als Neckerei. Dafs man sein Wort halte, ist vorzüglich, was er verlangt". — — Was den erwähnten übertriebenen Genufs des Branntweins betrifft, der an der Wurzel des physischen und moralischen Wohlseyns des Schwedischen Volkes nagt, so bemerkt der Vf. hierüber, dafs alle Kriege zusammen demselben nicht so viel Leides zugefügt haben; dafs mehr als ¼ von allen Verbrechen, aller Noth und alles Elendes, welche das Volk drücken, sich in nähern oder entferntern Verhältnissen von diesem berauschenden Zerstörungsmittel herschreiben. Immer allgemeiner wird die Klage, dafs keine nüchterne Arbeiter zu erhalten seyen. Bei der Musterung der Conscribirten im Jahr 1831 mufsten beinahe ⅓ von den Jünglingen als untauglich zurückgewiesen werden. Die royalen Brennerei unter Gustav III. haben nicht wenig zur Vorbereitung des Branntweingenusses beigetragen und die grofse Brennerei auf den Gütern von den Bemittelten betrieben, neben der gestatteten Hausbrennereien thun jetzt das Ihrige. Im J. 1785 betrug die Consumtion des Branntweins jährlich 5,400,000 Kannen, aber bis 1829 war sie nachdem Finnland vom Reiche getrennt war, nach der Angabe des Oeconomie- und Beschwerde-Ausschusses auf 22 Mill. gestiegen. Wenn auch nicht ausgerottet, so meint der Vf. könne und müsse das Uebel doch verringert werden. Die Berathungen des Reichstages im J. 1834. führten zu keinen Entschlufs; auf dieser Seite wollte man das Uebel durch Verbot oder Besteurung der Pisterschen Werke, also Beschränkungen der grofsen Brauereien, auf der anderen durch Verbot der Hausbrennereien bekämpfen.

Es wäre um so mehr zu beklagen, wenn der übermäfsige Genufs des Branntweins die gesunde Kraft der Masse des Schwedischen Volkes verzehren sollte, wie moderner Luxus und moderne Cultur, (aus der man mehr fast das Gift als die guten Bestandtheile gezogen zu haben scheint) schädlich auf die höheren Klassen eingewirkt haben, da gerade diese Masse des Volkes eine gewisse Bildung besitzt, wie sie in gleicher Verbreitung fast in keinem andern europäischen Lande zu treffen ist. Unter 1000 Menschen wird in Schweden wie der Vf. anführt, kaum einer getroffen, der nicht lesen kann. In der ärmsten Hütte trifft man Psalmbücher, Bibel, Postille und oft mehrere Andachtsbücher. Die Volksbildung ist um so schätzenswerther als sie ganz von der Religion getragen wird und ohne alle jene Veranstaltungen, die man mit Mühe in anderen Ländern zu erhalten und zu erweitern sucht, gedeihet. Schätzbare Bemerkungen hierüber, so wie über Schwedischen Unterrichts- und Schulwesen überhaupt, findet man in dem Bericht des im J. 1828 niedergesetzten Comités und in ein paar dadurch veranlafsten Schriften von Geyer und Hans Järta, woraus Ref. unter näherer Angabe der Titel jener Schriften, — einiges in einem kleinen Aufsatz: über das Universitätswesen in Schweden (in Bran's Minerva. August. 1836) mitgetheilt hat. Es kann dieses um so mehr hier einigermafsen zur Ergänzung dienen, als des Vfs. Abschnitt nicht geeignet ist, eine Vorstellung von dem Schwedischen Unterrichtsanstalten, deren Einrichtung und Beschaffenheit zu geben. Da er für sein Vaterland schrieb scheint er dies grofsentheils als bekannt, vorausgesetzt zu haben, und beschränkt sich fast ausschliefslich darauf die Zahl der die Universitäten und Schulen Besuchenden überhaupt anzugeben und nach den verschiedenen Provinzen, denen sie angehören, nach dem Stand ihrer Aeltern, Vermögensbeschaffenheit, ihrem Alter zu classificiren. Die Zahl der Studenten auf beiden Universitäten betrug im J. 1830: 2085, der Schüler in den höheren Schulen, Gymnasien, Gelehrten- und Apologisten-Schulen im Sommer 1832: 5071; vom Herbst 1824 bis Frühjahr 1832 waren in diesen Schulen inscribirt 11,195. Man wird diese Zahlen aber in keiner Weise beurtheilen können, ohne näher mit der Organisation und dem Wesen aller dieser Anstalten bekannt zu seyn. Fafst man diese Verhältnisse näher ins Auge, so wird man finden, dafs die Zahl der Studierenden bei weitem nicht verhältnifsmäfsig so grofs ist, als es scheinen könnte. — Der Vf. verbindet mit diesen Angaben eine sehr kurze Literär-Statistik, d. h. Angabe der Zahl der in jedem Fach des Wissens im J. 1830 herausgekommenen Schriften und ihres Geldwerthes. Die Summe war 715 und deren Gesammtpreis 429 Rthlr. 30 Sch. Schw. Bco. Da im Ganzen der Preis der Bücher nicht sehr viel geringer ist, als bei uns z. B. *Forsells* Statistik 21 Bogen stark kosten 3 Rthlr. Bco, so sieht man leicht, dafs in der Gesammtzahl dieser gedruckten Schriften nur wenig eigentliche Bücher gewesen seyn können. Hat man die Sache etwas näher kennen gelernt, so weifs man auch, dafs unter den kleinen Schriften nur wenig eigentlich wissenschaftlichen Inhalts sind, sondern die Mehrzahl

in

in die Klasse der politischen und anderer Streit- und Flugschriften gehört. Scheidet man von den Büchern die Uebersetzungen ausländischer Werke aus, so bleibt eine sehr geringe Zahl von Originalproductionen; in manchen Fächern wird diese nicht nur in einzelnen Jahren, sondern in viel gröfsern Abschnitten = 0 seyn. Bei einem Volke, das in einem Lande, welches die ganze physische Kraft des Menschen in Anspruch nimmt, weit zerstreut wohnt, bei dem Städte- und städtischen Verkehr, so wie alle die dadurch geschaffenen und erleichterten Hülfsmittel gering sind, wo den Einzelnen die Anschaffung von Büchern verhältnifsmäfsig fast so schwer ist, als wenn wir etwa unsere Privatbibliotheken gröfstentheils aus englischen Werken zusammensetzen sollten, wo der Schriftsteller nur für die Sache und die Anerkennung arbeiten mufs, ohne Entschädigung für den Verlust seiner Zeit zu finden, ist diese Armuth des Schriftthums erklärlich genug. Sie scheint dabei auch durch eine gewisse Langsamkeit des Nordischen Geistes gefördert zu werden; selbst tüchtige Männer bewundern die deutsche Regsamkeit, da bei uns schon viele Professoren und Schriftsteller in einem Alter sind, wo man in Schweden grofsentheils noch als Student die Universität besucht. Einer gewissen gehäfsigen Verkleinerungssucht die dem Ref. aus den dabei nicht gehaltvollen Kritiken hervorzuleuchten schien, möchte auch nicht die beste Wirkung beizumessen seyn. Dazu kommt, dafs durch mannigfach andere Ursachen gewisse Zweige des Wissens, z. B. die Jurisprudenz in so tiefen Verfall gerathen sind, dafs die Wiedererweckung nur langsam geschehen kann. Dafs man in den historischen Wissenschaften überhaupt hier auf gutem Wege ist, ist bekannt, das Einzelne darüber kann hier nicht angegeben werden.

Mehr fast noch als die Unvollständigkeit der statistischen Angaben über die geistige Cultur Schwedens und die Anstalten zu deren Forderung, ist zu bedauern, dafs der Vf. sich einer Darlegung der Verfassung seines Vaterlandes fast ganz überhoben hat. Man sieht es wohl, dafs die „in vielen Fällen ganz verwickelten Staatseinrichtungen Schwedens" nicht ein Gegenstand sind, denen er sich mit Liebe zuwenden mochte, daher er lieber — was wir doch in mancher Hinsicht bedauern — „die speciellere Kenntnifs von ihrer Organisation und ihrem Wirkungskreise als schon vorher bekannt, voraussetzen wollte" und sich beschränkt hat, nur einige allgemeine Bemerkungen (die mehr politischer Natur sind) darüber zu machen.

Mit der Voraussetzung dieser Bekanntschaft steht aber sehr im Widerspruch, die bald nachher folgende Bemerkung „dafs die Grundgesetze des Reiches den Meisten mit Ausnahme von wenigen Reichstagsleute und Beamten fast ganz unbekannt sind, welche Unkenntnifs um so weniger Wunder nehmen kann, als nicht einmal auf den Universitäten Vorträge über Schwedisches Staatsrecht gehalten werden. Eine genügende und gedrängte Darstellung der Schwedischen Staatsverfassung würde gewifs also nicht nur für das Ausland allein eine dankeswerthe Gabe seyn. Ref. wird an einem andern Orte versuchen einen Beitrag dazu, mit einigen Hinblicken auf die Reform-Wünsche und Vorschläge, an denen es in jenem Lande auch in den letzten Jahren nicht gefehlt hat, zu geben. Die Bemerkungen die unser Vf. über die Verfassung an Stelle einer Darlegung derselben zu geben für gut befunden hat, bezwecken ebenfalls auf die Nothwendigkeit von Reformen im Allgemeinen, und auf die Art wie sie zu Stande kommen könnten, hinzuweisen. Der Vf. glaubt nämlich dieses nur dann hoffen zu können, wenn die Regierung selbst die Initiative ergreift und bestimmte Vorschläge macht, und allerdings dürfte, wer mit der Organisation und Zusammensetzung der Reichsstände einigermafsen bekannt ist, wohl mit dem Vf. übereinzustimmen geneigt seyn. „Wenige Einrichtungen sind z. B. beim *Geben der Gesetze* so unförmlich als die Reichsstände; das uneingeschränkte und bis zur Lächerlichkeit benutzte Motionsrecht, die langwierige Ueberlegung in *vier* verschiedene Abtheilungen oder Ständen, die geraume Zwischenzeit von 5 Jahren von einem Reichstag zum andern, ist eine grofse Unbequemlichkeit; allein bei der jetzigen Zusammensetzung der Stände ist es eher ein Vortheil." In einer nachfolgenden Note führt der Vf. dann an, dafs bei dem letzten Reichstag das Ritterhaus aus 492 Mitgliedern bestand, von denen 221 dem Officierstande (von Fähndrich bis Obersten) angehörten, 40 höhere Staatsbeamte 58 Hofchargen- und Beamte, im Ganzen aber 475 betitelte waren. Den Predigerstand bildeten 57 Mitglieder, als Beamte. Der Bürgerstand war repräsentirt von 57 Personen, von denen 15 Bürgermeister, 10 Rathsverwandte u. s. w. Der Bauernstand zählte 122 Mitglieder. — Wie wenig die zahlreiche Adelscurie die Elemente einer eigentlichen Aristokratie enthält, wie eine solche aber auch hier, wenn sie vorhanden wäre, eine ganz andere Stellung einnehmen müfste, als in einem Lande das einen mächtigen Bürgerstand hat, leuchtet ein. Die Schwedischen Verhältnisse bieten sicher kein unfruchtbares Feld zu politischen Betrachtungen und Vergleichen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## STATISTIK.

Stockholm, b. Hörberg: *Statistik öfver Sverige* grundad på offentliga Handlingar etc.

Lübeck, b. Rohden: *Statistik von Schweden*, nach öffentlichen Dokumenten von *Carl af Forsell* u. s. w. Nach der *zweiten* vermehrten und verbesserten Auflage übersetzt von *A. G. F. Freese* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 41.)

Eine Angabe der Organisation und der Wirkungskreise der höhern oder allgemeinen Landesbehörden und Collegien fehlt. In *administrativer* Hinsicht ist es besonders die Langsamkeit und die viele Schreiberei, worüber geklagt wird. Der Vf. giebt ein in der That fast ans Abenteuerliche grenzende Beispiel davon. Es folgt dann eine Tabelle welche die administrative, juridische und kirchliche Eintheilung des Landes angiebt, welche Tabelle der Vf. dann mit einer Reihe von Anmerkungen über die Unzweckmäfsigkeiten in dieser Eintheilung (bei welcher die Theile von der verschiedensten Gröfse, die Sitze der Behörden oft ungünstig gelegen sind) begleitet. Man findet hier auch den Gedanken den Sitz der Landesregierung von der Grenze und aus der so unmittelbaren Nähe eines mächtigen Nachbars nach Mariestadt, am Wernersee, in die Mitte des Landes zu verlegen. Die alte Provinzialeintheilung beruhend auf eine schon im M. A. erloschene Stammesverschiedenheit und den allmälig fortgeschrittenen Anbau des Landes, ist so gut als erloschen. Das Land zerfällt in administrativer Hinsicht in 24 Provinzen (Län). Der Vf. hat durchgängig, die schon von andern befolgte Weise angenommen diese immer nach der Hauptstadt zu bezeichnen. So wird z. B. Linkopings- für Ostgotlands-, Nykiöpings- für Södermannlands-, Falu- für storra Kopperbergs-Län oder Dalekarlien gesagt. Jedes Län zerfällt in mehrere (einige enthalten 3, andere 20) Härade (eine alt germanische Bezeichnung mit Hundertschaft gleichbedeutend) und Vogteien, deren jedesmalige Zahl aber mit Areal und Volksmenge in dem Län in keinem bestimmten Verhältnifs steht. Die höchsten Beamten in diesen Landestheilen haben den Namen Landeshöfdinge und Häradshöfdinge.

Die Eintheilung in juridischer Hinsicht steht mit der administrativen in keiner Verbindung. Die Gerichte welche im allgemeinen die erste Instanz bilden, führen den Namen Häradsthing; nicht in jeder Härad, in sofern wir darunter eine Abtheilung eines Läns verstehen, besteht aber ein solches Gericht. Bei derselben hat sich noch ein Rest der alten Volksgerichtsbarkeit: die Nämd (*nominati*, Geschworene) erhalten, doch mit sehr beschränkter Wirksamkeit. Leider hat der Vf. über die Organisation der Gerichte überhaupt nichts bemerkt. Jede Provinz im ältern Sinn hatte früher ein Lagmansthing, in welchem der Lagman (Gesetzesman, Rechtsvorstand) die Leitung hatte und an welches der Zug von den Häradsgerichten der Provinz ging. Diese Lagmansthinge sind fast erloschen, und die zweite Instanz bilden jetzt eigentlich die Hofgerichte, deren es 3 giebt, nämlich das Swea-Hofrett zu Stockholm und das Götha-Hoffrett zu Gothenburg (gleichsam für das alte Schweden- und Gothenreich), wozu dann später noch das Schonische zu Christiansstadt gekommen ist. Die letzte Instanz bildet das höchste Gericht, das Königs-Gericht in der Haupt- und Residenz-Stadt des Landes. Aufserdem bestehen aber in den Städten noch besondere Gerichte (Kämnärs- und Radfuwurätt) und eine grofse Menge Special-Gerichte. Um aber nur einigermafsen zur Einsicht dieser Gerichtsorganisation zu gelangen, würde es einer detaillirten Auseinandersetzung bedürfen, die hier nicht gegeben werden kann. In dem Abschnitte über die Gerechtigkeitspflege, welcher einer der letzten im Buche ist, theilt der Vf. ausführliche statistische Angaben über Thätigkeit der Civil- und Criminalgerichte nach den Berichten des Justizministers von den Jahren 1830 u. 1831 mit, womit in genauer Verbindung stehen die Nachrichten über die Bevölkerung und Verwaltung der Corrections- und Gefängnifsanstalten, welche der Vf. mit denen über das Armenwesen verbunden hat.

Die beiden, wie oben bemerkt worden, wohl nicht in zweckmäfsiger Weise von einander getrennten Abschnitte über die Abgaben und Contributionen (S. 231 — 263) und von den Finanzen (S. 309 bis 321) würden sowohl in der Anlage wie in der Auswahl des Materials eine andere Gestalt erhalten haben, wenn es mehr die vorherrschende Absicht des Vfs. gewesen, eine in das Einzelne gehende Darstellung der ganzen Staatsorganisation zu geben, als die seinem Vaterland wichtigsten Interessen zur Sprache zu bringen. Es mochte sich der Vf. auch wohl gescheut haben in das Schwedische Kameralwesen tiefer einzugehen. Ein Auszug aus *Rabenius* Lehrbuch des Kameralrechts, welches so wenig es eigentlichen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen kann, schon beachtenswerth ist, als das erste Hand-

oder Lehrbuch eines Theiles der Rechtswissenschaft, das seit mehr als 100 Jahren in Schweden erschienen ist, dürfte einstweilen für das Ausland vielleicht nicht ohne Interesse seyn. — Das von den Ständen genehmigte Budget (der Reichsstaat) von 1829 betrug nahe an 9 Mill. Thaler Bco.; die sämmtlichen Staatsbeiträge sind in Schweden aber nach den von den Landeshöfdingen gemachten Quinquagenälberichten auf 20 Mill. Thaler berechnet worden. Der Staat bezieht nämlich in Schweden nicht nur eine Menge Grundrenten, Zehnten u. s. w., sondern auch gröfstentheils das Militär, der Strafsenbau u. s. w., werden nicht aus der Staatscasse erhalten und besorgt, sondern von dem Volke unmittelbar; die Ausgaben und Arbeiten dafür müssen daher mit zu den Staatsbeiträgen gerechnet werden. Der Vf. berechnet darnach dafs in Schweden auf den Kopf etwa 7 Rthlr. jährlicher Beiträge kommen; dafs die Gesammtbeiträge etwa $\frac{1}{15}$ des Grundkapitals und $\frac{1}{11}$ von der jährlichen Production (zu 83 Millionen angeschlagen) ausmachen. Er hebt daher hervor, wie selbst dann, wenn man die Berechnungen, die allerdings nicht ganz zuverlässig, nicht als vollkommen richtig anerkennen wollte, dennoch in Schweden ein weit ungünstigeres Verhältnifs als in andern Ländern, eine drückendere Abgabenlast stattfinde. Wenn daher auch die Darstellungen, welche den Landbau, der vorzüglich jene Lasten trägt (16 Mill.) als erdrückt unter derselben, verschmachtend, schildern, wie der Vf. darzuthun sucht, übertrieben sind, so sucht er doch eindringlich auf die Nothwendigkeit der Verminderung derselben, — vorzüglich auch durch weise Sparsamkeit, die er mit den Worten der ausgezeichnetsten Nationaleconomen, als Grundregel der Staatswirthschaft aufstellt, hinzuweisen. Möglich solle diese Erleichterung werden durch eine gleichere Vertheilung der Auflagen, durch minder kostspielige und einfachere Einrichtung der administrativen, rechtlichen und geistlichen Angelegenheit und durch Verwandlung besonders der *höhern Staatsämter in Ehrenämter*. — Schweden ist in der glücklichen Lage, welches nur wenige Staaten Europa's mit ihm theilen, jetzt gar keine Staatsschuld zu haben; und die Bank fand sich vor ein paar Jahren in der Lage, dafs auf dem letzten Reichstage (1834) die s. g. Realisation beschlossen d. h. die Bestimmungen getroffen werden konnten, dafs man von einem bestimmten Termin an (den 1. October 1834) das Papiergeld zu einem bestimmten Werth (der nach dem damaligen Mittel-Cours, nicht nach dem Nominalwerth festgesetzt wurde) gegen Silber sollte ausgewechselt erhalten können, und Silbergeld nun, das aus dem Verkehr ganz entschwunden war, wieder im Umlauf gesetzt werden sollte. Der Staatsbankrot vom J. 1809 ist dadurch gewissermafsen geschlossen. Die glückliche Lage der Finanzen Schwedens wird der „weisen Politik des grofsen Königs, während der verwickelten Umstände worin sich Europa 1812 befand" zugeschrieben. Eifrig und ausführlich erklärt sich der Vf. gegen die Ansicht, welche eine Nationalschuld als nothwendig und nützlich anzupreisen sucht und theilt am Schlufs dieses Abschnittes noch eine Uebersicht der Wirksamkeit der in Schweden bestehenden Leihebanken mit.

Wie in allen unsern europäischen Staaten wird auch in Schweden der gröfste Theil der hochgesteigerten Staatslasten durch das Kriegswesen erforderlich gemacht und verzehrt. Nach der Angabe des Vfs. betragen die Kosten von Schwedens See- und Landvertheidigung 6,931,603 Rthlr., wovon 1,201,527 auf erstere kommen. Der Vf. bemerkt dazu dafs „wenn auch unleugbar diese Summe höchst bedeutend sey in einem an Menschen und Produkten armen Lande, bei einem sechsmonatlichen Winter, besonders, wenn man jene Summe mit einem auch noch so geringen Ertrage der Gebäude und Etablissemente aller Art vermehren wollte, welche seit ältern und neuern Zeiten wegen und für Rechnung des Vertheidigungswerkes sich schon vorfinden, so müfste man doch auf der andern Seite erwägen, dafs die Freiheit von allen Gütern der Erde, die wir erhalten können, das vornehmste ist, und dafs wenn unser mächtiger Nachbar im Osten den wir im Gebrauch der Waffen eingeübt haben, nicht überzeugt ist dafs er eine Nation findet, die sich vertheidigen kann und will, es vielleicht bald genug mit dieser Freiheit vorbei wäre." Die ganze bewaffnete Macht Schwedens beträgt nach den Angaben 166,397 Mann, wovon 23,160 Seetruppen sind. Der gröfste Theil der Landmacht, besteht aus der *Bewehrungs*-Mannschaft (Landwehr oder Landsturm nach unserer Vorstellungsweise) nämlich 102,916 Mann einschliefslich der Insel Gothland. Angaben über diese Organisation dieser Art im J. 1812 in Schweden eingeführten Nationbewaffnung finden sich in dem vorliegenden Werke nicht. Das stehende Heer besteht aus *geworbenen* Truppen im Ganzen 6200, (nämlich drei Artillerie-Regimenter zu 2720 Mann und königliche Garde wozu in Kriegeszeiten noch 3687 s. g. Extratruppen kommen) und *eingetheilten Truppen* 26914 Mann. Das eingetheilte Heer, eine Schweden eigenthümliche Einrichtung, durch Carl XI. etwa 1680 begründet, machte bisher den eigentlichen Kern des Schwedischen Kriegswesens aus. Es sind die s. g. eingetheilten Soldaten, ackerbauende Krieger, die gegen Ueberweisung eines kleinen Grundstückes von Seiten der Grundbesitzer, welche die Soldaten vermöge ihres Besitzes zu stellen haben, zum Dienste verpflichtet sind. Die Lage dieser Soldaten die meist verheirathet sind, wird als sehr günstig im Verhältnifs zu ihren übrigen Mitbürgern geschildert; was ihre Moralität betrifft, so glaubt der Vf. mit Bestimmtheit behaupten zu können, „dafs wenn man seine Kasse einem eingetheilten Soldaten in Verwahrung gäbe, man sicher seyn könnte sie bei einer Anzahl von 1000, unberührt von 999 wieder zu erhalten." „Im Kriege habe das eingetheilte Heer, wenn es gut angeführt worden, immer seine Bestimmung vollkommen erfüllt." Es läfst sich aber nicht leugnen, dafs dieses so achtbare Nationalinstitut, mit der in neue-

rer Zeit wieder erwachten und ins Leben eingeführten Ansicht, dafs ein *jeder* Staatsbürger auch zum Waffendienst für das Vaterland persönlich berufen ist, in einem gewissen Widerspruch steht, und daher in kürzerer oder längerer Zeit, derselben gänzlich wird weichen müssen.

Die dem Meere zunächst gelegenen Landstriche sind in der Weise (eingetheilte) Bootsleute zu stellen verpflichtet, als die übrigen Landestheile Reiter und Fufsvolk. Die Schwedische Kriegsflotte besteht aus nahe an 550 Fahrzeugen mit circa 23000 Leuten bemannt; unter jenen befinden sich 10 Linienschiffe, 13 Fregatten u. s. f. Den gröfsten Theil machen die zur Scheeren-Flotte gehörigen Kanonenschaluppen und Kanonenjollen aus. In Kriegeszeiten kann nach Angabe des Vfs. die Regierung noch auf die ganze Kauffahrteiflotte, etwa 1000 gedeckte Fahrzeuge mit 7—8000 an das Seeleben gewöhnte und erfahrne Matrosen rechnen. Uebrigens ist der ganze der Flotte gewidmete Abschnitt des Buches vorzüglich dazu, bestimmter zu erweisen, dafs die Unterhaltung einer eigentlichen Kriegesflotte den Schwedischen Verhältnissen nicht angemessen ist, dafs aber alle Sorgfalt und alle Mittel der Erhaltung und Verbesserung der Scheeren-Flotte, dem wichtigsten Vertheidigungsmittel des Landes zugewendet werden sollten. Auch die Wichtigkeit, welche die Dampfschifffahrt insbesondere auch für Schweden, sowohl in industrieller als militärischer Hinsicht erlangen könnte, hebt der Vf. besonders hervor. *Wilda.*

## TECHNOLOGIE.

Magdeburg, b. Rubach: *Die Steinmetzkunst in allen ihren Theilen.* Bearbeitet von *J. Andreas Romberg*, Architekt. In vier Heften. Mit 56 Steindrucktafeln. *Erstes* Heft IV u. 24 S. und XIV Tafeln. 1837. 4. (2 Rthlr. 16 gGr. netto die 4 Hefte.)

Die Verheifsung des Titels: „in allen ihren Theilen", darf nicht so genau genommen werden, denn es wird gleich darauf im Verwerte gesagt, dafs bei den Steinmetzen, welchen die Schrift zu einer höhern praktischen (?) Ausbildung verhelfen soll, die erforderlichen Vorkenntnisse vorausgesetzt werden, und dafs ferner eine gründliche Anweisung im Steinschnitte in dem Buche nicht zu suchen sey, da es hierüber andere vorzügliche Schriften gebe. — Es bleiben also nur die leichtern, gewöhnlichern Seiten der Steinmetzkunst, nämlich wie Quadermauern, Architrave und allerhand Gesimse geformt und in ihren Theilen untereinander verbunden werden.

Unter den Verbindungsarten der horizontalen Schichten von Architraven, Verblendungsquadern, Gewänden und Gesimsen ist manches Gute enthalten, aber es ist dabei nicht gesagt, wo sie nöthig oder entbehrlich sind. Bei dem Steinbau ist es vornehmlich der *rechtwinkliche Druck der Körper gegen ihre Unterlage* oder Stütze, von welchem die rechte Festigkeit erwartet werden mufs. Die rechtwinkliche Lagenfläche gegen die Druckrichtung vermögen alle Zwangsverbindungsmittel: Klammern, Dübel, Zapfen, Schwalbenschwänze u. s. w. in der Welt nicht zu ersetzen, woraus folgt, dafs man ihrer umgekehrt auch nicht bedarf, wo jene Hauptbedingung einer guten Bauart nicht fehlt. Nur wo zu besorgen steht, dafs der von Bautheilen auf eine regelrecht gelegte Steinschicht wirkende Druck zu schwach seyn möchte, äufsern Erschütterungen zu widerstehen, sind dergleichen Zwangsverbindungsmittel nicht unnütz. In diese Klasse gehören etwa mauerkrönende Gesimse oder andere Steinschichten, Wenig tragende Architrave u. s. w. — Nicht glücklicher ist die Gesimsverankerung Fig. 35. Tab. VII, besonders an dem Grathstichbalken, welcher mit dem Hauptbalken nur durch einen gewöhnlichen verbohrten Zapfen in Verbindung steht. Auch sind die, sich so sehr leicht gerade ziehenden und dadurch länger werdenden — mithin ihre Last ein Stück gehen lassenden — Knicke in den Ankern nicht musterhaft; sie wären in diesem Falle leicht durch Befestigung der Anker *auf* dem Balken, statt an den Seiten desselben, zu vermeiden gewesen.

Dagegen hat der Vf. sein Talent in der einfachen Formbildung aufs Neue an den Profilen und Verzierungen der Gesimse bewährt. Nur fehlen noch die Angaben für die Alles entscheidenden Verhältnisse der Gesimse zum Baue, die aber sehr wahrscheinlich in den folgenden Heften enthalten seyn werden. Nicht weniger hätten an einigen der Fufsgesimse die den Abflufs des Wassers behindernden Glieder vermieden werden sollen, da sie zweckwidrig sind, auch wenn sie mitunter an einigen sonst guten alten Bauten gefunden werden.

## LANDWIRTHSCHAFT.

Münster, b. Wundermann: *Düngerlehre über Stallmist, dessen Behandlung, Aufbewahrung und Verwendung; Ersatzmittel des gewöhnlichen Düngers, namentlich Knochenmehl, grüne Düngung, Moder; mineralischer Dünger, Feuer-Dünger, Brache- und atmosphärischer Dünger, Ent- und Bewässerung* vom Gutsbesitzer Freiherrn *v. Martels* auf Horst. Zur Belehrung des westphälischen Landmanns auf Veranlassung des landwirthschaftlichen Vereins zu Münster bekannt gemacht. 1835. VIII u. 133 S. 8. (10 gGr.)

Eins der werthvollsten Werke für den practischen Landmann mit gleicher Rücksichtnahme für den Gutsherren und für den Bauernstand mit verhältnifsmäfsig kleinen Besitzungen und besonders für Preufsens Westphalen und dessen jetzige grofse Urbarmachungen und Verbesserungen des Bodens. Der Titel ergiebt bereits den Inhalt und die Anordnung. Der Rec. will hier nur einige nicht genug beherzigte Rathschläge des würdigen Vfs. anführen, zum Beweise wie nützlich dieses Buch ist, z. B. dafs wer wenig Dünger hat, ihn nur flach unterpflügen

mufs,

mufs, damit der Mist der ersten Frucht zu Gute kommt; dafs auf Thonboden starke Düngungen ungegohrnen Mistes anzuwenden sind, dafs die Ammoniaksäure vorzüglich düngt und dafs daher der solche besonders enthaltende Pferdedünger für Plaggen und Moderhaufen pafst, und für einen Thonboden welchen er mechanisch verbessert; dafs man den Schweinedünger als den kältesten mit dem heifsesten dem Pferdedünger vermischen sollte, wenn man beide nicht sofort besser nützen kann; dafs man allen unkrautigen Mist mit Kalk oder mit Märgel mengen mufs, wo das Unkraut dem Boden nachtheilig werden kann; dafs der nach brabanter Art behandelte Stalldünger und die schweizer Art der Güterbehandlung jeder Landwirthschaft aufhilft; dafs China und Belgien die Muster der Düngerbereitung sind und letzteres auch zur Düngerbereitung in seinen grofsen Stadtgemeinden die physischen Kräfte der Ortsarmen sehr wohl zu nutzen versteht; dafs aller Stalldünger möglichst bald aus dem Stalle auf die Aecker gefahren werden mufs, welche er düngen soll, und dafs er, bis er benutzt wird, mit Erde, Moder, Kalk, Plaggen, Laub u. s. w. zu durchschichten und zu bedecken ist; dafs man mit dem Sandboden Klai und Kalk oder Märgel und mit dem Klaiboden Knochenmehl, Sand und Märgel mischen sollte; dafs Gründüngung und Abwechselung in den Düngungen jeden Boden bereichere neben der Zu- und Abwässerung je nachdem solcher das eine oder das andere bedarf; dafs man unter Zumischung von Asche in Kalkgruben die Knochen, Hörner, Klauen, alt Leder u. s. w. und darüber den Kalk den man nachher löscht, um sich das Mahlen zu ersparen, werfen mufs. Gebrannte Knochen im Zuckersiederabfall bedürfen eine schnelle Anwendung zum Düngen und dienen besonders einem marschartigen Boden. Die Gründüngung liefert besonders der Spörgel und unter dessen Arten vorzüglich der *Spergula pentandra* im echten Rigaer Tonnenlein durch das Ausstieben; dieser Same erlangt bei uns 16 bis 24 Zoll rheinländische Höhe, wird aber im Lauf der Generationen kürzer und verdient ein Handelsartikel aus Rufsland zu werden und die Reise eines Oekonomen nach der Heimath dieses Leins um die Ursache seines üppigen Wachsthums dort und des geringeren Wachsthums bei uns zu untersuchen. Nutzen leistet der gesäete Buchweizen auch dadurch, dafs er einem sauern Boden die Säure entzieht. Um die Oelsaaten säe man Senf, weil der Erdfloh diesen vorzüglich befällt. Aller viele Pilze ernährende Natur-Bodee ist sehr düngkräftig und sogar Günstersaat ein Mittel einen rohen Haideboden fruchtbar zu machen. Alles was durch Fäulnifs zerstört werden kann, ist Düngung, selbst faulendes Wasser und gemeiniglich verbessern die Mischungen die Düngungen. Der Kalk nützt durch seine Kraft den todten Humus in einen lebendigen zu verwandeln und auch durch die den Pflanzen dargebotene Kohlensäure, welche er aus der Luft wieder an sich zieht, so wie durch Lockerung des Thonbodens. Jeder Sandboden bedarf eine schwache und Thonboden eine starke Märgelung. Kohlenstaub eines Meilers über ein Zwiebelbeet vermehrt deren Aernte ungemein. Besonders die Erbsen und die Hirse bedürfen Gyps- und Knochendünger zum höchsten Gedeihen.

Leipzig, b. Müller: *Das Aufhelfungs- Futter- und Weidebuch für kleinere und gröfsere Landwirthe, welche ihre Güter selbst bewirthschaften, insbesondere für Pächter, Wirthschaftsbeamte, Pfarrherren, Landschullehrer und den Bauersmann*, mit mehr als 150 Abbildungen der brauchbarsten Gräser und Kräuter für die verbesserte Gründüngung, so wie für den Futter- und Weidebau, nebst einem Anhang zur leichten und schnellen Vergleichung und Vereinigung der europäischen Maafse und Gewichte in 5 Tabellen von *C. H. Nebbien*, Wirthschaftsrath. 1835. XVIII u. 213 S. 4. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Nach einer merkwürdigen geologischen Einleitung, die auch die Ursachen entwickelt, warum *Nebbien* dieses Buch schrieb, weiset er die Leser zurück auf seine Einrichtungskunst der Landgüter und erklärt warum er die Saat von vielerlei Unkräutern zur Gründüngung vorzüglich geeignet findet. Der *erste* Theil beschreibt die Wirthschafts- und Ertragsverhältnisse der kleinen Landwirthschaften des Mittelbodens zum Vergleichungsmorgen, Scheffel und Pfund. Unterrichtender sind die Ausziehungsverhältnisse der Aernten, aber auch da bleibt die gelehrte Buchhaltung oft ein gelehrter Wind, weil die Witterung, das Klima und die Natur des Bodens zur Bereicherung und Erschöpfung gemeinschaftlich wirken. Den Futterwerth und die Baukosten der Feldfrüchte hat der Vf. als Muster für solche Buchhaltung mühsam berechnet. Praktischer ist der zweite, der verbesserten Krautdüngung gewidmete Theil, worin der Vf. die Wohlfeilheit und den Segen der Krautdüngung beweist, mit Lehren wie sie auf den verschiedenen Benutzungen des Bodens, besonders auch bei Stoppelgesämen anzuwenden ist. Sehr richtig ist des Vfs. Idee, dafs jeder Boden in der Periode der klimatischen Vegetation *beständig* Nutzen schaffen mufs. Im dritten und vierten dem verbesserten Futter- und Weidebau gewidmeten Theil bewundert man die glänzenden Darstellungen und Erfahrungen, die einst vielleicht die Enkel höher schätzen werden als die Zeitgenossen. Die Einschleichung von ausgesäeten Giftpflanzen ist nicht zu besorgen, da alles in der Mitte der Vegetation untergepflügt und die Mannichfaltigkeit des düngenden Pflanzenwuchses offenbar ein Sparfonds für die nächste Aernte ist. Die Kupfertafeln dieses deutschen *hortus woburnensis* geben dem Werke einen hohen Werth, zumal dasselbe für seinen gehaltreichen Umfang wohlfeil ist. Der starke Absatz beweiset, dafs besonders Oesterreich den Werth der Nebbienschen Schriften, ungeachtet mancher Excentricitäten des würdigen Vfs., zu schätzen weifs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## MUSIK.

Berlin, b. Logier: *Theorie der Tonsetzkunst mit Bezugnahme auf die Theorie von W. A. Mozart* von *J. G. Siegmeyer*. — *Zweite* verbesserte und vermehrte Auflage. 1834. X u. 252 S. in 4. (Pr. 1 Rthlr.)

Hr. *Siegmeyer* trat mit seiner Theorie vor 14 Jahren auf zu einer Zeit, wo bereits die Kämpfe über das, was zum Wesentlichen der Kunst gehöre und nicht gehöre, allgemein geworden waren. Der Streit der Meinungen beruhete schon damals nicht mehr auf Gründen und Gegengründen, sondern war leidenschaftlich geworden, denn nicht mehr Leute vom Fach oder überhaupt von gründlicher Einsicht führten ihn, vielmehr waren es unerfahrene, mit der Kunst gar nicht vertraute Laien, die sich anmafsten zu sprechen, als gehörten sie unter die Meister. Der Kampf wurde daher auch am lärmendsten in Tageblättern und Unterhaltungsschriften aller Art geführt mit wildem Geschrei des Lobes und der Verwerfung in hochtrabenden Redensarten, witzelnden Plumpheiten und keckem Schwindel aufgeblasener Unwissenheit, so dafs die Gescheidten, die nicht mehr gescheut wurden, sich leider meist verdriefslich zurückzogen und mit den leeren Schreiern nichts zu schaffen haben wollten. Hatten diese Herren sich auch selbst aus dem Wasser der Trübsal gerettet, was weder ein Kunst- noch ein Ritterstreich genannt werden kann, denn sich zurückziehn und die gute Sache im Stiche zu lassen ist nichts Grofses: so blieb doch das Feld der Kunst und der Wissenschaft dem schäumenden, zuweilen rasenden Wasserschwall unglückselig Preis gegeben; die Kritik verlor ihr Ansehn, denn der Ernst der echten und ruhig belehrenden war den meisten, gleichfalls aufgeregten und leidenschaftlichen Lesern langweilend geworden; es war selten Einem um die Sache oder um Belehrung zu thun, sondern vielmehr um ergetzliche Unterhaltung, die man natürlich bei übersprudelnden Redensarten, bei denen man nichts zu denken Ursache hat, weil der Vf. selbst nichts dabei zu denken im Stande war, am bequemsten fand. Was unterhält die Menge besser als witzelnde Beschimpfungen und tollgewordene Vergötterungen? Man lacht, man staunt, man hat sich unterhalten ohne Anstrengung des verzärtelten Gehirns. Das Alles war damals mit den neuen Opern aus Italien und etwas später aus Frankreich über uns gekommen. Die Kunst mufste sich als Possenreifserin und Seiltänzerin mifsbrauchen lassen; das Volk wollte von ihr amüsirt seyn und ihre Priesterinnen waren Verkehrtheit, Dünkel und Windbeutelei aller Art. Wer sich unter diesen Umständen als rüstiger Kämpfer für Wahrheit und Schönheit bis hieher erhalten hat, mufs Kräfte haben, ist ein Ehrenmann, der nichts Geringes um der guten Sache willen über sich hat ergehen lassen. Und solche Männer des Rechts und der Tüchtigkeit finden sich denn doch! ja ganze Institute, die mit Ehren bis hieher sich durchgeschlagen und als Felsen fester Standhaftigkeit erwiesen haben. Beispiele solcher erfreulichen Erscheinungen mag sich der geehrte Leser selbst suchen. — Ist es denn aber jetzt unter uns darum besser geworden? Das Tosen und Sprudeln ungestümer Brandung, das die Dämme durchbrochen hat und unsere Fluren überschwemmt, dauert zwar noch fort: aber die nur einigermafsen Verständigen sehen das Wüste und Verwüstende nicht mehr für ein Glück an, erwarten nicht mehr das Heil der Welt von Leidenschaft und Keckheit; man begreift, dafs es etwas Edleres giebt, das Werth und Freude genug in sich trägt, die vom rüstigen Thätigkeitsdrange allein gewonnen oder vielmehr verdient seyn wollen. Das ist schon viel und verbürgt sowol die glücklichen Erfolge der für das Wahre und Echte kämpfenden Männer, als auch das schon jetzt sich erhebende Bessere einer sich wieder erkräftigenden Zeit. Dazu haben in musikalischer Hinsicht auch die Vereine der Tonsetzkunst wenigstens etwas, bald mehr bald minder, mit verholfen. Das Mechanische mufs freilich in jeder Kunst zuerst gebildet werden: allein die Kunst kann, wie alles Menschliche, wenn es vorwärts führen soll, des Antheils des Verstandes keinesweges entbehren; durch seine Bildung wird der Mensch erst sicher in seinem Thun und lernt, indem er denkt und etwas weifs, zwischen Verschiedenem mit Bewufstseyn wählen. Selbst das Bedenken unhaltbarer Dinge hellet auf, macht klar, lehrt erkennen, schätzen und dadurch menschlich lieben. Auf diese Art führt jedes Bedenken irgend eines Systems weiter, selbst dann, wenn wir nichts als eine bestimmte Verneinung gewonnen hätten, der die Bejahung immer zur Seite steht.

Hr. *S.* trat mit seiner Theorie so bescheiden auf, dafs er hinzufügte, „wenn ich sie so nennen darf", wünscht, wenigstens um seiner Absicht willen der Kunst zu nützen, gefällig aufgenommen zu werden, erklärt das Ganze für einen Versuch, der auf das System des achtungswerthen *Portmann* gegründet ist, entschuldigt einige leicht mögliche Dun-

kelheiten, die vom Mangel einer vollkommenen Erklärung herrühren, will bei den Regeln auf den Grund der Schönheiten in der Musik sehen und Fingerzeige dafür geben, sieht in der Phantasie der Künstler ohne anderweitige Bildung nicht das einzige Heil u. s. w. Jetzt erlebte der Mann die Freude einer zweiten Auflage, die wir hier möglichst gedrängt durchgehen müssen, da die erste Auflage in diesen Blättern nicht besprochen worden ist. Er ist jener Theorie treu geblieben, setzt jedoch hinzu: „In einzelnen Fällen ging mir jedoch nach einem genauen Studium und einer strengen Prüfung der Generalbafslehre von W. A. Mozart (natürlich keine von *M.* selbst geschriebene) ein helleres Licht über die Theorie der Harmonie und der daraus sich von selbst entwickelnden Schönheiten der Melodie auf, und diefs veranlafste mich, solche mit Bemerkungen begleitet bei *Schüppel* in Berlin herauszugeben und die Freude einer grofsen Theilnahme zu gewinnen." Er versichert, dafs der eigenthümliche, Mozart's Werken aufgedruckte Stempel und die unendlich mannichfachen Schönheiten derselben gröfstentheils nur aus seiner gedrängten, aber Alles umfassenden und richtigen Harmoniekenntnifs (?) entsprungen sind. Freilich ist diese Kenntnifs etwas werth und thut sehr viel: aber allein thut sie es nicht; es gehören aufser dem Genius noch andere Kenntnisse eben so unumgänglich nöthig dazu. — In Ansehung der Theorie selbst bekennt er, in dieser neuen Auflage keine Veränderung mit ihr vorgenommen zu haben, aufser dafs er seinen frühern Glauben, die Eintheilung der Intervalle in verminderte, kleine, grofse, reine und übermäfsige sey ein Scheinsystem, hier zurücknimmt und ihre Beachtung für nützlich erklärt; ja er sieht nunmehr, dafs eine genaue Benutzung derselben gröfstentheils den frappanten Reiz der Mozart'schen Accord- und Melodieenfolge erzeuge, was wir eben so wenig der Intervallen Benutzung allein zuschreiben können. Was im Einzelnen genauer erörtert worden ist, als in der ersten Auflage, wissen wir nicht, da uns jene Auflage unbekannt blieb. Der Schlufs seiner neuen Vorrede wirft ein Licht über das Ganze: „Leider mufs man häufig die Bemerkung machen, dafs die Sonne, die uns seit Mozart's, Haydn's u. s. w. Zeiten die Musikbahn erleuchtet hat, jetzt durch manche trübe Productionen verdunkelt wird, und dafs die *Sucht nach Neuheit und Eigenthümlichkeit* mit Riesenschritten vorwärts geht, alles ästhetische Gefühl für wahre klassische Schönheit abzustumpfen und allen guten Geschmack so wie noch manche jetzt entstehende schöne Meisterwerke zu verdrängen und auszurotten. Möge diesem Unwesen doch recht standhaft entgegen gearbeitet werden!" —

Ueber die *erste* Abtheilung des Buches haben wir nichts zu sagen, da sie die gewohnten Anfangsgründe enthält, die überall stehen, nicht klarer als anderwärts. Nur ist nach unsern Begriffen der Uebergang aus *C* in *G* eben so kurz als der in *F*. Ferner sind uns die Verwandtschaften der Tonarten kein hlofser Zeitvertreib der Theorie. Dafs die ganze Harmonie auf *Portmann's* Terzenbau, *also* auch auf *Romeau's* gegründet wird bis zur Terzdecime, was in der *zweiten* Abtheilung verhandelt wird, mag um derer willen berührt werden, die jener Männer Systeme nicht kennen. Das System mit den Accordreihen dürfte Manchem weitläufig und nicht so klar, als die gewöhnliche Darstellung, vorkommen, könnte auch systematischer gehalten seyn. Auch hier ist nichts zu bemerken, obgleich von der *Mehrdeutigkeit* jedes Tones in harmonischer Hinsicht im 6. Kap. viel gesprochen wird und zu viel ohne Noth, gleichfalls nicht systematisch genug, was die Uebersicht sehr erschwert. Die Stimmenführung im 7. Kap. kommt zu früh. — Die Lehre von der Verdoppelung der Intervalle ist nicht ausführlich und nicht bestimmt genug. Von der Auslassung der Stimmen ist spärlich. Die Modulation kann kürzer und deutlicher vorgetragen werden, im genauern Zusammenhange. Wenn von der Einrichtung der Modulation in Lehrbüchern gesprochen wird, so ist nur vom gewöhnlichen Zusammensetzen der Accorde die Rede, die grammatisch nothwendig ist. Nie soll angegeben werden, was man Alles kann und nicht kann, sondern nur, was sprachwidrig ist. Der Flug der Phantasie wird dadurch nicht gehemmt, nur die Construction der Perioden wird bezeichnet, die Aufeinanderfolge derselben in Aufsätzen bleibt frey. — Wichtiger ist die *dritte* Abtheilung von der *Melodie*. Der Vf. läfst die Melodie aus der Harmonie entspringen und nennt sie eine zerlegte Harmonie. Sie ist zusammengesetzt aus Harmonischen- und Wechseltönen, welche ihr erst die wahre Schönheit und den höchsten Schmuck ertheilen, so wie die durchgehenden Töne und Accorde. — Nur war die Melodie eher, als die Harmonie. Wie kann sie da aus ihr hervorgegangen seyn? Jetzt ist unsere Musik eine ganz andere geworden. Wir denken die Melodie in Verbindung mit der Harmonie, wenn das Glück gut und der Componist gebildet ist. Allein in der Lehre müssen beide zuvor getrennt angesehen und erörtert werden. Die Melodie hat auf symmetrische Sätzchen, die sich entsprechen, zu sehen, auf eine zum Grunde gelegte Tonleiter und auf Ausdruck irgend eines Gefühls. Die Harmonie hat blos die Zusammenreihung der Accorde zu berücksichtigen. Dann verbinde man beide und bringe die Lehre von den Cadenzen hinzu u. s. w. Das wird nach unserm Dafürhalten weniger Weitläufigkeit und mehr Deutlichkeit geben. — Dafs der Accord der Melodie die Modulation (Harmonieenschritte) bestimme und neue Wendungen bei Erfindung der Melodie, darüber spricht ein eigenes Kapitel, das zwar auf manche gute Gedanken bringt, aber nur als Anmerkung in einer Theorie betrachtet werden kann; Regeln sind nicht daraus zu entwickeln, und das Ganze läuft am Ende auf das wichtige Kapitel der Cadenzen hinaus: was nicht dazu gehört, bleibt der Freiheit der Componisten anheim gestellt. Das Kap. von der Aufnahme fremder Ideen bei Erfindung der Melodie erklärt sich dahin, dafs ein-

einzelne, kurze Aehnlichkeiten mit Andern gar nicht zu vermeiden sind, weil einzelne Harmonieenschritte wie die Worte in den Sprachen zu betrachten sind, die jeder Schriftsteller gebrauchen mufs. Nur Gleichheiten ganzer Gedanken sind tadelnswerth, wenn sie auf gleichmäfsige Art ausgedrückt werden. Am meisten soll man gegen solche Ideen mifstrauisch seyn, die sich sogleich klar in ihrer Ausdehnung und Abrundung darstellen; lieber daran im Gegensatze etwas abändern, womit man in der Regel der Beschuldigung der Entlehnung entgeht. Ein pfiffiger Satz, der jetzt zum Erstaunen bekannt und gar keiner Empfehlung mehr benöthigt ist. Dadurch ist schon vieles Alte wieder neu geworden. — Der Nachahmung rhythmischer Formen in andern Tönen wird gleichfalls mit Recht bei Führung der Melodie ein grofser Werth zugesprochen, was nicht minder bekannt ist, so wie die Lehre vom Satz und Gegensatze.

In der *vierten* Abtheilung wird S. 109 über den Rhythmus, das Metrum und die Symmetrie der Musik gesprochen. Jetzt wird der Rhythmus nicht mehr als ein ziemlich unwesentlicher Theil der Tonkunst angesehen. Es giebt dagegen noch immer musikalische Schriftsteller, die ihn mit Takt oder gar mit *Tempo* für Eins ausgeben, wogegen wir selbst oft genug aufgetreten sind. Der Vf. unternimmt es, den Rhythmus, den er eine Zusammenstellung der Zeichen nach (vom Takte) verschiedenen Arten und Eintheilungen einzelner Gedanken und ganzer Perioden nennt, um einen beabsichtigten Effect hervorzubringen, zu lehren von S. 110 — 155. Der Rhythmus gehört zu den Hauptsachen der Musik und man wird hier gute Andeutungen finden. Man mufs hierin die Kunst des Dichters zum Vorbilde wählen. Nur sind selbst in diesem Kapitel die Gegenstände nicht gesondert genug und Alles zu bunt gemengt; das Systematische hebt sich nirgends erwünscht hervor. Im 2ten Kap. dieser Abtheilung giebt er etwas von der Theorie der Harmonie, Melodie, des Rhythmus und der Symmetrie W. A. Mozart's, nämlich aus seinen Werken der Composition gezogen. Jedes einzelne Intervall eines Accords kann um der folgenden veränderten Ausweichung willen in ein grofses, kleines, vermindertes u. s. w. verändert und harmonisch behandelt werden. Die Primenharmonieen nennt der Vf. die Lichtseite, die Dominantenharmonieen die Schattenseite. — Mit Recht warnt er, die Farben nicht zu grell aufzutragen, was jetzt nur zu stark geschieht. Am Ende wird doch Alles wieder auf feines Gefühl und geregelte Phantasie zurückgeführt. — Die *fünfte* Abtheilung vom Contrapunkte und der Fuge. Hier wird freilich nichts Neues gelehrt, vielmehr erklärt sich der Vf. gerade heraus, er wolle von diesem zwar verdienstlichen, aber doch nicht immer auf Schönheit sehenden Künstlichkeiten nur das gehen, was zur Musik eines *Gluck*, *Mozart* und *Haydn* noch beigetragen habe. So grofs auch diese Männer sind und so hoch sie als Genieen der Tonkunst geehrt werden müssen, so ist es doch zu einseitig, nur dasjenige vom Contrapunkt zur Erlernung für werthvoll zu halten, was sie in ihren Werken praktisch gebraucht haben. Hätte Mozart noch länger gelebt, wer weifs, was er noch Alles von diesen Künsten angewendet hätte! Das Feld der ganzen Kunst mifst kein Sterblicher aus. Man erlernt eine Kunst und Wissenschaft nicht blos so weit, als man sie für einen untergeordneten Zweck zu gebrauchen vermeint, sondern man studirt sie so gründlich als möglich, damit man sie völlig überschauen und Alles gebrauchen lernt, was sie hat; damit man frei zu wählen vermag, was gerade für den neuen Fall das Beste ist. Die Erlernung des Contrapunktes, des einfachen nicht allein, sondern auch des doppelten, dient zur Erstarkung des Verstandes, dazu, dafs der Künstler überall zu Hause, überall Herr seiner Kunst sey und selbst im Schwierigsten, wird es nothwendig, sich leicht und anständig bewege. Der Vf., der recht wohl weifs, dafs er in seinem Werke nicht alle Regeln des Contrapunkts aufgestellt habe, findet es selbst für nöthig, die Liebhaber dieser Kunst auf *F. W. Marpurg's* bekannte Abhandlung von der Fuge zu verweisen, dem er selbst in der Anordnung dieses Gegenstandes folgte. Man liest 10 Beispiele verschieden benannter Contrapunkte des freien oder ungebundenen Stiles. So werden auch Beispiele des verbundenen Contrap. (*contr. obligatus*) nachahmend und fugenartig gegeben; darauf vom doppelten, in sofern es auf Versetzung einer Stimme in andere Intervallen ankommt. Da es 7 Intervalle in einer Tonart giebt, so giebt es auch einen siebenfachen doppelten Contrapunkt, als den Contrap. in der Secunde oder None u. s. w. Wer einen tüchtigen Lehrer haben kann, dem die Gabe verliehen ist, sich über das, was er praktisch vermag, mit Worten klar machen zu können, thut am besten, diese künstlichen Verschlingungen von ihm zu erlernen; aus Büchern wird es ihm schwer werden. — Wer aus Bequemlichkeit dergleichen Dinge gar nicht erlernen will, was jetzt nicht Wenige thun, die Ansprüche auf grofse Kunst machen, weifs nicht, was er versäumet; er würde sich sonst doch wohl überwinden. Solche Bequemlichkeitsmännerchen bringen die Kunst nothwendig herunter und sind nicht im Stande, Alles gehörig auszudrücken, was sie empfinden; es fehlt überall. Es ist abgeschmackt, etwas zu verachten und geringschätzig davon zu reden, was man nicht versteht. Erst lerne man es und zeige durch tüchtige Arbeiten, dafs man der Sache Herr geworden ist. Dann soll ein solcher das Recht haben, gegen den vielfachen Contrapunkt aufzutreten. Thut er es hingegen eher, so erklären wir ihn für einen Thoren. — Die *sechste*, sehr kurze Abtheilung bringt einiges Vermischte, namentlich Ideen über den Ausdruck, der den Componisten angeht, nicht den Spieler. Das mehr oder minder tiefe Gefühl ist angeboren, die Veredlung desselben nicht. Zur Darstellung einer Sache gehört schlechthin volle Beherrschung aller technischen Theile. Diese erwerbe man sich; sey nicht mit einem einzi-

gen

gen Systeme der Tonsetzkunst schon vollkommen gesättigt, sondern gebrauche mehre und arbeite aus, was erfahrene Männer vorschlagen. Kunst und Wissenschaft fällt keinem vom Himmel; man muſs sie erringen. Bestrebt man sich dann bei seinen Erfindungen immer nur auf den zweckmäſsigsten Ausdruck des Gegenstandes, nicht auf Nebendinge zu viel zu sehen, und sucht man diesem Bestreben stets die anziehendste Seite abzugewinnen, so wird etwas Geschicktes herauskommen. Ohne Kenntniſs der Mittel, ohne Uebung, sie mit Leichtigkeit handhaben zu können, kommt nichts als verworrenes Zeug, woran wir sehr bald übermäſsig reich werden können. Endlich sind Deutlichkeit und Einfachheit bei höchstem Reichthum der Gebilde überall die Hauptsache. *Dixi.*

## STATISTIK.

Paris, b. André: *De l'Italie et de ses forces militaires*, par M. le général marquis *Oudinot*. 1836. 374 S. in 8. (Pr. 6 Fr.)

Vorliegendes Werk zerfällt zwar nicht in der Form, aber doch seinem wesentlichen Inhalte nach, in zwei Abtheilungen, die, da solche von sehr ungleichem Werthe sind, unterschieden werden müssen. Der Vf. nämlich beschränkt sich nicht darauf, uns mit den Militär-Verhältnissen der italiänischen Staaten bekannt zu machen, sondern er versteigt sich auch in die höchsten Sphären der Politik und Geschichte, wo er jedoch, wie wir gleich von vorn herein zu bemerken uns veranlaſst finden, eben nicht recht zu Hause zu seyn scheint. Den von ihm in jenen Sphären entwickelten Ansichten nämlich gehen Festigkeit, hinsichtlich der Principien, und Logik, bei den daraus abgeleiteten Folgerungen, ab. Zwar legt derselbe ein stetes Verlangen nach Verbesserungen und Fortschritten zu Tage. Allein sein Stand und seine Erinnerungen aus den Zeiten des Kaiserreichs beschränken zu sehr den Kreis seiner apriorischen Ideen über Verfassung und Organisation, als daſs solche auf Völker Anwendung finden könnten, deren Sitten und Gewohnheiten die Zeit allein umzuwandeln vermag, der sohin durch positive Einrichtungen vorzugreifen ein eben so erfolglos als *gefährliches* Beginnen wäre. — Nichts desto weniger lobpreist Hr. *O.*, — was uns besonders als Inconsequenz aufgefallen, — die Regierung zu Rom, die er uns als nachahmungswürdiges Vorbild darstellt und von welcher er unter Andern behauptet, daſs solche, so unveränderlich sie auch in ihrem *geistigen* Princip sey, dennoch mit hoher Klugheit den Gang der Zeiten verfolge und stets bereit sey, alle Verbesserungen und Fortschritte in Betreff ihrer *weltlichen* Gewalt anzunehmen. Um den Beweis dieser, ersten Blicks wohl etwas hypothesirt erscheinenden, Behauptung nicht schuldig zu bleiben, bezieht sich der Vf. auf die zu Rom stattgehabte Versammlung von Provinzial-Deputirten, die sich über die gesetzliche Vertheilung der von der päpstlichen Kammer ausgeschriebenen Landessteuer zu berathen hatten. Besonders hoch aber wird der Regierung angerechnet, daſs sie sich dem diesfälligen Verlangen, als sich solches freilich mit höchst unschicklichem Ungestüm vor mehren Jahren äuſserte, widersetzt, nunmehr aber aus freien Stücken demselben willfahrt habe. Der Vf. macht bei diesem Anlaſs die zwar richtige jedoch keineswegs neue Bemerkung, daſs eine Regierung, die sich Zugeständnisse entreiſsen läſst, so gut als verloren ist, so wie daſs die Nationen, welche solche auf diesem Wege erlangen, die Bahn der Empörung beschritten zu haben nur zu bald bereuen.

Was nun den militärischen Theil des Buches anbetrifft, so gewahrt man, daſs der Vf. nicht bloſs seine Zahlangaben aus guten Quellen schöpfte, die er mit Gewissenhaftigkeit prüfte und benutzte, sondern daſs er auch ein Mann vom Fache ist der, mit den erforderlichen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet über Disciplin, Organisation und Verwaltung einer Armee ein Urtheil abzugeben vermag. In dieser Beziehung enthält das Buch nützliche Lehren und anwendbare Beispiele, die zur Beherzigung, besonders den Theoretikern, empfohlen zu werden verdienen. Indessen mag es hier bei dieser Andeutung sein Bewenden haben, indem wir uns darauf beschränken wollen, demselben zum Schlusse unseres Berichts die Zahlangaben über die respective Stärke der verschiedenen italiänischen Armeen zu entlehnen. — In ihrem Gesammtbetrage nämlich bilden diese eine Truppenmacht, welche sich, mit Ausschluſs der fremden Regimenter Oesterreichs im lombardisch-venetianischen Königreiche und den Legationen, in Friedenszeiten auf 140,000 Mann und, auf dem Kriegsfuſs gesetzt, auf 270,000 Mann beläuft. Davon kommen auf Neapel 47,713; auf Sardinien 35,200; auf das österreichische Italien 31,400; Kirchenstaat 17,707; Toscana 450; Parma 1800; Modena 1750; Lucca 680; San-Marino 40. — Nimmt man nun mit dem Vf. die Bevölkerung von ganz Italien auf 22 Millionen an, so ergiebt sich, daſs die italiänischen Staaten eben keinen Grund haben, sich über einen unverhältniſsmäſsigen Militär-Etat zu beschweren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## BIBLISCHE LITERATUR.

1) Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Die poëtischen Bücher des Alten Bundes* erklärt von *Heinrich Ewald*. — *Zweiter* Theil. *Die Psalmen*. 1835. IV u. 403 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

2) Berlin, b. Veit u. Comp.: *Die Psalmen*. Uebersetzt und erläutert von *Michael Sachs*. 1835. XII u. 213 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

3) Heidelberg, b. Winter: *Die Psalmen*. Historischer und kritischer Commentar, nebst Uebersetzung von *Ferdinand Hitzig*, der Philos. und Theol. Dr. und der letzteren öff. o. Prof. zu Zürich. *Theil I.* Der Grundtext übersetzt und kritisch hergestellt. 1835. XII und 218 S. *Theil II.* Historisch kritisch untersucht. 1836. X und 227 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Unter den vorliegenden drei neuen Bearbeitungen des Psalters hat die von *Hitzig* hauptsächlich die Kritik im Auge, die von *Ewald* die Auslegung überhaupt, die von *Sachs* das Grammatische: die von *H.* ist die eigenthümlichste, die von *E.* die fruchtbringendste, die von *S.* die unbedeutendste. Bei *E.* sind die Einleitungen zu den einzelnen Psalmen das Wichtigste, bei *H.* die historisch-kritischen Ueberblicke, bei *S.* einzelne gelungene Bemerkungen. Von der Wortkritik machen im Ganzen alle Drei nur einen spärlichen Gebrauch; am häufigsten *H.*, am einleuchtendsten *E.*, am seltsamsten *S.* Alle drei übersetzen sehr treu; aber *H.* am lesbarsten, *E.* oft geschmacklos, *S.* häufig völlig undeutsch. Nach dieser kurzen Vergleichung wollen wir nun jede Arbeit für sich in nähere Betrachtung ziehn.

1) Hrn. *Ewald's* Buch hat keine Vorrede, sondern statt ihrer nur die kurze Anzeige, dafs der erste Theil zu diesem zweiten später erscheinen und die poëtische Literatur des Alten Test. im Allgemeinen abhandeln solle. Diesen wird man also abwarten müssen, um über manche eigenthümliche Ansichten des Verfassers ein bestimmtes Urtheil zu gewinnen. Der Vf. hat die Psalmen nicht nach ihrer Reihenfolge im Kanon behandelt, sondern nach einer eigenthümlichen Classification, welche zunächst die Zeitfolge, und sodann den Inhalt berücksichtigt. Er unterscheidet nämlich: I) *ältere Lieder, bis in's 8. Jahrh. vor Christo*; *a*) aus Gefahr, *b*) aus Ruhe und Heiterkeit, *c*) Lehr- und Tempel-Lieder. 2) *Lieder des 2. Alters, bis zum Ende des Exils*; *a*) Kampf, *b*) tiefste Leiden, *c*) Aussicht und Lehre. 3) *Letzte Lieder, nach der Befreiung aus dem Exil*; *a*) Sieges- und Dank-Lieder, *b*) flehende u. klagende, *c*) Lehr- und Tempel-Lieder. Also eine ganz genaue trichotomische Symmetrie, gegen die sich wohl mancherlei Bedenken erheben liefsen: wenigstens ist die Frage, ob der Vf. nicht aus der Classe: Lehr- und Tempellieder, mehrere hätte machen sollen; da hier sehr Verschiedenartiges, Historie, Moral, Theodicee u. s. w. zusammensteht. Indessen sehr wichtig ist das nicht; und man mufs gestehn, dafs die gegebene Zeitabtheilung sich durch Einfachheit empfiehlt. Die schätzbarste Seite des Buchs bilden nun aber die Einleitungen zu jedem Psalm, worin die historische Veranlassung, der religiös poëtische Gehalt und die äufsere Anordnung besprochen wird. Richtig, aber längst dagewesen, ist in letzterer Rücksicht die Bemerkung über Psalm 9 und 10, dafs sie wahrscheinlich zusammengehören, weil Spuren einer alphabetischen Anordnung durch sie hinlaufen, treffend die Einleitung zu Ps. 132, welcher einem späteren Davididen beigelegt wird, und zu Ps. 42. 73. 139, deren Lebensansicht und religiöse Empfindungen trefflich erläutert werden. Die Schilderung der geistigen und politischen Zustände Israels nach dem Exil S. 109 ff. ist sehr gelungen und verbreitet viel Licht über die Literatur jener Periode. Mitunter freilich finden wir diese Einleitungen etwas zu wortreich, wo eine gedrängte Inhalts-Anzeige die Stimmung des Dichters sicherer gezeichnet haben würde, als Hrn. *E's.* lange Exposition: auch die historischen Beziehungen sind oft nur mühsam und künstlich gewonnen worden, wo ein *non liquet* rathsamer gewesen wäre. Wenn es z. B. zu Ps. 27 (und öfter) heifst: „Die Farbe, so fühlt man, ist nicht Davidisch," so ist mit einem solchen subjectiv-ästhetischen Urtheile am Ende wenig geholfen. Was die poëtische Anlage der Psalmen betrifft, so hätte darüber Hr. *E.*, nach den vom Rec. angeregten Untersuchungen über den Strophenbau, wohl Genaueres beibringen können. In der ersten Hälfte seines Buchs bleibt er gewöhnlich dabei stehn, in jedem Liede *drei Wendungen* nachzuweisen: späterhin scheint ihm diese Nachweisung überflüssig; aber ob die weitere Gliederung symmetrisch sey, darüber erklärt er sich selbst da nicht, wo es auf der Hand liegt. So hat er z. B. in Ps. 22 und 104 die Hauptabschnitte richtig erkannt; aber dafs Ps. 22 fünfgliedrige Strophen hat, und Ps. 104 (wie auch 45) kunstvoll-antistrophisch ist, verdiente auch Erwähnung. Bei Ps. 46 wird übersehen, dafs der Refrain 3 Strophen von 3 Versen bildet;

bei Ps. 92, dafs durch V. 9 zwei symmetrische Hälften entstehn; bei Ps. 94, dafs in V. 12 der Wendepunkt liege. Auch Ps. 74 bekommt durch den allein stehenden V. 12 schöne antistrophische Verhältnisse, während der Vf. hier alle Absätze leugnet. Und so liefse sich noch über Vieles der Art rechten. Rec. bemerkt nochmals, dafs es ihm nur um Ermittelung der richtigen *Sinn-Abschnitte* zu thun sey.

Mit lobenswerther Vorsicht ist Herr *E.* in der Annahme sehr später Psalmen zu Werke gegangen. So erklärt er zu Ps. 83, ohne Makkabäische Psalmen geradezu leugnen zu wollen, ihre Annahme doch für schwierig, weil alle dahin gerechneten Stücke den höchsten religiösen Eifer athmen; während die Makkabäische Periode, nach der Geschichte und auch nach dem Buche Daniel, eine Zeit grofser religiöser Zerwürfnisse war. Die meisten nachexilischen Klage-Psalmen setzt er in die traurigen Tage unter und nach Nehemia und nimmt dabei zum Hauptkennzeichen Erinnerungen an das Exil und Reminiscenzen aus früheren Schriften. Eben defshalb aber möchte Rec. bezweifeln, dafs Ps. 90 (wie Hr. *E.* annimmt) vordavidisch, und vielleicht selbst Mosaisch sey: der gedrückte Ton der späteren Juden scheint ihm darin unverkennbar.

Dafs die *Uebersetzung* im Allgemeinen sehr genau sey, bedarf nicht erst der Versicherung. Aber geschmackvoll, deutsch und lesbar ist sie keineswegs; hauptsächlich weil der Vf. sich darauf legt, die hebräische Wortstellung und ihre angehängten Pronomina im Deutschen beizubehalten. Oft findet sich „*die Seele mein*," „*die Hülfe mein von Jahve kommt*," „*er wird aufnehmen mich*" und Aehnliches. Da der Vf. an kein Metrum gebunden war, warum drückt er sich so undeutsch aus wie Ps. 14, 1: „es sprach der Thor *im Herz*?" Dafs Ps. 17, 8, statt des Augapfels, des Auges *kleiner Mann* erscheint, möchte auch wohl keine Billigung finden. Ps. 19, 2 ist für die männlich construirte Sonne „*Helios*" gesetzt; was gegen das orientalische Kostüm verstöfst. Anderes dagegen ist ohne Noth verstärkt, z. B. חָמָס *Grauses*; Ps. 17, 2: vor deinem *Thron*; Ps. 31, 22: in der Bedrängnifs *Glut*; Ps. 123, 1: der thront im Himmel *hoch*. Eine undankbare Mühe giebt sich *E.*, indem er die Alphabetischen Psalmen auch nach den Anfangsbuchstaben *unseres* Alphabets übersetzt. Für Jehova steht durchgängig Jahve. Rec. bezweifelt, dafs dies die richtige Aussprache sey, wegen der Abkürzungen in Jeho-jakim u. A.: wäre sie es aber auch, so hat Jehova doch einmal das Bürgerrecht und ist wohllautender.

Des Vfs. *exegetische* Art und Kunst mögen folgende einzelne Proben anschaulich machen. Ps. 23, 6 wird שָׁבְתִּי richtig als *Praeter.* von שׁוּב genommen: es ist gar kein Grund, daraus einen unregelmäfsigen Infinitiv von ישׁב zu machen. — Für חלף, Ps. 90, 6 wird die Bedeutung *vergehn* festgehalten. „Am Morgen gleich dem Grase, das vergeht. Am Morgen blüht es und vergeht: gen Abend welkt es und verdorrt." Allein um hier eine Inconcinnität wegzuräumen, mufs der Vf. nachhelfen mit der Erklärung: es vergeht, *indem es* am Abend welkt. Besser also: „der Mensch am Morgen gleicht dem Grase, welches *sprofst*. Am Morgen blüht es (zwar) und sprofst; (aber) am Abend welkt es und verdorrt." Jenes „*am Morgen* gleich dem sprossenden Grase" steht nicht sinnlos, wie der Vf. meint, für *bald*, sondern von dem *Lebens-Morgen* ist in diesem Gliede die Rede. — Ps. 24, 1 – 6 sollen wir als ein späteres Lied trennen von V. 7 — 10, welche bei der Translocation der Bundeslade durch David gesungen werden. Denn dort sey Zion schon der heilige Berg; hier solle er es erst werden. Entscheidend ist dieses Argument wohl nicht: V. 1 – 6 lassen sich betrachten als die Vorbedingung, welche Jehova seinen *künftigen* Anbetern auf Zion stellt. Auch sind die Strophen in beiden Abschnitten zweigliedrig (nicht dreigliedrig, wie Hr. *E.* will). Die Frage V. 8 und 10: „wer *ist* dieser Ehren-König?" ist wohl nicht den alten Thoren in den Mund zu legen, sondern passender einem zweiten Chorus. — Ps. 17, 3 wird זַמֹּתִי gegen die Masoretischen Accente zum vorhergehenden gezogen, und so der Parallelismus auf eine sehr leichte Weise hergestellt: „nicht findest du, dafs ich (Uebles) sinne." Aber desto dunkler, und dem Parallelismus entgegen ist die Uebersetzung von V. 4: „*weltliche Thaten! — nein! durch deiner Lippen Wort hab' ich gemieden des Wüthrichs Pfade!*" Einfacher scheint uns: „wenn Menschen thun *wider* das Wort deiner Lippen (בּ, *wider*, wie in בִּגְדוּ בְּפִי), hüte ich mich vor den Pfaden des Abtrünnigen." Denselben Gegensatz spricht ja auch V. 5 aus. — Dafs Hr. *E.* den tieferen religiösen Gehalt der Psalmen nicht übersieht, zeigt die Anmerk. zu Ps. 51, 7: „Hierin liegt das, was wahr ist im Begriff der Erbsünde, nämlich dafs die Sünde als Keim und Möglichkeit nicht von aufsen in den Menschen kommt, sondern in ihm liegt von Anfang an." Nur ist hinzuzufügen, dafs der Dichter dies nicht als Milderungsgrund, sondern vielmehr zur Verstärkung seiner Schuld anführe. — Ps. 56, 8 wird für פַּלֵּט, das keinen Sinn gebe, conjecturirt פַּלֵּס „wäge ihnen dar!" Man kann jedoch Ersteres gar wohl fragend auffassen: „Bei Frevel sollte ihnen *Entrinnen* seyn, d. h. sollten sie entrinnen? Das sey ferne! vielmehr —." — Nicht genau ist Ps. 40, 7 übersetzt: „Du hast mir *die* Ohren (אָזְנַיִם ohne Artikel) aufgethan." Anstatt: „Ohren (als Oeffnungen des Kopfes) hast du mir gegraben, d. h. du hast mir ein feineres Gefühl verliehen als Anderen." — Den Ausdruck Ps. 82, 7: „wie Fürsten sollt ihr fallen" findet Hr. *E.* dunkel und vermuthet einen Fehler im Text. Allein verstehn wir unter den Angeredeten abhängige Fürsten, so ist alles deutlich. „Ihr sollt fallen, wie Satrapen," welche (nach morgenländischem Staatsrechte) der König ohne Urtheil und Recht erdrosseln lassen kann! — Ps. 49, 8 behauptet der Vf. sehr entschieden: für אִישׁ sey אִישׁ zu lesen. Denn dafs Niemand *sich selbst* loskaufen könne, davon sey nach dem Zu-

sam-

sammenhange die Rede. Allein dann müfste auch יְמָנֵיהּ punktirt werden für יְמָנֵיהוּ. Ehe man sich dazu entschliefst, wird man lieber sagen: *ne fratrem quidem* schliefse das Andere in sich ein: *multo minus se ipsum.* Ebendaselbst zieht er statt מְרֻבִּים die Lesart der LXX vor מְרֻבִּים. Allein die unvergänglichen Mausoleen schwächen die Kraft des Gedankens; während die Worte: „ihr Sinn ist, ihre Häuser seyen ewig" eine sehr nachdrückliche Ironie enthalten. V. 13 emendirt Hr. *E.* nach V. 21: יְבִין für נָלִין; allein dies ist gewifs unrichtig. Man übersieht häufig eine Schönheit des hebräischen Refrains, welche darin besteht, dafs durch Umbiegung eines einzigen Buchstabens der ganze Sinn verändert wird. Vgl. Ps. 56, 5. 11. Auch den Strophenbau dieses Psalms hat der Vf. verkannt. — Ps. 47, 10 würde עַם, nach Hrn. *E's.* Vorschlage, einen ziemlich prosaischen Sinn geben: „die Völkerfürsten versammeln sich *mit* dem Gott Abrahams." Die Textesleart aber hat den Sinn: „sie versammeln sich, ein *Volk* des G. A., d. h. so dafs sie ein Volk des G. A., gleichsam ein neues Israel werden." Der spätere Jesaia hat ja denselben Gedanken häufig. — Ps. 85, 14 wird übersetzt: „Gerechtigkeit wird folgen seiner Tritte Wegen." Allein wenn sie vorangeht, kann sie doch wohl nicht zugleich nachfolgen. Auch ist der Sprachgebrauch von שִׂים für „sich richten nach" problematisch und jedenfalls in dieser Verbindung allzu künstlich. Wir übersetzen einfach: „Gerechtigkeit setzt ihre Schritte zum Wege," d. h. sie zeigt sich öffentlich, braucht sich nicht, wie bisher, zu verstecken. — Ps. 81, 6: „als er auszog gen Aegyptenland, ich die unbekannte Sprache hörte." Letzteres schwerlich *richtig*; denn der *stat. constr.* שִׁמְעַת verräth einen ausgelassenen Genitiv. „Die Stimme eines, den ich (bis dahin) nicht kannte" ist eben die Stimme *Jehova's*, des bis dahin unbekannten Gottes, welche im Folgenden laut wird. — Zum Schlusse erwähnen wir noch die treffende Nachweisung, dafs Ps. 113 und 114 als Ein Passahlied in zwei Abtheilungen zusammenhängen, die Entwickelung des Verhältnisses von Ps. 104 zu 1 Mos. 1, die Vertheidigung von Ps. 45, als einem Hochzeitsliede für einen frommen, Gottgeliebten König.

2) Herr Prof. *Hitzig* läfst auf die Uebersetzung im ersten Bande die historisch kritischen Untersuchungen im zweiten folgen. Indem er aber hauptsächlich die höhere historische Kritik der Psalmen begründen will, weicht er doch von der gewöhnlichen Reihenfolge derselben in unsern Ausgaben nur wenig ab. Er scheint also anzunehmen, die Anordnung des Psalters sey im Ganzen eine chronologische; und er geht hierin so weit, zu behaupten, dafs nach Ps. 41 *kein einziges Davidisches*, und nach Ps. 73 *kein einziges vormakkabäisches Stück mehr zu finden sey.* Ob diese Behauptung gegründet sey, wollen wir später untersuchen: hier genüge es, das Auffallende derselben bemerklich zu machen. Weiter aber setzt er voraus, jeder Psalm sey aus einer bestimmten historischen Situation hervorgegangen, und die in ihm liegenden historischen Beziehungen aufzusuchen, sey daher die erste Pflicht des Auslegers. Die Richtigkeit dieser Voraussetzung erkennen wir im Allgemeinen vollkommen an, müssen jedoch zwei wichtige Beschränkungen derselben bevorworten. Einmal nämlich hat die hebräische Poësie, auf dem abstrakten Monotheismus ruhend, eine herrschende Neigung, das Individuelle sogleich ins Allgemeine zu ziehn: den Beweis dafür liefern alle Schriften der Propheten und der anerkannt Davidische Ps. 18, in welchem David sein ganzes Leben überblickt und doch so gut wie gar nichts Individuelles aufführt. Ist dem aber so, müssen wir dann nicht in der Annahme historischer Beziehungen die gröfste Vorsicht anwenden? Und hiezu kommt noch ein zweiter Punkt. Der Psalter war unleugbar das Synagogen-Liederbuch der Juden nach dem Exil: in einem solchen aber giebt es viele, ohne historische Veranlassung, blos für den liturgischen Gebrauch gedichtete Lieder. Ja sogar die ursprünglichen Gelegenheitsgedichte werden hier oft ihrer individuellen Beziehungen entkleidet, eben um sie für den allgemeinen Gebrauch passend zu machen. Daraus folgt denn aber, dafs die besondere Veranlassung eines Liedes nicht blofs errathen, sondern durch vollgültige Beweise dargethan werden müsse. Und hierin nun vermissen wir bei Hrn. *H.* gar Vieles: wir glauben, dafs er sehr viele Psalmen historisch ausgelegt habe, welche einer solchen Auslegung weder bedürftig, noch fähig sind.

Sehr richtig geht der Vf. von den echt Davidischen Stücken, Ps. 3 f. als den ältesten aus. Aber er selbst findet bis zu Ps. 41 schon manche Lieder von Jeremia und Andern, leugnet also hier eine chronologische Reihenfolge: ist es demnach nicht reine Willkür, wenn er behauptet, nach Ps. 41 finde sich kein Davidisches Stück mehr? Wenn der Psalter das Synagogen-Liederbuch war, so dürfen wir mehr eine gewisse Materien-Ordnung, als eine chronologische in ihm vermuthen: mögen also auch die Davidischen Lieder im Ganzen beisammen stehn — wer darf sagen, dafs keins derselben isolirt, unter späteren Psalmen zu finden sey? Ps. 7. 13. 17 hält *H.* für die ältesten Lieder Davids aus der Saulischen Verfolgung; Ps. 3. 4. 16 bezieht er auf Davids Aufenthalt in Ziklag; Ps. 9. 10. 11 auf den Krieg gegen die Ammoniter. Auch Ps. 15. 18. 8. 19 seyen von David; *aber sonst keines!* Schon hier müssen wir bemerken, dafs jene historischen Veranlassungen (z. B. bei Ps. 16) auf sehr unsichere Gründe hin statuirt werden. Erinnern wir uns nur, dafs Ps. 9. 10 Rudera Eines alphabetischen Stückes sind, welche der Vf. ins 5te Jahrh. vor Christo versetzt, welche also von David am wenigsten abgeleitet werden können.

Nach diesem ersten Buche sammelt *H.* ein *zweites* aus den Psalmen aus der Blüthezeit nach David. Dahin rechnet er nur sehr wenige; denn nach David sey die religiöse Lyrik gegen Gnomen und Liebes-

lie-

lieder sehr zurückgesetzt. Wir geben dieses zu; finden aber auch hier die historische Deutung meist verfehlt. Ps. 45 wird auf Ahab's Heirath mit einer Tyrischen Königstochter bezogen. Davon müssen die Sammler des Psalters wohl nichts geahndet haben; denn schwerlich hätten sie ein solches Feierlied auf den gottlosen Ahab und die noch gottlosere Isabel aufgenommen. Der Hauptgrund für diese Ansicht wird in V. 13 gefunden; aber was wäre das für ein Vers-Anfang: „und, o Tochter Tyrus!" Ps. 68 soll sich beziehn auf die siegreiche Heimkehr der Könige Josaphat von Juda und Joram von Israel aus dem Kriege gegen Moab (2 Kön. 3). Hr. *E.* dagegen versteht ihn von der Einweihung des Serubabel-Tempels. Allerdings fordert dieser schwere Psalm vorzugsweise historische Auslegung; aber gegen Hrn. *H.* läfst sich erinnern, dafs jener Krieg ein rein politischer war, während im Psalm überall das Religiöse hervortritt; gegen Hrn. *E.*, dafs damals die Stämme nicht mehr unterschieden wurden (V. 28). Und deshalb scheint es am passendsten, irgend ein religiöses Fest aus dem späteren Leben Davids als Veranlassung zu denken. Nämlich die 4 Stämme V. 28 sind nur die Repräsentanten *aller* Stämme, Juda und Benjamin die beiden *südlichsten*, Sebulon und Naphthali die beiden *nördlichsten*. — Von *Ps.* 49 giebt Hr. *H.* selbst zu, dafs er zwar aus der Blüthezeit herstamme, aber ohne alle historischen Beziehungen sey.

In das *dritte* Buch werden die angeblich von Jeremia herrührenden Psalmen gestellt, meist Klagelieder. Ps. 22 — 31, 69 — 71 sollen sich auf den Einfall der Skythen (Jerem. 9. 10), Ps. 32 — 34 auf den Abzug der Skythen beziehn. „*So habe ich aus dem Nebel Gestalten hervorgerufen*," sagt der Vf. am Schlusse dieser Untersuchung (S. 85). Wir fürchten nur, dafs es eben Nebelgestalten seyn möchten. Es ist wahr und längst gesagt, dafs die Schriften des Jeremia, und namentlich seine Klaglieder viele Aehnlichkeit mit den Klagepsalmen haben; und Ps. 22 und 31 könnten wirklich von Jeremia herstammen. Allein vergessen dürfen wir doch nicht, dafs sich für die Klage überhaupt bei den Hebräern ein gewisser feststehender Typus bildete, dafs also einzelne Analogieen aus den Schriften des Jeremia noch lange nicht hinreichen, ihm die Autorschaft dieses oder jenes Psalms beizulegen. Dies ist uns namentlich bei Ps. 23 und 31 einleuchtend, welche wir dem David zuzuschreiben kein Bedenken tragen.

Das *vierte* Buch soll spätere Psalmen der zweiten Sammlung (wir wissen nicht recht: welcher?) von ungenannten Verfassern enthalten. Hieher werden sehr viele Stücke gerechnet. Bei Ps. 42. 43 giebt Hr. *H.* die Möglichkeit zu, dafs sie vorexilisch seyen. Dagegen Ps. 84 gehöre in die Zeit des wiederhergestellten Cultus nach dem Exil: dies sehe man aus seiner Verwandtschaft mit Ps. 85. Allein leugnet man (mit Hrn. *E.*) diese Verwandtschaft, so ist der ganze Beweis hinfällig. Auch in Ps. 56. 57 finden wir keine sichere Spur des Exils, und die Worte in Ps. 51: „baue die Mauern von Jerusalem" setzen nicht nothwendig die Zerstörung Jerusalems voraus. Ps. 61. 63. 64 hält Hr. *H.* für spätere Nachahmungen Hiobs und der Proverbien: der darin erwähnte König soll ein Seleucide seyn: wir halten ihn für einen König aus Davids Hause. Ps. 72 wird gar für ein Loblied auf Ptolemäus Philadelphus erklärt.

*Fünftes* Buch: die Makkabäischen Psalmen der ersten (traurigen) Periode. Wir stimmen Hrn. *H.* völlig bei, dafs die herkömmlichen Begriffe von Schliefsung des Kanons durch ihr Herkommen keineswegs gesichert seyen: 130 vor Chr. sey derselbe noch nicht abgeschlossen gewesen: wahrscheinlich sey es erst unter Hyrkan, mit dem Aussterben der hebr. Sprache (und, setzen wir hinzu, unter den Kämpfen der religiösen Secten) geschehn. Wir halten also auch das Vorhandenseyn von Makkabäischen Psalmen für nichts Unmögliches; aber wir verlangen strenge Beweise dafür, und diese haben wir bei dem Vf. nicht gefunden. Wenn wir also nicht erschrecken vor der Kühnheit seiner Hypothesen, so dürfen wir uns doch auch nicht einschüchtern lassen durch den Ton der Sicherheit, mit welchem sie vorgetragen werden. Sollen einmal Hypothesen gelten, so haben die in der Tradition enthaltenen wenigstens den Vorzug des höheren Alters: *οὐ γὰρ εἰκῇ οἱ ἀρχαῖοι ἄνδρες — παραδεδώκασι* (Origen. ap. Euseb. h. eccl. 6, 25). Dafs z. B. von Ps. 73 an keine vormakkabäischen Psalmen mehr zu finden seyen, lassen wir uns durch die blofse Behauptung des Vfs. niemermehr einreden. Und wenn 1 Makk. 7, 17 die Worte Ps. 79, 3 auf ähnliche Zustände angewendet werden, so ist das doch wohl kein Beweis für den Ursprung dieses Psalms im Makkabäischen Zeitalter? Ps. 73 — 78 sollen Makkabäisch seyn, weil die Synagogen darin erwähnt werden: aber gab es nicht schon weit früher Synagogen? Ferner weil sie sagen: „kein Prophet ist mehr" und die Prophetie erst mit Maleachi aufhörte. Auch dies würde doch nur auf die Zeiten nach Maleachi führen; wozu noch kommt, dafs schon bei Jerusalems Zerstörung ganz dieselbe Klage ertönt (Ezech. 7, 26; Klagl. 2, 9). Endlich geben wir dem Vf. zu bedenken, wie er doch prophetische Psalmen z. B. Ps. 87. 132 in die Makkabäische Zeit verlegen könne, wo es, wie er selbst sagt, keine Propheten mehr gab? Ps. 82 soll auf Syrische Satrapen gehn, Ps. 84 sich selbst als Makkabäisch bezeichnen; aber für das eine, wie für das andere haben wir keinen Beweis gefunden.

*(Der Beschluss folgt.)*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## BIBLISCHE LITERATUR.

1) Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Die poëtischen Bücher des alten Bundes* erklärt von *Heinrich Ewald* u. s. w.

2) Berlin, b. Veit u. Comp.: *Die Psalmen.* Uebersetzt und erläutert von *Michael Sachs* u. s. w.

3) Heidelberg, b. Winter: *Die Psalmen.* Historischer und kritischer Commentar, nebst Uebersetzung von *Ferdinand Hitzig* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 44.)

In das *sechste* Buch werden die Psalmen 90—110 gestellt, angeblich aus der zweiten Makkabäischen (Sieges-) Periode, in welcher Glück und Unglück mit einander wechselten. Dass diese Psalmen ziemlich oft auf das Deuteronomium und den späteren Jesaja anspielen, 103. 104. 107. namentlich auf das Buch Hiob, ist eine richtige Bemerkung: aber was folgt daraus für ihre Versetzung in die Syrisch-Macedonische Periode? Der Gegenstand von Ps. 110 soll der Makkabäer-Fürst Jonathan seyn: aber ist dies möglich, da Jonathan nach der Geschichte nicht *König* war, sondern nur den Titel eines *Nasi* führte? Wenig verschlägt es, wenn *H.* gegen die Messianische Deutung anführt, der Messias werde nirgends als Priester-König geschildert. Wenn nun dieser Dichter eben ein *novum* geben wollte? Wie nahe die Idee lag, zeigt die Schilderung Zachar. 6, 13 von der Einheit zwischen König und Hohenpriester in der Messianischen Zeit. Der Priesterkönig könne nicht der Messias seyn, meint *H.*, weil er als gegenwärtig angeredet werde. Ist das für einen Dichter wohl ein Einwurf? Treffend finden wir übrigens die Einwendungen des Vfs. gegen eine Beziehung des Psalms auf David, welche de Wette und Ewald statuiren.

Das *siebente* Buch endlich soll die letzten Psalmen aus der Zeit der Schliefsung des Kanons umfassen, d. h. alle vom 111ten an. Da werden denn 111—118 ohne Weiteres in Jonathans Zeit verlegt. 119 sey von einem Gefangenen der Syrer zum religiösen Zeitvertreib „für die Langeweile" verfafst: das Erstere finden wir unerwiesen, das Letztere einen unpassenden Ausdruck und mehr modern gedacht, als im Geiste des Alterthums. Ps. 139 wird dem Fürsten Simon zugeschrieben, welcher V. 14 dafür danke, dafs Jehova ihn so sehr ausgezeichnet habe. Hier übersieht der Vf. seiner Hypothese zu Gefallen ganz den Zusammenhang mit V. 15, woraus klar ist, dafs der fromme Dichter die wunderbare Bildung *des Menschen überhaupt* preise. 145. 146 sollen dem Buche Daniel nachgebildet seyn, 147—150 aus der glücklichen Regierung des Simon herstammen. Behauptungen der Art braucht man wohl nur anzuführen, ohne weitere Widerlegung; denn einer solchen Kritik ist alles möglich. Unbemerkt aber dürfen wir nicht lassen, dafs Hr. *H.* ohne Bedenken nach der Zeit der dürftigsten poëtischen Compilationen noch die schönsten, empfindungsreichsten Lieder, wie Ps. 139, entstehn läfst: auf das Unnatürlichste wird so alle Zeitfolge zwischen der klassischen und der nachahmenden Poësie vernichtet. Dies zeigen besonders seine Urtheile über Ps. 1 u. 2. Dafs beide in späterer Zeit an die Spitze des Psalters (wenigstens des ersten Buchs) gestellt seyn mögen, hat er richtig erkannt: aber was sagt er von ihrer Veranlassung? In Ps. 2 werde *Alexander Jannaeus* gefeiert; denn Königen werde im *Althebräischen* nie der Name „Söhne Gottes" beigelegt. Um dies zu beweisen, wird 2 Sam. 7, 14 blofs auf die väterliche Nachsicht Gottes bezogen: Ps. 82, 6 u. 89, 28 seyen schon unter griechischem Einflusse geschrieben und folglich auszuschliefsen. So mufs hier die Exegese sich der Kritik, und die Kritik wieder der Exegese bequemen. Gegen die Messianische Deutung wird noch besonders bemerkt: der Messias heifse im A. Test. nie Sohn Gottes. Gesetzt, dem wäre also: folgt daraus wohl, dafs auch der Psalmist ihm dieses Prädicat nicht habe geben können? Ps. 1 endlich soll sich beziehn auf die Eroberung Bethome's und Alexander Jannäus Strafgericht über die Empörer (*Joseph. Arch.* 13, 14, 2). Das also wäre die Gottesfurcht, welche diese beiden schönen Lieder fordern, und ihre Hinweisung auf das göttliche Gericht; nämlich eine politische Maschine, um einem tyrannischen Könige Gehorsam zu schaffen! Man mufs gestehn, dafs Hrn. *E's.* vorsichtigere Kritik eben zur rechten Zeit erschienen ist, um gegen Hrn. *H's.* allzu grofse Kühnheit ein Gegengewicht zu bilden.

Die Uebersetzung des Vf. will nicht eigenthümlich seyn, sondern schliefst sich nur verbessernd an de Wette an; daher sie auch im Ganzen sehr gelungen ist. Ohnehin macht Hr. H. von der Conjectural-Kritik weit seltener Gebrauch, als man nach seinem „Begriff der Kritik" hätte erwarten sollen. Ein grofser Uebelstand scheint uns jedoch, dafs er so Vers auf Vers übersetzt, ohne auf Strophen und Sinnabschnitte im Mindesten zu achten. Heben wir noch ein Paar einzelne Stellen hervor! Evident ist die

Uebersetzung von חָמְשִׁי 88, 6 durch: *mein Bette* (nicht *frei*), welche der Vf. zuerst empfohlen hat. Dagegen 8, 2: „du, dessen Majestät wiederkehrt (תְּנָה für שָׂנָה) über den Himmel" scheint uns keinen klaren und natürlichen Sinn zu geben. 16, 2 wird mit Houbigant conjecturirt בִּלְעָדֶיךָ; allein dafs diese Partikel ohne vorhergehende Negation bedeuten könne „nur du", hat Hr. *H.* mit nichten bewiesen: in den von ihm citirten Stellen kommt nur אֶפֶס vor. 57, 7 sollen wir anstatt נַפְשִׁי lesen נַפְשׁוֹ, weil ja nach dem Schlusse des Verses nicht der Dichter zu Schaden komme, sondern die Feinde. Allein konnte nicht Beides neben einander bestehn? Der Dichter ist in Seelen-Angst; aber die Feinde gehen leiblich unter. — 78, 48 wird דֶּבֶר Pest vorgeschlagen für בָּרָד Hagel: allein damit würde man, wie es scheint, den Dichter selbst emendiren, welcher hier einen Wunder-Hagel beschreibt, so grofs, dafs er selbst das Vieh tödtete.

3) Kürzer können wir uns fassen über die Arbeit des Hrn. *Sachs*. Derselbe will, laut der Vorrede, 1. im Gegensatz zu der bisherigen paraphrasirenden und auf dem exegetischen Herkommen ruhenden Uebersetzungsweise, den Versuch einer philologisch strengen Uebersetzung aus dem Hebräischen liefern und 2. einen Beitrag geben zur rationellen Auffassung der hebr. Sprache. In ersterer Hinsicht hat er sich Rückert zum Muster genommen, dessen Uebersetzungs-Weise er als die allein angemessene bewundert. Rec. kann hier nicht unbedingt einstimmen, glaubt vielmehr, dafs jene Weise weder vor dem Richterstuhl des guten Geschmacks noch dem der deutschen Sprache bestehen dürfte. Allerdings geben *manche* neuere Uebersetzungen das hebräische Colorit nicht immer getreu wieder. Aber der geistvolle Rückert ist, Wort für Wort dem Hebräischen folgend, mit der deutschen Sprache zu gewaltsam verfahren; so dafs man, wie bei Woltmann's Tacitus, oft das Original zu Rathe ziehen mufs, um die Uebersetzung zu verstehn. Uns ist dabei Kästners Epigramm auf J. D. Michaelis eingefallen, welches mit den Worten schliefst: „doch richtig, edel, deutsch — das mufs ihm Luther lehren". Selbst Hr. *S.* nennt seine Nachbildung ein Extrem, zu dem sich allmählig die rechte Mitte finden werde. Wir sollten denken, dafs diese wirklich in mehreren vorhandenen Uebersetzungen schon getroffen sey. Wozu also das Extrem?

Die Lebhaftigkeit, womit der Vf. sein freies Urtheil geltend macht, gefällt uns: doch möchten wir ihm bei seinen neuen Erklärungen und Conjecturen mehr Vorsicht, und gegen die Verdienste Anderer, namentlich de Wette's, mehr Achtung empfehlen. Er hat wirklich an manchen Stellen das Richtige gesehn. Ganz einverstanden ist Rec. zu 42, 6., dafs עָנִי nicht des Refrains wegen geändert werden dürfe (wie *E.* und *H.* thun); auch schon deswegen nicht, weil der folgende Vers eine Anrede an Gott fordert. Vielmehr tritt hier eine Umbiegung des Refrains ein; dergleichen wir schon oben erwähnten. — Nicht übel wird 32, 9. פַּדְרִיו übersetzt: sein Schritt, von עָדָה schreiten, Hiob 28, 8. Auch die Bemerkung zu 48, 13: das „zählet ihre Thürme!" sey ironische Aufforderung an die Feinde, wird durch Jes. 33, 18 unterstützt.

Da der Vf. auf Genauigkeit so viel giebt, so wollen wir jetzt einige Stellen betrachten, wo wir sie vermifst haben. 1, 6: „der Weg der Schuldiger (?) *geht irre*." 2, 12: „ihr *verlieret* den Weg." Zwei Bedeutungen von אָבַד, die dem Verf. zu beweisen schwer werden wird. — 4, 9 kann יְחִידָד auf den einsamen Dichter bezogen werden; aber nothwendig ist es nicht. Dieser Ps. soll ganz dieselbe Situation haben wie Ps. 2; aber hier ist ja von feindlichen Völkern und Fürsten gar nicht die Rede. Auf geschmacklose Art mifsdeutet Hr. *S.* den 8ten Ps. Derselbe soll kein Naturlied seyn, sondern eine historisch-nationale Beziehung haben. Nämlich? die *Kinder und Säuglinge*, durch die Gott sich Lob bereitet, gehn auf David, den Jüngling, welcher den höhnenden Goliath erschlug (!). Eben so wenig wird dem Ps. 16 geholfen durch die Bemerkung, קְדֹשִׁים bezeichne *ironisch* die *Götzendiener*. Und nun die Uebersetzung: „*Die Heiligen, die im Lande sind, Und die Prangenden mit Allem, wonach mein Begehr, Da viel sind ihre Götzen, die um Andere werben, Nicht ausgiefs' ich ihre Spenden von Blut.*" Wer versteht das? — 35, 13 wird erklärt: „was ich gebetet für sie, möge mir selbst zu Theil werden." Das liefse sich hören, wenn von einer *That* die Rede wäre, die auf das *Haupt* des Thäters komme; aber hier haben wir ein *Gebet*, das in den *Busen* zurückkehrt. — 40, 8. wird übersetzt: „siehe ich erscheine mit der Rolle des Buchs, geschrieben *auf mir*" d. h. ich bin gleichsam das lebendige Buch deiner Wunderthaten. Von gutem Geschmack und Tact zeugt eine solche Deutung wenigstens nicht. Richtig aber übersetzt Hr. *S.* 13, 7: „Ohren hast du mir gegraben." — 59, 2. soll אֲלֵם nicht Nomen seyn, sondern *Fut. apoc. Hiph.* für אַאֲלִים „wirklich soll ich verstummen?" Aber die Beweise, welche Hr. *S.* für eine so seltsame Form aufstellt, sind sämmtlich nicht genügend. — 110, 7. „*aus dem Bach am Wege trinkt er*," soll *ironische* Bezeichnung des Feindes seyn, dessen Leiche man in den Bach geworfen (?). Von dem Geschmack des Vfs. beim Uebersetzen nur folgende zwei Proben. 120, 1:

> Zu Gott in meiner Bedrängnifs gerufen hab' ich,
> Und er hat erhört mich.
> Gott, o rette meine Seele vor der Lippe *des Lugs*,
> Vor Zunge *des Falsches*!
> Was giebt dir und was mehrt dir
> *Zunge des Falsches?*

139, 14: Ich will preisen Dich
Darob dafs *ein Erstaunliches ich bin wunderbar gemacht.*
Wunderbar Deine Werke
Und meine *Seel' einsehend mächtig.*

Eine schätzbare Zugabe des Buchs ist die von Rückert dem Vf. mitgetheilte Uebersetzung von Ps. 68. Doch scheint uns S. 26 verfehlt: „Voran gingen Sänger; hinten Saitenspieler; in der Mitte *Jungfrauen paukende.*" Nach dem Grundtexte gingen dem Zuge voran Sänger, jedoch hinter Saitenspielern (welche also die allervordersten waren), und Beide waren um-

umgeben von (נערות) paukenden Jungfrauen. So war es der Weise des morgenländischen Reigens gemäfs.

*Friedrich Köster.*

## KIRCHENGESCHICHTE.

1) Königsberg, gedruckt in der Hartung'schen Hofbuchdruckerei: *Der Dom zu Königsberg in Preufsen.* Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Schilderung von Dr. *A. R. Gebser* und Dr. *E. A. Hagen*, ordentlichen Professoren an der Universität zu Königsberg. *Erste* Abtheilung. (Auch unter dem Titel: *Geschichte der Domkirche zu Königsberg und des Bisthums Samland*, mit einer ausführlichen Darstellung der Reformation im Herzogthum Preufsen, von *Aug. Rud. Gebser*, Königl. Superintendenten, erstem Domprediger, Doctor und ord. Prof. der Theologie u. s. w.) 1835. XX u. 400 S. — *Zweite* Abtheilung. (A. u. d. T.: *Beschreibung der Domkirche zu Königsberg* und des in ihr enthaltenen Kunstwerke, mit einer Einleitung über die Kunst des deutschen Ordens in Preufsen, vornehmlich über den ältesten Kirchenbau im Samlande, von Dr. *Ernst Aug. Hagen*, ordentl. Prof. der Kunstgeschichte an der Univ. zu Königsberg.) 1833. 381 S. 8. mit 8 lith. Abbild. in gr. Fol. (6 Rthl. 6 gGr.)

2) Frankfurt a. d. Oder, bei Tempel: *Beschreibung und Geschichte der Marien- oder Oberkirche zu Frankfurt an der Oder.* Ein Beitrag zur Kirchen- und Reformations-Geschichte der Mark Brandenburg, von Dr. *Christ. Wilh. Spieker*, Superintendenten, Professor und Oberpfarrer, u. s. w. 1835. XXIII u. 490 S. 8. mit 5 lithogr. Blättern. (2 Rthl. 12 gGr.)

Die Geschichte einzelner Kirchen hat, wenn sie zweckmäfsig und in einer höheren Ansicht durchgeführt wird, vor andern Darstellungen der speciellsten Geschichte ein besonders vielseitiges Interesse, denn es ist fast kein Zweig der Geschichtskunde, der von ihr nicht berührt wird. Als kirchliches Institut gehört die Kirche zunächst der Kirchengeschichte an; als Gebäude fällt sie in das Gebiet der Kunstgeschichte; die Rücksicht auf die in ihr wirkenden Lehrer führt uns in das Feld der Gelehrtengeschichte, und die mannichfaltigen Beziehungen und Wechselwirkungen der kirchlichen Institute zu den Verhältnissen der Orte, an welchen sie sich befanden, ihrer Entwickelung, Verfassung, Verwaltung und sonstigen Schicksalen, führt uns wieder in die Geschichte des städtischen Communalwesens und der Staaten überhaupt. Wie nun, wenn eine solche Geschichte nach allen Richtungen vollständig dargestellt werden soll, keiner dieser verschiedenen Zweige geschichtlicher Kenntnisse unberücksichtigt bleiben darf, und es mithin gar nicht leicht ist, diese Aufgabe befriedigend zu lösen, so läfst auch eine gelungene Ausführung wieder für jedes besondere Fach der Geschichtskunde eigenthümliche Bereicherungen erwarten, und dies um so mehr, je bedeutender und einflufsreicher der Standpunkt ist, den eine Kirche sowohl an sich, als in Beziehung auf ihre Umgebungen und geschichtlichen Verbindungen einnimmt.

Die beiden vorliegenden Werke sind, nach diesen Voraussetzungen, nicht nur durch ihren Gegenstand anziehend, indem die Kirchen, mit denen sie sich beschäftigen, zu den bedeutendsten für ansehnliche Kreise, sowohl in geschichtlicher als in geographischer Beziehung, gehören; sondern sie erscheinen auch in ihrer Bearbeitung vorzüglich gelungen, indem sie nicht nur in alle die oben angedeuteten Richtungen sehr umsichtig eingehen, sondern auch, die örtliche Geschichte überall wo es nöthig und passend ist, an die allgemeine anknüpfend, doch nicht, in einem falsch verstandenen Streben nach allgemeinem Interesse, die Vollständigkeit und Genauigkeit in der Angabe der Lokalumstände verschmähen, sondern vielmehr in einer wie in der andern Hinsicht allen billigen Anforderungen entsprechen.

In die Bearbeitung von Nr. 1. haben zwei Gelehrte sich getheilt, indem der eine die kirchengeschichtliche, der andere die kunstgeschichtliche Partie übernahm. Das Werk konnte durch diese Vertheilung nur gewinnen, indem dadurch, dafs jeder Haupttheil der Darstellung einen mit der Sache besonders vertrauten Bearbeiter erhielt, zugleich jeder sich sonst vielleicht einfindenden Einseitigkeit, welche den einen Gesichtspunkt auf Kosten des andern hervorgehoben, und den andern dagegen vernachlässigt haben dürfte, am sichersten vorgebeugt wurde.

Die *erste Hauptabtheilung*, welche die eigentliche Geschichte der Domkirche zu Königsberg umfafst, stützt sich auf die Geschichte des Christenthums in Preufsen überhaupt, in welcher diese Kirche einen vorzüglich bedeutenden Standpunkt einnimmt, und ist insbesondere mit der Geschichte des Samländischen Bisthums verbunden. Der *erste Abschnitt*, welcher die Zeiten vor der Reformation umfafst, beginnt daher nicht sowohl, wie die Aufschrift sagt, mit der Erbauung der Domkirche, sondern vielmehr mit der ersten Verkündigung des Christenthums in Preufsen. Die früheren Versuche und Vorbereitungen derselben werden nur kurz und einleitungsweise berührt; mit der Eroberung des Samlandes für den deutschen Orden (welcher eine kurze Schilderung dieses Landes und seines Zustandes im Heidenthume vorangeschickt ist) beginnt aber die vollständigere und zusammenhängendere Geschichte, in welcher die Erbauung der Burg Königsberg (1255) und die gleichzeitige Gründung des Samländischen Bisthums, als die ersten, für die Localentwickelung bedeutungsvollen Begebenheiten erscheinen. Die ersten Zeiten des neuen Bisthums wurden theils durch die Händel des Bischofs mit dem Orden, auf welche die Sorge für des ersteren zeitliches Bestehen führte, theils durch die Empörung der Samländer, getrübt. Erst der zweite Bischof, Christian von Mühlhausen, (seit 1276) brachte nicht nur die äufseren Angelegenheiten des Bisthums in Ordnung, errichtete bei der, schon von seinem Vorgänger erbauten bischöflichen Burg Schönemik, die erste Kathedralkirche, und stiftete

(1285)

(1285) das zu derselben gehörige Domkapitel, sondern er wirkte auch günstig auf das innere christliche Leben, und gründete Kirchen an verschiedenen Orten des Landes; und da während seiner Abwesenheit, in den letzten Jahren seiner Verwaltung, aufs neue Unordnungen eingerissen waren, so wurde (1296) das gesammte Preufsische Kirchenwesen neu geordnet, und von der Zeit an befand sich das kirchliche Leben auch in Samland in ununterbrochenem Gedeihen. Inzwischen war auch die Stadt Königsberg zu einer bedeutenden Gröfse gelangt, und die Samländische Kathedralkirche wurde (1302) hieher verlegt. Unter dem hierauf folgenden, seine Vorgänger an Ruhm und Verdiensten weit übertreffenden Bischof *Johann*, wurde, nachdem inzwischen die Verlegung des Hochmeistersitzes nach Marienburg ein neues Leben in die Angelegenheiten Preufsens gebracht hatte, eine abermalige, und zwar die letzte Veränderung mit der Kathedralkirche vorgenommen, indem durch Unterstützung des Hochmeisters Luther von Braunschweig (1333), die noch bestehende Domkirche auf dem früher sogenannten Vogtswerder, der sich, unter dem Namen Kneiphof, zu einem besonderen Theile der Stadt Königsberg ausbildete, zu bauen begonnen, darauf schon 1335 der neuerbaute Chor derselben geweiht, und wahrscheinlich der ganze Bau noch unter der Verwaltung desselben Bischofs (bis 1344) vollendet wurde. Von dieser Zeit an wird nun die Geschichte des Samländischen Bisthums und seiner Bischöfe, in Verbindung mit der Geschichte der Domkirche selbst, und mit Berücksichtigung der gleichzeitigen Geschichte Preufsens und des kirchlichen Lebens überhaupt, bis zum Anfange der Reformation (1519) fortgesetzt. Wir können, um gröfsere Weitläuftigkeit zu vermeiden, in eine weitere Zergliederung des Inhaltes dieser sehr interessanten Geschichte nicht eingehen, und bemerken daher nur im Allgemeinen, dafs sie mit eben so viel Genauigkeit als Umsicht ausgeführt ist, dafs in ihr viele irrthümliche Angaben früherer Schriftsteller, gröfstentheils aus Original-Urkunden, gründlich verbessert, und eine nicht geringe Anzahl der letzteren in den Anmerkungen vollständig mitgetheilt werden, wodurch das Werk noch einen eigenthümlichen, weit über seinen nächsten Zweck ausgedehnten Werth erhält. — Der *zweite Abschnitt* (von S. 242 an) beginnt nun mit dem Amtsantritt des Bischofs *Georg von Polentz* (1519), unter welchem die Reformation in Preufsen nicht nur Eingang, sondern auch völlige Durchbildung fand. Die Reformationsgeschichte Preufsens zeigt uns die nicht ganz gewöhnliche Erscheinung, dafs die Leitung der Kirchenverbesserung von dem Bischof selbst, in Uebereinstimmung mit dem Landesfürsten ausging, was ihr natürlich einen eigenthümlichen Charakter geben, und ihre vollständige Ausführung sehr erleichtern und beschleunigen mufste. Je mehr die Geschichte der preufsischen Reformation überhaupt, in mehrfacher Hinsicht, deren Ursachen hier keiner weiteren Entwickelung bedürfen, für eine der wichtigsten Partien der gesammten Reformationsgeschichte zu achten ist, um so wichtiger und allgemein interessanter ist auch vorzüglich der hierher gehörige Theil des vorliegenden Werkes, zumal da er, unmittelbar aus den lautersten Quellen geschöpft, sowohl die Lebensgeschichte des Bischofs von Polentz, als die Reformationsgeschichte Preufsens überhaupt, so wie der Stadt Königsberg und des Domes insbesondere, durch viele Berichtigungen bisheriger Irrthümer, und ganz neu ermittelte Thatsachen bereichert. Als eine besonders merkwürdige Erscheinung zeigt sich uns hier (S. 292 u. f.) die Bildung einer wahren evangelisch bischöflichen Kirche in Preufsen, und die Zurückführung der bischöflichen Würde auf ihre ursprüngliche Bestimmung, indem *Georg von Polentz*, aus eignem freiem Antriebe, auf dem Landtage zu Königsberg im Mai 1525, mit der Erklärung, „dafs ihm nach dem Evangelio, als einem Bischofe, der das göttliche Wort zu predigen und zu verkündigen schuldig, nicht gebühre, Land und Leute zu regieren, sondern dem wahren und lautern Wort Gottes anhängig zu seyn, und dasselbe allein abzuwarten", die weltliche Regierung seines Bisthums dem Landesfürsten übergab, und sich nur standesmäfsigen Unterhalt vorbehielt. Von der Thätigkeit dieses Bischofs im Predigtamte so wie in der Einrichtung und Verwaltung des evangelischen Kirchenwesens überhaupt, wird viel Rühmliches berichtet. Der Dom aber wurde um diese Zeit (1528) aus einer zuvor bischöflichen, dann landesfürstlichen, eine städtische Kirche. (S. 305.) — Die spätere Geschichte, seit der Reformation, oder vielmehr seit dem Tode des Bischofs Polentz (1550), ist verhältnifsmäfsig weit kürzer als die frühern abgehandelt. Die fernere Geschichte des Samländischen Bisthums, bis zu dessen (1587) erfolgter gänzlicher Auflösung, wird nur kurz berührt, die Geschichte der Domkirche aber hauptsächlich an die Lebensgeschichte ihrer Prediger geknüpft, welche von S. 332 an, zwar kurz, aber mit vollständiger Hervorhebung der merkwürdigsten Umstände, sowohl in biographischer als sonstiger geschichtlicher Beziehung aufgestellt sind. Nur was das eigentlich Literarische betrifft, hat der Vf. bei denjenigen, welche Schriftsteller waren, eine vollständige Aufzählung ihrer Schriften nicht in seinen Plan aufgenommen, sondern zeichnet nur die, in besonderer Beziehung merkwürdigen Schriften aus, und verweist wegen der übrigen auf andere Werke, wo sich ausführlichere Nachricht von denselben findet. Doch geben die Namen verschiedener, auch in der Literatur bekannten und verdienten Männer, als eines *Mörlin*, *Mislenta*, *Lilienthal* u. A., auch diesem Theile des Buchs einen besondern Werth. — Den Beschlufs macht (S. 378 u. f.) die neueste Geschichte der Domkirche, besonders ihrer, durch königliche Freigebigkeit, im J. 1820 vollendeten Reparatur, und des im J. 1833 gefeierten Jubelfestes.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## KIRCHLICHE ALTERTHÜMER.

1) Königsberg, gedr. in d. Hartung. Hofbuchdr.: *Der Dom zu Königsberg in Preußen* — — von Dr. *A. R. Gebser* u. Dr. *E. A. Hagen* u. s. w. *Erste* Abth. Auch unter dem Titel: *Geschichte der Domkirche zu Königsberg und des Bisthums Samland* — — von *Aug. Rud. Gebser* u. s. w. *Zweite* Abth. A. u. d. T.: *Beschreibung der Domkirche zu Königsberg* — — von Dr. *Ernst Aug. Hagen* u. s. w.

2) Frankfurt a. d. O., b. Tempel: *Beschreibung und Geschichte der Marien- oder Oberkirche zu Frankfurt a. d. O.* — — von Dr. *Christ. Wilh. Spieker* u. s. w.

*(Beschluss von Nr. 45.)*

Die *zweite* Abtheilung, welche früher als die erste vollendet und ausgegeben wurde, betrachtet die Domkirche eigentlich als Kunstwerk. Um auch seinerseits nicht vereinzelt zu stehen, sondern sich auf die allgemeineren geschichtlichen Verhältnisse des Landes und der Zeit, welchen er angehört, zu stützen, ist dieser Theil der Gesammtdarstellung durch eine Abhandlung *über die Kunst des deutschen Ordens, vornehmlich über den ältesten Kirchenbau im Samlande*, (S. 8 — 35) eingeleitet, welche wieder mit der Geschichte der altdeutschen, besonders kirchlichen Baukunst im Allgemeinen in sofern in einiger Beziehung steht, als sie von den allgemeinen Begriffen derselben ausgeht, und mancherlei Vergleichungen mit ähnlichen Werken anderer Gegenden veranlafst. Das Resultat dieser Vergleichung ist, dafs die deutschen Ordens-Kirchen, namentlich im Samlande, von anderen altdeutschen (oder wie sie der Vf., nicht ganz richtig, noch nennt, gothischen) Kirchen sich im Allgemeinen durch gröfsere Einfachheit des Baues, Mangel der Kreuzform und weniger kühne Anwendung der oft ganz fehlenden Strebpfeiler auszeichnen; daher niedrigere Thürme, und gewöhnliche Vereinigung der Schiffe der Kirche unter *einem* Dache; vornehmlich aber der Mangel der Spitzbogengewölbe, wodurch sie sich mehr der vordeutschen Bauart (die der Vf. zwar *vorgothische* nennt, die man aber richtiger selbst *gothische* nennen könnte), als der eigentlich deutschen nähern, obgleich die letztere in der Zeit, in welcher die preufsischen Kirchen gebaut wurden, in Deutschland selbst schon völlig ausgebildet war. Die Ursache dieses Umstandes dürfte theils eben in der beabsichtigten Einfachheit und schnelleren Ausführung der preufsischen Bauwerke, theils in dem dazu verwendeten Material, welches gröfstentheils in unbehauenen Feldsteinen besteht, theils endlich darin liegen, dafs wir in Preufsen weder Bauhütten, noch zunftmäfsige Steinmetzen und Maurermeister, gleich denen, von welchen die deutschen Kirchen gebaut wurden, antreffen, sondern die Ritter selbst ihre eignen Baumeister waren, und ihre Bauwerke weniger nach einem kunstgerechten Plane (wie sich denn auch von Baurissen keine Spur findet), als nach dem augenblicklichen Bedürfnifs und den vorhandenen Mitteln einrichteten, insbesondere aber das Muster zu ihren Kirchen wahrscheinlich (wie der Vf. S. 27 u. f. erörtert) von den Sälen und Kapellen ihrer Schlösser hernahmen, wodurch manche der deutschen Kirchenbaukunst angehörige Verhältnisse von selbst ausgeschlossen wurden. — Mehr als die Baukunst waren Malerei und Bildnerei, bei manchen Eigenthümlichkeiten und übrigens freierer Entwickelung, mit den gleichzeitigen Verhältnissen dieser Künste in Deutschland und andern Ländern in Uebereinstimmung.

Von diesen allgemeinen Betrachtungen geht nun der Vf. zur Geschichte der Erbauung der drei nach einander bestehenden samländischen Domkirchen (S. 35 — 54), worin freilich manches, in der ersten Abtheilung schon berichtet, wiederholt werden mufste, und endlich (von S. 55 an) zur Beschreibung der noch vorhandenen Domkirche selbst über, welche, nach einigen allgemeineren Bemerkungen über die Erbauung und den Bauplan derselben, in *drei Abschnitten* gegeben wird. I. *Die Kirche mit den vornehmsten Kunstwerken aus der Zeit des Ordens und der Markgrafen von Brandenburg*, von 1332 bis 1618. Die hieher gehörigen Gegenstände zerfallen wieder in 3 Unterabtheilungen, nämlich: 1. *Architektur* (S. 64 — 100), worin von dem äufsern und innern Bau der Kirche selbst, nach ihren verschiedenen Haupt- und Nebentheilen, eine genaue und umständliche Beschreibung gegeben, und beiläufig, wo auf die von Herzog Albert I. unternommenen Reparaturen die Rede kommt (S. 90 u. f.), eine Darstellung des damaligen Betriebes der Baukunst und eine Nachricht von den berühmtesten gleichzeitigen Baumeistern eingeschaltet wird, aus welcher wir zugleich den Herzog als einen bedeutenden Beförderer der Künste kennen lernen. Wenn aber der Vf. a. a. O. von dem, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sich geltend machenden Geschmack in der Baukunst sagt: „Wie überall, ward das Mittelalterliche verschmäht, und das Antike in meist mis-

verstandenen Formen an seine Stelle gesetzt; denn dem frommen Eifer erschien das Heidnische selbst mehr dem Christenthum angemessen, als das Katholische"; so ist zwar die angeführte Thatsache richtig, doch nicht so die davon gegebene Erklärung; denn die Entfernung von den Kunstformen des deutschen Mittelalters entsprang nicht aus der Trennung vom Katholicismus, sondern aus der neu ins Leben getretenen Geltung der klassischen Literatur, und man verschmähte den mittelalterlichen Geschmack nicht, weil man ihn für katholisch, sondern weil man ihn für barbarisch hielt; daher wir auch in katholisch gebliebenen Ländern dieselbe Veränderung, zum Theil noch früher und noch stärker ausgebildet, finden. 2. *Malerei* (S. 100 — 141.) Aus der Ordenszeit, in welcher, aufgefundenen Spuren nach, der ganze Chor, vermuthlich gleichzeitig mit der Erbauung, mit Heiligenbildern auf eigenthümliche, aber rohe Weise bemalt war, werden noch die Bildnisse von 5 (vielleicht 6) Hochmeistern erwähnt, die aber durch ungünstige äufsere Einwirkungen sehr gelitten haben. Aus der Reformationszeit ist merkwürdig, was auf Veranlassung der aus dieser und den späteren Perioden herrührenden Gemälde (S. 110 u. f.) von der Verbindung des Herzogs *Albert* mit *Lukas Cranach*, Vater und Sohn, berichtet wird, namentlich wie der Herzog einen in seine Fürsorge genommenen verwaisten Knaben dem letzteren in die Lehre gab, worüber sich (S. 114 u. f.) Bruchstücke aus dem interessanten Briefwechsel finden. 3. *Bildnerei.* (S. 141 — 197.) Ein reichhaltiger Abschnitt, obgleich der Altar und ein Theil der Epitaphien, an welchem die Gemälde als die Hauptsache betrachtet wurden, schon im vorigen beschrieben sind. Die Gegenstände desselben theilen sich in Schnitzwerke im mittelalterlichen Stil, und Bildwerke des 16. Jahrhunderts. Bei letzteren ist nun wieder am meisten von der Zeit Herzog Alberts I. und den damals in Preufsen thätigen Künstlern die Rede. Bei der ausgebreiteten Verbindung der Künstler in Deutschland und andern benachbarten Ländern enthalten überhaupt alle drei Abtheilungen dieses ersten Abschnittes sehr schätzbare Beiträge zur Kunstgeschichte des 16. Jahrhunderts. — II. *Grabgewölbe, Grabmäler, Leichensteine und Särge mit Angabe der Inschriften.* (S. 198 — 298.) Da die in kunstgeschichtlicher Hinsicht ausgezeichneten Monumente, z. B. Herzog Albert's I., *Georgs* von Polentz u. a. schon im vorigen Abschnitte beschrieben, und die hier erwähnten meistens aus neuerer Zeit sind, so hat dieser Abschnitt zwar gröfstentheils mehr ein blofs lokalgeschichtliches Interesse, von allgemeinerer Bedeutung sind jedoch auch hier, aufser den in der Fürstengruft befindlichen Monumenten, welche meistens fürstlichen Personen, als Herzog Albert I., seinen beiden Gemahlinnen und sämmtlichen Kindern, Kurf. Georg Wilhelm von Brandenburg u. a. m. angehören, die Denkmale des Hochmeisters Luther von Braunschweig (Nr. 76.), der Reformatoren Brismann (Nr. 60.) und Mörlin (Nr. 47.), und aus neuerer Zeit Imman. Kant's (Nr. 115). — III. *Verschiedene Gegenstände, gröfstentheils auf die spätere Zeit der Kirche bezüglich.* (S. 299 — 339.) Unter den hier erwähnten, vermischten und gröfstentheils nur lokalmerkwürdigen Gegenständen, als Kanzel, Altar, Orgel, Glocken u. dgl. m., ist besonders die ausführlicher beschriebene Wallenrodt'sche Bibliothek (S. 322 u. f.) mit den auf derselben befindlichen Gemälden zu bemerken. — Endlich folgt noch als *Schlufs* (S. 360 u. f.) eine *Kirchen-Chronik*, von 1333 — 1833, oder kurze Zusammenstellung der auf den Bau und die Schicksale der Kirche, die darin stattgefundenen Feierlichkeiten u. dgl. bezüglichen Nachrichten, und die *Erklärung der acht lithographischen Abbildungen.* Letztere enthalten, aufser einem aus verschiedenen Denkmalen und andern Ornamenten der Kirche zusammengesetzten Titel-Bilde, zwei Grundrisse, zwei Ansichten des Aeufsern, und zwei des Innern der Kirche, und das Denkmal des Herzogs Albert, und sind, bis auf das letzte (innere Ansicht des Domes und der Fürstengruft), dessen Ausführung weniger gelungen ist, vollkommen beifallswerth. —

Wenn in dem bisher besprochenen Werke, dessen reicher und interessanter Inhalt eine etwas ausführlichere Anzeige rechtfertigen dürfte, ungeachtet der, durch die lokalen Verhältnisse gebotenen populären Rücksichten, doch im Ganzen die gelehrte Richtung vorherrscht, so hat dagegen der Vf. von Nr. 2, ohne dem wissenschaftlichen Werthe seiner Arbeit Eintrag zu thun, doch, wie es scheint, zunächst mehr einen populären Zweck vor Augen gehabt, der sich in der ganzen Behandlungsweise seines Gegenstandes ausspricht. So sehr es ihm aber gelungen ist, ein wahres Volksbuch, im edleren Sinne des Wortes, zu liefern, das zunächst unter seinen Mitbürgern, auf welche manche Mittheilungen auch vorzugsweise berechnet sind, sich in bleibendem Ansehen behaupten dürfte; so ist doch der Gewinn, welchen die wissenschaftliche Geschichtskunde aus diesem Buche ziehen kann, um nichts geringer, und wir haben in demselben in jeder Beziehung eine der schätzbarsten historischen Monographien erhalten. Der Inhalt des Buches theilt sich in zwei Abschnitte, wovon der *erste* (S. 1 — 87.) die *Beschreibung*, der *zweite* (S. 88 — 420) die *Geschichte* der Kirche enthält. Die Beschreibung der Kirche (deren Bau in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts begonnen und gröfstentheils auch vollendet wurde), ihrer einzelnen Theile und der in ihr befindlichen Gegenstände, ist sehr genau, und enthält manche besondere Merkwürdigkeiten. Der Trockenheit, welche dergleichen detaillirte Beschreibungen, wenigstens für den Leser, der nicht eigentlicher Sachverständiger ist oder besonderes Lokalinteresse für die beschriebenen Gegenstände hat, leicht mit sich führen, ist theils durch Verbindung der Beschreibung mit der Baugeschichte, theils durch allgemeinere Hinweisungen auf gleichartige Gegenstände aus dem Gebiete der Kirchengeschichte und christlichen Archäologie glücklich abgeholfen. Tiefer

sur in die eigentliche Kunstgeschichte einzugehen, und daran angehörige allgemeinere Betrachtungen anzuknüpfen, wie dies der Vf. der zweiten Abtheilung von No. 1 gethan hat, lag theils, wie es scheint, nicht in dem Plane des Vfs., theils fand sich dazu auch wohl hier weniger Veranlassung. — Den größten historischen Fleiss hat der Vf. auf den zweiten Abschnitt, die Geschichte der Kirche, verwendet, wo wir ihn ganz auf seinem eigenthümlichen, wohl bekannten Felde finden. Der Vf. hat diese Geschichte mit Recht von einem höheren Standpunkte aufgefasst, und mit der politischen und kirchlichen Entwickelungsgeschichte, nicht nur der Stadt Frankfurt und ihrer nächsten Umgebungen sondern der Mark Brandenburg überhaupt, in eine innige Verbindung gebracht, die um so zweckmäßiger ist, als die Stadt Frankfurt in der älteren Geschichte der Mark zu verschiedenen Zeiten, besonders aber in der Reformations-Periode, eine ungemein wichtige Rolle gespielt hat, durch welche nothwendig auch ihre Hauptkirche eine besondere Bedeutung gewinnen mußte. Seit der Reformation nimmt freilich diese allgemeinere Bedeutung allmählich ab, dafür werden wir aber hier, wo der Vf. bei reichlicher vorhandenen, specielleren Nachrichten, tiefer in die innere Geschichte der Kirche und ihres Personals eingehen konnte, durch interessante biographische Nachrichten von den an der Kirche angestellten Predigern, unter denen sich manche, auch in der Literaturgeschichte nicht zu übersehende Namen befinden, entschädigt. Obgleich für die älteren Zeiten durch *Wohlbrück's* Geschichte des Bisthums Lebus trefflich vorgearbeitet war, so hat doch der Vf. sich keineswegs diesem Führer blindlings überlassen, sondern giebt überall eine vertraute Bekanntschaft mit den Geschichtsquellen und eine eben so fleißige als umsichtige Benutzung archivalischer und anderer handschriftlicher, oder diesen gleich zu achtender, und keinem Andern so leicht zugänglicher Nachrichten zu erkennen, welcher wir manche Berichtigung früherer, in die Geschichte aufgenommener, irrthümlicher Angaben, die sich selbst bei besseren Schriftstellern noch fanden, verdanken. Die Geschichte ist in 16 Kapitel vertheilt. Die vier ersten derselben enthalten, in großartigen Umrissen, die Geschichten vor der Reformation, und darin viele, für die Geschichte und das ältere Kirchenwesen der Mark überhaupt wichtige und interessante Nachrichten. Wenn aber der Vf. (S. 104) meint, die Stadt Frankfurt sey dem Plane des Bischofs von Lebus, die dortige Marienkirche zu seiner Kathedralkirche zu machen, *gar nicht abgeneigt* gewesen, so ist dies nicht nur an sich unwahrscheinlich, da Städte in den Verhältnissen wie Frankfurt, gemeiniglich der Ursachen viele hatten, das unmittelbare Walten ihrer geistlichen Oberen innerhalb ihrer Ringmauern ungern zu sehen; sondern es wird auch durch den Verlauf der Geschichte widerlegt, und steht mit einer früheren Bemerkung des Vfs. (S. 65), wo er, gegen Wohlbrück, die Geneigtheit des Stadtmagistrats, seine Pfarrkirche zur bischöflichen Kathedrale einzuräumen, in Zweifel zieht, selbst in Widerspruch. Daß zur Zeit des im Jahre 1350 über die Stadt Frankfurt erfolglos ausgesprochenen päpstlichen Bannes, „die Zeit schon vorüber war, wo die Machtsprüche des Papstes für Befehle Gottes galten, und wo die Schrecknisse des Kirchenbannes die geängsteten Gewissen einschüchterten" (S. 111), möchte doch, wie dem Vf., als Kenner der Kirchengeschichte, nicht unbekannt seyn kann, sich so allgemein nicht aussprechen lassen; denn wie viel später, übten nicht die päpstlichen Machtsprüche in Deutschland noch einen gewaltigen Einfluss! Daß sie in einzelnen Fällen, so wie hier, sich unwirksam zeigten, beruhte auf eigenthümlichen, leicht nachzuweisenden Verhältnissen. Daß die Bischöfe von Lebus im 14. Jahrhundert Urkunden *unterzeichnet* haben (S. 114), ist eine Uebereilung im Ausdruck (da Unterschriften der Aussteller in den Urkunden damaliger Zeit ganz ungewöhnlich sind); eben so, wenn (S. 129) *Albrecht*, der Bruder des Kurfürsten Joachim I., zur Zeit der Einweihung der Universität Frankfurt (1506), *Erzbischof* genannt wird, was er mehrere Jahre nachher erst wurde. — Das fünfte Kapitel enthält die eigentliche Reformationsgeschichte, von 1539 — 1545, wieder mit sehr lehrreichen allgemeineren Beziehungen; und die folgenden erzählen die neuere Geschichte seit 1545, nach der Ordnung der Oberpfarrer, welche der Kirche vorstanden, und deren Reihe *Andreas Musculus* eröffnet. Obgleich die Geschichte der Frankfurter Kirche von dieser Zeit an sich mehr in sich selbst zurückzieht, und nur selten in die allgemeinere Geschichte des Staats und der Kirche wesentlich eingreift, so spiegeln sich doch Beide im Ganzen sehr treu in ihr ab. Fast alle die unglücklichen Streitigkeiten, welche zu verschiedenen Zeiten die evangelische Kirche zerrütteten, hallen auch in der vorliegenden Geschichte wieder, und treten in ihr manchmal recht auffallend hervor; so unter *Musculus* (seit 1558) der verderbliche Streit über die Nothwendigkeit der guten Werke; in der Folge die Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten, u. a. m. welche der Vf. mit Ruhe und Unparteilichkeit erzählt. Eben so tritt uns auch ein lebensvolles Bild der allgemeinen Welthändel entgegen, wie sie ihre Rückwirkung auf die einzelne Gemeinde äußern. Dazu kommt noch die lehrreiche und unparteiische Charakteristik der verschiedenen Prediger, unter denen sich hochverdiente Männer befinden, wie z. B. *Martin Heinsius* (1645 — 1667), der nach der traurigen Zerrüttung des dreißigjährigen Kriegs kirchliche Ordnung und Disciplin wieder herstellte, auf Verbesserung der Sitten hinwirkte, die kirchlichen Katechisationen, den Unterricht und die Confirmation der Katechumenen, und andere nützliche Anstalten einführte, und dabei durch seine handschriftlichen Annalen der Stadt Frankfurt sich auch um die Landesgeschichte überaus verdient machte. (S. 313 werden diese Annalen, die auch der Vf. zu vorlie-

gen-

gendem Werke benutzt und oft dankbar angeführt hat, umständlich beschrieben.) Zwischen diesen geschichtlichen und biographischen Inhalt reihen sich Nachrichten von den Veränderungen der Kirche an ihren Gebäuden, Geräthen und sonstigem Zubehör, von den in ihr vorgekommenen Feierlichkeiten und andern Merkwürdigkeiten, ja auch von dem Steigen und Fallen des Kirchenvermögens und dem Rechnungswesen der Kirche. Die letzteren sind in der Umständlichkeit, in welcher sie der Vf. mittheilt, freilich wohl nur für den nächsten örtlichen Leserkreis berechnet, und würden den auswärtigen Leser ermüden, wenn sie nicht in der Reichhaltigkeit des ansprechenderen Inhalts gleichsam verschwänden. Das letzte Kapitel, welches die Zeit umfafst, während welcher der Vf. dieser Schrift selbst der Kirche vorsteht, ist besonders durch die letzten bedeutenden Reparaturen der Kirche und mehrere seltne Kirchenfeste ausgezeichnet. — Am Ende sind (von S. 421 an) *Anmerkungen*, *Erläuterungen und Urkunden* angehängt, deren Trennung von dem eigentlichen Texte ganz zweckmäfsig erscheint, wenn gleich manches Einzelne vielleicht Aufnahme in den Text selbst verdient hätte, da in den Anmerkungen manches nur zu leicht übersehen wird. Dank verdient die Mittheilung mehrerer Urkunden, bei denen nur zu bedauern ist, dafs sie nicht ganz fehlerfrei gedruckt sind. So mufs S. 441. Z. 7 v. u. anstatt *prorexerint*, stehen *porrexerint*, und das folgende Wort (*adjutantes*) durfte nicht durch ein Unterscheidungszeichen davon getrennt seyn, da es zu dem vorhergehenden (*manus*) gehört; S. 444. Z. 6 v. u. stehen die Worte: *transferendo*, *Cum igitur hujusmodi*, doppelt; und S. 445. Z. 5 v. o. mufs für *Canta te Domine*, stehen: *Cantate Domino*; S. 451. Z. 9 v. u. steht *comprohensis*, für *comprehensis*; S. 455. Z. 30 u. f. mufs für *Ztinse*, *ztu*, gelesen werden: *Zcinse*, *zcu*; u. a. m. — Ganz am Schlusse (S. 487 u. f.) sind noch einige Nachrichten von der *Kirchen-Bibliothek* mitgetheilt, von der man gern mehr zu erfahren wünschte. — Ueberhaupt müssen wir mit dem Vf. (Vorr. S. XII) bedauern, dafs derselbe aus Rücksicht auf den Umfang seiner Schrift und aus (möchte man doch sagen können, nicht genug begründeter!) Furcht vor dem in unserm Zeitalter vorherrschenden Mangel an Sinn für das gelehrte Alterthum, gar manche für die Staats- und Kirchengeschichte der Vorzeit wichtige Verhandlung bei Seite zu legen, die Beschreibung aller Denkmäler u. dgl. wegzulassen, für nöthig hielt, und fügen nur den Wunsch hinzu, der Vf. möge diese und andere Denkwürdigkeiten nicht, wie er als seine Absicht ausspricht, in einer *theologischen*, sondern lieber in einer *historischen Zeitschrift*, etwa in Hn. *v. Ledebur's* Archiv für die Geschichtskunde des Preufs. Staats, oder in den Hallischen Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, mittheilen. — Die beigegebenen, sehr gelungenen Abbildungen, welche dem Buche zu einer nicht geringen Zierde gereichen, enthalten, aufser einem grofsen, die innere Ansicht der Kirche darstellenden Blatte, die äufsere Ansicht derselben von der Nordseite, ihren Grundrifs, ein sehr schönes, jetzt aber durch das Dach einer später angelegten Vorhalle verdecktes Frontespice, und Nachbildungen von Original-Handschriften Luther's und Melanthon's aus einer in der Kirchen-Bibliothek befindlichen deutschen Bibel.

## SCHÖNE LITERATUR.

STUTTGART, b. Weise: *Furchtlos und treu.* Historischer Roman aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. Von Dr. *Morvell.* 1836. 3 Bände. *Erster* Bd. 306 S. *Zweiter* Bd. 324 S. *Dritter* Bd. 322 S. 8. (3 Rthlr. 18 gGr.)

*Furchtlos und treu* heifst der Roman von der Devise, welche die Klinge des Schwertes trägt, mit welchem König Gustaph Adolf seinen Lebensretter beschenkt. Einige verfehlte Witze abgerechnet, welche zu Anfang des ersten Bandes vorkommen, läfst sich das Buch ganz gut lesen; es enthält einige interessante Charaktere und schildert sowohl das Kriegsleben als auch den Geld- und Bürgerstolz damaliger Zeit mit Wahrheit. Die Geschichte von der Fälschung des Testaments, welche keinen unwesentlichen Theil des Inhalts ausmacht, erinnert in der Art der Darstellung an Spindler's Manier, doch soll damit kein Tadel ausgesprochen seyn, denn gerade diese Partie, wie auch der Rathhausthurmbrand und Holck's nächste Schicksale in Stettin, und die Geschichte des Holckischen Feldprobstes, der vom staatsseitlicher Erziehung ein Galeerensclave war, sind voll Leben und ungleich anziehender als die verschiedenartigen Lebensrettungen Gustaph Adolfs durch den Officier *Soop*, der bei aller seiner Treue und Biederkeit doch nur in geringem Mafse für sich interessirt.

Der Vf. scheint recht fleifsige Studien gemacht zu haben; er führt öfter die eigenen Worte des schwedischen Königs an, und citirt dazu, wie zu einzelnen Begebenheiten, die er aufgenommen hat, seine Gewährsmänner; wo es nicht auf historische Thatsachen ankommt beruft er sich auch auf gleichartige Vorfälle. Das Ganze erscheint mehr ein Werk des Fleifses als des Genies, doch läfst sich dem Vf. ein gleicher Rang, wie manchen andern beliebten Erzählern z. B. Tromlitz u. s. w., nicht streitig machen und *Furchtlos und treu* mag also immerhin in die Lesewelt *furchtlos* eindringen und versichert seyn, dafs es ihm nicht an *treuen* Lesern fehlen wird, da auch das gefällige Aeufsere für das Buch günstig einnimmt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## THEOLOGIE.

Berlin, b. Nicolai: *Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens für denkende Christen und zum Gebrauch in den obern Klassen an den Gymnasien.* Von Dr. *Philipp Marheineke.* *Zweite*, verbesserte Auflage. 1836. XXX u. 290 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Lehrbuch, in dessen neuer Ausgabe der Vf. die vielfältig getadelten Grundsätze und deren Darstellungsweise aus der ersten Ausgabe fast unverändert beibehalten hat, soll der Vorrede zufolge ein Mittelding seyn zwischen katechetischem Unterrichte und strengwissenschaftlicher Theologie, zugerichtet für denkende Christen, nur nicht in der Form der Wissenschaft. „Inzwischen mufs solcher Unterricht erbaut seyn nach S. VII. 1) auf dem christlichen Glauben, welcher dem katechetischen zur Unterlage diente und indem er sich an die Bibel anschliefst, mufs man nach S. VIII. nicht denken, mit grammatischen und historischen Mitteln ausreichen zu können; man mufs auch auf dem Grund und Boden der Gemeinschaft der Gläubigen stehen, an den Glauben derselben glauben; es mufs also die Freiheit in der Auslegung der Bibel sich selbst auch (?) beschränken auf den substanziellen Glaubensinhalt der Bibel, wie er in der geschichtlichen Ueberlieferung vorhanden und in der christlichen Kirche allgemein (?) anerkannt ist." Auf diese Weise aber erscheint der substanzielle Glaubensinhalt der Bibel abhängig von der, von allen wahrhaft protestantischen Theologen verworfenen, Tradition und von dem *consensus ecclesiae*, d. i. von der Glaubensmeinung und von den Ansichten dogmatisirender Kirchenherren. Dabei wird S. IX. nicht minder befremdend das so spät erst ins Leben getretene, sogenannte apostolische Symbolum dem biblischen gleichgeschätzt und Biblisches und Kirchliches identificirt, angeblich, damit der Staat wisse, wessen er sich zur Kirche zu versehen habe, und die Forderung aufgestellt, dafs *alle*, nicht blos Theologen, sondern urtheilsfähige Menschen sich mit dem Vf. auf denselben Standpunkt stellen und dort stehen bleiben sollen, damit die Kirchenlehre sich zur ewigen, unabänderlichen, reinbiblischen u. s. f. verkläre. Wie mag solches zugehen, möchte man hier fragen. Doch hören wir den Vf. weiter. Nach S. X. „soll der Bibel- und Kirchenglaube als Inhalt jenes (doch wohl katechetischen?) Unterrichts in dem höheren (dem Gymnasial-Unterrichte?) enthalten und wohl aufgehoben seyn und weil der Unterricht christliches Glauben und Leben (der katechetische hatte es nicht?) zum Gegenstande habe, so werde hierdurch ein Verhältnifs des Bewufstseyns zum christlichen Glauben anerkannt und bestimmt, der Religions-Unterricht in den höheren Gymnas. Klassen müsse ein anderer seyn, als in den unteren." Gewifs, nur aber nicht aus dem angegebenen Grunde, wie tiefgedacht auch folgende, dem Rec. völlig unverständlich gebliebene, Deduction klinge. Es heifst nämlich S. X.: „An das, bis zu einem gewissen Punkte gebildete, Bewufstseyn und dessen Freiheit hat er, der Unterricht, mit allen seinen Lehren anzuknüpfen und das Unendlichvernünftige (doch wohl blosse Hyperbel, für das Vernünftige *de simplici et plano*) nicht allein in dem frommen Bewufstseyn des Menschen, sondern auch in dem Geoffenbartseyn der christlichen Lehre selbst nachzuweisen, so dafs eben jenes Unendlichvernünftige der Einheitspunkt ist, worin sich beide, das Bewufstseyn und die Lehre begegnen und es nun auch klar wird, welchen Bedürfnissen des Geistes und Herzens die christliche Religion zu genügen und abzuhelfen vermöge und bestimmt sey." Und um diesem Unterrichte die gebührende Wirksamkeit und den erforderlichen Einfluss zu verschaffen, „mufs das unterrichtende Subject sein Meinen und Vorstellen vor dem Gegenstande so weit zurücktreten lassen und sich so selbst verleugnen, dafs es nur die Bestimmungen des Seyns zu Bestimmungen seines Denkens macht (also das Gegebene, die Glaubens- und Kirchenlehre ohne Weiteres in sich aufnimmt und nach dieser sein Denken und Urtheilen regelt. Unstreitig ein wahrhaft (neu) evangelischer Rath.) S. XIII. erfahren wir, „das Zusammenfassen des denkenden Bewufstseyns mit dem Gegenstand und Inhalte des höheren Relig. Unterrichtes in Eins, sei die Form dieses Unterrichtes und zwar zerfalle diese in die innere und äufsere, jene in Bezug auf dasjenige, wovon sie die Form ist, diese in Bezug auf diejenigen, für welche sie ist." Wie verständlich!! Da kommt es dann zu Beschwerden über die Willkürlichkeit der Form des Stoffes, welcher nach S. XV. „selbst eintheilt und eingetheilt ist durch sich selbst, d. i. durch den Glauben der Kirche in die drei Artikel desselben." Aus dem vielen, mit manchen an sich richtigen Bemerkungen verwebten, Gerede darüber, ist aber nichts weiter abzunehmen, als dafs es für allen Unterricht einer tüchtigen Grundlage bedürfe. Wer möchte diese aber mit dem Vf. in den 3 Artikeln des christlichen Glaubens, in Luthers Katechismus, oder in dem apostolischen Symbolum finden wollen, welcher Glaube nach S. XXII. nur in so fern vernünftig ist, „als er sich (der Vf. nennt ihn

ihn sogar *fidem divinam*) in klaren Gedanken und Bewufstseyn Gottes bewegt und den Glauben der Bibel *und* Kirche (sind denn diese Eins und Dasselbe?) zum Gegenstande hat."

Die Schwierigkeit, ein tüchtiges Buch für den Religions-Unterricht in den höheren Gymnasial-Klassen zu schreiben, verkennt Niemand weniger, als Rec. Wenn aber der Vf. meint, sie rühre zumeist von dem sich Stellen auf den Standpunkt einer allgemeinen und objectiven Betrachtung und noch mehr von der Schwierigkeit her, denselben auch von Andern anerkannt zu sehen (sie werden ihn ja wohl anerkennen, wenn er wirklich zu einem tüchtigen und sichern geeignet ist): so ist er im grofsen Irrthume. Diese Schwierigkeit rührt vielmehr her vom nothwendigen Zwiespalte und Auseinandergehen der, auf Vernunftprincipien erbauten, theologischen Wissenschaft mit dem, um mit dem eigenen Ausdrucke des Vfs. zu reden, „Herumfahren" in den Irrgängen der Hegel'schen Religionsphilosophie und von dem höchst unweisen Bestreben, mittels der Dialektik und kunstvoll gestellten, nicht selten änigmatischen Sprache dieser Schule, hinter welchen junge Leute und das Nebeln und Schwebeln liebende Kirchen- und Auctoritäts-Gläubige den Stein der Weisen vermuthen, den alten erstorbenen Kirchenglauben wieder herauf zu beschwören. Da läfst sich dann allerdings ein Klaglied, wie S. XXIII. über die Macht und Herrschaft der Aufklärung und über die Zerrissenheit des Rationalismus und Superrationalismus erheben, das gefährlich genug klingt. Wohl sind sie zerrissen und müssen ihren theoretischen Principien nach zerrissen bleiben, was auch die Vermittler zwischen beiden für die mögliche Vereinigung derselben vorbringen mögen. Nur soll keine Partei in der freiesten Sache von der Welt ohne zureichende und erprüfte Gründe blos von Herrschsucht geleitet sich den Sieg verschaffen wollen. Rec. hält beide, allerdings völlig auseinandergehende, Ansichten für nothwendige Ergebnisse mehr oder weniger tüchtiger theologischer, sprachlicher, philosophischer und exegetischer Studien und es ist doch in keinem Andern Heil, als in Jesu selbst eigener, d. i. in der Religion, die er selbst hatte, in der reinen, auf dem Sittengesetze ruhenden Vernunftreligion. Das Urtheil S. XXIV. über die nicht zu verkennende Schwierigkeit eines, Rec. will nicht sagen, Landes-, sondern der allgemeinsten Einführung würdigen, Katechismus theilt Rec. mit dem Vf. Wenn er aber sagt: „es ist leider bei uns Alles so subjectiv und persönlich geworden, dafs eben das, wovon die Religion den Christen am ersten befreien will, der Eigensinn und Eigenwille am meisten obenaufgekommen und es zuletzt noch in der Wissenschaft zu dem Hochmuthe gekommen, das Eigenthümliche für das Wahre auszugeben und jede subjective Meinung der göttlichen Wahrheit gleichzusetzen": so hat er nicht nur seinen Vorbildern, sondern auch sich selbst das Urtheil gesprochen. Wie? der *Gegenstand* soll sein Recht über unser Denken und Glauben geltend machen, die Vernunft hingegen sich *submittere rebus, non sibi res*? Ist es dann nicht der Vf. selbst, welcher die, d. i. *seine* Wahrheit und Wissenschaft, wenn man diese anders von seinem Lehrbuche prädiciren kann, denen, die mit ihm auf dem nämlichen Standpunkte stehen, „zurecht und mundrecht" gemacht hat? vergl. S. XXV. Er hat ja die Erkennbarkeit, wohl zu merken: die „Erkennbarkeit Gottes auf dem Wege des Gedankens und der Wissenschaft," (eine Erkennbarkeit, die alle nicht transscendent gewordene Theologen perhorresciren, deren Leugnen er aber S. XXVI. gewaltig anklagt) und „den Unterricht im christlichen Glauben mehr noch, als in der frühern Ausgabe, *in den Gedanken hineingehoben*;" und S. XXVII. wird versichert, „in diesem Buche sei, wo es nur *angegangen*, eine Parallele des Christlichen mit dem Vorchristlichen angebracht und *so* der christliche Unterricht möglichst in die allgemeine Bildung hineingerückt worden." Rückt man denn mittels einer solchen Operation den Unterricht in die allgemeine, will sagen: in die Zeit-Bildung hinein und nicht vielmehr aus derselben heraus und diese in die alte, verschollene Zeit hinunter und hinüber?

Rec. gestehet, dafs er diese Vorrede wiederholt gelesen hat, ohne sich in die hohe, vornehme, vielleicht absichtlich dunkel gehaltene, oft schwülstige Sprache derselben recht finden zu können. Er legte daher im unbehaglichen Gefühl, solche Weisheit nicht durchdringen zu können, das Buch eine Zeit lang bei Seite. Inzwischen nahm er es doch wieder vor, studirte es mit der Feder in der Hand durch und ging rückwärts abermals zu derselben über. Sie war aber und blieb gleich dem Schlüssel zu einem Zimmer, der nicht schliefst; und dieis ganz offen zu sagen, schien dem Rec. um so nothwendiger, da man dieis Lehrbuch bereits in Gymnasien einzuführen versucht hat, wiewohl mit dem ungünstigsten Erfolge.

Was nun das Buch selbst betrifft, so mufs Rec. gleich von vorn herein erklären, dafs die gründliche Beurtheilung jeder einzelnen falschen oder mittels unerwiesener und prekärer Voraussetzungen erschlichenen, Behauptung ein Buch von wenigstens gleichem Umfange erfordern und folglich die Grenzen einer Recension weit überschreiten würde. Er mufs sich daher auf kurze Bemerkungen beschränken, bei deren jeder er sich auf das gesunde und unbestechene Urtheil der Leser hiermit ein für allemal beruft. Schon aus der Beurtheilung der Vorrede werden diese abgenommen haben, um was es sich im Buche selbst vornehmlich handelt. Es ist Hrn. Dr. *M.* zumeist um Stützung, Emporbringung und Erhaltung der alten Kirchenlehre vermittelst Hegel'scher Philosophie zu thun, wobei er jene mit dem christlichen Glauben, wie er aus der Bibel geschöpft werden kann, irrthümlich für eins und dasselbe erklärt. Sein Hauptsatz ist: nur diejenige Religion ist die wahre und offenbare, in welcher Christus erscheint als Gott und zwar als wesentlicher Gott, als Gottmensch, und Gott mufste Mensch werden, wenn eine vollkommene Religion zum Daseyn in der Erscheinung kommen sollte. Vgl. S. 189 u. 90. Zur Er-

Erhärtung dieses Satzes bedurfte es aber theils eines kecken, scheinbar aus den Tiefen philosophischer Forschungen geschöpften Behauptens, theils aber auch einer kirchlichen Auctorität, die sich in dem apostolischen Symbolum am schicklichsten und wegen des Klanges „apostolisch" am imponirendsten nachweisen zu lassen schien, die er aber eben so gut Luthers Katechismen bis herab zu den Dogmatiken des 17. Jahrhunderts, hätte entnehmen können. Um mit Erfolg darauf fufsen zu können, wird daher nach der kirchenhistorischen und biblischen Einleitung, zu welchen beiden sich mancherlei Bemerkungen machen liefsen, noch eine gegeben „symbolische" genannt, d. i. eine *Erklärung* (denn den *Beweis* ist der Vf. schuldig geblieben) über die Nothwendigkeit kirchlicher Symbole und deren Gleichstellung mit dem biblisch-christlichen Glauben. Wissen wir aber gleich, dafs das apostol. Symbolum nicht von den Aposteln selbst herrührt, sondern weit spätern Ursprunges ist, so heifst es S. 79. doch: „schon bei der ersten mündlichen Verkündigung des Evangeliums und da vielleicht noch erst sehr wenige der heil. Schriften N. T. entstanden, nirgends aber gesammelt waren, vereinigte (?) man sich über einen kurzen Inbegriff der christlichen Lehre, in welchen die wesentlichen Heilswahrheiten zusammengefafst waren und welcher einerseits zur Grundlage des Unterrichts und andererseits zum Glaubensbekenntnifs aller derjenigen diente, welche nach solchem Unterrichte durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen wurden." Fügt der Vf. nun noch hinzu, die Zusammensetzung dieses Symbols aus den heil. Schriften sei unerweislich und die mündliche Tradition immer älter, als die schriftliche Aufzeichnung, so hat er damit dennoch nichts für die Berechtigung gewonnen, das apostol. Symbolum der heil. Schrift gleich zu setzen, denn es ist und bleibt weiter nichts, als eine Zusammenstellung dessen, was der damaligen Zeit für christliche Religionslehre galt und das Symbol selbst konnte durchaus nicht eher gefertiget und in eine bestimmte Form gegossen werden, als bis sich schon eine christliche Gemeinde gebildet hatte. Aber es war für den Zweck des Vfs. nothwendig, eine bestimmte und unabänderliche Glaubensregel hinzustellen, ein Verfahren, wodurch leider auch die studienscheue Bequemlichkeit gefördert wird, und auf diese Weise der Staatsgewalt, welcher das Feste, Geregelte, Stereotype nicht anders, als willkommen seyn soll, eine Glaubensgarantie zu geben, da seiner Versicherung zufolge dieselbe wissen mufs, wie sie mit der Kirche daran ist, und dem Staate etwas Bestimmtes vorgelegt werden mufs, wornach er die Gemeinde nebst ihren Lehrern beurtheilen und — sogar nöthigenfalls richten könne. Was nun auch in §. 150. über die Freiheit und Mannichfaltigkeit der Erkenntnifs bei aller Einheit des Glaubens gesagt wird, so läuft doch, mehrerer anderer Aeufserungen nicht zu erwähnen, das ganze künstlich zugespitzte Raisonnement auf das Princip der römischen Kirche, d. i. auf Auctoritätsglauben hinaus. „Ich glaube, was die Kirche glaubt," und darum bin ich, wenigstens dem Fürwahrhalten und dem Bekenntnisse nach, ein echter Christ, wird auf diese Weise die geltende Maxime, und was der Vf. auch, zum Theil recht Gediegenes, gegen die Römisch-katholischen erinnert, wird leider! durch sein, im Princip nichts taugendes Setzen einer, obenhinein unverläfslichen, Glaubensregel (*norma fidei*), zu welcher das apostolische Bekenntnifs genommen werden soll, entkräftet und aufgehoben.

Wir gehen über zur „Lehre vom christlichen Glauben und Leben," welche in die drei Haupttheile „von Gott dem Vater, Gott dem Sohne und Gott dem heil. Geist" zerfällt. Alles Uebrige wird diesen Rubriken eingeschoben, so dafs sich der Satan zu Gott dem Vater verirrt hat. (S. 144.) Auch hier sind Sprache und Darstellung häufig geschraubt und da, wo es dem Metaphysischen gilt, öfters unklar, wie die ganze Hegel'sche Philosophie. Hier heifst es u. a. S. 106.: „Gott nimmt im Christenthume die menschliche Natur an, blos zu dem Zwecke, dafs Gott ihr nicht mehr fremd, nicht mehr der Unerkennbare sei. In der christlichen Religion ist das Gottesbewufstseyn die Wahrheit des Selbstbewufstseyns und so erst Beides in der concreten Einheit. Der Mensch wird zum wahren Menschen erst dadurch, dafs er den wahren Gott (= Gottmensch) erkennt, dafs er ein Christ wird. Es ist das Wesen der göttlichen Offenbarung, dafs sie ein Daseyn ist, welches selber ein Wissen ist. Hingegen in seinem göttlichen Recht ist es, dafs Christus von allen Menschen den Glauben an seine Person (vgl. dagegen Mtth. 7, 21.) zunächst verlangt, als ohne welchen auch kein wahres Glauben an Gott, oder Erkennen Gottes seyn kann." Wirklich spafshaft ist §. 183., wo S. 109. dem Pietismus gegenüber, der *Rationalismus* als eine „leere Abstraction" und in seinem Extrem als Deismus und Naturalismus bezeichnet wird, „denn er sei nicht, wie er vorgebe, das wahrhaft vernünftige (Hegel'sche?) Denken, welches ein Denken sei *in der Sache*. Denn erst das Denken, welches keinen andern Inhalt habe, als diese, die Sache (sonder Zweifel das apostolische Symbolum und die, demselben sich fest anschliefsende, alte und neueste Kirchenlehre) und in der Einheit mit ihr stehe und somit (?) nicht sei ohne Beweis, d. h. ohne den Begriff, welcher das Denken und die Sache in eins begreift und als eins umgreift, sei die *Wahrheit*." Welcher Vernunftgläubige möchte wol seinen auf harmonisches Zusammenwirken aller Geisteskräfte gestützten Rationalismus mit einem solchen allein seligmachenden theosophischen Irrationalismus vertauschen wollen?

Wir übergehen, was im Folgenden S. 112. über den: „Gott aus Gott, S. 235. über den Sohn als Gott in seiner Offenbarung, S. 123 u. 125 über den mit Gott dem Vater identificirten Sohn, ferner §. 206. über die um des Sohnes willen geschehene Adoption der Menschenkinder, §. 220. über die Engel und deren einflufsreiche Wirksamkeit, §. 222. über die Erbsünde vgl. 229., endlich in §. 235 u. 236. über Welterhaltung und Vorsehung geschrieben

ben steht, wo beiläufig auch Kant's Autonomie S. 153. rectificirt werden soll, u. a. beigebracht ist, um veraltete unbiblische Dogmen neuphilosophisch aufzustutzen, und bemerken nur, wie besonders in der Lehre von Gott dem Sohne die Verquickung der alten Kirchenlehre mit der neuesten Philosophie noch stärker hervortritt. Nicht sittliches Wohlverhalten, nur der Glaube an Jesum Christum macht nach §. 241. gerecht vor Gott. Nach §. 242. hat Gott in Christi Person die menschliche Natur angenommen, was in den beiden folgenden §§. augenfällig bewiesen wird. So geht es fort bis zur Höllenfahrt, die §. 266. unerwartet nicht buchstäblich genommen wird und zur Wiederkunft des Herrn zum Gericht. Wundern mufs man sich, dafs Hr. D. *M.*, welcher so viel auf die Lehre von dem dreieinigen Gott hält und nach S. 159. sicher weifs, „dafs Gott ein Mensch sei" und dafs nach S. 192. „die äufserste Vertiefung Gottes in die Erniedrigung und die Contraction zu dieser Centralmanifestation durch einen Menschen unmittelbar so der Anfangspunkt der gröfsesten Expansion geworden ist," dennoch den heil. Geist nicht stärker als die dritte Person in der Gottheit hervorgehoben hat, wiewohl §. 318. ihm allerdings Persönlichkeit zuschreibt, welche S. 222. durch „Bewufstseyn" erklärt und in Kraft deren S. 223. geradehin versichert wird, der Christ könne gar keinen andern Gott haben, als den dreieinigen. Ueber Jesu versöhnenden Tod und die Zurechnung seines Gehorsams heifst es u. a. §. 306 f. „Sein Tod ist nicht das Thun oder Leiden des blos natürlichen Sterbens mehr, sondern ein geistiges Thun und Leiden; es ist auch sein Tod nicht an und für sich verdienstlich, sondern weil er der Tod des Versöhners, der Versöhner aber ist dieser Sterbende, weil er der unendlich gehorchende ist. Indem so die göttliche Liebe selbst eine menschliche und als diese zum Gehorsam geworden, ist mittelst desselben die Welt in den Frieden mit Gott zurückgekehrt, der äufserste Gegensatz und Widerspruch mittelst des Eingehens des Versöhners in denselben aufgehoben, indem er sich auch darin, auch in der tiefsten Bewegung durch denselben hindurch sich selbst absolut gleich verhält." Wie klar und überzeugend!

Schade, dafs der Vf. seinen Scharfsinn auf nichts Besseres verwendet hat, als auf Zurechtrichtung des apostol. Symbolum mittels einer durch den Zwiespalt ihrer Anhänger immer tiefer sinkenden Philosophie, und auf unfruchtbare theologische Spitzfindigkeiten, die trotz allen dabei citirten Bibelstellen weder biblisch noch vernunftmäfsig erscheinen. Man fahre nur fort, wie in diesem Lehrbuche geschieht, unter jenen das wahrhaft christliche moralische Element aller Religionslehren zu ignoriren oder einseitig zu behandeln, und man wird die verderblichsten Früchte von Unglauben und Aberglauben für die Sittlichkeit daraus hervorgehen sehen. Wie beklagenswerth ist aber die Gymnasial-Jugend, die einer mit den Fortschritten aller übrigen Wissenschaften in Verhältnifs stehenden höheren religiösen Bildung so bedürftig ist, wenn ihr statt der reinen belebenden Christuslehre solche alles echtsittlich religiöse Leben ertödtenden Lehrbücher, wie die von *Schmieder*, das vorliegende und ähnliche dargeboten werden.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin und Posen, bei Mittler: *Die Bajonettfechtkunst, oder Lehre des Verhaltens mit dem Infanterie-Gewehre als Angriffs- und Vertheidigungs-Waffe*, herausgegeben von *Eduard von Selmnitz*, Kgl. Sächs. Hauptmann der leichten Infanterie. 2te verm. Auflage. 1832. 1ster Thl. XXIV u. 167 S. 8. (3 Rthlr.)

Die allgemeine Stimme hat längst zum Vortheil dieses Werkchens entschieden, durch das der leichte Infanterist erst im Stande ist, es im Einzelgefechte mit dem Reiter aufzunehmen; ihm auch dann noch Widerstand zu leisten, wenn er seinen Schufs gethan hat. Schon die Krieger der frühern Zeit und im Mittelalter lernten und übten den Gebrauch ihrer Waffen; *Dilich* (Kriegsschule Fol. 1689) beschreibt diese Uebungen und giebt Darstellungen derselben. Unter diesen findet sich auch das Fechten mit der Hellebarte gegen die Pike und den Reiterdegen; von dem Gebrauche des Bajonets aber hat zuerst 1740 *Girard* in Frankreich und *Gordon* 1805 in England gehandelt. Dem Vf. scheinen diese Schriften unbekannt geblieben zu seyn; er ward zuerst durch das Fechten mit dem *Springstock* (baton) auf die Handhabung der Flinte zum Stofs und Schlag gebracht. Nach und nach bildete er solchen Gebrauch des Gewehres mehr und mehr aus und brachte ihn endlich in ein förmliches System, das zwar hie und da Widerspruch, doch fast allgemeinen Beifall fand. Der ganze Unterricht zerfällt in zwei besondere Theile; der *erste* lehret die vorläufige Dressur des Fechters ohne Gewehr S. 1—86, um ihn zu der Handhabung des letztern geschickt zu machen und ihm die nöthige Gewandtheit zu verschaffen, wozu man sich zuletzt des Fechtstockes bedient. Man gehet alsdann zur Anwendung des Gewehres mit dem Bajonet über, dessen Spitze, ähnlich den Fechtrappiren, mit einem gefütterten Knöpfchen versehen ist, um Beschädigungen zu vermeiden. Hier werden nun die Stellungen, Wendungen und Gangarten wiederholt, und hierauf die Paraden, zur Abwehr des Feindes, die Stöfse auf der Stelle und mit Ausfallen sowohl, als mit Springen und bei verschiedenen Gangarten, endlich im Doppelschritt und im Laufen gelehret; wobei zugleich das Ballstofsen nach einem beweglich vor dem Fechter aufgehenkten Balle angewiesen wird. Der *zweite* Theil, den der Vf. in einiger Zeit folgen zu lassen verspricht, soll das eigentliche Gefecht mit der Bajonetflinte gegen den Reiter, im Einzelnen wie in geschlossenen Haufen enthalten.

Die 10 von dem Sächs. Lieutenant *Schubauer* gut radirten Kupfertafeln stellen die verschiedenen Bewegungen des Fechters ohne und mit dem Gewehre vor.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## MEDICIN.

Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Periodologie*, oder die Lehre von den periodischen Veränderungen im Leben des gesunden und kranken Menschen, von Dr. *A. M. Baumgarten-Crusius*. 1836. XX und 457 S. 8. (2 Rthlr.)

Das periodische Auftreten der Lebenserscheinungen sowohl im kranken als gesunden Zustande hat von den ältesten Zeiten her die Aufmerksamkeit der Naturforscher und Aerzte gefesselt. Die Mehrzahl der griechischen ärztlichen Schulen erkannten das Eigenthümliche, welches das Leben durch die Periodicität erhält, an: und keine war im Stande, die periodischen Veränderungen der Krankheiten ganz wegzuleugnen. Die Periodicität erscheint bei den Aerzten und Naturforschern neuerer Zeit nicht minder als eine anerkannte Thatsache der höchsten Beachtung werth. Die Ursache einer so wesentlichen Lebenserscheinung aufzusuchen, haben sich viele ausgezeichnete Männer im Verlauf der Zeiten zur Aufgabe gestellt. Abgesehen von dem Mystischen dieser Erscheinung, indem man sie durch die geheimnifsvolle Kraft der Zahlen 3, 7 und 9 zu erklären suchte, lassen sich die Ursachsannahmen über die Periodicität auf folgende zurückführen:

1) Die lebenden Wesen haben nur den Typus, welchen die Natur in allen ihren Erscheinungen befolgt. 2) Der Typus wird durch den Einfluss der Ebbe und Fluth veranlafst. 3) Der Typus ist bedingt durch den Einfluss, welchen Sonne und Mond und vielleicht noch andere Gestirne auf unsere Erde und ihre belebten Geschöpfe ausüben. 4) Der Typus ist eine den lebenden Wesen eigenthümliche Erscheinung, welche durch die ihnen beiwohnende Reizbarkeit und durch die äufsern Einflüsse, unter welchen diese wirksam ist, besteht. So vielfach man auch die Hypothesen 2 und 3 durch mathematische Gründe und die Auctorität berühmter Männer, wie *Galilaei*, *Newton* und *Mead* zu begründen suchte, so blieben diese Ansichten doch steril aus keinem andern Grunde, als weil die periodischen Erscheinungen in keiner Weise mit der gegebenen Erklärung, und am allerwenigsten mit dem Lauf der Sonne und des Mondes übereinstimmten. Unter solchen Umständen wandten sich die Naturforscher der 1sten und 4ten Ansicht zu. Unter beiden läfst sich die 4te am meisten Erfahrungsmäfsig begründen, und sie ist es, welche der Erklärung der Periodicität in den Schriften von Medicus über die periodischen Krankheiten und in der unseres Verfassers zu Grunde liegt. Giebt es zur Erforschung der Ursachen in natürlichen Dingen nur einen Weg, von der Erscheinung zur Ursache selbst vorzudringen, nämlich der, aus der Gesammtheit des Aeufsern die Ursache zu erforschen, so mufs man der Ansicht der beiden letztern, welche in dieser Weise allein begründet ist, schon unbedingt den Vorzug einräumen. Das Leben selbst ist somit der Grund des Typus, welchen man in der Gesundheit und Krankheit beobachtet.

Wie das gesunde Leben, sagt unser Vf., eine Reihe von Erscheinungen darbietet, welche nur einmal sich zeigen, eine gewisse Höhe und Stärke erreichen, und wieder vergehen, aber auch von solchen Vorgängen begleitet ist, welche periodisch auftreten, eine gewisse Zeit dauren und dann wieder vergehen, um nach einer bestimmten und unbestimmten Zeit wieder zu erscheinen, so finden wir auf krankhafte Weise ganz ähnliche und entsprechende Vorgänge sich entwickeln. Hieraus folgt, dafs, so wie die Krankheit nur eine Veränderung des gesunden Zustandes ist, auch der Typus der Krankheit nur eine Veränderung des typischen normalen Zustandes ist. Es ist der Typus der Krankheiten nur modificirt und nicht wesentlich verschieden vom Typus im gesunden Zustande. — Dieser ist der Standpunkt, von dem unser Vf. seine neue Untersuchung über die Periodicität des Lebens anhebt.

Ehe man die Leistungen des Vfs. mit denen seiner Vorgänger vergleichen kann, ist es nothwendig, den Gang der Untersuchung näher zu verfolgen, um zur nähern Kenntnifs des Inhaltes der Untersuchungen zu gelangen. — Im *ersten* Buch und im *ersten* Kapitel findet sich eine Darstellung jener Veränderungen, die im gesunden Leben überhaupt vorkommen. Dauernde und periodische Veränderungen werden unterschieden. Beide sind Eigenthümlichkeiten des gesunden und kranken Zustandes. Indessen sind die Veränderungen im kranken Zustande weit deutlicher als im gesunden, weil in letzterm alle Rückwirkungen auf das Aeufsere weniger bemerkbar sind, wodurch auch die Periodicität weit weniger deutlich erscheint als in ersterm, in dem sich die Natur mit Kraft gegen die nachtheiligen äufsern Einflüsse erhebt. Alle periodischen Veränderungen der Lebenden sind in Uebereinstimmung mit der äufsern Natur.

Da nun Gesundheit und Krankheit keine wesentlich verschiedene Zustände sind, so ist es ersichtlich, wenn auch die Periodicität der Krankheiten mit den Aeufserungen aufser dem Organismus in Ueber-

einstimmung sind. — Diese einfachen Sätze, zu wie vielen Bemerkungen können sie nicht die Veranlassung werden!

Sind Gesundheit und Krankheit auch nur Lebensformen, so haben doch diese Eigenschaften von entgegengesetzter Wirkung. Sieht man nicht in dem Krankhaften das entgegengesetzte Verhalten vom Gesunden, das zur eigenen Erhaltung und Fortpflanzung durchgängig thätig ist? In der Krankheit liegt eben so die Tendenz zur Zernichtung des Organismus, wie in der Gesundheit zur Erhaltung. — Man pflegt freilich die Krankheit als eine Unordnung des gesunden Zustandes zu betrachten, welche durch ungünstige Einwirkung von Aufsen her bewirkt wird. Aber steht denn der Satz schon fest, dafs alle Krankheit nur durch nachtheilige äufsere Einflüsse bewirkt wird? Nach des Ref. Ansicht ist es eben nicht schwer, auch in dem lebenden Organismus die Bedingungen zum selbständigen Erkranken, so wie dieses selbst nachzuweisen. Es giebt Individuen, deren ganzes Leben selbst unter den zweckmäfsigsten Anordnungen der ärztlichen Kunst nur eine continuirliche Krankheit ist. Läfst sich nicht weit mehr für als gegen die Ansicht aufstellen, dafs die Contagien durch das Leben selbst, ohne Einwirkung bestimmter äufserer Einflüsse erzeugt werden? Denn wie oft führen Jahreszeiten und Umstände anscheinend die günstigsten Bedingungen herbei, unter denen man die Entstehung der Contagien will beobachtet haben, ohne dafs die letztern erzeugt wurden. Die dem Körper innewohnende Reizbarkeit oder Erregbarkeit ist selbständiger Veränderungen fähig. Diese Veränderungen können sowohl in dem Bereich des gesunden als des kranken Zustandes liegen. Es ist ein sehr grofser Unterschied der Krankheiten in ihren Erscheinungen und in ihrem Verlauf, je nachdem sie durch die Einwirkung äufserer nachtheiliger Einflüsse auf die Lebenskraft entstanden sind, oder je nachdem sie durch eine mehr selbständige Veränderung der Lebenskraft sich entwickelt haben, die nur in weitester Ferne eine nachtheilige äufsere Einwirkung gestattete. — Diese verschiedenen Verhältnisse, welche zur feinern Forschung über die Krankheit, ihre Entstehung und Bedeutung die besten Fingerzeige gewähren, um noch manche Seite des kranken Lebens zu erhalten, haben bis jetzt in pathologischen Handbüchern noch keine Stelle gefunden. Doch auch für diesen Zweig der ärztlichen Doctrin wird einst kommen der Tag. — Die schönen Untersuchungen, welche *von Walther* über die Aetiologie der Krankheiten, *Rau* über die Pathogenie, geliefert haben; das sorgfältigere Studium der einzelnen Krankheiten; selbst die genauere Kenntnifs der damit zusammenhaltenden organischen Veränderungen kann nicht ohne Erfolg auf die allgemeine Pathologie bleiben, und zunächst dürften sich die Kapitel *de notione morbi* und über die Entstehung der Krankheit eines ganz andern Inhalts zu erfreuen haben, der eben so empirisch begründet seyn kann, als irgend ein anderes Gesetz in der Natur. Hierauf würden die periodischen Veränderungen eine ganz andere Erklärung und Beziehung zum organischen Leben erhalten, als die dermalige Pathologie ihnen gewährt.

Im *zweiten* Kapitel finden wir den Vf. mit den periodischen Wendungen und deren Eintheilung beschäftigt. — Zu den periodischen Krankheiten, welche sich durch einen Paroxysmus und eine Apyroxie auszeichnen, gehören auch die Wechselfieber. Wenn auch die fieberlosen periodischen Krankheiten mit den Wechselfiebern den intermittirenden Typus gemein haben, so mufs man doch *Joh. Peter Frank* beipflichten, dafs beide höchst verschiedene Krankheiten seyen. Jeder weifs, wie wenig eine periodische Fallsucht mit einem Wechselfieber gemein hat. Will man eine Abtheilung der intermittirenden Uebel machen, welche die eigentlich verwandten Krankheiten zusammenfafst, so sind folgende zu unterscheiden:

1) Wechselfieber, 2) larvirte Wechselfieber, 3) periodische Krankheiten. Sehr zweckmäfsig werden auch die Krankheiten mit remittirendem Typus hier erwähnt, da jeder weifs, wie nahe sich der intermittirende und remittirende Typus stehen, und wie oft sie in einander übergehen. Nach dem Vf. ist der Typus bei fieberlosen Krankheiten länger, und gewöhnlich unregelmäfsiger als der fieberhafte: bei jenen sind doppelte Anfälle selten, die bei diesen gewöhnlich sind. Jeder erfahrene Arzt wird aus eigener Erfahrung vielfache Ausnahmen bei diesem Satze noch zu machen haben. Wie oft macht nicht die Epilepsie zwei Anfälle in einem Tage: eben so der hysterische Krampf.

Ganz ähnlich verhält es sich mit vielen andern periodischen Nervenübeln. Wenn aus mehreren Symptomen das Gemeinsame der fieberhaft periodischen und nicht fieberhaft periodischen Krankheiten herausgestellt werden soll, so ist wohl zu bemerken, dafs man den ziegelmehlartigen Besatz im Harn, das Wechseln der periodischen Krankheiten mit Wechselfiebern, die Heilung durch dieselben Mittel, findet und nicht findet, dafs somit ihnen nichts anderes gemeinsam ist als der Typus. Noch mehrere wenig wesentlichere Erscheinungen werden abgehandelt, die jenen beiden Krankheitsformen zukommen sollen. Die ganze Darstellung ist in einer nicht hinreichend klaren Weise gehalten, und mit keinem der grofsen Mühe entsprechendem Resultate belohnt.

Hieran schliefst sich eine historische Uebersicht der Eintheilungen Perioden haltender Krankheiten. Unser Vf. unterscheidet 1) periodische Fieber, 2) periodische Congestionen, 3) periodische Entzündungen, 4) periodische Blutungen, 5) spezifische Se- und Excretionen, 6) Verhaltungen, 7) Hautkrankheiten, 8) periodische Nervenkrankheiten, 9) Geisteskrankheiten.

Die im *dritten* Kapitel befindliche Uebersicht der Literatur der Periodologie ist höchst belehrend. Im *vierten* Kapitel finden wir eine geschichtliche Darstellung der Periodologie, welche den Beweis einer gediegenen und klassischen Gelehrsamkeit des Vf. liefert. Diese Darstellung ist keines Auszugs fähig, ent-

enthält aber alles, was von den ältesten Zeiten her von der Zeiteintheilung gelehrt ist; die geheimnifsvollen Zahlenspiele der Pythagoreer nicht minder als die auf naturgetreue Beobachtung beruhende hippokratische Unterscheidung des Krankheitsverlaufs nach siebentägigen Cyclus mit den darin begründeten kritischen Tagen.

Das *fünfte* Kapitel führt die Aufschrift: kritische Bemerkungen, in denen man die Periodicität der Krankheit in Beziehung auf Krisen und kritische Tage erörtert findet. Dafs ersteres Vorkommen ist nicht allein theoretisch, sondern, was weit wichtiger ist, auch erfahrungsgemäfs begründet. In unsern Zeiten und in unsern Gegenden, bemerkt der Vf., sind zwar die Krisen seltener, als zu den Zeiten und in den Gegenden des Hippocrates. Mag dieses auch gegründet seyn, so bleibt die Zahl der Krankheiten, welche sich durch Krisen entscheidet, noch immer sehr grofs. Wenigstens sieht Ref. in den Gegenden, in welchen er die ärztliche Praxis übt, fast an jedem Tage Krisen und in den verschiedensten Krankheiten. Da selbst in den noch mehr nach Norden gelegenen Gegenden, wie Holland, England, Dänemark, Rufsland ebenfalls diese Krankheitsvorgänge gesehen werden, so scheint das Klima auf das Erscheinen der Krisen weit weniger Einfluss zu haben, als man gewöhnlich meinte. Weit wichtiger sind für das Vorkommen dieser Erscheinungen die epidemischen Einflüsse, die Konstitution, und die ärztliche Behandlung. Namentlich ist letztere zu beachten. Aerzte, welche nie in der Krankheitsbehandlung genug thun können, durch Ueberreizung oder Schwächung den normalen Gang der Krankheiten vielfach verändern, sehen selten Krisen, nicht durch die Schuld der Natur, sondern durch ihre eigene. Dieses begegnet den sogenannten Praktikern am allerhäufigsten. Mag man die Erscheinung deuten wie man will, die Existenz der Krisen sollte einmal als eine constatirte Sache angesehen, und ihr immer und immer wiederkehrendes Wegleugnen als eine Bizarrerie betrachtet werden. — Das Vorkommen der Krisen bedingt noch von selbst das Vorhandenseyn der kritischen Tage: aber es kann die Frage aufgeworfen werden, ob diese eben die bestimmten sind, der 7te, 14te u. s. w., die Hippokrates für das Erscheinen der Krisen festgestellt hat. — Es ist eine beachtungswerthe Thatsache, dafs die besten Aerzte unserer Zeit und in unserer Gegend den 7ten und 14ten Tag als kritische im gewöhnlichen Krankheitsverlauf feststellen. So läfst *Schönlein* die Entzündungen am 7ten und 14ten Tage enden. (Vorlesungen über specielle Pathologie und Therapie. Bd. I., eben so *Baumgärtner*, Handbuch der speciellen Krankheits- und Heilungslehre. Stuttgart und Leipzig 1835. S. 367, S. 521.) *Valent. ab Hildenbrand* läfst den Typus sich im siebentägigen Cyclus entscheiden und verändern; *Frank's epitome* giebt in gleicher Beziehung den 7ten oder 14ten Tag an. So findet sich für Entzündungen, Fieber und Ausschlagskrankheiten von deutschen Aerzten fast durchgängig der 7te, 14te und 21ste Tag als die Krankheit endend oder entscheidend angegeben. Es läfst sich wohl nicht annehmen, dafs so viele hellsehende Männer, wie die vorher benannten, durch die Lehre des Hippokrates bestochen, sich zu jener cyclischen Annahme bekannt haben sollten. Unter den angeführten sind Reformatoren der Arzneikunde, die vieles in dieser Wissenschaft abgeändert haben, warum sollten sie auch den Verlauf nach der Tagbestimmung nicht verbessert oder verworfen haben, wenn er verbesserungsfähig oder in der Beobachtung gar nicht begründet wäre?

Gehen wir zur Beobachtung selbst zurück, so finden wir, dafs auch wir selbst die Krankheiten, Entzündungen, Fieber am 7ten Tage sich kritisch entscheiden sehen; man mufs sich nur Mühe geben, den Anfang der Krankheit genau festzusetzen, was nicht immer so leicht ist, und durch nicht gar zu störende Einwirkung der Kunsthülfe die Krankheit stören oder unterbrechen. — Häufig sieht man auch Uebel, welche am 4ten, 5ten, 6ten, 9ten und 10ten Tag Krisen veranlassen. Da bei jedem Kranken der Krankheitsverlauf ein bestimmter ist, so mufs er sich auch an bestimmten Tagen enden und entscheiden. Nach dem, was Ref. beobachtete, hängt die Krankheitszeit nicht minder von dem Kranken selbst als von der Natur der Krankheit ab. Beide wären somit zu fragen, wenn man sich genau darüber vergewissern wollte, ob der 7tägige Cyclus den Anfang und das kritische Ende der Krankheit in sich schliefse. —

*Zweites Buch.* Von den periodischen Veränderungen insbesondere. — Der Vf. betrachtet die periodischen Veränderungen des kranken Zustandes nur als Modificationen des periodischen Verlaufs des normalen Zustandes; hieraus stellt sich von selbst die Aufgabe, dafs er zunächst die Periodicität der Gesundheit zu erörtern hat. In dem Leben des Erwachsenen unterscheidet er tägliche, dreitägige, wöchentliche, monatliche, jährliche, dreijährliche Veränderungen. Täglich soll der Gesunde eine doppelte Zu- und Abnahme in seinem ganzen Befinden erleiden, namentlich von des Morgens 4 Uhr bis des Nachmittags 4 Uhr, und von dieser Zeit wieder bis zum Morgen um 4 Uhr. Der Gesunde vollendet somit in 24 Stunden (von 4 Uhr M. bis 4 Uhr M.) zwei Cyclen in seinem Befinden. Der Vf. sucht dieses aus den Erscheinungen des Lebens herzuleiten, welche die verschiedenen Tages- und Nachtzeiten mit sich führen. Dafs ein abweichendes Verhalten zwischen Schlafen und Wachen Statt findet, läfst sich nicht leugnen. Dafs die Erscheinungen zu Anfange des Wachens anders sind, als zu Ende desselben beim Einschlafen, dafs beim Einschlafen anders sich Puls, Athem, Ausdünstung verhalte, als beim Aufwachen, läfst sich nicht in Abrede stellen. Aber eine genaue Untersuchung verdiente hierbei gewifs, wie viel von diesen Veränderungen auf Rechnung der Nahrungsmittel und der Gewohnheit zu setzen sey, und wie viel davon dem Lebensvorgange selbst angehö-

höre. Die Verhältnisse des gesunden Menschen sind so verwickelt, dafs man sich bei ihm kaum mit einiger Sicherheit über diese Zufälle wird belehren können. Vielleicht giebt uns das Leben der dem Menschen nahe stehenden Thiere über die Existenz des Rhythmus und die Art seines Verhaltens einen hinlänglichen belehrenden Aufschlufs. In dieser Weise allein kann die Thatsache zuerst festgestellt werden, was das Nothwendigste und der Anfang aller Untersuchung ist. Manchen Wechsel der Erscheinungen kann man nicht verwenden zur Beachtung dieser Thatsache, wie der Wechsel von Hunger und Sättigung. Der Organismus, welcher beständig aufnimmt und assimilirt, eben so wie er beständig das Aufgenommene verbraucht, leidet eigentlich an einem beständigen Hunger. Dieser tritt nur dann hervor, wenn das Nothwendige zur Assimilation fehlt. Der Hunger verkündet nur Mangel eines Aeufsern, und nicht Wechsel des innern Lebens. Der Wechsel in der Häufigkeit des Pulses, des Athmens, der thierischen Wärme, beruht noch nicht auf so sichern Thatsachen, als dafs man eine doppelte Abwechselung annehmen könnte. Weit eher läfst sich nach den vorliegenden Erfahrungen eine tägliche nachweisen. Die übrigen Veränderungen, die nach wöchentlichen, monatlichen, halbjährigen und jährlichen Zeiträumen vor sich gehen, sind noch weit weniger festgestellt. Wahrscheinlich ist es, dafs sie existiren, indefs mangelt es darüber an Beobachtungen nach verschiedenen Himmelsstrichen und Nationen, bei Berücksichtigung der Verschiedenheit der Gewohnheiten und nach mancherlei Einflüssen, welche für diese Verhältnisse so höchst wesentlich sind. Was nach dem jetzigen Standpunkte hierin geleistet werden konnte, hat der Vf. redlich gethan. Jeder, der diesen Gegenstand einer genauern Prüfung unterwerfen will, wird die vorliegende Arbeit nicht entbehren können; wie reich ist ihr Material und wie treffend so viele Bemerkungen über die einzelnen Wechselzustände selbst!

Nicht zufrieden, die Periodicität als Lebenserscheinungen des ausgewachsenen Menschen nachgewiesen zu haben, werden auch noch die Zeiten in Untersuchung gezogen, in denen der Organismus in der Entwicklung oder in dem entgegengesetzten Zustande, in dem Rückschritt vom erlangten Höhepunkt des Lebens begriffen ist. So kommen die Schwangerschaft und das Fötusleben, die Kindheit, Jünglings-, Mannes- und das Greisen-Alter bis zum Eintritt des Todes hier zur Sprache. Ueberall sucht der Vf. die täglichen, wöchentlichen, monatlichen, halbjährigen, jährlichen u. s. w. Veränderungen nachzuweisen. Auch hier ist viel Treffendes gesagt. Da aber die angenommenen Veränderungen noch nicht feststehen, so fehlt auch hier die Bestimmtheit, welche den Untersuchungen nur allein Werth verleiht.

Im *zweiten* Kapitel finden wir die periodischen Veränderungen im kranken Leben des Menschen. — Zunächst finden wir den Grundsatz ausgesprochen, dafs die periodischen Veränderungen der Krankheit sich ganz ähnlich denen der Gesundheit verhalten. Denn die Krankheit ist nur eine Modification der Gesundheit, und die Erscheinungen jener nur modificirte Zufälle dieser. An dieser Stelle wäre wohl der Erweis dieser Ansicht nicht unpassend gewesen; auch hätte man erwarten können, dafs gezeigt wäre, warum der Typus der Krankheiten so viele Eigenthümlichkeiten hat, deren Erklärung man aus den der normalen Lebenserscheinungen kaum herleiten kann. Wie im gesunden Zustande, so giebt es auch in Krankheiten tägliche, dreitägige, siebentägige, monatliche, vierteljährige und jährliche Veränderungen. Die täglichen Veränderungen sind entweder Verschlimmerungen vorhandener Zufälle (*Exacerbationes*) oder Wiederkehren derselben Krankheitszufälle, nachdem sie mehrere Stunden hindurch aufgehört hatten, wahrnehmbar zu seyn (*Paroxysmus*). Beide Veränderungen erscheinen gewöhnlich am Morgen oder am Abend, seltener zu andern Tageszeiten, und in dieser Weise konnte man sie wohl auf die normalen Veränderungen beziehen, die, wie bereits früher dargethan ist, am Morgen früh, und am Nachmittag spät eintreten. Auch liefse sich wohl daraus herleiten, weshalb eine Krankheit morgen- und abendliche Exacerbationen haben kann. Eine Menge von Varietäten des täglichen Typus bleiben uns ganz dunkel; z. B. warum, wo nur eine Veränderung eintritt, diese am Abend oder am Morgen erscheint? Warum rheumatische Fieber abendliche, und gastrische morgendliche Verschlimmerungen zeigen? Warum bei deutlich ausgebildetem täglichem Typus doch die Verschlimmerungen sich an Symptomen und Heftigkeit so häufig um den andern Tag entsprechen? Warum ein täglicher Typus so versetzen oder nachsetzen kann, dafs er weder zu einer abendlichen noch zu einer morgendlichen Exacerbation gerechnet werden kann? Warum, nach der Angabe älterer Aerzte, manche Wechselfieber drei Anfälle an einem Tage haben? Die täglichen Lebensveränderungen, selbst wenn sie mit allen Einzelnheiten unleugbar vorhanden sind, wie sie der Vf. früher angegeben hat, geben, noch so genau betrachtet, auch nicht eine Spur von Licht über diese, den Krankheiten ganz eigenthümlichen Vorgänge. Die Krankheit, welche so wesentlich verändernd auf Grundgesetze der Gesundheit einwirken kann, mufs mehr als eine Modification der Gesundheit selbst seyn. Daher beobachten wir auch noch neue Formen des Typus, die der Krankheit allein angehören. — Diese Veränderungen des täglichen Typus kommen auch vor, wenn nach mehreren Tagen, einer Woche, einem Monat, einem halben und einem ganzen Jahre der Paroxysmus wieder eintritt. Sie unterscheiden sich vom täglichen Typus durch nichts anders, als die Apyrexia; die Zeit von einem Anfalle der Krankheit bis zum andern ist länger.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## MEDICIN.

HALLE, b. Schwetschke u. Sohn: *Periodologie*, oder die Lehre von den periodischen Veränderungen im Leben des gesunden und kranken Menschen, von Dr. *A. M. Baumgarten Crusius* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 48.)

Der Vf. hat eine ausführliche Nachweisung der vorhandenen Beobachtungen über diese Formen des Typus gegeben. Auffallend ist es, dafs man Beobachtungen des 5tägigen, 7tägigen, monatlichen, jährlichen Typus fast nur bei ältern Aerzten findet. Dieses hat entweder den Grund, dafs sie in jüngster Zeit nicht mehr vorgekommen sind, oder dafs man bei sorgfältigerer und mehrseitigerer Beobachtung diejenigen Vorgänge, welche von alten Aerzten als Krankheiten mit so langgedehnter Apyrexie angesehen wurden, nicht mehr als solche annehmen zu können glaubte.

Es ist auch zu schwierig einen Anfall, welcher nach 14 Tagen, einem Monate, einem Jahre Statt findet, auf einen frühern ähnlichen zu beziehen. Warum *soll* ich nicht denselben als eine neue Krankheit, durch dieselben Verhältnisse und durch dieselben Ursachen wie die frühern erzeugt, anerkennen? Gewifs wäre es im Interesse der Wissenschaft und der Krankheitslehre insbesondere gewesen, wenn sich der Vf. über diesen Gegenstand näher hätte vernehmen lassen. Er hat die Beobachtungen der Alten im Sinne der Alten, in aller Treue und Gewissenhaftigkeit jener Zeit, der sie angehören aufgefafst und interpretirt; für uns bleibt es wichtig, sie mit unsern Kenntnissen und von unserm Standpunkte aus zu betrachten. So allein bespiegelt sich die ehemalige Erscheinung in der unsrer Zeit, wodurch das früher Geschehene für den jetzigen Zustand der Wissenschaft benutzbar wird. — Bei den nicht fieberhaften periodischen Krankheiten, welche der Vf. mit Recht von den fieberhaften trennt, ist kaum ein monatlicher Typus, geschweige denn ein noch längerer nachweisbar. *Ref.* hat über Epilepsie, hysterische Krämpfe und über Migraene mehrere Jahre Register geführt, aber findet sich keineswegs berechtigt zu irgend einer Annahme von monatlichen oder noch längern Typus, den die alten Aerzte doch so gar nicht selten bei solchen Krankheiten sahen. — Am Schlusse dieses Kapitels macht der Vf. noch darauf aufmerksam, dafs an dem Typus der Stufenjahre noch die Wiederkehr bestimmter Krankheiten für die einzelnen darin sich befindenden Individuen gebunden seyen; dafs selbst die epidemischen Krankheiten einen bestimmten Typus in ihrer Wiederkehr beobachten. So soll nach Prosper Alpin die Pest in Aegypten alle sieben Jahre wiederkehren, die Pocken im nördlichen Persien nur alle 6 — 10 Jahre erscheinen. Jetzt ist es wohl bekannt, dafs die Pest in Aegypten alle Jahre erscheinen kann, und Pocken in vielen Gegenden in 20 Jahren nicht wieder vorkommen. — Auch für die Aufstellung solcher Ursachen und Gesetze war der Kreis der Beobachtungen viel zu eng. Offenbar hat man von einzelnen Epidemien, die in wenigen Jahren nach einander folgten, auf alle geschlossen.

Im *dritten* Buche finden wir die Ursachen der periodischen Veränderungen *erörtert*.

Das *erste* Kapitel erörtert jene Verhältnisse, welche überhaupt einen Einfluss auf die Periodicität haben. Hier unterscheidet der Vf. mit vollem Rechte *innere* und *äufsere* Ursachen.

*Die äufsern Ursachen sind*: 1) die Einwirkung der Gestirne, wo der Einfluss der Sonne und des Mondes zur Sprache gebracht werden. Es ist eine bekannte Sache, dafs diesen Gestirnen auf Witterung, Jahreszeiten und Wachsthum auf unserer Erde eine besondere Einwirkung zusteht. Es beruht diese Annahme, nicht allein auf einer traditionellen Erfahrung, sondern auch zum Theil auf astronomischen Berechnungen. Allein wenn man nach einem genauern Grunde sucht, wodurch die Einwirkung auf die lebenden Wesen erwiesen werden kann, so löst sich alle Erfahrung, und alle Berechnung in Wahrscheinlichkeiten und Muthmafsungen auf. Dafs die Atmosphäre, der Luftdruck einen bestimmten Einfluss auf das Befinden der lebenden Wesen ausübt, ist unleugbar. Aber frägt man ob der Mond einen Einfluss auf das Benannte ausübt, so findet man sich wieder in Ungewifsheiten, indem die genauen Berechnungen und Beobachtungen *Schübler's*, auf die sich auch unser Vf. beruft, diese Angelegenheit nicht mit Sicherheit haben belegen können. Wenn daher sich die gelehrtesten Aerzte und Physiologen in zwei Parteien theilen, von denen die eine den Einfluss der Gestirne auf Thiere und Menschen annimmt, und die andere ableugnet, so können sich beide auf gleichwerthe Erfahrungen und Beobachtungen berufen. — Unser Vf., welcher dieselbe annimmt und den Einfluss vertheidigt, sammelt mit ungewöhnlichem Fleifs und Scharfsinn eine solche Menge von Thatsachen, welche jeden Andersgesinnten zu seiner Meinung bekehren können. Ueberhaupt findet

sich hier eine solche Belesenheit und Gewandtheit in der Deutung physicalischer Erscheinungen, dafs man den Anhängern einer jeden Partei reiche Belehrung hier versprechen kann.

2) *Die Einwirkung des Lichtes.* Wie wohlthätig der Lichteinfluſs auf das Gedeihen der Pflanzen, Thiere und Menschen einwirkt, ist eine bekannte Sache. Zur vollständigen Entwickelung alles Lebendigen kann der Einfluſs des Lichts wohl nicht entbehrt werden. Denn Entziehung des Lichts hat eine kümmerliche Entwickelung des Lebendigen zur Folge. Vorzugsweise hält unser Vf. deshalb den Einfluſs des Lichts für die periodischen Veränderungen von Wichtigkeit, weil mit dem Eintritt des Tags und mit dem Eintritt der Nacht so wesentliche Veränderungen im Organismus vor sich gehen. Während der Nacht vermindert sich die Reizbarkeit und nimmt während des Tages zu. Diese Veränderung allein von der Einwirkung des Lichtes herleiten zu wollen, ist wohl dieser wichtigen Erscheinung zu viel zugemuthet. Da mit der Nacht auch vielfache Veränderungen in der äuſsern Natur, und in der Thierischen selbst eintreten, deren Gewohnheiten und Geschäfte jetzt ruhen, somit alles entfernt ist, was die Reizbarkeit und die Aufregung steigern kann, so muſs auch hierauf Rücksicht genommen werden. Aufserdem wirkt auch der Schlaf ein, der mit so vielfachen Mitteln die Reizbarkeit verändern und bekämpfen kann. Zu jener Veränderung, welche die Nacht im Verhalten der thierischen Lebensäuſserungen herbeiführt, kann das Licht nur mit wirksam seyn, und hier ist es unter den zugleich wirkenden Ursachen wohl das schwächste.

3) *Der Einfluſs der Wärme und Kälte.* — Dafs die Reizbarkeit des thierischen Körpers durch die Einwirkung dieser Einflüsse verändert wird, lehrt eine hinreichende Menge von physiologischen und pathologischen Thatsachen. Es scheint sogar das verschiedene Naturell der Bewohner des heifsen und warmen Klimas hiefür zu zeugen. Die Einwirkung dieser Medien ist nach dem Vf. theils chemisch, theils mechanisch. Da aber hier zunächst von der Einwirkung auf den thierischen Organismus die Rede ist, so kann man weder die eine noch die andere Einwirkung zugestehen. Denn wo das Aeufsere mit dem Organismus in Verbindung und Wirkung tritt, hört es auf chemisch und mechanisch zu wirken, es erscheint eine organische Wirkung, die Reaktion des Organismus gegen das Aeufsere, welches einwirkt. Diese Reaktion aber kann man weder mechanisch noch chemisch deuten.

Man versuche nur irgend eine solche Reaktion nach einem chemischen Proceſs zu erklären, und es bleibt so viel unerklärt, dafs man so gut wie gar nichts erklärt hat. Unser Organismus wirkt weder als eine Maschine noch als ein chemischer Proceſs. Wenn wir daher dem Vf. auch den Einfluſs der Wärme und Kälte auf die Periodicität zugestehen, so kann man nicht mit der von ihm gegebnen Erklärung einverstanden seyn. Dafs man die Veränderungen, welche Wärme und Kälte erleiden und bewirken, in jährliche und tägliche unterscheiden kann, lehrt die Erfahrung. Man kann noch hier nicht annehmen, dafs die Wärme für sich allein bestimmte Veränderungen im thierischen Organismus bewirkt, sondern dafs sie alles nur hervorbringt, indem gleichzeitig mit ihr mehrere Potenzen thätig sind.

4) *Die atmosphärische Luft.* — Um die Einwirkung dieses Elementes genauer zu verstehen ist es nothwendig, dafs man die einzelnen Veränderungen, die in ihm vorgehen und wirksam sind, selbst in Beobachtung zieht. Dieses geschieht vom Vf. mit einer rühmenswerthen Genauigkeit. Was die zuerst erwähnten Veränderungen der Luft in ihrem Bestandtheile anbelangt, so sind diese im Ganzen so wenig bedeutend dafs sie grade bei der Periodicität kaum in Betracht kommen. Weit wichtiger ist die Veränderung der Luftschwere. Wie sehr diese auf Menschen, namentlich auf Kranke einwirkt, hat man vielfach zu beobachten Gelegenheit. Steht das Barometer hoch, ist somit der Luftdruck vermehrt, so sieht man Entzündung, Congestionen, Blutungen aller Art entstehen, während man beim verminderten Luftdruck, beim niedrigen Stande des Barometers, Krampf, Nervenkrankheit aller Art, Gefühl von Kraftlosigkeit und Hinfälligkeit beobachtet. Aerzte, welche aufmerksam den Gang des Barometers mit dem der Krankheiten beobachtet haben, sind schon blofs nach der Ansicht des Barometers im Stande, erkennen zu können, welche Art von Krankheiten in der nächsten Zeit erscheinen, und welche von ihren Kranken zunächst leiden werden. Sehr interessant ist es, was der Vf. über die jährlichen Schwankungen des Barometers beobachtet hat, wonach man zwei Barometer-Höhen anerkennen muſs, eine für den Sommer, und eine für den Winter, was allerdings mit dem Verhalten der Krankheiten ziemlich zusammentrifft. Das Nähere ist jedem, der sich für den Gang der Krankheiten in Verhältnifs mit diesem Naturvorgange interessirt, zum Nachlesen sehr zu empfehlen. *Die Electricität* ist besonders wirksam in der Luft. Dafs auch diesem Imponderabile eine bestimmte Wirksamkeit auf den thierischen Organismus zusteht, scheint nach den neueren Beobachtungen und Erfahrungen sich mehr und mehr zur Gewifsheit zu erheben. Da auch sie in der Luft und Erde Veränderungen unterliegt, was nach neuern physicalischen Beobachtungen feststeht, so kann sie auch auf den periodischen Wechsel der Erscheinungen der lebenden Wesen Einfluſs haben. Aber wie hoch und wie niedrig dieser Einfluſs anzurechnen sey, läfst sich schwer bestimmen. Nach des Ref. Ansicht fehlt es noch zu sehr an Thatsachen, die uns hierüber hinlänglich belehren. Die Quantität der Electricität läfst sich nicht bestimmt genug mit den organischen Wesen in Verbindung setzen, um auf experimentellem Wege sich über diese Thatsache Aufschluſs zu verschaffen, und unsere Electrometer für die Luft-Electricität sind nicht dauerhaft genug.

rm

um den Gang der electrischen Veränderung mit dem Gang der Veränderung der organischen Natur vergleichen zu können. Diese Beobachtungen werden noch schwieriger dadurch, dafs die gröfsten Electricitäts-Veränderungen gewöhnlich mit Abwechselung der Wärme, der Luftschwere parallel gehen. Erfolgt auch hier im thierischen Organismus eine bestimmte Veränderung, so ist der *Complex* der Ursache so verschlungen, dafs es schwer ist zu bestimmen, welches und was der einzelnen von der Wirkung zuzutheilen ist. Die Electricität ist für die Physiologie und Pathologie noch fast ein unbekanntes Etwas, dem eine Klasse von Naturforschern und Aerzten nicht genug, und eine andere nicht wenig genug beizulegen weifs. — Hieran schliefst sich eine Betrachtung *über die Wirkung der Feuchtigkeit mit Trockenheit*. Beide führen Veränderungen in der Ausdünstung und in allen Aussonderungen herbei. Da Beide abwechseln, und in mancherlei Graden manciren, so folgt, dafs auch durch sie eine Abänderung in den thierischen Thätigkeiten bewirkt wird. Dieser Wechsel wird nur noch deutlicher, indem mit dem Wechsel der Feuchtigkeit und Trockenheit, Veränderungen der Electricität, der Wärme und Luftschwere coincidiren. Auch die Feuchtigkeit erleidet eine *tägliche* und eine jährliche *Abänderung*. Nach den Beobachtungen von *Saussure* steigt das Hygrometer von Sonnenaufgang bis gegen 2 Uhr, und fällt dann ebenso wieder. Nach Sonnenaufgang ist die Luft am feuchtesten und wird im Verlauf des Tages immer trockener. Das jährliche Verhalten der Luftfeuchtigkeit zeichnet sich besonders darin aus, dafs die Luft im Januar am wenigsten, im Juli dagegen am meisten Feuchtigkeit hat.

Die Zunahme der Feuchtigkeit steht somit in Verhältnifs zu der Zunahme der Wärme, und die Veränderung der Feuchtigkeit mit der Veränderung der Wärme. Das Verhalten der Winde zum gesunden und kranken Organismus ist von jeher mehr beachtet, als die vorhergenannten wirksamen Verhältnisse. Auch ist ihre Wirkung zu auffallend, als dafs einem Arzte der Einfluss des Nordwindes auf den Charakter der Krankheiten entgehen könnte. Da die Winde einen so wesentlichen Einfluss auf den Charakter der Krankheiten haben, so müssen sie und die mit ihr gleichzeitig wirkenden Elemente den Kräftezustand, das innerste Lebensprincip verändern: denn in anderer Weise läfst sich eine so gänzliche Verschiedenheit der durch ihren Einfluss bewirkten Krankheiten nicht erklären. Zum Schlusse finden wir hier eine Betrachtung, in wiefern Sonnenlicht, die Erdausdünstung und die Witterung auf das thierische Verhalten und die Periodicität überhaupt Einfluss auszuüben im Stande sind. Auch findet man hier die Wirkung der Nahrungsmittel und die Kleidungen gewürdigt. Diese näher zu betrachten wäre hier um so zweckmäfsiger, als sie sich gewöhnlich nach den Jahreszeiten richten und mit vielen der vorhergedachten Elemente zugleich wirken.

Wesentlich ist es allen diesen äufseren den Organismus eindringenden Einflüssen, dafs sie nie einzelne, sondern gewöhnlich mehrere im Verein wirken, weshalb denn auch ihre Wirkung um so deutlicher hervorsticht, wo sie einmal eingetreten ist. Gründlich ist durchgehends nachgewiesen, wie ihr eigenes periodisches Verhalten auch in den Lebenden, die sich ihrer Einwirkung nicht entziehen können, Periodicität bedingen mufs. In diesem Abschnitt offenbart sich eine solche gediegene Kenntnifs der Physik und Physiologie, dafs jeder Arzt hier Belehrung finden wird. Diese Arbeit ist um so werthvoller, als die gewöhnlichen Handbücher der Krankheitslehre, namentlich die Aetiologie derselben, wo von der Einwirkung der hier in Betracht gezogenen Ursachen die Rede ist, meistens höchst dürftig ausgestattet sind; denn woran fehlt es den Aerzten gewöhnlich mehr, als an den hier einschlägigen physicalischen Kenntnissen! — *Die innern Ursachen*. Hier wirft der Vf. zunächst die Frage auf, ob diese *innern* Ursachen als Anlage zur Periodicität des thierischen Organismus, und jene *äufsern* als gelegentliche Ursachen zu betrachten seyen, oder ob man beide für *Co-effecte* einer und derselben Ursache zu halten habe? Die Frage kann wohl nach unserer jetzigen Kenntnifs direct nicht beantwortet werden. — Da aber auf Thiere und Menschen die äufsern Ursachen zugleich einwirken, und doch bei jenen ein so deutlicher aussetzender Typus vorkommt wie bei diesen, so scheint die innere Ursache der Periodicität doch einen wesentlichen Einfluss auf die typischen Veränderungen zu haben. Bei Thieren kommen z. B. die aussetzenden Fieber nicht vor, *Senac de recond. febr. nat.* p. 16. Zu diesen innern bestimmenden Einwirkungen des Typus werden gezählt:

1) Der Wachsthum des Körpers. 2) Manche Vorgänge, denen der weibliche Organismus unterworfen ist, wie Menstruation, Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett. 3) Die Macht der Gewöhnung, die Gewohnheit. 4) Die Idiosyncrasie. 5) Die erbliche Anlage. 6) Einfluss der specifischen Thätigkeit. Schliefst man aber hiemit die Zahl der innern den Typus betreffenden Ursachen ab, so läfst sich wohl kaum einsehen, warum der Mensch sich nach seinem typischen Verhalten, wie dieses doch in Krankheiten offenbar der Fall ist, so sehr von den Thieren unterscheidet, da doch die meisten dieser Verhältnisse, wo nicht alle, das Thier nicht minder als den Menschen treffen. Höchstens kann man nur behaupten, dafs die obigen Verhältnisse in weit gröfserer Intensität den Menschen als das Thier treffen. Hieraus läfst sich aber nicht erklären, warum manche Form des Typus beim Thiere mangeln kann, da sie doch bei ihm in einer geringen Entwickelung vorhanden seyn müfste. Wie zweckmäfsig auch die Erörterungen sind, welche über die einzeln innern Ursachen gegeben werden, so sind sie doch nicht ausreichend zur Beantwortung der Frage, worin eine solche Verschiedenheit der Periodicität

cität beim Thiere und beim Menschen obwalte. — Zudem darf auch nicht übersehen werden, dafs manche der angeführten Ursachen erfahrungsmäfsige Hindernisse für die Erhaltung des dem Menschen inne wohnenden normalen Typus sind. Die Gewohnheit im Schlafen und Genufs von Speisen führt zwar eine Periodicität des Bedürfnisses ein, wird aber auch ein Hindernifs in der normalen Zeit zur Befriedigung dieses Bedürfnisses. Wer gewohnt ist, die Nächte zu durchwachen, entbehrt die Wachsamkeit während des Tages. Nicht viel anders möchten die Einwirkung der Idiosyncrasie, der erblichen Anlage, und die Einflüsse der psychischen Thätigkeit seyn. Man könnte die Frage aufwerfen, ob sie nicht mehr dazu beitragen die Entwickelung des den lebenden eigenthümlichen Typus zu hindern als ihn zur Ausbildung eines wirklichen Typus zu veranlassen. Sollte nicht der dem Menschen so eigenthümliche Organen-Bau und die dadurch von der Thierischen so verschiedene Gestaltung seiner Oeconomie auch einen wesentlichen Einfluss auf die periodischen Veränderungen haben? Gern hätte man zum Schlusse eine derartige Betrachtung gelesen.

Haben die erkrankten Organe, wie die Milz, Leber, einen unleugbaren Einfluss auf die Entstehung des intermittirenden Typus in Krankheiten, warum sollte auch im gesunden Zustande der organische Bau auf die Hervorbringung einer so wichtigen Erscheinung, als die Periodicität ist, keine Einwirkung haben? —

Im *zweiten* Kapitel wird die Ursache der periodischen Veränderung insbesondere, oder mit andern Worten, die nächste Ursache der Periodicität erörtert. — Betrachten wir die früher aufgezählten Bedingungen, welche auf die Entstehung der periodischen Veränderungen Einfluss ausüben, so sind es mehr oder weniger äufsere Verhältnisse, die vollkommen mit den absoluten oder relativen äufsern Krankheitsursachen gleich stehen. Sämmtlich verändern sie die Lebensthätigkeit, und rufen hiedurch die Periodicität hervor. Das Innere, auf das sie verändert einwirken, enthält den nächsten Grund der Periodicität und dieses macht der Vf. zum Gegenstand einer Untersuchung, in diesem Abschnitte. — Dieses Innere ist nichts anders als die dem Organismus eigenthümliche Reizbarkeit und Erregbarkeit, ein Vermögen, wodurch wir das Aeufsere wahrnehmen und empfinden, und das zugleich hiedurch zu einer selbstständigen Thätigkeit und Rückwirkung veranlafst wird. In dieser Grundeigenschaft des lebenden Organismus liegt die Einrichtung, dafs sie dem Grade, der Quantität und der Art (Qualität) nach verschieden erscheint. *Sie selbst ist verschieden*: 1) nach der Beschaffenheit der Materie, der Substanz des Organismus, die sich beständig verändernd, auch eine Abänderung der Erregbarkeit nach sich zieht, und 2) nach der Quantität und Qualität der äufsern auf sie einwirkenden Lebensreize. Nach diesen Verhältnissen unterliegt die Grundeigenschaft des Lebens einer Stufenfolge von Abänderungen, die sich nicht bis ins Unendliche ausdehnen kann, sondern innerhalb gewisser Grenzen sich bewegt, was sich daraus ergiebt, dafs sie der Erschöpfung, Zerstörung und Aufreibung fähig ist. Da nun die Reizbarkeit im Verhältnifs zur organischen Materie fast gleichmäfsig mit der Ernährung und Erhaltung des Organismus, zu- und abnimmt, wozu denn auch die äufsern Lebensreize das Ihrige beitragen, treten die von ihr abgängigen Lebenserscheinungen von Zeit zu Zeit stärker hervor, und dann nicht weniger wieder zurück; das erstere geschieht um so deutlicher, als gewöhnlich mit demselben auch die Einwirkung gewisser Reize coincidirt. Dieses Hervortreten erschöpft aber die Reizbarkeit selbst bis auf einen gewissen Grad, woher denn von selbst folgt, dafs nach demselben auch wieder ein Zurückweichen derselben Statt findet, was dann eine neue Ansammlung, Verstärkung der Reizbarkeit hervorruft. Hierdurch entsteht, ein Zu- und Abnehmen der Lebenserscheinungen, was nach dem Vf. die Periodicität der lebenden Natur bedingt. Er sucht diese durch mehrere Beispiele zu erläutern. Wenn nun auch diese Erklärung nicht ohne Anklang an die Brownsche Schule verhallen kann, und sich auch alles dafür aufstellen läfst, was man gewöhnlich beibringt, um die quantitativen Lebenseigenschaften fester zu begründen, wenn die obige Erklärung der Periodicität auch die Lebensqualität durch Hervorheben der Lebensquantität, in den Hintergrund stellt, so möchte es doch in der gegenwärtigen Zeit schwer halten eine bessere und treffendere Definition von der Periodicität zu geben. Wie man auch immer die Erklärung wendet, sie wird sich mehr oder weniger auf das Wesentliche, der Definition des Vfs. zurückziehen. Darum sey es auch ihm nicht übel angerechnet, dafs er sich nach seinem empirischen Standpunkte den Begriff der Periodicität zurecht legt.

Eine weitere Erörterung gestattet die Periodicität nicht, sie ist wie alle einfache Lebenserscheinungen und Gesetze mehr etwas Gegebenes, auf welches sich viele mannichfaltige Lebensäufserungen zurückführen, oder subsummiren lassen. Es stellt sich daher der Vf., was nur zu billigen ist, zunächst die Aufgabe die einzelnen erfahrungsmäfsig schon früher nachgewiesenen Perioden des gesunden und kranken Lebens, auf dieses Grundgesetz der Reizbarkeit, auf die Periodicität zurückzuführen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## MEDICIN.

HALLE, b. Schwetschke u. Sohn: *Periodologie*, oder die Lehre von den periodischen Veränderungen im Leben des gesunden und kranken Menschen, von Dr. *A. M. Baumgarten Crusius* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 49.)

Als tägliche Perioden des gesunden Zustandes werden genannt: die Aufnahme der Speisen, die damit zusammenhängenden Aus- und Absonderungen, Schlaf und Wachen. Hiermit sey, wie bemerkt wird, keineswegs die Zahl der täglichen Perioden erschöpft, sondern es gebe noch eine weit gröfsere Zahl, und gewisser Maafsen bestehe das ganze Leben des Menschen nur aus periodischen Erscheinungen: alles Lebende wirke in bestimmten Pulsen; jene seyen nur die vorzüglicheren. Durch die vielfältigen Actionen, welche der Lebende willkürlich und unwillkürlich ausübt, wird die Reizbarkeit mehr oder weniger herabgesetzt. Diese zu heben und zu kräftigen hat die Natur zwei Mittel: der Genufs von Nahrungsmitteln und der Schlaf. Jene dienen dazu, dieselben im Laufe des Tages zu heben. Um aber die sehr gesunkene Energie dieses Lebensprincips zu heben, mufs der Schlaf angewandt werden. In ihm werden diejenigen Actionen, welche die Erregbarkeit vermindern, mehr oder weniger herabgesetzt, viele ruhen ganz: der ungleiche Gebrauch der Lebensthätigkeiten fällt fort, und so erlangt durch den Schlaf der Organismus die Kraft, sich in seiner Kraft zu stärken. Es ist somit der Schlaf kein Zustand der Unthätigkeit, sondern das Mittel zur Wiederherstellung der nöthigen Kraft.

Hieran schliefst sich eine kurze Uebersicht der Ansichten, welche sich von den ältesten Zeiten her vorfinden, oder die Art und Weise, wie der Schlaf zu Stande kommt, die natürlich nicht mit der Annahme des Vfs. übereinstimmen. So viel Wahres an der Ansicht des Vfs. ist, da sich die meisten Erscheinungen des Schlafs ganz gut daraus erklären lassen, so findet er doch selbst den Umstand hiebei schwierig, dafs der Schlaf aus so sehr verschiedenen Ursachen entstehen kann, wie aus anhaltender Anstrengung, durch Ueberreizung mittelst Wärme, Electricität, Arzneien, durch Mangel an gewohnte Reize u. s. w. Alle diese Ursachen vereinen indefs darin ihre Wirkung, dafs sie die Reizbarkeit mehr oder weniger vermindern. Eine Erklärung der Wärme, in die wir nicht weiter eingehen, die natürlich aus dem Zustande einer partiellen erhöhten Reizbarkeit während des Schlafes hergeleitet wird, schliefst dieser Abschnitt, der so umsichtig nach rein empirischen Thatsachen bearbeitet ist, wie ihn Ref. noch nirgends gefunden hat. Diese einfache, sich aus der Sache selbst ergebende Ansicht von den eben erwähnten Vorgängen in der Natur, bringt die Leser fast wider Willen zur Ueberzeugung, dafs sie sich so und nicht anders verhalte. Man kann nach unserm physiologischen Standpunkte keine bessere Ansicht vom Schlafe geben. Sie hat weit mehr für sich als die *Blumenbachs*, wonach der Schlaf aus einer verminderten Zuströmung des Bluts zum Gehirn entsteht; und als die *Hallers*, welche den Schlaf aus dem Blutdruck auf das Gehirn herleitet. Beiderlei Bedingungen sind schon deshalb nicht gültig, weil das Blut durch sich selbst weder zu wenig, noch zu viel im Gehirn sich vorfinden kann. Wo das Blut zu wenig sich vorfindet, mufs ein Grund, eine Thätigkeit vorhanden seyn, die das Blut abzieht oder vom Hinströmen zum Gehirn abhält; wo das Blut zu reichlich sich vorfindet, mufs entweder eine Kraft das Blut zum Gehirn hintreiben, hinziehen, oder es mufs der Abfluss des Bluts verhindert seyn. Somit sind Blutmangel und Blutfülle keine selbständigen, sondern nur Folgezustände. Sie können daher auch nicht den nächsten Grund des Schlafes enthalten. Hierauf wird die tägliche Periode der Krankheit in Untersuchung gezogen. Der tägliche Typus in Krankheit zeigt sich in anhaltenden als Verschlimmerung, Exacerbation, und in aussetzenden Krankheiten als Anfall, Paroxysmus. Bei den erstern nehmen alle Beschwerden gegen Abend hin zu, und dauren die Nacht hindurch, und nehmen am Morgen wieder ab. Hier sieht der Vf. nur jene Ursache wirken, welche überhaupt den täglichen Typus des Lebens hervorrufen. Es steigert sich die Reizbarkeit im Nachmittag bis gegen Abend hin so, dafs schon im normalen Zustande die Aufregung so heftig seyn kann, dafs man sie ein Fieber, das Chylificationsfieber genannt hat. Diese Reizbarkeit vermindert sich während der Nacht, und ist am Morgen am meisten gesunken. Dieses ist die normale tägliche Veränderung der Reizbarkeit, welche einige vielleicht mit Unrecht allein von dem Genufs der Nahrungsmittel selbst herleiten wollen. Mir scheint dieselbe durch äufsere Verhältnisse sich zwar zu verstärken, aber auch ohne deren Einwirkung nicht weniger zu erscheinen. So zeigt sich dieser Vorgang auch bei

anhaltenden Krankheiten, die bei Verstärkung der Reizbarkeit auch eine gröfsere Aufregung, Verschlimmerung gegen Abend erleiden. Gegen diese Erklärungsweise der Exacerbationen läfst sich mehreres vorbringen.

1) Viele Krankheiten, gastrische Fieber, verschlimmern sich am Morgen, und zwar so beständig, dafs man die morgendliche Exacerbation als ein bestimmtes Zeichen des gastrischen Charakters ansehen kann: hier tritt die Verschlimmerung zu der Zeit ein, wo die Reizbarkeit im gesunden Zustande ihr Minimum erreicht hat. — 2) Stimmt ferner nicht damit, dafs manche Krankheiten zwei Exacerbationen haben, namentlich findet man diese bei solchen, welche einen gemischten Charakter haben. Wollen wir den obigen Satz sogar auf die Paroxysmen ausdehnen, so kommen wir ins gröfste Gedränge, da Wechselfieber ihre Anfälle zu jeder Tages- und jeder Nachtszeit machen, und vielleicht eben so viel Anfälle in Krankheiten von Mitternacht bis Mittag, als von Mittag bis Mitternacht Statt finden. — Wenn der Vf. auch die Heftigkeit und Dauer der abendlichen Exacerbation für sich vindiciren will, und nachzuweisen sucht, dafs diese mit der Abnahme der Reizbarkeit auch abnehmen, so läfst sich nur erinnern, dafs wenn das regelmäfsige Eintreten der Anfälle nicht mit dem möglich gröfsten Grad der gesteigerten Reizbarkeit am Abend übereinstimmt, die Dauer der Anfälle auch nichts beweisen kann. — Hieran schliefst der Vf. die Frage: worin liegt der Grund der täglichen Wiederholung der Exacerbation um dieselbe Zeit? Er sucht denselben in zwei Umständen: 1) weil sich in der thierischen Oeconomie dieselben Veränderungen täglich wiederholen. Daher dieselbe Dauer, derselbe Verlauf der Anfälle. 2) Die Gewöhnung und Verkettung der thierischen Verrichtungen. Hiergegen läfst sich mehreres erinnern. Was den ersten Grund anbelangt, so müfsten bei der Wiederkehr derselben Verhältnisse im gesunden Organismus so ziemlich um dieselbe Typuszeit, auch die Verschlimmerungen sich regelmäfsig einer bestimmten Zeit fügen. Dieses ist, wie bereits früher angegeben, nicht beständig der Fall. Aber selbst eine Krankheit, wie ein Fieber, welche zu einer bestimmten Typuszeit erschienen war, richtet ihre Anfälle nicht immer so ein, dafs sie zu derselben Zeit wiederkehren, in welcher sie einmal erschienen waren. Es ist bekannt, dafs die Fieber vor- und nachsetzen, wodurch sie zuletzt zur ganz entgegengesetzten Typuszeit erscheinen, als bei ihrem ersten Auftreten. — Der zweite vom Vf. angegebene Grund kann dieses nicht ausgleichen, denn nach dem Gesetze der Gewöhnung müfste der Anfall zu derselben Zeit zurückkehren. *Quod non.*

Aber auch für die Exacerbationen, welche regelmäfsig zur bestimmten Stunde wiederkehren, ist das Gesetz der Gewöhnung kein hinreichender Erklärungsgrund. Denn zur Gewöhnung gehört mehr als ein einmaliges Erkranken.

Somit ist das Gegebene nicht ausreichend, die Wiederkehr des zweiten und dritten Anfalls zu erklären. Dagegen reicht es hin zur Erklärung der habituellen Krankheiten. Dieses hier gegen die Erklärungsweise der täglichen Exacerbationen der fieberhaften Krankheiten besonders gerichtete gilt auch von der Erklärung der Verschlimmerungen der nicht fieberhaften, denen man dieses rhythmische Erscheinen und Verlaufen durchaus nicht absprechen kann. Gilt auch die Erklärungsweise über den täglichen Typus, die wir dem Vf. verdanken, für den täglichen Rhythmus des gesunden Zustandes, und kann dieser auch wieder theilweise im Rhythmus des Kranken sich geltend machen, so mufs doch noch Anderes im letztern wirksam seyn; auch ist jene Erklärung in den dafür aufgestellten Gründen durchaus nicht motivirt. Ist die Gesundheit der Grundzustand des Lebens, welcher in der Krankheit vermindert erscheint, so fragen wir mit Recht, welche Ursache die Gesundheit in Krankheit verändert habe. Sind wir zu dieser Frage genöthigt, so sind wir auch bei jeder einzelnen Krankheit, bei jeder einzelnen Lebenserscheinung gedrungen, uns zu erkundigen, was aufser den allgemeinen Lebensgesetzen noch für ein besonderer Grund (Ursache) dieselbe hierbei geführt hat. Da der Typus in Krankheiten sich vom Typus der Gesundheit abweichend zeigt, so mufs auch hier noch eine besondere Ursache für dieselbe wirksam seyn, welche wir vom Verfasser nicht näher beachtet finden. Doch theilt er nur eine Schuld, welche sich sämmtliche Lehrbücher über allgemeine Pathologie mehr oder weniger aufgeladen haben. Auch sie haben dieses Besondere nicht näher aufgesucht. Bei der Erörterung der aussetzenden Krankheiten, vorzüglich der Fieber, die einen Paroxysmus und eine Apyrexie (*Intermissio*) bilden, wird die Frage aufgeworfen, warum hier ein aussetzendes Fieber und kein anhaltendes entstände, worauf geantwortet wird, „weil die Fieberursache eine solche ist, dafs sie zunächst das Nervensystem und durch dieses erst das Blutgefäfssystem angreift, während bei der Erzeugung anhaltender Fieber das Umgekehrte Statt finde." Hier ist aber denn doch zu untersuchen, warum das Sumpf-Miasma die anhaltende Cholera, das Faulfieber und das Wechselfieber erzeugt! Ob denn dieses Sumpf-Miasma nicht durch das Blut erst zu den Nerven gelange. Verfolgt man diesen Gegenstand noch weiter, so kommt man selbst zur nächsten Ursache der Wechselfieber und allen jenen Verhältnissen und Umständen, die man von jeher als dabei concurrirend angenommen hat, die aber noch keineswegs ausgereicht haben, den so sehnlichst erwünschten Aufschlufs über die nächste Ursache des Wechselfiebers zu liefern. Das Erscheinen der Anfälle des täglichen Wechselfiebers am Morgen wird in Umständen gesucht, die wohl der Vf. selbst nicht ausreichend hält; die Wiederkehr des Anfalles in eben denselben Verhältnissen gesucht, in denen die Wiederkehr der Exacerbationen begründet ist. Die

An-

Ante- und Postpositen wird durch Schwäche bedingt, und kann weder für Erscheinung der Krankheitszunahme, noch als Erscheinung der Krankheitsabnahme, sondern nur für Folge allgemeiner Schwäche angesehen werden. Aber was bewirkt die Schwäche? Die Krankheitsursache, das Fieber-Miasma, führt nicht immer die Versetzung der Fieberanfälle mit sich. Man muss es höchlich nach der Erfahrung gut heißen, wenn der Vf. diese Schwäche von mehreren Umständen herleitet, wie von Gemüthsaffekten, Diätfehlern, Anstrengungen; aber die wesentlichsten Ursachen dieses Verhaltens der Fieberanfälle sind dabei noch nicht erwähnt. Die Anfälle nicht fieberhafter Krankheiten, sie mögen larvirte Wechselfieber seyn oder nicht, gestatten für ihren intermittirenden Typus die Aufsuchung derselben Gründe, wie bei den Fiebern. *Es wendet sich die Untersuchung zur Erörterung des dreitägigen Typus. Auch hier ist* zu unterscheiden der Typus der anhaltenden und jener der aussetzenden Krankheiten. Wenn auch die Exacerbationen der erstern täglich erscheinen, und so einen täglichen Typus constituiren, so ist es doch eine schon längst durch die Beobachtung erwiesene Thatsache, dass die Exacerbationen um den andern Tag sich häufig an Heftigkeit entsprechen. Dieser dreitägige Typus wird von verschiedenen Ursachen hergeleitet, so suchen ihn einige in der Hypothese zu begründen, dass die Galle alle drei Tage stärker abgesondert werde; nach *Reil* soll es davon herrühren, dass der Wechsel der Lebenskraft nicht an allen Tagen gleich ist. Der Vf. nimmt an, dass die Reizbarkeit um den dritten Tag einen hohen Grad der Entwickelung erlange, und erklärt hieraus, warum das exanthematische Fieber am dritten Tage nach der Ansteckung entstehe, warum erst am dritten Tage dieses Fiebers der Ausschlag zum Ausbruch komme, warum der Ausbruch mit dem dritten Tage erst vollendet werde u. s. w. Eben diese Verhältnisse sollen sich noch deutlicher entwickelt zeigen bei dem dreitägigen Typus der Wechselfieber. Das Eintreten der Anfälle des Tertianfiebers wird von ihrem Zusammenhange mit dem Gangliensystem und von der Verbindung dieser mit den Verdauungs-Organen hergeleitet. Diese Annahme beruht auf einer Hypothese, welche nicht mit der Erfahrung übereinstimmt. Hinge dieses Wechselfieber in seinen Anfällen von der gewohnten Thätigkeit ab, welche durch den Genuss der Speise in den der Verdauungsorgane erregt wird, so müsste das Fieber in seinen Anfällen sich auch strenge an die Zeit der Verdauung binden. Dieses ist nicht der Fall; es giebt Tertianfieber, welche am Morgen eintreten; bei Menschen, welche nur gegen Abend Speisen zu geniessen gewöhnt sind, erscheinen nichts desto weniger die Anfälle des Fiebers am Mittage. Der Annahme, dass der *Typus tertianus* der einfachste sey, stimmt Ref. unbedingt bei: denn einfache Krankheiten verlaufen in diesem Typus, und zusammengesetzte nehmen denselben an, sobald sie das Zusammengesetzte verlieren; in gleicher Weise verlieren einfache Krankheiten mit dem Tertiantypus diesen, wenn sie complicirt und namentlich mit Krankheiten der Milz und der Leber verbunden werden. Uebrigens nimmt der Vf. für die intermittirenden Fieber einen ganz ähnlichen Verlauf an, als bei den anhaltenden vorkommt; und sucht dieses durch die Beobachtung *Sydenhams* zu unterstützen, wonach der 1ste, 3te, 5te Anfall stärker zu seyn pflegt, als der 2te, 4te, 6te. Eben so verhält es sich mit den Verschlimmerungen der anhaltenden Fieber, die an ungleichen Tagen stärker hervortreten als an den gleichen, worauf ja das Eintreten der Krisen an jene beruht. Wenn auch hier nicht wenige Ausnahmen aufzufinden wären, so muss man doch gestehen, dass sich die Beobachtung *Sydenhams* auch bei uns und in unsern Tagen noch sehr oft bewährt und namentlich bei solchen leichtern Fieberformen gesehen wird, die ohne den Gebrauch sehr eingreifender Arzneien und Kuren mehr ihren normalen Verlauf beenden. — Eine höchst interessante Bemerkung ist es, dass Krankheiten, welche gewöhnlich einen anhaltenden Typus zeigen, im Falle sie den aussetzenden Typus annehmen, in dreitägigem Typus erscheinen. So die *Orchitis, Coniunctivitis intermittens.* Solche Krankheiten sind nicht immer als larvirte Wechselfieber anzusehen, da sie oft vorkommen, wenn keine epidemische oder endemische Wechselfieber herrschen, zur Zeit des Winters, wenn die entzündliche Constitution am meisten entwickelt ist. Ref. sind derartige Vorgänge aus eigener Beobachtung wohl bekannt. Er kann aber in solchen aussetzenden Entzündungen, Nervenzufällen, Blutungen u. s. w. eine gewisse Beziehung zu den Wechselfiebern nicht verkennen, weil sie eben zu solchen Zeiten, wie gegen Ende des Winters vorkommen, wo der entzündliche Charakter schwankend, der Katarrhalische vorherrschend wird, und gleichzeitig mit diesen Krankheiten, oder bald nach ihrem Wechselfieber entzündlicher Art, im Tertiantypus vorkommen. Dem *Typus quartanus* entsprechen keine Vorgänge im gesunden Zustande; er ist deshalb nach unserm Vf. als ein entarteter und verlängerter dreitägiger Typus anzusehen. Wie nämlich der *Typus quotidianus* als ein zu früh wirkender dreitägiger Typus wegen der übermäßig erhöheten Reizbarkeit einzusehen ist, so erscheint der *Typus quartanus* als ein verlängerter *Typus tertianus* aus Schwäche. Diese Ansicht soll dadurch unterstützt werden, dass man den viertägigen Typus gewöhnlich bei alten und schwachen Individuen, bei Störung der Verdauung, Anschwellung der Leber und der Milz, bei Stockungen im Unterleibe findet. Da nun im Herbst überhaupt die Reizbarkeit, die Energie der Lebenskraft etwas erschlafft ist, so kommen Quartanfieber vorzugsweise im Herbste vor. Da im Frühjahre die entgegengesetzten Zustände der Lebenskraft obwalten, so kommen hier mehr Tertian-Fieber vor. So viel Wahrscheinliches diese Ansicht hat, so sind ihr doch so viele Umstände wieder entge-

gegen, dafs man, so sinnreich sie immerhin ist, doch an ihrer Richtigkeit zu zweifeln gezwungen wird. Diese Verhältnisse sind: 1) es kommen auch im Winter und Frühjahre Quartanfieber vor. 2) Die Quartanfieber erscheinen nicht selten bei entzündlicher Krankheitsconstitution. 3) Das Quotidianfieber, in dem der eintägige Typus nach des Vf. Angabe auf übermäfsig erhöhter Reizbarkeit beruht, geht unmittelbar in den Typus aus Schwäche, in den Quartantypus über. Wäre die Ansicht des Vfs. richtig, so müfste das eintägige Wechselfieber unmittelbar in das dreitägige übergehen. Die Beobachtung lehrt, dafs jenes äufserst häufig in das viertägige übergeht. Die Verdoppelungen der Wechselfieber (*febr. quartana duplex*) stellt der Vf. in Abrede und mit Recht; denn zwei Wechselfieber können eben so wenig im Organismus existiren, als zwei Scharlach-, oder zwei Nervenfieber. Die getrennt erscheinenden Anfälle sind Erscheinungen einer und derselben Krankheit, was dadurch bewiesen wird, dafs sie sich durch eine Krise unterscheiden, und beide Anfälle vor der Krise häufig in einen übergehen. Sehr ungern vermifst man hier eine Untersuchung über die Dauer aller jener Krankheiten, welche im viertägigen Typus verlaufen. Die Ursache der längern Dauer schliefst auch gewifs die Ursache der Quartantypus in sich. Sehr interessant möchte die Untersuchung seyn, in wiefern bei diesem Verhältnisse die Fieberursache und die Constitution concurriren.

Der fünftägige Typus ist schwierig zu erklären. Der Vf. bekennt sich zu der Ansicht, welche *van Swieten*, *Werlhof* und andere aufgestellt haben, nach welchen der fünftägige Typus nichts anderes ist, als ein dreitägiger Typus, dessen einer Anfall ausblieb. Weit räthselhafter sind der sechstägige, siebentägige, achttägige, neuntägige, zehntägige und vierzehntägige Typus. Diese Typi sind nur in aussetzenden Krankheiten verhanden, und sollen aus irregulären viertägigen oder siebentägigen Typen erklärt, oder was dasselbe ist, auf diese reducirt werden. Krankheiten mit mehr als viertägigem Typus sind so selten, dafs man kaum nach eigner Beobachtung sich darüber ein Urtheil bilden kann, ob diese Angaben richtig oder unrichtig sind. Des monatlichen Typus wird noch gedacht. Das hier Beigebrachte bezieht sich mehr auf den normalen Hergang der monatlichen Reinigung bei Frauen, als auf den Typus in Krankheiten. Monatlich eintretende Schleimflüsse und Krämpfe werden hiermit in Verbindung gebracht. Der Vf. will den Mond als die Ursache dieser Periodicität angesehen haben, und leitet die Blutung aus einer Congestion ab, die sich von Zeit zu Zeit einstelle, und nur unter der Einwirkung des Mondes periodisch erscheine. Der Grund der Congestion ist blos die Vollblütigkeit des Unterleibes, die sich in irgend einer Richtung durch die Geschlechtstheile oder durch den Mastdarm Erleichterung sucht, was durch das Vorkommen der Hämorrhoiden bei Männern und durch die *Plethora abdominalis* bei Frauen nach dem Schwinden der Periode erklärt wird. Ueber den Werth dieser Ansicht will Ref. nicht entscheiden. Sie mag neben den vielen Hypothesen über die Menstruation nicht die verwerflichste seyn. Sie entspricht wenigstens mehr der Natur als viele andere. Der monatliche Typus der Krankheiten steht mit diesen Verhältnissen mehr oder weniger in Beziehung. Der Vf. erklärt ihn sowohl abhängig vom Einflusse des Mondes, als der Gewohnheit. Auch die Erfahrung, dafs Krankheiten mit monatlichem Typus am besten durch ausleerende Mittel geheilt werden, soll für die Richtigkeit der obigen Annahme zeugen. —

Der dreimonatliche Typus wird gröfstentheils vom Einfluss der Witterung und der Jahreszeit abhängig erklärt. Für die Existenz dieses Typus werden mehrere Erscheinungen aufgezählt, namentlich die, dafs gegen Ende des dritten, im Anfange des vierten Monats sich am gewöhnlichsten die Fehlgeburt einstellt. Der sechsmonatliche Typus soll von den halbjährigen Veränderungen in der Natur herrühren, so wie der Jährliche von den Jährlichen. Dieser Typus mag in der thierischen Oeconomie überhaupt sich nachweisen lassen, aber als Erscheinung in Krankheiten ist er so gut wie nicht vorhanden, weil sich seine Existenz nicht wohl nachweisen läfst. Es ist bei einem nach halbjähriger Zwischenzeit wiederkehrenden Anfall schwierig zu bestimmen, ob dieser Anfall eine neue Krankheit ist, oder ob er eine bestimmte Beziehung zu einem vorhergegangenen hat. Mit menschlichen Sinnen läfst sich dieses letztere kaum bestimmen. Ebenso verhält es sich mit dem jährlichen Typus. Es wäre besser, mit den halbjährigen oder jährlichen Veränderungen in der Natur überhaupt Veränderungen in der thierischen Natur anzunehmen, ohne durch zwei Anfälle, die eine gewisse Zeit von 6 oder 12 Monaten haben, das halbe oder ganze Jahr als eine Krankheitszeit anzusehen. Zum Schlusse finden wir noch eine Erörterung der Stufenjahre, und die Wiederkehr des Typischen der Form im Geist und Körper in den verschiedenen Generationen. Hieher rechnet der Vf. die Wiederkehr der körperlichen und geistigen Eigenschaften der Gröfsväter in den Enkeln, was nach ihm als ein in den Generationen wirkender Tertiantypus anzusehen ist.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## MEDICIN.

Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Periodologie*, oder die Lehre von den periodischen Veränderungen im Leben des gesunden und kranken Menschen, von Dr. *A. M. Baumgarten Crusius* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 50.)

Das *vierte* Buch enthält mehrere praktische Bemerkungen, von denen diagnostische, prognostische und therapeutische unterschieden werden. Es frägt sich an welchen Merkmalen erkennt man die Gegenwart der periodischen Krankheiten. Die Periodicität ist so mannichfachen Formen von Krankheiten eigen, dafs man nicht immer dieselbe sogleich deutlich herausfinden kann. Aufserdem mufs es Merkmale geben den zweiten und dritten u. s. w. Anfall vom Recidiv oder einer neuen aufgetretenen Krankheit zu unterscheiden. Die hier aufgestellten Kennzeichen sind:

1) Ein stark gefärbter Harn (*sedimentum lateritium*). 2) Das Auftreten des Anfalls, was plötzlich und unvermuthet geschieht. 3) Die Wiederkehr des Anfalls nach einer kurzen und längern Zeit und derselben Weise des Eintretens desselben. 4) Die Uebereinstimmung der Anfälle. 5) Die Art der Entstehung. 6) Der *genius epidemius*. 7) Die Wirksamkeit specifischer Mittel. Es finden sich hier dieselben Kennzeichen wieder, die auch schon *Medicus* in seiner Schrift über die periodischen Krankheiten aufgestellt hat. Unter den prognostischen Bemerkungen finden sich viele nützliche Bestimmungen sowohl für die Voraussage als auch für die Bestimmung der Dauer und des Endes der periodischen Krankheiten von Werth. Schliefslich wird darauf aufmerksam gemacht, dafs die periodischen Krankheiten gar nicht selten Heilmittel seyen, indem die Erfahrung lehrt, dafs sie 1) Krankheiten, wie Epilepsie, Ohrenflüsse, Geschwülste, Bleichsucht und Gelbsucht heilten. 2) Hielten sie manche Krankheiten, wie die Lungensucht, die Pest, ab. 3) Das sie die Entwickelung des Körpers beförderten, indem das Wachsthum des Körpers und der Eintritt der Menstruation durch sie vermittelt werden und 4) dafs die viertägigen Wechselfieber zur Verlängerung des Lebens beitragen sollen. Stellt man auch dieses letztere in Abrede, so kann man die erstern Beobachtungen unbedingt anerkennen. Ref. könnte aus eigner Erfahrung mehrere Thatsachen beibringen, welche die wohlthätige Wirkung des Wechselfiebers bezeugen, wenn nicht schon eine grofse Menge solcher Beobachtungen in den Schriften thätiger Aerzte vorlägen. Am meisten befördert das Wechselfieber den Eintritt der Menstruation: dem Ref. war Gelegenheit längere Zeit ein junges Mädchen zu beobachten, das im Verlaufe eines Jahres mehre Male von einer *febris quotidiana* befallen wurde, die mit den 7ten Anfalle die Periode herbeiführte und so mit endete. Das Wechselfieber erschien von Zeit zu Zeit wieder, und hörte erst auf, als die Menstruation monatlich und in Menge und Qualität normal geworden war. In den therapeutischen Bemerkungen werden zwei Gegenstände zur Erörterung gebracht. 1) das Periodische des Heilens und 2) das Heilen der Periodicität. Genau betrachtet sind diese Verhältnisse nicht wesentlich verschieden, da das erstere nur wegen des letzten geschieht. Nichtsdesto weniger ist es von grofser Wichtigkeit, dafs das erstere einmal zur Sprache gebracht wird. In unserer Zeit legt man auf die periodische Anwendung des Heilverfahrens viel zu wenig Gewicht. Jede Zeit der Krankheit halten unsere Zeitgenossen und Kollegen für die Anwendung der Arznei geeignet, und gewifs mit Unrecht. Das Rhythmische in der lebenden Natur ist auch jetzt noch wahrnehmbar. Mit diesem Rhythmus hängt der Krankheitsverlauf und der endliche Ausgang innig zusammen. Durch die Nichtbeobachtung dieses Umstandes wird die Naturheilkraft, der Trieb das Krankhafte in Gesundheit zu verwandeln, gestört. Fasse ich die nachtheiligen Ergebnisse zusammen, welche sich aus dem Nichtbeachten der Natur herleiten lassen, so finde ich folgende, welche für die Heilung äufserst nothwendig sind. 1) Es wird der Krankheitsverlauf mehr oder weniger gestört, die normale Entwicklung gehindert, und so die normale Entscheidung verlangsamt.

2) Indem man dieselbe Quantität der Arzneien im Verlauf einer längern Zeit verbraucht, werden die Dosen kleiner und sind nicht mehr wirksam genug um die doch bei ihrer Verabreichung beabsichtigte Reaction herbeizuführen. Dasselbe gilt für die Anwendung der Nahrungsmittel.

3) Indem man aber den Verlauf und die Zeit der Krankheit nicht beachtet, wendet man die Arzneien zu einer Zeit an, in der sie nach der vorhandenen Aufregung des Organismus nicht wirken können. So finden wir häufig, dafs unsere Abführmittel, die sonst dem Zustande des Kranken angemessen sind, nicht wirken, weil sie zu einer Zeit angewendet sind, in der die Aufregung des Organismus alle Kräfte und alle Anstrengung des Kranken in Anspruch nimmt. Wie mit den Abführungsmitteln, so verhält es sich mit allen andern Arzneien. Mir will es scheinen, dafs die Aufstellung der Medicinaltage älterer Aerzte mehr im Einklange mit der Natur der Krankheit und der darin bedingten Heilung derselben war, als unsere Nichtbeachtung aller Medicinalzeiten. Lassen sich auch nicht Tage für den aus-

ausschliefslichen Gebrauch der Arzneien in Krankheiten festsetzen, so giebt es gewifs Medicinalzeiten. In diesen sollte man es sich zur Regel machen, die Arzneien reichlich zu reichen. Mit dieser Abänderung, mit den seltnern aber reichlichern Dosen der Arzneien läfst sich in der Krankheitsheilung recht viel leisten. Hat unser Vf. sein Thema auch nicht in dieser Weise durchgeführt, so hat er doch ähnliches gewollt, und wäre bei mehrer Erfahrung gewifs zu dieser Ansicht, welche schon in den Keimen in der Schrift vorhanden ist, gelangt. — Als die beste Zeit des Tages für die Anwendung der Arzneien giebt er im Allgemeinen die Morgenzeit an, weil hier die Reizbarkeit vermindert, und der Organismus die meiste Kraft besitzt, auf das Aeufsere zu reagiren. Vielleicht wäre es zweckmäfsiger, den Satz so zu stellen, bei remittirendem Typus wendet man die Arznei zur Zeit an, wo die Remission am stärksten ausgebildet ist, und beim intermittirenden Typus einige Zeit vor dem Anfalle der Krankheit, weil zu dieser Zeit gewöhnlich die Intermission am vollkommsten ist. Noch werden Bemerkungen beigebracht über die Behandlung des viertel- und halbjährigen Typus, die sich vielleicht besser in der Erfahrung als in der Theorie ausnehmen möchten. Krisen und kritische Bestrebungen, somit auch die Zeiten, in welche sie eintreten, soll der behandelnde Arzt genau beachten. Für die Behandlung des periodischen Anfalles sind zwei Anzeigen zu erfüllen:

1) Den Anfall so viel als möglich ohne Nachtheil für den Kranken vorüber zu führen.

2) Seiner Wiederholung vorzubeugen. — Das erstere geschieht in rein symptomatischer Weise. Man vermindert die heftigsten, gefahrdrohenden Beschwerden. Dazu können bald antiphlogistische bald Abführ- oder Brechmittel, bald Nervenmittel passend seyn. Die Kur aufserhalb des Anfalles verlangt die Anwendung des *Cortex peruvianus*, das heifst nach Beseitigung der Complicationen und der Krankheitsursachen. Die Art der Anwendung soll die von *Thuessink* und *Nasse* empfohlene Anwendungsweise seyn. Als Form wird die Pulverform am meisten wirksam genannt. Aufserdem sind noch vielerlei Vorschriften gegeben über die Zusätze dieser Arzneien, über das Verfahren bei der Verstärkung des Anfalls nach dem Arzneigebrauch, über das nothwendige, abweichende Verfahren nach der Jahreszeit, dem Klima und der Constitution des Kranken, auch findet man vielerlei ungewöhnliche Verhältnisse beachtet, welche bei Kranken vorhanden seyn können. Wir müssen die Leser auf diese dem Arzte so wichtigen Bemerkungen auf die Schrift selbst verweisen, da sie sich im Auszuge nicht wohl wiedergeben lassen. Wir sind dem Vf. Schritt für Schritt in seiner Abhandlung gefolgt, die eben so klar gedacht als gründlich und sorgfältig ausgeführt ist. Ihm bleibt das Verdienst ein Werk des sorgfältigsten Fleifses geliefert zu haben, wie in der deutschen und selbst europäischen Literatur in der neusten Zeit kein ähnliches erschienen ist. Vergleichen wir dasselbe mit der im vorigen Jahrhundert erschienenen klassischen Schrift von *Medicus*, über periodische Krankheiten, so ergiebt sich dafs beide dasselbe Thema von einem ganz verschiedenen Standpunkte behandelt haben. *Medicus* bemüht sich aus der reinen Krankheitsbeobachtung die Existenz des Typus in Fiebern und fieberlosen Krankheiten darzuthun. Wie die Erscheinung des Typus, so sucht er auch die Ursache dieser Erscheinung nach der Beobachtung auszumitteln; allgemeine Verhältnisse, wie der Einfluss der Gestirne, der Wärme u. s. w. auf den Typus, sind ihm nur Nebenumstände. Alles dieses scheint nur dem Zweck zu dienen, einer genauern Bestimmung der Anzeige für die Anwendung der peruvianischen Rinde zu erlangen. In der hier angezeigten Schrift hat sich der Vf. ein höheres und weit greifenderes Ziel gestellt. Der Typus ist ihm ein Grundgesetz des Lebenden, der Natur überhaupt; das Typische im Lebenden erscheint mit der Natur im Einklange. Das Leben gewährt zwei Formen, Gesundheit und Krankheit. In beiden findet sich der Typus, ein nothwendiges Naturgesetz. Der Typus der Krankheiten, verhält sich wie der Typus der Gesundheit; die Bedingungen der Periodicität dieser sind auch die, an welchen der Typus jener gebunden ist. Die gleichen Ursachen concurriren bei beiden. In wiefern die letztere Ansicht gelten kann, ist im Verlauf der Abhandlung nachgewiesen. Wie trefflich und ausgezeichnet die Betrachtung des Typus im allgemeinen ist, so scheint der Vf. den Typus der Krankheiten in seinen Eigenthümlichkeiten nicht so aufgefafst zu haben, wie dieses in der Schrift von *Medicus* geschehen ist, wovon wohl die Schuld darin liegt, dafs er den Typus der Krankheit zu sehr unter die Bedingungen des Typus der Gesundheit stellt, da doch auch die Veränderungen des Typus in der Krankheit nur in ihren eigenen Ursachen zu suchen, die äufsern aber neben den allgemeinen Ursachen hier wirksam sind. Jeder erfahrne Arzt wird sich indefs diesen Mangel aus eigner Erfahrung ersetzen. Eine gründliche Erörterung und Anwendung der physikalischen Erscheinungen in Beziehung auf das Leben findet sich zur Zeit noch in keinem Handbuch der Physiologie und Pathologie vor. Es ist nach dem hier gegebenen ersichtlich, dafs diese Schrift nicht allein Aerzten, sondern jedem Naturfreunde zu empfehlen ist. Jeder Gebildete wird eine reiche Belehrung finden, und bedauern, dafs ein so reiches, mit gleichem Fleifse verbundenes Talent zu früh für die Wissenschaft geschieden ist. Das reiche Material der Schrift wird noch von Manchen benutzt werden, der sich über das Typische in der Natur aufklären will, und der Name des Vfs. der Periodologie neben dem von *Medicus* noch lange rühmend von den Naturfreunden genannt werden.

Als Herausgeber hat sich *Gruber* genannt: das sorgfältige Korrekte verdanken wir wahrscheinlich ihm. Gröfser ist noch das Verdienst welches er sich dadurch erwarb, dafs er ein so ausgezeichnetes Werk dem Publicum nicht vorenthielt. Die Verleger haben eine sehr anständige Ausstellung nicht mangeln lassen.

*Albers.*

THEO-

## THEOLOGIE.

Jena, b. Mauke: *Die Kindertaufe in der evangelischen Kirche aus dem Standpunkte der symbolischen Bücher, der heil. Schrift und der menschlichen Vernunft.* Von Dr. *Lobegott Lange*, Prof. an der Universität zu Jena. 1834. 157 S. kl. 8. (12 gGr.)

Diese Schrift befindet sich schon seit einiger Zeit in den Händen des theolog. Publicums, so dafs wohl die Meisten unsrer Leser bereits wissen, wie in ihr ein neuer Gegensatz gegen die übliche Kindertaufe erhoben worden ist. Der Vf. sucht diesen aus dem dreifachen auf dem Titel angegebenen Standpunkte zu begründen.

Zunächst im *ersten* Abschnitte (S. 8—47) *nach dem Standpunkte der lutherischen symbol. Bücher.* Nun billigen und verordnen diese zwar bekanntlich die Kindertaufe; allein um zu erhärten, dafs nichts desto weniger selbst aus deren Standpunkte dieselbe verwerflich sey, behauptet der Vf., dafs solche Billigung und Verordnung nur im Widerspruche derselben gegen sich selbst und zwar gegen so wesentliche ihrer Lehren geschehe, dafs Niemand zweifelhaft seyn könne, welche Seite des Widerspruchs aufgegeben werden müsse. Der Vf. geht zu dessen Erweise aus von dem evangelisch-symbolischen Begriffe eines Sacraments und sucht zu zeigen, dafs nach diesem *der Hinzutritt des christlichen Glaubens* zum äufsern sacramentalischen Ritus ganz nothwendige Bedingung des an letztern angeknüpften göttlichen Segens sey. Eben hierdurch aber habe sich die evangelische Kirche erst *wesentlich* von der katholischen ausgeschieden, dafs sie kein *opus operatum* anerkannte, vielmehr die Seligkeit des Menschen überhaupt, den Ursprung und Werth der guten Werke, mithin auch aller religiösen kirchlichen oder nicht-kirchlichen Handlungen allein von dem seligmachenden Glauben abhängig machte; eine Ausnahme hiervon sey also nirgends, auch nicht bei der Taufe möglich, da das Grundprincip in keiner Folgerung aufgehoben werden könne. Und dennoch liege es auf der andern Seite unwidersprechlich klar vor, dafs die Kinder weniger Tage oder Wochen des verlangten Glaubens völlig unfähig seyen. Erlaubten also die Reformatoren die Taufe derselben oder verordneten sie diese gar: so standen sie im seltsamsten und klarsten Widerspruche mit sich selbst und zwar mit der Grundbasis ihrer religiösen Umgestaltung. Hr. Dr. *L.* ist seiner Deduction so sicher, dafs er S. 24 beifügt: „In der That wir würden Diejenigen zu beleidigen, ihrer zu spotten glauben — —, welche in der Lehre unsrer symbol. Bücher die authentische Erklärung der Schriftlehre zu finden meinen, wenn wir sie aufforderten, diesen Widerspruch zu lösen." Wir sind gegen Beleidigungen und Spott bei wissenschaftlichen Gegenständen viel zu unempfindlich, um uns bei der Annahme jener Aufforderung getroffen zu fühlen, ob wir schon sonst gar nicht immer in die Worte der symbol. Bücher zu schwören gemeint sind. —

Ein solcher Widerspruch in der gesammten symbolischen Lehre über die Sacramente nämlich könnte nur durch Mifsverstand darin gefunden werden. Allerdings gehört dem allgemeinen Begriffe der evangelischen Sacramente und dem Gesammtgeiste der evangelischen Kirche zu Folge der Glaube auch dazu, wenn die Taufe einigen wesentlichen und unmittelbaren Einfluss auf das Heil des Täuflings soll äufsern können. Allein wo steht dabei ein Wort, dafs dieser diesen Glauben *bereits beim Taufact selbst* haben solle; oder wie liegt Solcher bereits im Acte der Kindertaufe selbst? Es heifst überall in den symbolischen Büchern, dafs es nöthig sey, dafs der Glaube zu dem Sacramente *hinzutrete*; so gleich in der ersten allgemeineren Stelle, welche der Vf. S. 9 selbst anführt, im 13. Artik. der Augsb. Conf., dafs nämlich die Sacramente *signa et testimonia voluntatis Dei erga nos* seyen *ad excitandam et confirmandam fidem in his, qui utuntur, proposita. Itaque utendum est sacramentis ita ut fides accedat.* Der Glaube also, der durch den äufseren Ritus theils erst *angeregt* (*excitare*), theils aber auch im betreffenden Falle befestigt werden soll, braucht im Acte selbst noch gar nicht vorhanden zu seyn; der Glaube, der zu dem Acte hinzutreten soll, ist noch nicht als eine im Momente der Verwaltung des Sacramentes selbst unumgängliche Bedingung angesprochen. Vielmehr wird in solcher symbolischen Definition des Sacramentes überhaupt der thatsächliche Glaube für das *objective* Bestehn jenes gar nicht in Betracht gezogen. Das Sacrament ist objectiv auch ohne empfangenden Glauben Sacrament und selbst dem unwürdig Geniefsenden ist es Sacrament. Es ist nur ausgesprochen, dafs das Sacrament *subjectiv* erst dann Heilsanstalt werde, wenn der Glaube hinzutritt (wodurch sich auch ein andrer S. 20 ff. gerügter Widerspruch in der symbol. Lehre über die Sacramente lös't). Diefs Hinzutreten des Glaubens kann aber dabei und mufs natürlich sogar nach den verschiedenen Verhältnissen in verschiedener Weise gefördert werden. Beim sich bekehrenden Erwachsenen, beim Genufs des Abendmals durch Erwachsene würde die Uebernahme der Sacramente ohne gleichzeitige Ueberzeugung von deren heil. Werthe und göttlichem Segen ein blofses Spiel mit Heiligen seyn und sich dadurch ein noch verderbteres Gemüth verrathen als das dessen ist, der zwar gleich denkt, aber doch seine wahren Gesinnungen nicht hinter Formen, die er selbst nicht achtet, heuchlerisch verbirgt. Dagegen mag der Täufling zunächst Glauben weder haben, noch haben können: es wird ihm das Heil in der Taufe doch erst nur *angeboten* (Apolog. 156, 52. ed. *Hase*). Allmälich reift er doch zum Glauben und die ersten zarten Keime können und werden sich nun schon an die Taufe anlehnen und an ihr erstarken können; und wenn sonach die Taufe zuerst ohne allen wesentlichen Einfluss auf Erwirkung des Heils ist: so erwächst dieser allmälich in der Wechselwirkung der Glaubfähigkeit und des Taufsegens bis der volle Glaube auch die volle Segnung der Taufe möglich macht.

Ein Widerspruch ist also in dieser symbol. Lehre in keiner Weise zu finden. Mit mehrerem Scheine würde der Vf. diesen vertheidigt haben, wenn er sich darauf berufen hätte, dafs die symbol. Bücher (z. B.

Augsb. Conf. IX) leugnen, dafs ungetaufte Kinder selig werden könnten. Indefs kann gewifs auch dieser Behauptung der Sinn nicht unterliegen, dafs ohne Taufe überhaupt kein Heil, wonach ja selbst die jüdischen Patriarchen, die so oft in den Schriften des N. Ts. selbst selig gepriesen werden, verloren seyn müfsten. Vielmehr giebt Melanchthon selbst in der Apologie zum IX. Artikel der Confession die nähere Auskunft hierüber. Die „*pueri*" sind nur Christenkinder und diese erlangen ohne die Taufe das Heil nicht, nämlich dasjenige Heil, welches sie auch schon als Kinder (wenn schon nicht als Neugeborne, was auch gar nicht gesagt ist, so doch noch vor dem bei den Anabaptisten gebräuchlichen Taufalter, gegen welche diese ganze Auseinandersetzung eifert) aus der Taufe thatsächlich ziehn könnten, indem sich schon bei ihnen die ersten Keime christl. Glaubens wohl regen und nach der Anabaptisten eignen Lehre, die nur *Gläubige* taufen wollen, bereits geregt haben mufs.

Doch man mag die Worte verstehn, wie man will und sie in ihrem engsten, beschränktesten und unevangelischsten Sinne fassen: Immer verflechten sie die Kindertaufe noch nicht in gleiche Engherzigkeit und in gleichen Widerspruch gegen die evangel. Lehre. Denn daraus, dafs die Ungetauften unselig seyen, folgt noch Nichts weniger, als dafs die Getauften schon wegen ihrer Taufe der Seligkeit gewifs seyen und mithin entweder ihr Glaube bei der Taufe präsumirt werden müsse, oder letztere *ex opere operato* wirke. So können wir einen Widerspruch der Symbole gegen sich selbst in diesem Punkte nicht anerkennen.

Hiermit erlischt aber auch jeder Widerspruch der evangelisch-symbolischen Kindertaufe wider die Vernunft und Schrift, welche der Vf. im *zweiten* Abschnitte (S. 48 — 106) herauszuheben bemüht ist. Freilich wäre es Widerspruch wider Beide, wenn in der Kindertaufe selbst christlicher Glaube vom Täuflinge verlangt, oder ihm irgend ein reeller-unmittelbarer Nutzen zu seinem Heile dargeboten würde. Doch ist dies ja eben, wie wir sahen, nicht der Fall. — Allerdings gebietet daneben keine ausdrückliche Stelle der heil. Schrift die Taufe der Kinder, aber noch gewisser verbietet sie keine weder ausdrücklich noch indirect, und es ergiebt sich auch thatsächlich von selbst, wie vernünftig und christlich es sey, die Taufe den Kindern schon in den frühsten Zeiten ihres Lebens angedeihn zu lassen. Jede allmälich in ihnen aufsteigende christlich-gläubige Gesinnung nämlich, wie schwach und dürftig sie auch in ihren Anfängen sey, correspondirt dann bereits mit dem Troste und den Verheifsungen der Taufe, deren sie auch dann schon fähig sind und bedürfen.

Nach diesem fallen für Rec. die beiden letzten Abschnitte der Schrift des Hn. *L*, von selbst hinweg. Der *dritte* (S. 107 — 136) enthaltend: *Besondere Gründe, welche in unsrer Zeit eine Vorbereitung zur Abstellung der Kindertaufe wünschen lassen*; und der *vierte* (S. 136 — 156): *Beleuchtung der Gründe, durch welche man die Beibehaltung der Kindertaufe zu rechtfertigen sucht*. In ersterem ist ein Widerspruch des Vfs. gegen sich selbst bei weitem klarer, als der Widerspruch, in welchen er die symbolischen Bücher, die Schrift und die Vernunft gegen die Kindertaufe verwickeln will. Denn wenn er auf der einen Seite behauptet (S. 113), dafs die Abstellung des ihm mifsfälligen Ritus gerade jetzt räthlich sey, indem der Zeitpunkt gekommen, dafs sich unsere evangelische Kirche als wahre *evangelische* Kirche allein im Geiste des reinen biblischen Christenthums ausbilden und darstellen solle: so stimmt dies sehr wenig zu den Klagen (S. 115 f.) über das Thun und Treiben der Menschen in unsrer Zeit, nach welchem ein irdischer unter dem Deckmantel der höhern Bildung, Aufklärung, des Zeitgeistes sich verbergender epikureischer Sinn den gröfsern Theil der Volksmenge beseele, wonach das Leerwerden der Kirchen und die Vernachlässigung der Sacramentfeier immer offenkundiger werde; wonach ferner ein mehr oder weniger feiner Materialismus oder Pantheismus, der die Zügel der wahren Sittlichkeit so locker als möglich zu *lassen* weifs, einen grofsen Theil Derer, die den Wissenschaften obliegen, befangen hält u. s. w., Klagen, die noch obenein glücklicher Weise einen sehr veralteten Charakter oder veralterte Beobachtungen verrathen. In dem erwähnten *vierten* Abschnitte, der sich vorzugsweise an *Bretschneider* anschliefst und dessen für die Beibehaltung der Kindertaufe vorgebrachten Gründen sich entgegenstellt, ist zwar Manches richtig und wahr bemerkt; den Hauptgrund, den wir früher hinstellten, hat aber auch *Bretschneider* nicht ganz klar hervorgehoben, ob er ihn schon in dem 4ten der von Hn. *L.* angefochtenen Sätzen: „Die Kinder müssen in der Taufe eine starke Aufforderung finden, nach christl. Erkenntnifs und Tugend zu streben, so wie sie derselben fähig werden" andeutet.

Was *die Form dieser Schrift* anlangt, so ist schon von Andern eine gewisse Breite gerügt worden. Diese äufsert sich hauptsächlich neben einzelnen Wiederholungen in häufigen frommen Betrachtungen, die in die Untersuchung eingestreut sind, und in salbungsvoller Sprache. Eine wissenschaftliche Schrift verlangt wissenschaftliche Rede für sich und läfst sich auf Vermeidliches nur ungern ein. Daneben vermifst man logische Schärfe, insbesondere in dem Mangel scharfer Sonderung der Untersuchungsgegenstände, was eben so oft Wiederholung hervorruft, als es den Gegenstand selbst verwirrt. Wir wollen hierzu nur ein Beispiel anführen. Der 1ste §. des 1sten Abschnitts mit der Ueberschrift: „Die Lehre der symbolischen Bücher von den Sacramenten, von der Taufe und insbesondere von der Kindertaufe in ihrem gegenseitigen Verhältnisse" stellt von S. 17 ab auch die wesentlichen Lehrbestimmungen zusammen, nach denen die Reformatoren die Kindertaufe beibehalten, ja die Nothwendigkeit derselben vertheidigt hätten, während Letzteres am angemessensten mit §. 2 verbunden worden wäre, welcher nun nur noch „die Beleuchtung der *sonstigen* Trugschlüsse, wodurch die symbolischen Bücher die Nützlichkeit und Statthaftigkeit der Kindertaufe zu vertheidigen suchen" liefern will.

*F. D.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## MEDICIN.

PARIS, b. Ballière: *Anatomie pathologique du corps humain, ou descriptions avec figures lithographiées des diverses altérations morbides*, par *J. Cruveilhier*, Professeur d'Anatomie. Livraisons X—XX. 1832—1835. — Jede Lieferung 4—8 Bogen Text Folio und 5—6 Tafeln enthält, und kostet 2 Rthlr. 29 Sgr. (Vgl. Allg. Lit. Zeitung. Sept. 1834. Nr. 86 u. 87.)

Dieses ausgezeichnete Werk ist jetzt bis zur zwanzigsten Lieferung gediehen. Vergleichen wir die letzteren Lieferungen mit den bereits angezeigten, so ergiebt sich, dafs die einzelnen Tafeln nicht minder sorgfältig, als die früheren ausgeführt sind; nur ist das Colorit im Ganzen zu scharf aufgetragen, die Umrisse sind nicht deutlich und naturgetreu genug beachtet. Fällt durch die letzteren Verhältnisse das Abgebildete als Bild mehr in die Augen, so wird der Werth der Abbildungen doch wesentlich dadurch beeinträchtigt, indem es durch diese Mifsstände an Naturgetreuheit verliert. Für den Anatomen sind diese Uebertreibungen in französischer Manier so störend, dafs viele angesehene Männer manchen kolorirten Tafeln noch kaum einigen Werth zugestehen wollen. Der begleitende Text dagegen ist reichlicher geworden und bis auf sechs bis acht Bogen für jede einzelne Lieferung vermehrt worden. Dem Inhalte nach hat er ebenfalls eine Veränderung erlitten. War in den früheren Lieferungen durchgängig die Kasuistik vorherrschend, so ist in den jetzigen mehr ein dogmatischer Vortrag über die einzelnen abgebildeten Krankheitsformen vorwaltend. Höchst erfreulich ist die umfassende Würdigung der pathogenetischen Verhältnisse, welche einzelnen Krankheiten zu Theil wird. Die Gewandtheit der Auffassung und die reiche Erfahrung des Vfs. führen häufig zu ganz neuen Resultaten. So ist die Darstellung der zu Anfange der eilften Lieferung sich vorfindenden Phlebitis wirklich meisterhaft. Indem nun auch die Symptomatologie und Aetiologie der Krankheiten berücksichtigt werden, so bildet der Vf. allmählig den Text zu einer vollkommenen Pathologie der einzelnen Krankheitsformen um. In dieser Weise nähert er sich in den pathologisch-anatomischen Darstellungen den Arbeiten *Andral's* und *Lobstein's*; auch diese wollen unter pathologischer Anatomie nur eine Pathologie der organischen Krankheiten verstehen. Im Ganzen sind in diesen letzteren zehn Lieferungen noch wenige Krankheitsformen abgehandelt, und fährt der Vf. in ähnlicher Weise der Bearbeitung fort, so läfst sich nicht erwarten, dafs dem anfänglichen Versprechen gemäfs, das Werk in 40 Lieferungen vollständig beendigt seyn werde.

Die eilfte Lieferung zeigt auf der ersten Tafel eine Phlebitis des Oberarms, die nach einem Flintenschufs bei einem 25jährigen Manne, der am 3ten August 1830 verwundet wurde, entstand. Fig. 1. zeigt die Venen in ihrer Lage am Oberarm auf den Weichtheilen liegend. Die *vena cephalica*, die *vena basilica*, die *vena mediana*, die *vena cubitalis* und die *vena radialis* sind mit Eiter gefüllt und äufserlich mit dem entzündlichen Gefäfsnetze besetzt; auch sind hin und wieder Eiterheerde namentlich an der Schulter bemerkbar, die nicht mit den Venen direkt zusammenhangen. Sie sitzen offenbar im Zellgewebe. Fig. 2. zeigt die Venen geöffnet. Die *vena cephalica* ist vollkommen mit Eiter gefüllt, ihre Wände beträchtlich verdickt; die *vena radialis*, die *vena mediana* und die *vena basilica* theilweise, ebenfalls mit Eiter gefüllt und ihre Wände verdickt. Im oberen Theile der *vena basilica* ist noch Blut-Coagulum, das bis nach obenhin, wo sie mit der *vena cephalica* zusammenstöfst, beide Venen ausfüllt und dieselben absperrt. Diese Beobachtung, so wie die auf der zweiten Tafel, welche eine Phlebitis der Pulmonararterien betrifft, werden dem Vf. Veranlassung, allgemeine Erörterungen über die sogenannten kalten Abscesse beizubringen. Man hat die Art und Weise, in welcher sich Abscesse in in inneren Theilen nach äufseren Verwundungen bilden, wie bekannt, verschiedentlich gedeutet. *Cruveilhier* geht die einzelnen Erklärungen der Entstehungsweise dieser Abscesse durch, wobei er sehr weit in der Physiologie und Pathologie ausholt. Er erkennt an, dafs diese Abscesse oft ohne deutliche Entzündungssymptome entstehen, dafs man in dem Gewebe, welches sie umgiebt, keine deutlichen Spuren der Entzündung vorfindet, dafs es somit höchst zweifelhaft sey, ob man sie aus der Entzündung allein erklären könne. In der neuesten Zeit hat die Ansicht, dafs sie ein Depot von durch die Venen resorbirtem Eiter seyen, wohl am meisten Anklang gefunden. *Cruveilhier* sieht als Begründer dieser neuen Ansicht den bekannten *Velpeau* an. Was sich für die Resorbtion des Eiters aufbringen läfst, hat *Velpeau* in einer gelungenen Abhandlung beigebracht. *Journ. hebdomadaire*, tom. III. Alle diese Gründe reichen aber nicht hin, das wirkliche Vorkommen des Eiters in den Venen zu erweisen,

denn *Cruveilhier* und Rec. haben die Erfahrung gemacht, dafs der Eiter, so wie er in die Venen gelangt, das Blut gerinnen macht und, die Cirkulation des Blutes somit aufhört. Indefs ist es wahrscheinlich, dafs bei der Resorbtion, somit beim Uebergange des Eiters in die Vene der Eiter zersetzt werde, und dafs in dieser zersetzten Gestalt der Eiter mit dem Venenblute cirkuliren könne. Diese Zersetzung des Eiters ist deshalb wahrscheinlich, weil wir in den Excretionen, wie im Harn, bei Eiterungs- und hektischen Fiebern den Eiter in diesem Zustande vorfinden. Nach *Cruveilhier* sucht das Blut sich dieser fremden Masse zu entledigen; diese Entledigung geschieht am gewöhnlichsten in der Leber, in den Lungen und in dem an Capillargefäfsen reichen Zellgeweben. *Cruveilhier* betrachtet nämlich den Eiter als einen fremden Körper, von dem sich das Blut unter jedem Verhältnisse schleunigst zu befreien sucht. Er hat sogar durch Experimente sich von dem Wege überzeugt, auf dem die Venen sich des fremden Körpers entledigen. Wenn man nämlich Quecksilber in irgend eine Vene bringt, so finden sich die Quecksilberkügelchen in der Lunge oder in der *vena porta* wieder, wo sie kleine Abscesse bilden, in deren Mitte sich das Quecksilberkügelchen befindet. Rec. scheint es zweifelhaft, dafs resorbirter Eiter sich eben so verhalte, denn Eiter und eiterförmige Massen werden durch den Harn am gewöhnlichsten aus dem Blute entfernt. Nach *Cruveilhier* sind die kalten Abscesse das Resultat der Entzündung der kleinsten Capillarvenen irgend eines Eingeweides. Diese Phlebitis entsteht deshalb, weil der aus den Wunden in die Venen gelangte Eiter nicht aus den kleinsten Venen gelangen kann, hier stockt, und wie ein fremder Körper Venenentzündung erregt. Ohne darauf weiter einzugehen, was sich für die Richtigkeit dieser Ansicht aufstellen läfst, möge die Bemerkung genügen, dafs gegen die Richtigkeit dieser Ansicht Alles das gilt, was man vorgebracht hat, um darzuthun, dafs der kalte Abscefs nicht aus einer Entzündung entstehen könne. Indefs ist der Reichthum von Beobachtungen, auf dem *Cruveilhier* seine Ansicht stützt, höchstbedeutend, und wird die Veranlassung werden, diesen so höchst wichtigen Gegenstand neuen Untersuchungen zu unterwerfen. Der Fall von Venenentzündung, von dem die Abbildung entlehnt ist, zeigt die Verbreitung der Entzündung sowohl nach dem Centrum, dem Herzen, als auch nach der Peripherie hin, und widerspricht der bisherigen Erfahrung, nach der man allein die Verbreitung der Phlebitis kannte, welche dem Blutlauf folgte, somit von der verwundeten Stelle nach dem Herzen hin seine Richtung nahm. Wollte man aus diesem Falle Folgerungen ziehen, so liefert er unstreitig den entschiedenen Beweis, dafs die Verbreitung der Venenentzündung nicht durch das Eiter bedingt werde; denn da der Eiter nur dem Blutlaufe folgt, so kann er nicht rückwärts in die nach der Peripherie sich hin erstreckenden Venenenden gelangen. Bemerkenswerth ist es, dafs *Cruveilhier* die innerste Haut der Venen in der Phlebitis nicht wegen reichlicher Gefäfsentwickelung, sondern aus Imbibition geröthet fand, weshalb denn auch die Röthe nur dunkel war. Bestätigt sich diese Erscheinung in der Beobachtung Anderer, so folgt daraus, dafs die entzündliche Röthe der Venen eine ganz andere ist, als die der Arterien.

Tafel II u. III zeigen die *pneumonia lobularis*. Auf der ersten Tafel ist neben der Pneumonie auch die Entzündung der *arteria pulmonalis* abgebildet, letztere ist mit festen weifsen *coagulis* angefüllt, wie dieses im zweiten Stadium der Phlebitis der Fall ist. Die einzelnen entzündeten Stellen der Lungen sind theils noch dunkelroth, theils weifs mit rother Peripherie; diese Stellen sind in den Abbildungen der zweiten Tafel überhaupt klein; gröfser erscheinen sie auf der dritten Tafel, wo die Pleura mit einer weifsen Haut, wie sie in der Pleuritis gewöhnlich vorkommt, bedeckt ist. Die Abbildungen auf der zweiten Tafel stellen die beginnende, die der dritten die ausgebildete Krankheit dar. Die Krankheit beginnt mit einem rothen Fleck, geronnenes im Zellgewebe angehäuftes Blut enthaltend, der aber bald in Eiterung übergeht und weifs wird, wobei sich die Entzündung auf der Peripherie zurückzieht, woher der Abscefs von einem rothen Kranz umgeben erscheint. *Cruveilhier* hält die *pneumonia lobularis* für eine Entzündung der Kapillar-Venen, läfst somit die entzündeten und eiternden Stellen der Lungen eben so entstehen, wie die inneren Abscesse bei der Phlebitis sich überhaupt entwickeln. Die Gründe für diese Ansicht sind: 1) die bereits bei der Abbildung der Venenentzündung gegebenen Gründe für die Entstehung des Abscesse, inneren Theile aus Entzündung papillarer Venen. 2) Der Umstand, dafs man die *arteria pulmonalis* bei dieser Krankheit entzündet findet. Rec. kann diese Erklärungsweise der Entstehung der *pneumonia lobularis* nicht ausreichend seyn, da man diese Krankheit so häufig bei Kindern ohne alle Venenentzündung antrifft. Freilich kommt es hier nicht zur Bildung so grofser Abscesse, wie man sie in den von *Cruveilhier* abgebildeten Lungen antrifft; die eigentlichen Erscheinungen der Entzündung und die Hepatisation sind aber bei Kindern sehr deutlich. Nicht unwahrscheinlich ist es, dafs die *pneumonia lobularis*, welche nach Phlebitis entsteht, höchst verschieden ist von jener *pneumonia lobularis*, die ohne Phlebitis so häufig bei Kindern und selbst bei Erwachsenen vorkommt. Die *pneumonia lobularis* oder die *phlebitis capillaris* der Lungen nach *Cruveilhier* entsteht, wie die von *Cruveilhier* mitgetheilten Beobachtungen lehren, sowohl nach der Phlebitis der äufseren Theile der Gliedmafsen, als auch nach der der inneren Theile des Uterus und anderer. Die Symptome dieser Krankheit sind im Allgemeinen die der Pneumonie, welche unter heftigem Schauder gegen den 3. bis 7. Tag der Venenentzündung auftreten.

Ta-

Tafel IV zeigt die verbreitete *gangraena* der Lungen, welche *Cruveilhier* hier im Gegensatz der umschriebenen Gangräna, die auf Taf. II der dritten Lieferung abgebildet ist, betrachtet. Man sieht die brandige Stelle äufserlich dunkler; an einzelnen Stellen ist die Pleura durchbohrt, und durch die Oeffnungen ist das dunkele brandige zerstörte Gewebe sichtbar. Ein Durchschnitt zeigt, dafs mehr als die Hälfte der Lungen vom Brand ergriffen ist; die brandige Stelle ist nicht umschrieben, sondern bildet allmählige Uebergänge in das angrenzende gesunde Lungengewebe. Eigentliche entzündliche Erscheinungen sind in der Nähe der brandigen Stellen nicht bemerkbar. Ob ein wesentlicher Unterschied zwischen der *gangraena circumscripta* und *diffusa* Statt findet, wie *Cruveilhier* behauptet, ist noch sehr problematisch. Besteht das Unterscheidungsmerkmal der *gangraena circumscripta* von der *gangraena diffusa* darin, dafs bei der *gangraena circumscripta* eine entzündete oder sonst verhärtete Stelle das gesunde Lungenparenchym von dem brandigen trennt, während bei *gangraena diffusa* die Brandstelle nur allmählig in das gesunde Gewebe übergeht, so sind beide Krankheiten nur verschiedene Grade eines und desselben Leidens. In der *gangraena circumscripta* hat der Brand schon durch die Entzündung sich selbst Grenzen gesetzt, welche die *gangraena diffusa* noch nicht erreicht hat. Doch dieser Unterschied ist für die Pathologie unwesentlich, bedeutsamer dagegen ist die von *Cruveilhier* in Untersuchung gezogene Frage: „ob jeder Lungenbrand aus Entzündung entstehe, oder ob auch ein solcher bestehe, der sich selbstständig ohne vorangegangene Entzündung entwickele. In Deutschland, wo wir den Brand aus Atonie und aus Ueberreizung unterscheiden, erkennen wir beide in ihren vorangegangenen Lebenszuständen wesentlich verschiedene Brandformen an. *Cruveilhier* behauptet, dafs Brand der Lungen ohne Entzündung äufserst selten sey, in der Regel dagegen der Brand durch Pneumonie herbeigeführt werde. Die in der neuesten Zeit aufgekommene Unterscheidung der Lungenerweichung als eine vom Brande wesentlich verschiedene Krankheitsform, wie dieses namentlich von *Balling* geschehen ist, berührt *Cruveilhier* nicht. Ob somit die diffuse Gangräna Lungenerweichung oder Brand sey, läfst sich nicht bestimmen; da in den Abbildungen gänzlich die limitirende Entzündung des Brandes fehlt, so findet die Muthmafsung Raum, dafs hier jene Krankheitsform vorhanden sey, welche die Neueren mit dem Namen Lungenerweichung bezeichnet wissen wollen. Als diagnostische Zeichen des brandigen Gewebes werden angegeben dunkele schwärzliche Farbe, stinkender aashafter Geruch und grofse Mürbheit des Gewebes, so dafs man seine ursprüngliche Struktur nicht mehr erkennen kann. Der Krankheitsfall, aus dem die Abbildungen entnommen sind, betraf einen Menschen, der früher an Krämpfen und Veitstanz gelitten hatte. Es fand sich in der Leiche aufser dem Lungenbrand noch eine Stelle des Rückenmarks verhärtet.

Tafel V zeigt einen grofsen fibrösen Körper im Parenchym des *fundus uteri* bei vorhandener Schwangerschaft. Bemerkenswerth ist es, dafs die Gröfse und Ausdehnung des Uterus bei der Niederkunft den Verdacht erregen kann, als sey noch ein Kind vorhanden. Während der Geburt werden die Wehen dadurch schwach und die Geburt verzögert. *Cruveilhier* bringt hier die Bemerkung bei, dafs solche Geschwülste oft freiwillig ausgestofsen werden; besonders ist dieses oft nach der Schwangerschaft der Fall. Unter einem höchst stinkenden Ausflusse gehen die einzelnen Stücke der Geschwulst, in ihren Fasern noch kaum kennbar ab; sie erregen hierdurch nicht selten den Verdacht eines vorhandenen Gebärmutterkrebses; dieser wird noch verstärkt durch das gleichzeitige kachektische Aussehen der Kranken, aber wider alles Erwarten erfolgt nach der Austreibung dieser Körper die Genesung. Nicht selten aber machen diese Geschwülste das Wochenbett dadurch gefährlich, dafs sie die Veranlassung werden zum Brand des Uterus und zu einer schnell tödtlich endenden Peritonitis. *Cruveilhier* hat auch durch diese Geschwülste veranlafste Eiterung des Uterusgewebes beobachtet. Auch der Tod durch Verblutung kommt bei diesen Geschwülsten vor. Es bildet sich um die Geschwulst ein erektiles Gewebe, worin die kleinen Gefäfse von Zeit zu Zeit zerreifsen und Blutung herbeiführen. Diese Blutung wird selten auf einmal, sondern allmählig durch öftere Wiederholung tödtlich. Nicht die grofsen, sondern die kleinen fibrösen Körper führen in dieser Weise den Tod herbei.

Auf Tafel VI sind mehrere Polypen der Gebärmutter noch in ihrer Lage abgebildet. Fig. 1. zeigt das *orificium uteri*, indem man mit dem Finger den Polypen entdecken kann. Am hypertrophirten Muttermunde sind mehrere Granulationen, sogenannte *Naboth*'sche Eier. Fig. 2 zeigt die Gebärmutter geöffnet, den Polypen enthaltend. Fig. 3 zeigt zu gleicher Zeit, in dem durch einen Einschnitt getheilten Polypen, die innere Beschaffenheit des polypösen Parenchyms. Diese Polypen gehören zu den sogenannten fibrösen Polypen des Uterus, welche *Cruveilhier* genau von den fibrösen Körpern geschieden wissen will. Die fibrösen Polypen sind gestielt, während die fibrösen Körper mit breiter Fläche aufsitzen und sich in der Substanz der Gebärmutter selbst entwickeln. Dafs diese Unterscheidung hinlänglich begründet sey, kann mit Recht bezweifelt werden, denn der fibröse Körper kann ebenfalls gestielt seyn, und der Polyp kann seine Wurzeln im Parenchym der Gebärmutter haben. Indessen will *Cruveilhier* in dieser Unterscheidung einige Vortheile für die Praxis finden, die indessen dem Rec. nicht einleuchten wollen. Es sollen diese fibrösen Polypen zuweilen in fungöse ausarten und übergehen. Die Substanz der Gebärmutter ist hypertrophirt und fast beschaffen, wie im geschwängerten Zustande. Fig. 4 und

und 5 zeigen Risse, die während des Geburtsaktes entstanden. Die Abbildungen rühren von einer Frau her, die sechs Wochen nach der Geburt starb. Der Rifs hat sich auf eine kleine runde Oeffnung zusammengezogen und ist offenbar schon im Verheilen begriffen. Der Tod erfolgte durch eine Peritonitis; diese Beobachtung liefert den Beweis, dafs der Gebärmutterrifs nicht immer durch Verblutung tödtlich wird. Dieser Fall steht indefs nicht einzig da, sondern es sind bereits mehrere ähnliche beobachtet worden; dafs der Rifs sogar völlig heilen kann, hat auch bereits die Erfahrung nachgewiesen.

12. Lieferung. Auf der ersten Tafel findet sich in Fig. 1 die sogenannte Cyrrhosis der Leber (nach *Laennec*) abgebildet. Fig. 2 zeigt einen Durchschnitt dieses degenerirten Organs. Die Leber ist völlig verkleinert in allen ihren Theilen und gleicht in ihrem gekörnten granulirten Ansehen einer tuberkulösen Leber. Indefs unterscheidet die gelblichbraune Farbe und die Härte der einzelnen Granula diese Degeneration hinlänglich von den Tuberkeln. In der Regel ist dieser Zustand mit Bauchwassersucht verbunden. *Cruveilhier* giebt an, dafs die Cyrrhosis unter den Leberkrankheiten die häufigste Ursache der Bauchwassersucht werde. *Laennec* liefs die Cyrrhosis durch ein neugebildetes accidentelles Gewebe entstehen. Von dieser Erklärung weichen die Ansichten *Andral's* und *Cruveilhiers* ab. *Andral* läfst den Zustand der Cyrrhosis in folgender Weise entstehen: das weifse Gewebe der Leber atrophirt, während die braune Substanz entweder normal bleibt oder gar hypertrophirt. Diese Ansicht ist offenbar die richtige; davon überzeugt uns ein einfacher Durchschnitt, noch mehr aber der Anblick der Durchschnittsfläche unter dem Mikroskop, unter dem die braune Substanz noch deutlich entwickelt erscheint, während die weifse geschwunden ist. Diese Cyrrhosis unterscheidet sich von jener, welche durch Hypertrophie des weifsen Gewebes entsteht; bei letzterer ist die Leber in der Regel hypertrophirt. Die nächste Ursache der Cyrrhosis sucht *Cruveilhier* in einer normwidrigen Ernährung und Ausdehnung der kleinsten Gallengänge; für die Richtigkeit dieser Ansicht sucht er die obige mikroskopische Beobachtung geltend zu machen. Offenbar ist die Entstehung der Cyrrhosis noch in's Dunkele gehüllt, was schon daraus hervorgeht, dafs die einzelnen Schriftsteller in der Bestimmung: „was Cyrrhosis ist" abweichen.

Auf der Tafel II und III sehen wir ebenfalls Leberkrankheiten, eine eigene Form von Cancer, welche *Cruveilhier Cancer au-foie par masses disséminées* nennt. Wir sehen auf Tafel II in Fig. 1 die ganze Leber abgebildet, auf deren brauner Oberfläche schneeweifse Geschwülste von verschiedener Entwickelung erscheinen. Fig. 2 zeigt einen Durchschnitt der Leber, die einzelnen Durchschnitte der Geschwülste zeigen ein weifses faseriges Parenchym; die Lebersubstanz ist sehr dunkelbraun, selbst das sonst weifse Gewebe ist gefärbt, wie dieses beim *fungus haematodes* regelmäfsig vorkommt. Die Abbildungen wurden von einem 39jährigen Individuum entnommen, das 6 Monate hindurch an der *colica hepatica* gelitten hatte. Die Degeneration war zu gleicher Zeit sehr hart und *Cruveilhier* unterscheidet sie deshalb von der weichen Varietät dieses Krebses oder noch besser vom *Encephaloide*. Das auf Tafel III in Fig. 1 u. 2 von der äufseren Fläche der Leber und auf einem Durchschnitt dargestellt ist. In einer allgemeinen Betrachtung des Krebses sucht der Vf. diese Krankheit in einer dreifachen Beziehung zu würdigen: 1) nach ihrer allgemeinen pathologisch-anatomischen Beschaffenheit. 2) In wie weit die Krankheit durch Experimente an Thieren hervorgerufen werden kann, und 3) in therapeutischer Hinsicht, wo vorzüglich das Unvermögen der Kunst gegen die Krankheit untersucht wird. Als Formverschiedenheiten stellt *Cruveilhier* den harten und weichen Krebs auf; beide gehen nicht in einander über und sind in ihren physischen Eigenschaften von einander abweichend. Der harte Krebs ist ungewöhnlich hart, oft knorpelähnlich, kreischt beim Durchschneiden mit dem Messer und zeigt eine faserigte Bildung. Beim starken Druck entleert er eine weifse milchichte Flüssigkeit. Scheibchen, die im Wasser macerirt sind, verlieren den weifslichen Saft und gleichen einem erektilen Gewebe. Der weiche Krebs zeichnet sich durch seine Weichheit, durch seine weifsgraue Farbe und durch seinen grofsen Gefäfsreichthum aus. Der Verlauf des harten Krebses ist langsam, der des weichen ist rasch. Einer genauen Untersuchung wird der Sitz des Krebses unterworfen. Bekannt ist es, dafs man annahm, der Krebs bilde sich in dem Zellgewebe zwischen den einzelnen *acini*; *Cruveilhier* sucht darzuthun, dafs die Bildung in den *acinis* oder in den *granulis* der Leber selbst vorgehe. Dieses sucht er zu beweisen 1) durch die Stelle, welche die noch in der Bildung begriffene kleine Krebsgeschwulst einnimmt. Sie findet sich nämlich an der Stelle, wo ein Lebergranulum sich befinden sollte. 2) Durch die Art und Weise, wie nämlich der Krebs entsteht: *Cruveilhier* glaubt aus seinen Untersuchungen mit Bestimmtheit entnehmen zu können, dafs die Krebsmaterie in den kleinsten Enden der Venen angehäuft sey. Denn bei einer Untersuchung, in der er die *vena porta* bis zu ihrer kleinsten Verzweigung verfolgte, fand er, dafs nicht allein die gröfseren, sondern auch die kleinsten Gefäfse mit der Krebsmaterie angefüllt seyen.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## MEDICIN.

Paris, b. Ballière: *Anatomie pathologique du corps humain, ou descriptions avec figures lithographiées des diverses altérations morbides*, par *J. Cruveilhier* etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 52.)

*Cruveilhier's* gemachte Beobachtung bestätigt die Angaben *Carswell's*, der ebenfalls in der *vena porta* und in den gröfseren Venen Krebsmaterie fand. Nun aber endigen die kleinsten Gefäfse nach den *Cruveilhier*schen Untersuchungen und nach den bereits bekannten Bestimmungen von *Kirmayer* in den *acinis* selbst. Diese Untersuchungen beweisen ohne Zweifel, dafs die Lebergranula an der Krebsbildung Theil nehmen, scheinen aber doch nicht hinlänglich zu dem Beweise zu seyn, dafs der Krebs seinen ursprünglichen Sitz allein in diesen *granulis* habe. Kann sich der Krebs im Zellgewebe überhaupt bilden, wie dieses die neueren pathologisch-anatomischen Untersuchungen ganz aufser allem Zweifel gestellt haben, so läfst sich auch nicht einsehen, warum im Zellgewebe der Leber sich kein Krebs bilden solle. Zudem ist der zweite von *Cruveilhier* angeführte Grund nicht so ausreichend zu dem Beweise, der auf ihm beruhen soll, denn die in den Venen vorkommende Krebsmasse ist nicht in diesen Gefäfsen erzeugt, sondern höchst wahrscheinlich durch Resorbtion hineingelangt. Die von den Venen resorbirte Masse sammelt sich in der *vena porta* um so reichlicher an, als nach den von *Cruveilhier* früher selbst gemachten Mittheilungen eben dieses Gefäfs es ist, in dem sich zuletzt alle fremdartigen resorbirten Massen, Eiter, Tuberkel- und Krebsmaterie ja eben ansammeln. Aus den Untersuchungen des Vfs. ergiebt sich, dafs die Arterien vollkommen gesund waren. Die Krebsgeschwülste waren am Reichlichsten an der Oberfläche der Leber, gewöhnlich in grofser Zahl und selten nur einzeln vorhanden. *Cruveilhier* zweifelt sogar an der Möglichkeit, dafs sich nur eine Krebsgeschwulst vorfinde, denn wo man nur eine grofse Geschwulst finde, da seyen die übrigen noch so klein, dafs sie leicht übersehen würden. Nur in seltenen Fällen sey der Krebs allein in der Leber vorhanden, sondern in der Regel seyen auch andere Organe von der Krankheit befallen; am Häufigsten komme der Leberkrebs mit dem Magenkrebs zugleich vor; die Leber sey bald vergröfsert, bald verkleinert bei dieser Krankheit; bei der Verkleinerung sey eine wahre Atrophie des Zellgewebes vorhanden; diese entstehe theils durch Druck der Geschwülste auf dieses Gewebe, theils durch die Kompression der Arterien. Die Symptome, welche diese Krankheit begleiten, sind höchst verschieden, und bestehen theils in solchen, welche sich auf die gestörte Verdauung beziehen, theils in solchen, welche aus dem gestörten Gallenausfluss und der gestörten Gallenbereitung hervorgehen, theils in solchen, welche aus der Krebsdyskrasie selbst hervorgehen, wie Abmagerung, kachektisches Aussehen u. s. w. Icterus beobachtet man nach dem Vf. nur dann, wenn Geschwülste auf die grofsen Gallenkanäle drücken. Die Symptomatologie ist noch so ungewifs und unbestimmt, dafs wie *Cruveilhier* selbst zugesteht, an eine genaue Diagnose dermalen noch nicht zu denken ist. Zu bedauern ist es, dafs der Vf. sich nicht näher in die Untersuchung eingelassen hat: „woher die Materie komme, welche die Krebsgeschwulst bildet." Denn nur so erfahrene Männer, wie der Vf., können uns darüber Aufschlufs geben, ob die Materie an dem Orte der Krebsgeschwulst selbst, und wie sie entsteht, oder ob sie, wie *Carswell* und viele Neuere meynen, in dem Blute selbst gebildet werde. Diese Untersuchung ist um so viel mehr interessant, als man nur daraus nicht allein über die Entstehung des Krebses, sondern auch über die Bildung der Tuberkeln, des Markschwammes und sogar der Skrofeln die endliche Aufhellung erwarten darf. In therapeutischer Hinsicht räth *Cruveilhier* von jedem Gebrauch der specifischen Mittel gegen den Krebs abzustehen und sich allein auf ein diätetisches Verfahren zu beschränken. Nur bei hinzutretender Entzündung und Bauchwassersucht soll gegen diese ärztlich gehandelt werden. Mit dieser Bestimmung wird sich jeder rationelle Arzt einverstanden erklären.

Auf Tafel IV und V finden sich die steinigten Konkretionen der Gallenwege dargestellt. Taf. IV, Fig. 1, 2 u. 3 ist die Bildung der Gallensteine in den kleinsten Gallenkanälchen dargestellt. Diese eigentlichen Lebersteine nehmen fast eben so zahlreich und in derselben Weise das Leberparenchym ein, wie dieses bei kleinen Geschwülsten (Tuberkeln) der Fall ist. Auf Taf. V finden sich die Gallensteine in den grofsen Gallenkanälen; ein grofser im *ductus choledochus* erstreckt sich bis an das Duodenum; die Lebern erscheinen bei dieser Steinbildung atrophirt. Bemerkenswerth ist eine Leber, die mit einer grofsen Anzahl zerstreut liegender Gallensteine angefüllt ist und von einem sechsmonatlichem Kinde herrührt. *Cruveilhier* unterscheidet folgende Formen von Gallen-

lensteinen: 1) Steine in den kleinsten Aesten der Gallenwege. 2) Steine im *ductus hepaticus* und in seinen gröfseren Zweigen. 3) Steine im *ductus cysticus*. 4) Steine in der Gallenblase und 5) Steine im *ductus choledochus*. Alle diese Formen aufser der ersteren sind bekannt. Die Steine in den kleinsten Enden der Gallengänge werden nämlich als solche betrachtet, die frei im Parenchym der Leber liegen. Sie erscheinen aber bei der genauen Untersuchung von der Wand des Kanals umgeben. Alle diese Steine entstehen nach *Cruveilhier* entweder nach Anhäufung der Galle in den Gallenwegen, wie nach Verschliefsung des *ductus hepaticus*, oder durch chemische Zersetzung der Galle selbst. Diese Zersetzung findet Statt, entweder wenn ein fremder Bestandtheil in der Galle vorhanden ist, oder wenn die einzelnen Bestandtheile der Galle selbst sich in ungleichem Verhältnisse vermehrt haben. So entstehen Gallensteine, wenn das Gallenfett (*cholestearin*) zu reichlich sich vorfindet. Dafs sich in letzterer Weise Gallensteine erzeugen ist bekannt. Die Entstehung der Gallensteine aber durch bloſse Ansammlung der Galle in ihren Kanälen hat mehrere Beobachtungen gegen sich. Von diesen mögen folgende namhaft gemacht seyn: 1) Vollkommene Verschliefsung des *ductus hepaticus* oder *choledochus*, wo somit vollkommene Hemmung des Gallenabflusses Statt findet, bestehen Jahre lang, ohne dafs Gallensteine vorgefunden werden. 2) Dasselbe findet Statt, wenn der *ductus cysticus* verschlossen ist, und die Gallenblase mit ihrem Contentum vollkommen abgesperrt wird. Wo somit bei gehemmtem Gallenabflufs sich Gallensteine finden, rühren diese nicht von der Hemmung des Ausflusses, sondern von einer anderen Ursache her; es findet nämlich eine krankhafte Absonderung der Galle Statt. Diese Flüssigkeit in ihren Bestandtheilen verändert, wird sodann die Ursache der Gallensteinbildung. Es hat *Cruveilhier* somit in der ersten von ihm angegebenen Bildungsweise der Gallensteine übersehen, dafs auch hier der zweite von ihm angegebene Grund der Gallensteinbildung wirksam ist. Beachtenswerth aber ist es, dafs er einen anderen Grund der Gallensteinbildung ganz übersehen hat. Auf den Schleimhäuten der Gallenwege und der Gallenblase werden unter bestimmten Verhältnissen wie auf allen übrigen Schleimhäuten Kalksalze, kohlensaurer und phosphorsaurer Kalk ausgesondert. Diese bilden ebenfalls Concremente, die nur wenig Galle und galligte Bestandtheile aufnehmen. Diese galligten Bestandtheile können bei Steinen in der Gallenblase sogar ganz fehlen; die Steine selbst sind weifs oder grauweifs, äufserst bröcklicht, aber sehr grofs. Diese Steine bilden sich in der Gallenblase selbst dann noch, wenn keine Galle bei verschlossenem *ductus cysticus* in sie hineingelangt. Es giebt somit zwei Entstehungsweisen der Gallensteine, entweder aus abnormer Mischung der Galle oder durch Absonderung der Kalksalze von Seiten der Gallengänge. Wenn auch nun jede dieser Ursachen hinreichend ist zur Entstehung der Gallensteine, so finden wir sie doch bei einer grofsen Anzahl von Gallensteinen zugleich wirksam. Denn entweder bildet sich die Zersetzung der Galle, ein Gallenstein, und die krankhaft abgesonderte Galle reizt die Wände der Kanäle zur Absonderung der Kalksalze; diese wird zuweilen sogar vorherrschend, und so finden wir einen eigentlichen Gallenstein von einer dicken grauweifsen Rinde, den Niederschlag der krankhaft abgesonderten Galle von einer reichlichen Menge der abgesonderten Kalksalze umgeben. Oder die Wände sondern zuerst krankhaft Kalkmassen ab, und diese krankhafte Absonderung führt eine veränderte Mischung der Galle herbei. Auch die letztere Entstehung läfst sich in den physischen und chemischen Eigenschaften der Gallensteine wieder erkennen. In dieser Weise entstehen vielleicht die meisten Gallensteine. Die Symptome der Gallensteine sind weder genauer, noch mehr bereichert angegeben, als dieses bereits von anderen Schriftstellern geschehen ist. Ueber das Verhalten der Entzündung der Gallenblase zu den Gallensteinen fügt *Cruveilhier* eine neue Beobachtung hinzu. Die *cholecystitis* wird eigentlich nicht von den Gallensteinen verursacht; wo sie aber mit den Gallensteinen zusammentrifft, da nimmt sie nach *Cruveilhier* einen langsamen Verlauf und wird erst in mehreren Tagen tödtlich; wo sie aber für sich allein besteht, da zeigt sie einen äufserst rapiden Verlauf und wird schon binnen 24 Stunden tödtlich, indem die Gallenblase erweicht und durchlöchert der Galle den Austritt in die Unterleibeshöhle gestattet. Ref. ist diese Bemerkung auffallend, da Cholecystitis bei vorhandenen Gallensteinen in zweien seiner Beobachtungen innerhalb zweier Tage in Eiterung und den Tod überging. Mehrere interessante Bemerkungen über den Uebergang der Gallensteine in das Duodenum und über ihre Ausleerung *per anum*, die hier jedoch nicht weiter angegeben werden können. Zur Behandlung schlägt *Cruveilhier* als das einzig sichere Mittel den Steinschnitt vor. Die Natur hat uns diesen Weg gezeigt, indem sie durch Fisteln die Steine nach Aufsen befördert, indefs möchte doch nur in wenigen Fällen der Steinschnitt Anwendung finden, nämlich nur dann, wenn die Gallenblase mit dem Bauchfelle und Wandungen verwachsen ist. In allen übrigen Fällen ist die Gefahr des Gallenergusses in den Unterleib und die dadurch bevorstehende Peritonitis so grofs, als dafs an die Ausführung einer solchen Operation gedacht werden könnte. Am Schlusse finden sich noch mehrere Beobachtungen und Bemerkungen über das Vorkommen der Gallensteine bei Thieren. Beim Kaninchen und Ochsen finden sich diese Concretionen sehr häufig, und bei letzteren gewöhnlich in Verbindung mit Leberentozoen.

In der ganzen Darstellung der Gallensteine mangelt die Berücksichtigung des Verhaltens der Leber bei vorhandenen Gallensteinen. Doch ist dieser Umstand höchst wichtig, denn nach des Ref. Beobachtung ist die Leber bei eigentlichen Gallensteinen niemals gesund; bald ist die Farbe, bald die Farbe und Struktur zugleich verändert. Es mag diese krankhafte

Be-

schaffenheit auch in einigen Fällen Folge der Gallensteine seyn, so läfst sich doch nicht in Abrede stellen, dafs sie in der Mehrzahl der Fälle als ursprüngliche Krankheit, welche die Absonderung der krankhaften Galle und die Gallensteinbildung nach sich zieht.

Auf Taf. VI finden sich Abbildungen von Hypertrophie der Magenwände in Folge von Krebs und Magengeschwüren. Fig. 1 zeigt Hypertrophie des Pylorus mit beginnender Bildung des *cancer gelatini formis*. Fig. 2 zeigt die äufsere Fläche eines *cancer pylori* und Fig. 2! zeigt eben diesen von der inneren Fläche.

Die Bemerkungen *Cruveilhier's* zu diesen Fällen erstrecken sich 1) auf die Hypertrophie des Magens. Er erkennt in den abgebildeten Fällen eine solche an, die von der Muskel- und Schleimhaut besonders ausgeht: dafs aber hier keine wirkliche Hypertrophie vorhanden ist, ergiebt sich sogleich, indem die ursprüngliche Bildung des Theils verschwunden ist. In der Muskelhaut sind keine Fasern mehr zu erkennen. Es sollte somit nicht Hypertrophie, sondern Verdickung der Magenwand heifsen. Der Name „Hypertrophie" wird von den französischen Schriftstellern ganz mifsbraucht, indem sie zu derselben fast jede Vergröfserung der Theile zählen, die in früherer Zeit unter dem Namen *Infarctus*, *physconie* und Verdickung bekannt waren. Hypertrophie ist nur dann vorhanden, wenn der Theil vergröfsert, seine ursprünglichen Gewebe und Bestandtheile deutlich verstärkt sind, und die Verrichtung des Theils weit kräftiger ist, als sie sonst zu erscheinen pflegt. Sucht man diese Eigenschaft in den Hypertrophien der Franzosen nach, so findet man sie nur in seltenen Fällen, aber am wenigsten in den Hypertrophien des Magens und Darmes. Die Hypertrophien des Magens und des Darmes sind Krebs, und dahin gehören auch die gegebenen Abbildungen. Der Beweis hiefür ist nicht schwer; wir finden 1) diese Bildungen beim Krebs der Gebärmutter und der Brüste, und 2) tritt im spätern Verlauf, wo die Bildung geschwürig wird, deutlich der carcinomatöse Charakter hervor. Es wird nach diesem die Bemerkung nicht auffallend seyn, dafs bei alten Personen die Hypertrophie des Magens vollkommen die Symptome der Verengerung des Pylorus herbeiführen könne. Diese Hypertrophie ist nichts anders, als Krebs, der die Mündung des Pylorus verengert. Es soll hiedurch nicht in Abrede gestellt werden, dafs es eine Hypertrophie des Magens gebe; eine solche kommt wirklich vor, ist aber von ganz anderen Symptomen begleitet, als diejenige Krankheit, welche hier *Cruveilhier* als Hypertrophie beschreibt. 2) Wird bemerkt, dafs der Krebs und die daraus hervorgehende Verengerung des Pylorus bald Erweiterung, bald Verengung des Magens zur Folge habe. *Cruveilhier* erklärt diese entgegengesetzte Erscheinung so: in der Hypertrophie mit Verengung wird das Genossene sogleich nach der Mahlzeit ausgebrochen; es bleiben somit keine Massen vorhanden, die den Magen ausdehnen könnten. In der Hypertrophie mit Erweiterung erfolgt das Erbrechen erst längere Zeit nach der Mahlzeit; die Speisen, welche durch den verengten Pylorus nicht austreten können, dehnen hier den Magen mechanisch aus. Da aber bei Verengung des Pylorus die Speisen nicht sogleich, nachdem sie genossen sind, mit der verengerten Stelle in Berührung kommen, indem sie in dem Magen erst degenerirt werden, so erfolgt bei Pylorus-Krankheiten in der Regel erst spät das Erbrechen. Die kürzere oder längere Zeit, in der das Erbrechen erfolgt, kann somit keinen Aufschlufs geben über das Vorkommen der Verengung oder Erweiterung des Magens. Diese Vorgänge beruhen vielmehr: 1) auf der Dauer der Krankheit und 2) auf ihrer Ausbreitung. Hat die Krankheit eine kurze Zeit gedauert, so ist der Magen in der Regel von normaler Ausdehnung; hat sie längere Zeit gedauert, so ist er erweitert. Dieses ist dann der Fall, wenn nur der Pylorustheil erkrankt ist; hat sich aber die Krankheit vom Pylorus sogar bis auf den *fundus* ausgedehnt, dann ist der Magen verengt. Das schnell nach dem Genufs der Speisen bei Verengung des Magens erfolgende Erbrechen ist Wirkung der Verengung, und nicht das Erbrechen Ursache der Verengung.

XIII. *Lieferung*. Diese Lieferung ist allein den Krankheiten des Uterus gewidmet. Auf Taf. I findet sich die Darstellung eines Uterus von vorne, der in der *febris puerperalis* gefunden wurde. Der Uterus ist beträchtlich vergröfsert, die Venen sind mit coagulirtem Blut gefüllt, dagegen sind die lymphatischen Gefäfse in der vorderen Fläche des Uterus bis zu den Ovarien übermäfsig mit Eiter ausgedehnt; sie sind so grofs, dafs sie den Venen gleichen; das Parenchym der Gebärmutter ist sonst nicht weiter verändert. Der Uterus rührt von einer Frau her, die am vierten Tage nach dem Anfalle des *typhus puerperalis* und am fünften nach der Geburt starb.

Auf Taf. II findet sich die Ansicht des Uterus von hinten und zugleich die an ihn grenzenden grofsen Blutgefäfse, und selbst die Nieren noch in ihrer normalen Lage, mit den Blutgefäfsen zusammenhängend. Die lymphatischen Gefäfse sind übermäfsig mit Eiter angefüllt und an manchen Stellen bis zur Dicke eines Fingers ausgedehnt. Diese Anschwellung der Lymphgefäfse erstreckt sich selbst bis in die Bauchhöhle und ist an jenen noch sichtbar, die in der Nähe der Nieren liegen; Arterien und Venen verlaufen an diesem Theile nach normal.

Auf Taf. III finden wir einen solchen Uterus mit den entarteten Lymphgefäfsen in Fig. 1 dargestellt. Ein Durchschnitt zeigt, dafs sowohl die oberflächlichen, als auch die in der Tiefe liegenden Lymphgefäfse in der angegebenen Weise ergriffen. *Cruveilhier* bemerkt, dafs die Anschwellung der Lymphgefäfse in der Tiefe der Substanz selten ist. Die Muttertrompeten und Eierstöcke sind beträchtlich angeschwollen und vergröfsert. Das mit einer falschen Haut bedeckte *Ovarium* ist stark entzündet. — Fig. 2 zeigt den Durchschnitt eines solchen

Ova-

Ovariums; eine grofse Menge von Zellchen sind sichtbar. In diesen Fällen war das Ovarium hart. — Fig. 3 und 4 dagegen zeigen das Ovarium ebenfalls entzündet, aber äufserst weich und leicht zerreifsbar. — Fig. 4 zeigt in den entzündeten Ovarium eine grofse Menge von serösen Kysten; auffallend ist es, wie diese vergröfserten und entzündeten Ovarien sowohl in ihrer Form, als auch in ihrem Parenchym Aehnlichkeit mit der Form und dem Parenchym des Hodens zeigen. Diese Aehnlichkeit ist hier im krankhaften Zustande weit mehr entwickelt, als es bereits im normalen Zustande der Fall ist. Höchst interessant sind die Bemerkungen, welche *Cruveilhier* über die Krankheiten des Wochenbettes und namentlich über den *typhus puerperalis* hier beibringt. Diese Bemerkungen verdienen um so mehr Beachtung, als sie sich auf den zahlreichen Beobachtungen stützen, die der Vf. im *hôpital de maternité* zu machen Gelegenheit fand. Das Wesentlichste hiervon besteht in Folgendem:

1) Die Wochenbetterin ist einer Verwundeten zu vergleichen, selten erfolgt der Tod in Folge des Geburtsaktes, häufiger dagegen an den Folgen, die der Geburtsakt nach sich zieht. Die Folgekrankheiten, wozu die Gebärende disponirt ist, sind bekanntlich sehr verschieden. Eine der bekanntesten ist die *febris puerperalis*, ein eigenthümlich entzündliches Fieber, welches mehrere örtliche Entzündungen, namentlich Entzündung des Uterus, seiner Venen und Lymphgefäfse, und des Bauchfells mit sich führt. In Hospitälern wird es durch einen eigenen Ansteckungsstoff verbreitet und erreicht hiedurch den höchsten Grad von Bösartigkeit, so dafs an dieser den Gebärhäusern eigenthümlichen Form des Puerperalfiebers fast Alle, die davon befallen werden, sterben. Diese ungewöhnliche Sterblichkeit mufs Ref. leider nach seinen eigenen Beobachtungen bestätigen. *Cruveilhier* nennt dieses Nosokomial-Puerperalfieber den *typhus puerperalis*. So wie in dem *typhus* hin und wieder sich örtliche Entzündungen ausbilden, bald die serösen, bald die Schleimhäute, bald dieses, bald jenes Organ befallen wird, eben so geschieht dieses in dem Puerperalfieber, indem bald das Peritoneum, bald der Uterus, bald die Venen, bald die Lymphgefäfse sich entzündet zeigen. Diese örtlichen Entzündungen sind es, welche fast beständig den tödtlichen Ausgang dieses Typhus herbeiführen. Man kann daher die von *Cruveilhier* gewählte Benennung nur billigen.

2) Weit häufiger, als die Venen entzündet sind, finden sich die Lymphgefäfse mit Eiter gefüllt. *Cruveilhier* behauptet sogar, dafs die *phlebitis uterina* selten sey, oder wenn sie auch häufig vorkommen, sie doch sehr leicht zu heilen sey. Die häufige Anfüllung der Lymphgefäfse mit Eiter, die man bisher wenig kannte und übersehen hat, beschäftigt den Vf. vorzugsweise. Die erste Frage, welche sich hier zu beantworten vorfindet, ist die: „Ist der Eiter durch Resorbtion, somit von Aussen in die Lymphgefäfse gelangt, oder ist es durch eine selbstständige Entzündung der Gefäfswandungen in diesen Gefäfsen erzeugt worden"? Die Gelangung des Eiters durch Resorbtion in die Lymphgefäfse könnte aus mehr als einer Ursache wahrscheinlich seyn: *a*) Man findet den Eiter weit verbreitet in diesen Gefäfsen, ohne dafs man die Wandungen derselben röthlich, gefäfsreich, verdickt, kurz mit einem Worte entzündet findet. *b*) Man findet in der Nähe des Uterus im Peritonaal-Sack beständig eiterige Massen, wo die Lymphgefäfse mit Eiter angefüllt sind. Die Lymphgefäfse könnten somit von diesen Massen ihr Contentum aufgenommen haben. *c*) Es ist bekannt, dafs die Lymphgefäfse allerlei Massen aufnehmen, die schon von verschiedenen Beobachtern in ihnen vorgefunden sind; in gleicher Weise, wie Tuberkel- und Krebsmasse könnte auch Eiter in diese Gefäfse gelangt seyn. Aus diesen Gründen konnte die Circulation des Eiters frei in den Lymphgefäfsen Statt finden, ohne dafs man eine Entzündung dieser Theile anzunehmen genöthigt sey. Eine genauere Untersuchung hat *Cruveilhier* gelehrt, dafs ein Theil des Eiters sich wirklich in den entzündeten Lymphgefäfsen bildet. Man findet nämlich *a*) die Wandungen der Lymphgefäfse, welche Eiter enthalten, in kleinen Strecken mit Serum infiltrirt und gefäfsreich. *b*) Die Lymph-Ganglien findet man ebenfalls entzündet. *c*) In einer Beobachtung fand *Cruveilhier* Eiter in den Lymphgefäfsen, ohne Peritonitis und irgend eine Veränderung im Parenchym des Uterus. *d*) Fand man an Stellen, wo Lymphgefäfse verlaufen, deutliche Abscesse, während alle übrigen Theile normal waren; dieses war der Fall, wenn der *typhus puerperalis* einen sehr langsamen Verlauf nahm und erst in einer späteren Zeit tödtlich wurde. Es scheint somit in beiderlei oben angegebenen Weisen der Eiter in die Lymphgefäfse zu gelangen.

3) Bei dieser Lymphgefäfsentzündung findet sich Peritonitis und Pleuritis mit reichlicher Ergiefsung von gewöhnlicher plastischer Lymphe häufig vor. Da bei Phlebitis Abscesse in inneren Theilen, in der Leber und in den Lungen, als sekundäre Erscheinungen auftreten, so fragt sich: „Sind dann diese Entzündungen der serösen Häute auch sekundäre Erscheinungen"? Die Entscheidung ist hier so schwer, dafs selbst *Cruveilhier* nicht näher zu bestimmen wagt, ob diese Entzündungen der Lymphgefäfse sekundäre Zufälle sind, oder ob die Entzündung der Lymphgefäfse diesen Rang einnehmen mufs. Ein gegenseitiges Bedingen des Erkrankens findet zwischen Lymphgefäfsen und serösen Häuten gewifs Statt. Die von *Cruveilhier* mitgetheilten Beobachtungen lehren aber, dafs jede dieser Entzündungen für sich allein im *typhus puerperalis* auftreten und verlaufen könne.

4) Der Eiter dringt nur bis auf eine bestimmte Strecke in die Lymphgefäfse, wo diese sodann verwachsen und den Eiter von der Lymphe absperren.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## MEDICIN.

PARIS, b. Ballière: *Anatomie pathologique du corps humain, ou descriptions avec figures lithographiées des diverses altérations morbides*, par *J. Cruveilhier* etc.

(*Fortsetzung von No. 53.*)

5) Diese Eiterung und Entzündung der Lymphgefäfse hat einen wesentlichen Einfluss auf die grofse Sterblichkeit, die der *typhus puerperalis* mit sich führt.

6) Die Behandlung dieser Krankheit wagt *Cruveilhier* nicht näher zu bestimmen, da alle von ihm angewendeten Mittel mehr oder weniger fehlschlugen. Eine Reihe von Beobachtungen, welche *Cruveilhier* am Schlusse dieser Bemerkungen mittheilt, sind höchst interessant, müssen aber, da sie keines Auszugs fähig sind, hier übergangen werden.

Auf Taf. IV finden wir einen *prolapsus vaginae* abgebildet; der Uterus enthält mehre grofse fibröse Körper und ein Hygrom; die Substanz des Uterus ist verstärkt. *Cruveilhier* bemerkt, dafs bei vorhandenen fibrösen Körpern der Uterus beständig hypertrophirt sey, dafs er sich überhaupt wie ein schwangerer Uterus verhalte. In den Präparaten, welche Ref. aufbewahrt, findet sich ebenfalls diese Hypertrophie vor, und was noch mehr ist, ein Uterus zeigt deutliche Fasern, sowie sie im schwangeren Uterus sich zeigen. Eben dieses hat schon *Krüll Dissertatio de corporibus fibrosis uteri*, *Groningae* 1836 nach einem Präparate, das sich im Besitze *Sebastian's* befindet, beschrieben. Diese Hypertrophie findet aber nicht, wie *Cruveilhier* angiebt, beständig Statt, sondern es findet sich auch häufig die entgegengesetzte Erscheinung, Atrophie, vor, wie diese von *Walther*, *Baillie*, *Robert Lee* und *Sebastian* beobachtet ist. Hierzu vgl. die Veränderung der Substanz der Gebärmutter bei Geschwülsten in *Albers* Beobachtungen auf dem Gebiete der Pathologie und pathologischen Anatomie Theil I. *Bonn* 1836. Wodurch diese entgegengesetzten Erscheinungen herbeigeführt werden, ist zur Zeit noch nicht bekannt. Man findet nämlich Hypertrophie bei den gröfsten, wie bei den kleinsten fibrösen Geschwülsten, und ebenso kommt Atrophie des Uterus bei grofsen und kleinen Geschwülsten dieses Theils vor. Da der Uterus bei diesen Geschwülsten wie ein schwangerer in die Höhe steigt, so sollte man annehmen, dafs auch der *prolapsus vaginae* hier wie in der Schwangerschaft schwinde, aber die Erfahrung weist nach, dafs diesen nicht der Fall ist. Die Geschwülste sind beträchtlich grofs; die Wandung und das Volumen des Uterus verstärken sich, aber der *prolapsus vaginae* besteht fort. Wahrscheinlich ist die Vergröfserung des Uterus nicht so beträchtlich, sein Aufsteigen nicht so bedeutend, dafs er die vorgefallene Scheide mit heraufziehen kann.

Auch auf Tafel VI finden wir fibröse Körper abgebildet. Fig. I. zeigt einen Uterus, der einen grofsen fibrösen Körper in der Höhle des Uterus, mehre kleine im Parenchym, und andere von verschiedener Gröfse an der äufseren Fläche des Uterus zeigt. Am Mutterhalse befinden sich drei kleine Körper mit langen Stielen: *Cruveilhier*, nennt sie gestielte Polypen. Fig. 2 zeigt einen grofsen fibrösen Körper, der im Parenchym des *fundus uteri* entstanden ist, nach und nach aber die Schichte des Uterus nach Innen so verdrängt hat, dafs, wiewohl er die sehr vergröfserte Höhle des Uterus ausfüllt, doch von der verstärkten Gebärmutter-Substanz umkleidet erscheint. Der Uterus gleicht einem Uterus im sechsten Monate der Schwangerschaft; die Dicke der Wände und Faserung ist ganz deutlich. Die aufgeschnittene Geschwulst zeigt im Inneren Venen und Arterien; die Faserung ist aber nicht deutlich, so dafs bezweifelt werden kann, ob diese Geschwulst den fibrösen Körper beizuzählen ist. Auch ist mit der fibrösen Beschaffenheit der Geschwulst nicht übereinstimmend, dafs sie nach den Angaben des Vfs. im Inneren erweicht ist.

Als begleitende Symptome so grofser Geschwülste führt der Vf. an periodische, heftige Schmerzen in der hypogastrischen Gegend, die durch Aderlafs beseitigt werden. Es entstehen häufig Blutungen aus dem Uterus, die tödtlich werden können. Nicht selten werden solche Geschwülste, wenn sie an der inneren Fläche des Uterus dicht unter der Schleimhaut sitzen, unter einem wehenartigen Drange ausgestofsen. Da diese Geschwülste häufig sind, so soll der Abgang derselben gar nicht selten seyn. Das heftige Drängen gleicht vollkommen den Wehen bei einer normalen Geburt. Alle Erscheinungen lassen glauben, dafs die Geburt bevorstehe, und schwinden, sobald diese Körper geboren sind. Da bei diesen Geschwülsten sich der Uterus eben so verändert, wie in der Schwangerschaft, so läfst sich wohl erklären, wie die oben genannten Zufälle einer simulirten Geburt eintreten können. Alle Bemerkungen, die *Cruveilhier* über die fibrösen Körper des Uterus beibringt, sind höchst interessant, lassen aber in keiner Weise vermuthen, dafs er Kenntnifs von den früher beobachteten Fällen und von der gründlichen Exposition über diese Bildungen hat, die *Meckel* im Bd. II seiner pathologischen Anatomie gegeben hat. Die Veränderung dieser Geschwülste in Knochen

und Knorpel, die spontane Bildung von Knochenstücken in diesen Geschwülsten ist ganz übersehen; und doch tragen diese Veränderungen nicht wenig dazu bei, um einen Theil der Bildungen zu erklären, welche unter dem Namen der Uterinalsteine vorkommen.

Auf der Tafel V sehen wir ein höchst merkwürdiges Exemplar von doppeltem Uterus, der bei einer Frau gefunden wurde, welche am *typhus puerperalis* starb. Die Dicke und die Gröfse des Uterus gleichen seinem Erscheinen gleich nach der Geburt des Kindes; nur der rechte Uterus ist schwanger, er ist der gröfste und hat die dicksten Wände; aber auch der linke, nicht schwangere, hat sich vergröfsert und in seinen Wänden verdickt. Beide Uteri sind getheilt durch eine Scheidewand, welche aus dem gewöhnlichen Parenchym dieses Organes besteht. Dieser seltene Fall schliefst sich an die früher beobachteten von *Eisenmann*, *Lauth*, *Cassan* u. A. an. Die Theilung des Uterus durch eine einfache Scheidewand ist bei weitem seltener, als die völlige Theilung dieses Organs in zwei Partien, die unter dem Namen des *uterus bifidus* bekannt ist. Die doppelten Uteri sind in ihrer Entstehungsweise noch wenig aufgehellt, da sie so häufig sind und in so vollkommener Entwickelung erscheinen, wie kaum ein anderes Organ, wenn es doppelt vorhanden ist. Se sollte man vom Uterus aus eine Erklärung für die übrigen Doppelbildungen suchen; in dieser Weise müfste nothwendig eine genauere Untersuchung über die Doppelbildung des Uterus vorangehen. Die trefflichen Untersuchungen von *Cassan recherches sur les cas d'uterus double*, *Paris* 1826, haben, so dankbar sie sind, noch keinen genügenden Aufschlufs über diesen Gegenstand gegeben.

*Lieferung* XIV. Diese ist allein der asiatischen Cholera gewidmet. Die gegebenen Abbildungen beschränken sich allein auf den Darm und den Magen, übertreffen aber Alles, was bisher über diese Krankheit in Abbildungen geliefert ist.

Auf Taf. I sehen wir in Fig. 1 einen Magen ungeöffnet abgebildet; er ist in seinem Volumen so vermindert, dafs er einem Stücke des Dünndarms gleicht. Aeufserlich ist der Magen sonst in seiner Farbe nicht verändert. In Fig. 2 sehen wir den Magen geöffnet; die Runzelung der Schleimhaut und ihre Röthung ist auffallend; es ist keine entzündliche Röthe, denn es mangelt die Gefäfsentwickelung, sondern eine Röthe durch Sugillation und Imbibition. In Fig. 3 sehen wir einen Magen, der ebenfalls auf seiner inneren Fläche ungewöhnlich gerunzelt ist; die Röthung ist unbedeutend, aber eine grofse Menge von Schleimdrüsen sind an der inneren Fläche ungewöhnlich stark entwickelt sichtbar. Diese Entwickelung der Schleimdrüsen findet namentlich in der *pars pylorica* Statt, wo die Wandungen offenbar am Krebs leiden. Ref. hat mehrere Magen von an der Cholera Verstorbenen untersucht, an denen es ganz deutlich war, dafs vor der asiatischen Cholera der Magenkrebs im ersten Stadium bestanden hatte. Es scheint, dafs Menschen, die am Magenkrebs leiden, durch diese Krankheit eine ganz besondere Disposition zur Cholera erlangen. Die hier vorhandene stärkere Entwickelung der Schleimdrüsen gehört nicht der Cholera, sondern dem Magenkrebs an. Wer mehre Formen vom Magen-Carcinom im ersten Stadium untersucht hat, wird in den hier abgebildeten Magenschleimdrüsen dasjenige wieder erkennen, was er so oft im carcinomatösen Magen gefunden hat.

Auf Taf. II zeigt Fig. 1 das Ende des Ileums mit einem Peyer'schen Drüsenflecken, der in seiner Peripherie die gewöhnlichen Gefäfsentwickelungen zeigt; die *valvula Bauhini*, das *coecum* mit dem *processus vermiformis*; die Schleimhaut des Coecums ist durch mehre Gefäfsentwickelung geröthet und enthält mehre Drüsen. Fig. 2 zeigt das Ende des Ileums, worin mehre Peyersche Drüsenflecken und zahlreiche, kleine, linsen- bis erbsengrofse Körperchen von weifser Farbe sichtbar sind. Diese letzteren kann man wohl für nichts anders, als für Lieberkühn'sche Drüschen halten. Diese kleinen Körperchen finden sich in vielen anderen Krankheiten vor, in der sporadischen Cholera, bei der chronischen Darmentzündung, in der Skrofelsucht und in der Tuberkelsucht. Das mit abgebildete Coecum ist geröthet, und der noch anhängende Theil des Dickdarms zeigt mehre entwickelte weifse Körperchen, Drüsen.

Auf Taf. III finden wir den gröfsten Theil des Ileums geöffnet in Fig. 1 dargestellt; die Schleimhaut erscheint theils durch Gefäfsentwickelung, theils durch Sugillation roth. Der noch anhängende Theil des Dickdarms und der *processus vermiformis* sind normal. Fig. 2 zeigt ein Stück des Dünndarmes, indem die Schleimhaut noch dunkeler geröthet ist und an Farbe einer Bratwurst ähnlich erscheint.

Auf Taf. IV finden wir in Fig. 1 den Dickdarm abgebildet. Wir sehen die innere Fläche desselben mit Auslassung eines kleinen Stückes bis zum Mastdarm hin in derselben Weise geröthet, wie früher den Dünndarm. Auch sind im Coecum einzelne weifse Körperchen, mit einem reichlichen Gefäfsgeflecht umgeben, sichtbar. In Fig. 2 sehen wir die innere Fläche des Coecums geöffnet und mit einer grofsen Menge einzeln stehender nadelkopfgrofser Drüschen besetzt. Diese Veränderung der Drüschen im Dickdarm kommt zwar auch in anderen chronischen Krankheiten vor, ist aber sowohl hier, wie in der Cholera überhaupt, eine Seltenheit.

Auf Taf. V finden wir einen Theil des Ileums, das daranhängende Coecum, den *processus vermiformis* und den ganzen aufsteigenden Grimmdarm abgebildet. Der geöffnete Darm zeigt im Dickdarm Schorfe von verschiedener Gröfse und verschiedener Gestalt; ein Theil des Darms ist noch entzündet, indem die *glandulae maiores* des Dickdarms beträchtlich vergröfsert erscheinen. An einzelnen Stellen sind die Schorfe schon abgestofsen. Der untere Theil des Ileums erscheint entzündet und hin und wieder mit kleinen Schorfen bedeckt. Die Peyerschen Drüsen sind wie gewöhnlich sichtbar und etwas vergröfsert. Diese Abbildung wurde von den Gedärmen eines Kranken entnommen, der am achten

Tage

Tage der Krankheit starb. Die Cholera war als mildere Form aufgetreten und hatte sich nach und nach in den bekannten typhösen Zustand umgeändert; in diesem war der Tod erfolgt. *Cruveilhier* bemerkt bei diesem Falle, dafs man an dem Vorkommen der Darmentzündung im typhösen Stadium nicht zweifeln könne, womit gewifs Jeder gern übereinstimmt. Dafs aber die Entzündung so heftig wird, dafs einzelne Stellen der Schleimhaut absterben und Schorfe bilden, ist gewifs eine Seltenheit. Noch weit seltener ist es, dafs in dieser Krankheit die Schorfe theilweise abfallen und Geschwüre darstellen. Im *typhus abdominalis* findet dieses bekanntlich gar nicht selten Statt, und ist von mehren französischen und deutschen Aerzten und selbst vom Ref. gesehen, aber in der Cholera und in dem ihr folgenden typhösen Zustande war dieses bisher noch nicht gesehen worden. *Cruveilhier*, der, so wie alle Pariser Aerzte, reichlich Gelegenheit gehabt hat, Cholerakranken und Choleraleichen zu untersuchen, gesteht, dafs er nichts Wesentliches der bekannten Symptomatologie dieser Krankheit hinzufügen könne. Die Krankheit hat sich von Indien bis nach Europa hin so ziemlich unter derselben Gestalt gezeigt, wie sie von englischen und russischen Aerzten beschrieben ist. Finden wir somit auch von dieser Seite die Geschichte der Cholera nicht bereichert und erweitert, so ist es doch sehr interessant, den in der pathologischen Anatomie so sehr erfahrenen Mann über das Ergebnifs der Untersuchungen von zahlreichen Choleraleichen berichten zu hören. Das hier Mitgetheilte enthält Folgendes, was der näheren Beachtung werth ist. Die epidemische Cholera verhält sich zur gewöhnlichen, wie die epidemische Bräune zur einfach entzündlichen. Sie erscheint unter folgenden Formen: 1) als Choleraerbrechen, 2) als ausgebildete Cholera von mäfsiger Heftigkeit, 3) als sehr heftige, fast asphyktische Cholera. Diejenigen Personen, welche in der Pariser Choleraepidemie nicht von der Cholera befallen wurden, litten doch unter dem allgemeinen epidemischen Einflusse an mancherlei Beschwerden. Aufser der allgemeinen epidemischen Wirkung beschuldigt *Cruveilhier* als Ursachen dieser Beschwerden den Schrecken und die Furcht, die ganz veränderte Lebensweise und den ausgedehnten Gebrauch von Präservativmitteln. Im Allgemeinen waren es gastrische Beschwerden, Gastricismen, Diarrhoe, Koliken, Durchfälle, Erbrechen, welche alle einen sehr kurzen Verlauf hatten. Besonders häufig waren die Reizungen des Magens und des Dünndarms, weniger häufig die des Dickdarms. Hieran schliefst sich nun die Darstellung der einzelnen Formen der Cholera. Die bekannten Erscheinungen, wodurch sich die Cholera charakterisirt, finden sich in der Charakteristik der drei Formen wieder. Jede einzelne Beschreibung hat an ihrem Ende mehre belehrende Krankheitsgeschichten; da sie aber alle nur allgemein Bekanntes enthalten, so können wir dieselben, ohne unsere deutschen Leser zu bevortheilen, die hier übergehen. Die Darstellung *Cruveilhier's* weicht aber von der Anderer dadurch ab, dafs sie vorzüglich Rücksicht auf die Genesungsgeschichten nimmt. So sind Beobachtungen mitgetheilt, sowohl bei der schweren, als bei der leichteren Choleraform, in welcher die Genesung bald schnell, bald langsam erfolgte. Am Vollkommensten ist die Genesung bei der leichteren Form, unvollkommen und penible, wie sich *Cruveilhier* ausdrückt, erscheint sie in der asphyktischen. Diese letztere ist es, welche vorzugsweise den Ausgang in den typhösen Zustand macht. Der Ausgang in typhöses Fieber wurde in Paris, wie bekannt, vorzüglich häufig beobachtet, mehr gegen das Ende als gegen den Anfang der Epidemie. Hierin zeigt sich offenbar schon eine grofse Milderung der Heftigkeit der asiatischen Cholera; die Krankheit erhält hierdurch eine längere Dauer, und der Naturheilkraft wird Zeit vergönnt, die zur Heilung nothwendige Reaktion hervorzurufen. Da die Verlängerung der Verlaufszeit der Cholera, der Uebergang der Cholera in den typhösen Zustand sich um so mehr entwickelt gezeigt haben, als die Krankheit sich von Osten nach Westen auf dem europäischen Boden verbreitete, so scheint sich hierin die Veränderung zu offenbaren, welche europäisches Klima und europäische Kultur in dem Erscheinen der Cholera hervorbringen mufsten. Sehr umständlich wird die pathologische Anatomie der Cholera behandelt. Hier finden wir fast dasselbe wieder, was *Phöbus* Untersuchungen von Choleraleichen gelehrt haben; indessen ist es doch auch immerhin interessant, zu vernehmen, was *Cruveilhier* selbstständig in seinen Untersuchungen gefunden hat. Die pathologische Anatomie wird in mehreren Aufschriften abgehandelt. 1) Aeufsere Beschaffenheit der Leiche. Die Leiche der an der Cholera Verstorbenen ist blau und wenig verschieden in ihren Erscheinungen von dem Zustande kurze Zeit vor dem Tode. Die Muskeln sind steif, wie man sie an den Körpern der Hingerichteten findet; der Gesichtsausdruck der Cholerakranken ist noch an den Leichen vorhanden. Die Trockenheit des Auges ist nur in stärkerem Grade, als während des Lebens vorhanden. Die Kälte der Haut ist nicht so deutlich, als während der letzten Lebenszeit; die Fäulnifs der Leiche schreitet langsam vorwärts. Durch alle diese Zufälle wird es sehr schwierig, den Todten vom Lebenden zu unterscheiden, und wenn irgendwo Verwechselung des Lebenden mit dem Todten vorkommen kann, so ist es gerade bei Cholerakranken. Ref. kennt die auffallendsten Thatsachen, die sich in Paris und London ereigneten, wo am höchsten Grade der Cholera Leidende für todt gehalten und in diesem Zustande begraben wurden. Die Beerdigung Scheintodter ist wegen des früheren Begräbnisses bei Choleraepidemien weit leichter möglich, als bei anderen Krankheiten. Die Regierungen sollten bei vorkommenden Choleraepidemien auf diesen Gegenstand vorzüglich ihr Augenmerk richten und durch zweckmäfsige Einrichtung von Leichenkammern der Beerdigung Scheintodter vorbauen. 2) Der Verdauungskanal. Die Schleimhaut des Mundes, des Schlundes und der Speiseröhre ist leicht blau, ihre Follikeln stark entwickelt. Der Magen,

wie

wie bereits in der Abbildung angegeben, sehr zusammengezogen und inwendig roth; indefs ist die Farbe der Schleimhaut abweichend. *Cruveilhier* fand sie rosig, blafs, röthlich punktirt, mit Streifen und Flecken besetzt. Der Darm ist ebenfalls kontrahirt, oft invaginirt; die Schleimhaut zeigt alle Nüancirungen vom leichten Roth bis zur schwärzlich dunkelrothen Farbe. Die Venen sind mit Blut sehr überfüllt und geben den Gedärmen ein bratwurstähnliches Aussehen. Um die *valvula Bauhini* ist dieser Zustand am Meisten ausgebreitet. Ueber die Beschaffenheit der Drüsen und über die im Darm enthaltenen Flüssigkeiten findet sich nur Bekanntes vor. Das Peritoneum zeigt eine bläuliche Hortensiafarbe, und auf demselben ist eine zähe Flüssigkeit ausgeschwitzt, die sich in Faden ziehen läfst und ganz ähnlich jener ist, die kurz vor dem Tode auf der Oberhaut zum Vorschein kommt. Es finden sich somit die Oberhaut, die Schleimhaut und die seröse Haut in demselben Zustande. Die Milz ist klein, dicht und leicht zu zerreifsen. Die mit Blut überfüllte Leber hat ein marmorirtes Ansehen; die Nieren sind ganz im natürlichen Zustande. 3) Die Organe der Cirkulation und des Athmens. Im Herzbeutel findet sich etwas Serum, das rechte Herz mit einer grofsen Menge Blut angefüllt; die grofsen Arterien sind voll flüssigen Bluts, die kleineren Arterien dagegen leer. Ueber die Beschaffenheit des Blutes weifs *Cruveilhier* nichts näher anzugeben. Die Verminderung des Serums und der Consistenz des Blutes wird auch von ihm bestätigt. Die Athmungsorgane sind normal; die Ganglien aller Art, den *nervus vagus* fand *Cruveilhier* in seiner häufigen Untersuchung ganz normal. Aus Allem diesem ergiebt sich, dafs sich in den Choleraleichen keine organische Veränderungen vorfinden, aus denen sich der Hergang der Krankheit und die damit verknüpften Erscheinungen erklären lassen. Die Haupterscheinungen in den Choleraleichen bleiben 1) die Beschaffenheit des Bluts und 2) die Veränderung des Magens und des Darms mit ihrem eigenen Inhalte.

Die Cholera wird für eine epidemische Krankheit gehalten, von der es unentschieden sey, ob sie von einem Kontagium oder Miasma herrühre. Da *Cruveilhier* die Choleraepidemien mit den Epidemien der Masern und des Scharlachs vergleicht, so scheint er sich mehr für die Annahme eines Kontagiums zu bestimmen. Die Frage, ob sich die Cholera in Europa acclimatisiren werde, wie dieses bei anderen aus dem Oriente zu uns gekommenen epidemischen Krankheiten der Fall ist, läfst *Cruveilhier* unentschieden.

Die Therapie der Cholera ist sehr umfassend abgehandelt. Eine Krankheit, die in so abweichenden Formen mit so abwechselnden Lebenszuständen auftritt, kann unmöglich durch ein einziges Mittel beseitigt werden; mancherlei Weisen und mancherlei Mittel müssen hier in Anwendung kommen; daher finden wir denn auch nach einander die Reibungen, die Hitze, die Kälte, äufsere Reizmittel, die Bäder, reizende Arzneien und Nahrungsmittel, die Chinа, Opium, krampfstillende Mittel, *Bismuthum nitricum*, *extractum Belladonnae*, *Moschus*, Kampfer, *Castoreum*, *Extractum Ratanhae*, Brechmittel, Purgirmittel, Klystiere, Aderlafs und andere Blutentziehungen als bei der Cholera unter Umständen dienlich, gewürdigt und empfohlen. Die Therapie der Periode der Reaktion und die der Convalescenz sind besonders betrachtet. Das Schluchzen und das Erbrechen in der Periode der Reaktion wird durch Verschlucken von Stückchen Eis und durch Auflegen von Eis auf die epigastrische Gegend beseitigt.

(*Die Fortsetzung nächstens.*)

## DEUTSCHE GRAMMATIK.

Frankfurt a. d. O., in der Hoffmann'schen Buchhandlung: *Schulgrammatik der deutschen Sprache, zunächst für die Oberschule zu Frankfurt a. d. O.* von *Karl Wilhelm Wiecke*, Rector der Oberschule und damit verbundenen Elementar- und Königl. Gewerbeschule zu Frankfurt a. d. O., und *Ernst Heinrich Richter*, ordentl. Lehrer an der Oberschule zu Frankfurt a. d. O. 1835. 136 S. 8. (9 gGr.)

Wie der Zweck und Inhalt des vorliegenden Leitfadens, der seinem Plane nach nicht blofs den Verfassern, sondern dem Lehrercollegium der Oberschule in Frankfurt a. d. O. angehört, durch das Titelblatt genau bezeichnet seyn soll, wie das kurze Vorwort sagt, vermögen wir nicht einzusehen, und nach Allem, was für den Sprachunterricht in der Muttersprache in Bürgerschulen neuerlich geschehen ist, können wir nicht begreifen, wie man glauben kann, ein solcher trockener grammatischer Abrifs, nach Zuschnitt der lateinischen Grammatik, der nichts als Formen und Regeln enthält, ohne den innern organischen Zusammenhang der Sprache im mindesten zu berühren, könne dazu genügen. Wenn überhaupt der Sprachunterricht nicht als *Denk-* und *Sprechübung* in diesen Schulen benutzt wird, so wird kein Vernünftiger viel darum geben, und wir können nur die Schule bedauern, die ihr Material nicht besser zu benutzen versteht. Was helfen trockene Nominal-Erklärungen? — Wir wollen den Verfassern gern zugestehen, dafs sie in ihren Regeln den bessern Sprachlehrern gefolgt sind und nach präcisem Ausdrucke gestrebt haben; allein der ganze Gang des Sprachunterrichts, wie er sich hier darlegt, ist ein unnatürlicher und ungeeigneter. — Uebrigens ergeben sich auch mehre Mängel, wie z. B. der doppelten Verbindung mancher Präpositionen mit dem Dativ und Accusativ gar nicht erwähnt ist. — Dagegen ist die Satzlehre mit einem logischen Apparat aufgeführt, der alle Arten von Urtheilen aufzählt, und worin denn auch Erklärungen vorkommen wie folgende S. 102.: „Der Begriff wird zur *Idee*, wenn — der Gegenstand desselben *übersinnlich* ist." — Dann werden auch alle sogenannte grammatische Figuren mit ihren *griechischen* Benennungen aufgeführt, — für Schüler einer Bürgerschule! — *Cui bono?* — Für solche Schüler finden wir schon den Gebrauch der *lateinischen grammatischen Ausdrücke* höchst ungeeignet. — Druck und Papier sind schön.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## JURISPRUDENZ.

**Hannover**, in Comm. b. Herold u. Wahlstab: *Annalen des Advokatenvereins zu Hannover. Erstes* Heft. 1832. 49 S. — *Zweites* Heft. Hannover, im Verl. d. Hahn. Buchh., 1832. 120 S. — *Drittes* Heft. *Ebendas.* 1834. 116 S. — *Viertes* Heft. *Ebendas.* 1834. 169 S. — *Fünftes* Heft. *Ebendas.* 1835. 159 S. 8.

Einem aufmerksamen Beobachter der Hannoverschen Legislation kann es nicht unbekannt geblieben seyn, mit welchem regen Streben die Regierung in den beiden letzten Decennien bemüht gewesen ist, theils den verschiedenartigen Rechtszustand der einzelnen Provinzen mit möglichster Schonung der individuellen Interessen durch Erlafs allgemeinerer Gesetze über gröfsere Theile des Rechtsgebiets mehr gleichförmig zu machen, theils aber durch organische Gesetze im Gebiet der Justizverwaltung den Anforderungen der Zeit zu entsprechen. Zwar ist dieselbe in beiden Beziehungen sehr weit hinter den raschen Wünschen ungestümer Reformatoren zurückgeblieben, und selbst ruhigeren Gemüthern hat es scheinen wollen, dafs auch dem conservativen Princip seine Grenzen zu stecken seyen. Erwägt man aber, dafs bedachtsames Prüfen wohl nirgend so sehr zu empfehlen sey, als bei Reformen im Rechtszustande, und dafs unbesonnene Neuerungen auf dem Gebiete der Justizverwaltung der ersten Bestrebung eines wohlorganisirten Staats, der Erhaltung der Rechtssicherheit schnurgerade entgegenwirken, so wird man zu dem Resultat gelangen, dafs das „Prüfet Alles und wählet das Beste" nicht unweise gerade hier angewandt sey. — Zwei Elemente regieren den Proceſs: der Richter, und der Sachführer, das Organ der Parteien. Sollen sie geschieden sich gegenüberstehen, oder soll das letztere die Pflanzschule für das erstere bilden? Diese Frage ist in England und Frankreich zu Gunsten der zweiten Alternative entschieden. Sie ist aber nicht entschieden durch die Willkür der Legislation, sondern durch langjährige Gewohnheit, durch die Entwickelung der Staatsverfassung. In Deutschland dagegen war die Annahme der ersten Alternative ebensowenig ein Erzeugnifs des Zufalls. Reine Willkür wäre es mithin, sich hier zu dem entgegengesetzten Princip plötzlich zu wenden, welches ohne Annahme der Grundsätze über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, die wiederum durch die Form der Staatsverfassung, wie diese durch den Volkscharakter bestimmt wird, zu den gröfsten Widersprüchen führen würde. Derzeit kann nur das in Frage seyn, welche Stellung die beiden Stände gegen einander einnehmen sollen? Es bedarf keines Beweises, dafs der Richter der Höhergestellte seyn werde. Gefragt wird nach dem Abstande des Ranges, gefragt nach der Möglichkeit des Ueberganges aus einem Stande in den andern. Der Richter soll über die Meinungen der Parteien erhaben seyn, er soll sich aber nicht selbst überheben. Durch das Organ der Advokaten gelangt meistens die Stimme der Rechtsuchenden zu den Ohren des Richters, wer den Stand des letztern also drückt, wird diese schwächer vernehmen, und die Pflege der Gerechtigkeit mufs leiden. Mithin ist es die Pflicht der Regierung, ihm eine würdige Stellung im Staate zu verleihen. Dieses geschieht aber auf eine dreifache Weise: theils dadurch, dafs zur Aufnahme in den Stand dieselbe wissenschaftliche insbesondere juristische Bildung verlangt wird, welche man von dem Stande der Beamten begehrt, theils dadurch, dafs man den Uebergang aus demselben in dem der Richter, nicht blofs den eminenten Talenten, welche überall sich Bahn brechen werden, sondern auch andern möglich macht, und endlich dadurch, dafs man die Aufsicht über die Disciplin desselben, nicht blofs den Richtern, sondern auch theilweise den Advokaten selbst, überträgt. Es ist rühmlichst anzuerkennen, dafs die hannoversche Regierung die Wahrheit dieser Ansichten beherzigt, und durch den Erlafs der Verordnungen vom 9. April 1832, wodurch theils die Prüfung und Anstellung der Advokaten an die Erfüllung fast derselben Bedingungen geknüpft ist, wie bei den eigentlichen Justizbeamten, theils die Möglichkeit des Ueberganges aus dem Advokatenstande in den der Richter ausgesprochen wird; ferner vom 31. Januar 1833, worin ein Regulativ für die in Gemäfsheit des §. 12. der erstgedachten Verordnung zum Zweck der Ausübung einer Disciplinargewalt über den ganzen Stand zu bildenden Deputationen sich findet, dem unmittelbarsten Bedürfnifs abgeholfen habe. Aber eben so wenig darf es unerwähnt bleiben, dafs auf diese Bestrebungen die Wünsche nicht ohne Einfluſs gewesen sind, welche von Männern aus der Mitte des gebeugten Standes an das Kgl. Cabinets-Ministerium gelangten. Jeder Stand mufs sinken, wenn sein Gemeingeist zu erlöschen droht. Ihn von neuem zu beleben, war der Gedanke, welcher eine Mehrzahl der Advokaten der Hauptstadt am 1. Julius 1831 ver-

veranlafste, einen Privatverein zu stiften, der es sich zum Zweck machte, durch Förderung wissenschaftlichen und praktischen Sinnes dem Stande die Stellung in der Rechtspflege wieder zu verschaffen, welche ihm gebührt. Die Annalen sind das Organ, durch welches sie ihren Standesgenossen und dem ganzen juristischen Publikum Rechenschaft ablegen von den Resultaten ihrer Thätigkeit. Sie erscheinen in zwanglosen Heften; bis jetzt liegen deren *fünf* vor; und jedes enthält folgende Rubriken: I. Fortlaufende Nachrichten über die in den Sitzungen des Vereins Statt gefundenen erheblichen Verhandlungen. Hier werden theils die Sitzungsprotocolle im Auszuge mitgetheilt, theils Abdrücke wichtiger Actenstücke des Vereins gegeben, wohin die Statuten und Regulative desselben, die Anträge, welche er den Staatsbehörden machte, und die erheblich scheinenden Aufsätze der einzelnen Mitglieder über Gegenstände der Tagesverhandlungen, gehören. II. Gutachten über Gegenstände des vaterländischen Rechts und der Gesetzgebung, aufgefafst aus dem praktischen Gesichtspunkte. III. Miscellen zur Beleuchtung der in der Rechtsverwaltung sich vorfindenden Mängel. IV. Verzeichnifs der Mitglieder des Vereins.

Eine Entwickelung des Details der hier gelieferten Aufsätze würde dem Zweck dieser Blätter zuwiderlaufen, da solches sich zu sehr in dem Kreise partikular- und lokalrechtlicher Bestimmungen bewegt. Daher mögen hier nur einige Wünsche und Bemerkungen allgemeiner Art Platz finden. Zwar gebührt gewifs den Advocaten vor allen ein freies Wort. Doch nie sollte man vergessen, dafs zwischen dem freien Worte und bitterer Schärfe ein grofser Unterschied sey. Wer freimüthigen Tadel auch gern erträgt, und die Mängel verbessert, wird doch den höhnenden Spott mit Unwillen zurückweisen, und die Wahrheit, welche zum Grunde liegt, wird oft verkannt werden. Keinesweges herrscht in diesen Blättern immer der Ton ruhiger Unbefangenheit; ja sogar die Stimme der Leidenschaft wird bisweilen laut. Absurde Urtheile der Gerichte dem Publikum im Druck mitzutheilen ist Papierverschwendung: wie viele Parteischriften müfsten die Richter drucken lassen, wenn sie dies retorquiren wollten? Auch wird jeder Freund eines trefflichen Hannoverschen Rechtsgelehrten es nur bedauern, dafs er Genugthuung für eine ihm unbegründeterweise zugefügte Strafe durch eine Appellation an das Publikum in der Weise zu erlangen suchte, wie dieses Heft 4. S. 162—164 geschehen ist. — Sollte die scharfe Critik, welche der Entwurf des Gesetzes vom 27. Dec. 1834, durch welches in Rechtssachen unter 30 Thalern den Advocaten ohne Berechnung einer Gebühr für jede einzelne Handlung ein Honorar im Ganzen gut gethan werden soll, hier hat erfahren müssen, wohl mit den Grundsätzen der Processpolitik in Harmonie zu bringen seyn? Dem Rec. ist ein Fall bekannt, wo es sich um die Zahlung eines Zinses handelte, welcher capitalisirt gegen 8 Procent betragen haben würde, und wo die am Ende compensirten Processkosten wegen der mehrfach eingereichten Supplikations-Rechtfertigungs-Folianten sich gegen 50 bis 60 Thaler beliefen! — Möchte daher einerseits die schneidende Polemik dieser Blätter sich immer mehr in den Ton einer würdigen, jede wahre Unbill kräftig zurückweisenden Opposition verwandeln, und möchten andererseits die Richter insgesammt recht bald zu der Ueberzeugung gelangt seyn, dafs die Zeiten der despotischen Herrschaft vorüber sind, wo es der Unwissenheit möglich ward, sich vornehm in den Mantel der Standesehre zu hüllen!

Abstrahirt man aber von diesen anstöfsigen Persönlichkeiten, so ist nicht zu verkennen, dafs sich in den Annalen Aufsätze über Gegenstände des praktischen Rechts finden, die ein ernstes Streben nach wissenschaftlich-praktischer Begründung des vaterländischen Rechts bekunden. Die juristische Zeitung für das Königreich Hannover, welche es bisweilen zu verkennen scheint, dafs selbst gelungene Ausführungen einer Parteischrift sich nicht immer zum Druck eignen, geschweige denn mittelmäfsige, steht hinter mancher Ausführung, die sich in diesen Blättern findet, weit zurück. Insbesondere verdienen die kritischen Bemerkungen, mit welchen die Untergerichtsordnung für das Königreich Hannover vom 5ten October 1827 im 4ten und 5ten Hefte ausgestattet ist, Berücksichtigung bei der bevorstehenden Redaction einer neuen Civilprocefsgesetzgebung. Doch ist die Ausführung nicht an allen Stellen gleich vorzüglich zu nennen, und Rec. hat namentlich in dem 5ten Hefte die Kraft der Darstellung des 4ten mit Bedauern vermifst. Bisweilen kann man sich auch des Gedankens nicht erwehren, dafs die Censoren des Processgesetzes ihr Amt zu strenge verwalteten. So heifst es z. B. im §. 7. des Gesetzes, dafs der Richter schuldig sey, die Parteien sofort zu Anfang des Processes zur Berichtigung des Legitimationspunktes anzuhalten. Dies wird Heft 4. S. 92 fgg. so interpretirt, als wenn dem Richter habe vorgeschrieben werden sollen, über den Legitimationspunkt stets ein Präliminarverfahren einzuleiten: eine Ansicht, deren Anerkennung freilich die Processe unendlich in die Länge ziehen würde; während das Gesetz doch offenbar nichts hat sagen wollen, als dafs der Richter verpflichtet sey, sich sofort zu Anfang des Processes die Thatsachen angeben zu lassen, aus denen er, deren Richtigkeit einstweilen vorausgesetzt, zu beurtheilen im Stande wäre, dafs der Streit zwischen den rechten Parteien obschwebe.

Wenn die Herausgeber fortfahren, sich in ihren wissenschaftlich-praktischen Bestrebungen immer mehr zu vervollkommnen, so werden sie in der Erwei-

reichung ihres edeln Zweckes, der Wiederherstellung der alten Würde des Advocatenstandes, eine ihrer Anstrengung würdige Belohnung finden.

Giessen, b. Ferber: *Das Processleitungsamt des deutschen Civilrichters*, von Dr. *Wolfgang Heinrich Puchta*, Landrichter in Erlangen. 1836. X u. 147 S. gr. 8. (20 gGr.)

Das allgemeine Thema der gegenwärtigen Schrift ist von unserm Verfasser, einem in vierzigjährigem Dienst erprobten Geschäftsmann, in vielfachen Schriften dem praktischen Publikum bald *ex professo* bald nur *incidenter* eingeschärft worden. Es ist der Gedanke, dafs das gerichtliche Verfahren in deutschen Gerichten keiner radicalen Reform bedürfe, sondern nur einer zeitgemäfsen organischen Entwickelung. Schneidet die Formen ab, welche sich selbst überlebt haben, vernichtet die übermäfsige Zahl der Rechtsmittel und ihre Zulässigkeit gegen jede Richterverfügung, controlirt die Fristgesuche der Advokaten, beschränkt die Zahl der Parteischriften, vor allen Dingen aber veranlafst, dafs ein jeder Richter rasch seine Pflicht thut, und ihr werdet den Durst nach englischen und überrheinischen Genüssen bei einem jeden Verständigen befriedigen. Auch auf den Civilproceſs lassen sich die bekannten Verse übertragen:

*For forms of government let fools contest,*
*Whatever is best administred is best.*

Die Richtigkeit dieser Ansichten wird von jedem Geschäftsmann, welcher Verstand genug besitzt, um die leitenden Grundansichten der Formen, in denen er sich bewegt, zu erkennen, und daneben den redlichen Willen hat, seinen Beruf treu zu erfüllen, gewifs längst anerkannt seyn, und in sofern könnte man vielleicht die Ansicht hegen, dafs es einer so häufigen und so ausführlichen Entwickelung derselben Gedanken, wie sie von unserm Vf. geliefert werden, nicht bedürfe. Allein mit Unrecht. In einer Zeit, wo so unendlich viele Personen Schriftsteller werden, die viele besser gethan hätten, ihre Zeit und Kräfte einem nützlichen Handwerk zuzuwenden, als sich in müssige Speculationen über Dinge zu verlieren, über die sie gar keine oder wenigstens sehr junge Erfahrungen haben, in einer Zeit, wo von böswilligen Neuerungssüchtigen die Lichtseite fremder Institutionen nur um deswillen so sehr zur Schau gestellt wird, um gewisse andere Waaren in Deutschland einzuschmuggeln, in einer Zeit, wo in vielen deutschen Staaten die neue Legislation nur durch Zustimmung des *plenum* der Landstände, d. h. von Personen, die theilsweise von der Jurisprudenz nichts verstehen, und sich nicht entblöden, ihre Blöfsen dem unwissenden Haufen durch wohltönende inhaltalose Reden zu verdecken, oft allzuspät ins Leben gerufen wird; in solcher Zeit können gewisse Wahrheiten nicht oft genug wiederholt werden, damit nicht der Ballast der Lüge durch seine Schwerkraft die Wahrheit zu Boden drücke. Hiefür auf eine gemeinfafsliche Weise zu streben, ist das Verdienst des Vfs.: er fördert die Wissenschaft nicht durch neue Entdeckungen: allein er bereichert das Leben durch Mittheilung der Resultate, welche jene erprobt fand.

In der gegenwärtigen Schrift macht der Vf. die Anwendung des genannten allgemeinen Princips, dessen Ausführung er nächstens eine besondere Abhandlung in der Zeitschrift für Civilrecht und Proceſs zu widmen gedenkt, dadurch, dafs er zeigt, wie das erste Verfahren, die Grundlage aller fernern Instanzen, einer zweckmäfsigen Abkürzung und Vereinfachung fähig sey, und entwickelt sodann die Befugnisse des Civilrichters in Betreff des Untersuchungs-, Frage- und Aufhellungs-Rechts, als dasjenige Mittel, wodurch jener Endzweck vor Allem erreicht werde. In dem *ersten* Abschnitt wird eine kurze fafsliche Darstellung der Verhandlungen geliefert, welche bis zum Beweiserkenntnifs in jedem Verfahren vorkommen können, welche zugleich für denjenigen, welcher im Allgemeinen mit diesem Theil der Theorie des Civilprocesses bekannt ist, eine nicht unangenehme Wiederholungslektüre genannt werden kann. Hingestreut sind überall Bemerkungen, welche den Richter wie den Sachführer auf gefährliche Klippen aufmerksam machen, und gezeigt, wie bei gutem Willen die langsame Maschine des deutschen Processes zwar nicht mit Dampf getrieben, aber dennoch mit einer dem sichern Fortschreiten angemessenen Geschwindigkeit fortbewegt werden kann. In dem *zweiten* mehr critischen Abschnitt sucht der Vf. zu zeigen, wie weder das reine Passivitätssystem noch das reine Inquisitionsprincip der Idee einer vernünftigen Proceſsgesetzgebung entspreche: wobei das Preufsische Verfahren von dem Vorwurf, dafs es dem letzteren huldige gegen neuere Angriffe vielfach vertheidigt wird. — Möchten die Ansichten des Vfs. nicht blofs bei den Gesetzgebern, sondern vorzüglich bei den Richtern und Sachführern nicht blofs Anklang finden, sondern befolgt werden durch die That. Denn gewifs, die Erfahrung hat es in neuerer Zeit nur zu sehr bewiesen, dafs nicht alles was auf dem Papier steht, schon dadurch allein ins Leben gerufen ist. Und wenn gleich Geld- und Gefängnifsstrafen, ja sogar im äufsersten Fall die Remotion vom Dienst als gerechte Strafen der Pflichtvergessenen genannt werden müssen, so wäre dem Vaterlande doch gewifs mehr gedient, wenn durch die Jugendbildung ihm Diener erzogen würden, welche den Staat nicht blofs als Versorgungsanstalt zu betrachten sich erdreisteten. Allein über zu grofse Lust und Liebe zum erwählten Beruf kann man im Allgemeinen bei dem Stande der Juristen schwerlich klagen. In einem

wegen

wegen seiner Justizpflege sonst geachteten Bundesstaate, dessen neue Processordnung vorschreibt, ein *Endurtheil* spätestens *drei* Wochen nach der letzten Processhandlung abzugeben, wartet man bisweilen Monate lang auf ein Communicativdecret. Und was soll man vollends dazu sagen, dass bei einigen Obergerichten desselben Landes die Gewohnheit herrscht, das erste *rescriptum de administranda justitia* nur auf Kosten des Imploranten und ohne Hoffnung des Ersatzes abseiten des säumigen Untergerichts, zu erlassen? Wenn doch in Deutschland die ausübende Rechtspflege im Vergleich mit der legislativen Thätigkeit verhältnissmässig nur halb so schnell ginge wie die letztere: dann wäre schon vieles gewonnen.

## LANDWIRTHSCHAFT.

PRAG, b. Calve: *Berichtigung und naturgemäfse Begründung der landwirthschaftlichen Ertragsberechnungen, Güterveranschlagungen und Werthstaxen für das Bedürfniss der vorgeschrittenen Entwickelung der Landwirthschaft und der heutigen Gewerbsverhältnisse und zur Vermeidung der bisherigen Mängel und Irrthümer bei diesen Gegenständen, als Hülfsbuch für Privat- und amtliche Geschäfte der Art im praktischen Betriebe der Landwirthschaft*, von *W. A. Kreisig*. 1835. X u. 334 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Die ersten *drei* Abschnitte dieses überaus nützlichen Werks sind der Ertragsberechnung der ganzen landwirthschaftlichen Pflanzen- und Thierproduction; der *vierte* den baaren und den Naturaleinnahmen; der *fünfte* den Gebäuderevenuen; der *sechste* dem Verpachtungsanschlag der Landgüter mit Zubehör, was *Schnee's angehender Pachter*, bei Schwetschke, mit mehr Umständlichkeit ausfüllt; der *siebente* der Werthsanschlagung der Güter, ihrer Zubehörungen und einzelner Grundstücke zur Ermittelung des Kaufwerths, für Erbpachtungen, für Landtausche, Erbtheilungen, hypothekarischen Kredit und Gemeinheitstheilungen, und der *achte* Abschnitt die Werthsermittelung der Gebäude und andrer Besatzstücke gewidmet, und eine *Schlussbemerkung* über Anschläge im Allgemeinen und Vergleichung der preuss. Maasse und Gewichte beigefügt. — Alles dies ist indess nur ein Musterbild, und jeder Gutskäufer und Pachter muss bei der Benutzung dieses Werks die individuellen Verhältnisse mit berücksichtigen: denn die gröfsten Abweichungen geboten oft die neuen zweckmäfsigen Benutzungsplane des Erwerbers. Eben weil das Werk nur Muster liefert, so enthalten wir uns der Kritik kleiner Mängel, z. B. S. 240 bei einer oberschlächtigen Getreidemühle. Der ehrliche Müller kann bei dem Anschlage sehr wohl bestehen, denn er verkauft den Gästen nebenher Bier, Branntwein, Butterbrot u. s. w., kann nebenher Bäckerei, Mehlhandel u. s. w. betreiben mit etwas Mastung, und zugleich immer einiges Land benutzen, oder die Mühlenparcele des Guts ist sehr fehlerhaft eingerichtet. Wie weit sind wir indess selbst in der Nähe unsrer gröfsten Städte von der wesentlichsten Beschäftigung des grofsen und kleinen Landmanns, der möglichen höchsten Bodenverbesserung der Grundstücke im Laufe eines Menschenalters entfernt! Und wie wenig instruiren in diesem Geiste selbst manche gepriesene Landwirthschaftliche Gesellschaften und Landwirthschaftliche Blätter ihr Publikum! Es ist möglich, mit grofsem Kapital dies in 5 bis 10 Jahren zu erlangen, und in Frankreich und England giebt es auch Gesellschaften, die solche Plane durch sehr kundige Inspektoren in solcher Zeit durchführen, und nach solcher ihre Eigenthums- oder Erbpachts-Veräufserungen einrichten, und welche Schwierigkeiten stellt beim Besitzwechsel in Frankreich die kostbare Einregistrirung dar, die unsere weniger fiskalische Heimath nicht einmal als einführbar in einem weise verwalteten civilisirtem Staate ahnet. Möchte dieser Sinn zur Verbesserung grofser fehlerhaft verwalteter gelegentlich käuflicher Landgüter bei der gegenwärtigen Associationsneigung der Männer im Manns- und im jugendlichen Alter unter uns erwachen, und allen Eisenbahnen-, Weg- und Kanal-Projecten, beliebten Verfassungen u. s. w. *vorausgehen*: denn für die materiellen Güter mit Nahrungsausrüstung und Beschäftigung der immer zahlreicher werdenden Bevölkerung und Verminderung der Eigenthumlosen, *muss vor Allem gesorgt werden*. Das fühlen auch unsre weisesten Regierungen, deren Verwalter und die wahren Patrioten; aber noch fehlen die hier so nöthigen freiwilligen Associationen, zu denen wir hiemittelst ermuntern wollen. Zugleich werden alle Leser und Benutzer dieser Schrift die Sorgfalt des Vfs. preisen, die offenbaren Mängel der üblichen Schätzungsmethoden gerügt, und mit Bescheidenheit seine weit richtigeren Meinungen und Erfahrungen substituirt zu haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## PHILOSOPHIE.

1) Hamburg, b. Perthes: *Ueber Karl Friederich Göschel's Versuch eines Erweises der persönlichen Unsterblichkeit.* Nebst einem Anhange über die Anwendung der Hegel'schen Methode auf die Metaphysik. Von Dr. *Hubert Beckers*, Prof. der Philosophie an dem Königl. Lyceum zu Dillingen. 1836. 8. (16 gGr.)

2) Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Die siebenfältige Osterfrage.* Zum Ostermorgen 1836. Von Dr. *Karl Friedr. Göschel.* 1836. 8. (10 gGr.)

Der Versuch einer gegenseitigen Verständigung über die Hauptprobleme der speculativen Philosophie ist von allgemeinem Interesse, indem dadurch die Einseitigkeit, mit der jede literarische Partei mehr oder weniger behaftet ist, wenigstens in den Augen des unbefangenen Publicums berichtigt und ergänzt wird.

Der Freund der Wissenschaft kann es daher den Vffn. dieser beiden Schriften nur Dank wissen, dafs sie sich mit so vieler Liebe für die Wahrheit, und was ein unbefangenes Eingehen auf fremde Ansichten allein möglich macht, mit so viel Humanität, über die wichtige Frage der persönlichen Unsterblichkeit gegen einander aussprachen.

Das wissenschaftliche Publicum weifs, mit welchem entschiedenen Beifall der verewigte *Hegel* den allgemein verehrten Vf. der „Aphorismen über Wissen und Nichtwissen" beurtheilte, und mit welcher freudiger Anerkennung seines speculativen Verdienstes die tiefer fühlenden und denkenden Schüler Hegel's ihn (Göschel) gewissermafsen als Haupt der Partei anerkennen, welche wir im Gegensatz zu der negativen zerstörenden, die positive begründende, nennen möchten. Die Idee der persönlichen Unsterblichkeit ist nun aber eben der Wendepunkt dieser Parteien, indem jede derselben theils aus der Geschichte der Philosophie *), theils aus dem Begriffe der Sache ersehen oder schliefsen kann, dafs die Idee der an sich wahren und mithin (da nur das Einseitige und Verkehrte negirt wird und sich selbst negirt) sich durch ihre Existenz bewährenden ewigen Persönlichkeit des geschaffenen Geistes nur im Verhältnifs zu der Idee eines freien, seiner selbst bewufsten und mithin persönlichen Urgeistes begriffen werden kann. Wird aber nicht mehr der sich selbst als „das Absolute, sowohl Subjective als Objective zum Gegenstand habende Begriff" (III. Band der Hegel'schen Logik S. 374) als das einzige Princip und Resultat der Philosophie betrachtet, wird vielmehr derselbe selbstbewufste Urwille, welcher sich als die freie Macht oder Ursache des Seyns erweist, als Princip des Seyns erkannt; dann ist die Schranke eines Denkens durchbrochen, welches, indem es in der Philosophie der Natur und des Geistes denselben Begriff zum Gegenstande hat, wie in der Logik nicht mit Unrecht als logischer Idealismus, und, wenn es Realphilosophie seyn will, als Formalismus bezeichnet werden kann **).

Es ist daher nur eine Inconsequenz, wenn mehre Anhänger *Hegel's* und unter diesen der verehrte *Göschel* selbst zwar von der ewigen Persönlichkeit des Menschen sich überzeugt haben, dennoch aber, was z. B. der Letztere in den Beweisen von der Unsterblichkeit gegen den Ref. behauptet, nur von einer *Identität* des „absoluten" mit dem „endlichen" Geiste wissen wollen. Wogegen ich bemerke, dafs einerseits Gott nicht der abstrakt Unendliche ist, der mithin des Endlichen, oder der Welt (als seines Andersseyns) zu seiner Verwirklichung bedurfte, sondern als der Absolute, der an und für sich vollendete Geist ist, und dafs anderseits die geschaffenen Geister als Personen nicht *nur* endliche Wesen (woraus nicht folgt, dafs sie nicht endliche Wesen) sondern in ihrer subjectiven Totalität in sich geschlofsne und zurückgekehrte, d. h. unendliche Wesen sind ***), da nur das Ideelose um seiner Unvollendetheit willen

*) Bekanntlich überwand der grofse *Leibnitz* durch sein Princip der Individuation, wonach alles Wirkliche ein Individuelles ist, *Spinoza's* substantielles Princip, wonach die Individuen nur vorübergehende *Modi* der absoluten Weltsubstanz sind. Mit eben der Nothwendigkeit, mit der *Leibnitz* die Individualität der in ihr allgemeines Wesen zurückgekehrten ihrer Idee bewufsten Geister als eine wahrhaft wirkliche und nothwendige dachte, dachte er sich auch das Absolute, als Urindividuum oder als selbst bewufsten Urgeist.

**) *Hegel* sagt §. 164 der Encyclopädie selbst „der subj. Begriff ist noch formell, jedoch gar nicht als ob er je einen andern Inhalt haben oder erhalten sollte, als sich selbst. Als die absolute Form selbst ist er alle Bestimmtheit, aber wie sie in ihrer Wahrheit ist."

***) Die Einheit des endlichen d. h. bestimmten, aber in seiner Bestimmtheit in sich geschlossenen und in diesem Sinne unendlichen Seyns gilt mithin schon von dem menschlichen Geiste.

len nur Moment oder endlich ist. Erwägt man nun, dafs die natürliche und geistige Welt nur im Wollen und durch das Wollen Gottes möglich und wirklich ist, so wird Gottes unendliche Macht nicht durch die Selbstständigkeit der geschaffenen Geister als beschränkt gedacht; und sind die letztern Gott ähnliche seinem Wesen verwandte Geschöpfe, so sind sie nicht nur unmittelbar mit ihm identisch, sondern sie treten in ein freies geistiges Verhältnifs zu Gott und ihre Einheit mit ihm ist durch ihr Wollen und Wissen vermittelt.

Wer nun das Hegel'sche System unbefangen studirt hat, wird sich leicht überzeugen, dafs *Hegel* die Idee der Persönlichkeit zwar im Allgemeinen durch den Begriff der „unendlichen Subjectivität" gerechtfertigt hat, dafs ihm aber nicht das selbstbewufste Individuum, sondern nur das „allgemeine Individuum" d. h. nach ihm der „Weltgeist" unendliches und darum nicht über- oder vergehendes, sondern im Setzen und Aufheben der besondern Individuen sich erhaltendes Subject ist, und dafs er dieses „absolute Subject" im Gegensatz zu *Spinoza's* unendlicher Substanz als „absoluten Geist" bestimmt, den er aber von dem „objectiven Geist" oder dem „Weltgeist" nicht wesentlich unterscheidet, indem er ihn §. 385 der Encyclopädie als „ewig sich hervorbringende vor und für sich seyende Einheit der Objectivität oder der Welt des (allgemeinen) Geistes und seiner Idealität oder seines Begriffs erklärt" *).

Nicht ganz so entschieden wie seinen Pantheismus, d. h. seine Ansicht von der Identität des göttlichen und menschlichen Geistes giebt *Hegel* seine Meinung von der Vergänglichkeit jeder und aller Individualität und mithin auch der Persönlichkeit zu verstehen. Indessen beweisen seine Schriften **) doch zu unzweideutig, dafs ihm die Individualität überhaupt das Unwesentliche, Verschwindende und nur das Allgemeine das Wesentliche und Ewige ist.

Daher können die von *Göschel* mit so viel Fleifs aus *Hegel's* Schriften gesammelten Stellen nicht als Beweise der Unsterblichkeit genommen werden, wiewohl seine Pietät gegen Hegeln darin „Fingerzeige" oder Hinweisungen auf diese Idee zu sehen glaubte. Allein die Achtung vor *Hegel's* Verdienst soll uns gegen seine Irrthümer nicht verblenden, und darum hat Ref. auf den Antrag von *Beckers* in des Letztern Schrift jene Stellen kritisch beleuchtet und gezeigt, dafs sie nicht für die persönliche Unsterblichkeit sprechen. Es ist für ein wichtiges wissenschaftliches Verdienst des Hn. Prof. *Beckers* anzuerkennen, dafs er den Formalismus, der die Selbstständigkeit der Vernunftgegenstände: der Welt, des Geistes und der Gottheit leugnend, diese Ideen zu bloßen Momenten der immanenten Begriffsbestimmung herabzusetzen sucht, mit Rücksicht auf *Hegel's* System in der angezeigten Schrift scharfsinnig beurtheilt und zugleich die Differenz der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie in den Grundideen zu erweisen suchte, wozu er als ein durch Schelling's Zutrauen ausgezeichneter Philosoph ***) vollen Beruf hatte.

Es ist erfreulich, zu sehen, wie *Beckers* einerseits den Tiefsinn *Göschel's* anerkennt, andererseits zeigt, dafs er sich durch die gehaltvollen Ideen, die er sich angeeignet hat, auf ganz anderem Standpunkte befindet, als auf dem eines Denkens, das nicht nur zur immanenten Entwicklung der allgemeinen und nothwendigen Formen des Denkens *und* Seyns, †) sondern selbst zur Entwicklung der realen Wissenschaften der Natur und des Geistes keiner Erfahrung zu bedürfen glaubt. Läfst es sich doch nachweisen, und *Hegel* hat es selbst nicht geleugnet, dafs sogar die speculative Entwicklung der logischen Gesetze der Identität und des Gegensatzes, die eben so reale oder empirische wie speculative Bestimmung dieser Gesetze, die *Schelling* in seiner Zeitschrift für speculative Philosophie gegeben hat, voraussetzt. Dennoch ist die Logik im Verhältnifs zu den realen philosophischen Wissenschaften als reine Denkwissenschaft zu bestimmen.

Mit siegreicher Klarheit beweist *Beckers*, dafs es das Princip der Freiheit und der Persönlichkeit ist, durch welches *Schelling* im Gegensatze zu den nur logischen Systemen eine neue Epoche der Philosophie begründete und dafs seine speculativ geschichtliche Forschung nicht die Darstellung eines subjectiv erdachten, sondern die speculativ-geschichtliche Entwicklung des objectiven Systems der Natur und des Geistes zum Zwecke hat. Mit Einsicht zeigt er in den Hauptpunkten den Entwicklungsgang der Schelling'schen Philosophie und beweist, wie schon in seinen Schriften die Idee der Persönlichkeit als höchstes und Letztes mit solcher Entschiedenheit bestimmt und entwickelt wird, dafs es nur der fragmentarischen Kenntnifs seiner Werke zuzuschreiben ist, wenn man seinen Standpunkt mit dem des *Spinoza* identificirt, auf welchem vielmehr *Hegel* im Ganzen stehen blieb, wenn er ihn gleich formell bestritten und überwunden hat. Wenden wir

*) Ein Unterschied, der bestimmt gedacht nicht einmal ein formeller ist, denn der objective Geist ist an und für sich diese Einheit seines Begriffs in seiner Welt. Wenn aber *Hegel* dem zufolge „den objectiven allgemeinen Geist der Menschheit" als „absolutes Subject" bezeichnet, so erhellt, wie uneigentlich er diesen Ausdruck gebraucht und wie unwesentlich seiner Philosophie die Idee Gottes ist.

**) Z. B. gleich der erste Abschnitt seiner Phänomenologie.

***) Bekanntlich nannte ihn *Schelling* in der Vorrede zu der von jenem gelieferten Uebersetzung von *Cousin's* Fragmenten seinen „ehemaligen Zuhörer und Freund."

†) D. h. zur Darstellung der Logik.

wir uns nun zu der erwähnten Schrift von *Göschel*, die als eine Erwiederung gegen *Bekers* Beurtheilung betrachtet werden kann, so spricht uns vor Allem die innige Religiosität an, deren wesentlicher Ausdruck sie ist, und in dieser Gesinnung ist der Geist der Versöhnung begründet, mit welchem er das Verhältnifs der Hegel'schen Philosophie zur Schelling'schen bespricht. *Beckers* brauchte nicht mehr zu antworten; denn was konnte ihm willkommener seyn, als wenn ein von ihm so hochgeachteter Repräsentant der positiven Partie der Hegel'schen Schule sich aus vollem Herzen dem Wunsche anschliefst, den *Schelling* in der Vorrede zu seinen philosophischen Schriften im Jahr 1809 aussprach, dem Wunsche „dafs der Geist eines gemeinsamen Strebens sich immer mehr befestige und nicht der die Deutschen nur zu oft beherrschende Sektengeist die Gewinnung einer Erkenntnifs hemme, deren vollkommene Ausbildung von jeher den Deutschen bestimmt schien und die ihnen vielleicht nie näher war als jetzt."

Wer würde nicht gerne mit *Göschel* übereinstimmen, dafs dieser Wunsch, der nicht etwa „der persönlichen Individuation des Philosophen sondern der subjectivern Partikularität eigen beliebiger Ansichten widerstrebt, noch heute gilt." War doch *Bekers* ihm wie jedem echten Verehrer *Hegel's* mit dem versöhnenden Geständnisse entgegengekommen, dafs „*Schelling*, wie er auf die erste Kunde von *Hegel's* Tod in einer seiner Vorlesungen geäufsert, wohl nichts erwünschter hätte seyn können, als gerade mit *Hegel* selbst sich auseinanderzusetzen, an dem er, wie er hinzufügte, selbst den besten Zeugen gehabt haben würde." Hielt also *Schelling* selbst eine philosophische Verständigung mit *Hegeln* für möglich, so ist eben damit ausgesprochen, dafs er die relative Wahrheit und Wichtigkeit von dessen Systeme nicht verkennt, und die tiefer denkenden Verehrer *Hegel's* wohl von den „dürftigen Köpfen" zu unterscheiden weifs, die im Grunde in dem Urtheil von *Hegel's* eigener Schule für nichts anderes gelten können. Jene tiefer denkenden Verehrer *Hegel's*, die in seinen Systeme nicht die Darstellung der absoluten Wissenschaft, sondern eine bestimmte Bildungsstufe der deutschen Philosophie erblicken, werden sich, da sie *Hegel's* System nicht sowohl um seiner selbst als um der Wahrheit willen studiren, gegen die weitere Entwicklung der Philosophie nicht negativ verhalten, welche in ihrer ersten Gestaltung die positive Voraussetzung, den Grundgehalt des Hegel'schen Systems bildete *).

Obwohl die Methode, nach welcher *Göschel* die „siebenfältige Osterfrage" aufwarf und beantwortete, der Natur der Sache nach nicht die streng wissenschaftliche ist, so ist diese Osterbetrachtung dennoch nicht nur durch ihre religiöse Weihe, sondern auch um der vielen tiefen Gedanken willen, die sie enthält, für Freunde religiöser Speculation eine willkommene Gabe. Zu wünschen wäre es freilich, dafs der verehrte Vf. seine tiefen Gedanken nicht durch zufällige Anspielungen und Vorstellungen stören möchte, aber wie leicht ist dieser Mangel bei dem vielen Gediegenen, das seine Schriften enthalten, zu übersehen!

Zum Schlusse entspreche ich noch der Aufforderung meines hochgeachteten Freundes *Bekers*, die er am Schlusse des Anhangs, welcher der Beurtheilung meiner Metaphysik gewidmet ist, an mich macht, und verständige mich mit ihm über einige Bedenklichkeiten, die mir derselbe darin vorlegt.

Mein Freund findet die Anwendung der Hegel'schen Methode auf eine, dem Inhalt nach von dem Hegel'schen System sehr abweichende, Metaphysik unzulässig, und darin hat er auch Recht. Es war mir aber auch nicht um eine äufserliche Anwendung der Hegel'schen Methode zu thun, sondern ich sagte in der Metaphysik nur: ich habe mich durch die sogenannte Naturphilosophie und die Hegel'sche Begriffsphilosophie gebildet, um ein nach Inhalt und Form neues System, so gut ich es vermöchte, darzustellen. Diese Selbstständigkeit erkennt mein Beurtheiler auch an, indem er weder die Eigenthümlichkeit der Gedanken, noch den objectiven Fortschritt der Methode, der eben sowohl ein empirischer wie speculativer sey, in Abrede stellt.

Desto mehr mufste es mich verwundern, dafs der Vf. meine Deduktion des Begriffs der Metaphysik, wonach sie als „allgemein wissenschaftliche Grundlage der Philosophie, der Natur, des Geistes und der Religion objective Vernunftwissenschaft ist, und daher im Systeme der Wissenschaften die Mitte zwischen der formellen Vernunftwissenschaft und der concreten philosophischen Wissenschaften bildet" mifsverstanden hat, um so mehr, da ich von ihm kein absichtliches Mifsverständnifs zu besorgen habe. Sein Mifsverständnifs kommt wohl daher, weil Ref. die Metaphysik als objective Vernunftwissenschaft nicht zugleich als Erfahrungswissenschaft bestimmt; aber er zeigt ja gleich auf der ersten Seite, dafs alles wahre Wissen sich nur in der Einheit von Form und Inhalt verwirkliche, und dafs mithin selbst die eigenthümliche Wissenschaft der Denk- und Seyns-*Formen* oder der Logik **) nicht inhaltsleer ist, und dafs die Metaphysik nur im Gegensatze zu den realen Wissenschaften, welche Entwicklungen ei-

*) Sagt doch Hr. Prof. *Weifse* in einem Ausfalle gegen *Hinrich's* (Blätter für liter. Unterhaltung Nr. 28. 1836) „Schreiber dieses hat noch vor ganz Kurzem von mehren achtbaren Männern, die er nur zu nennen brauchte, um die Glaubwürdigkeit ihres Zeugnisses aufser allem Zweifel zu setzen, die bestimmteste Versicherung erhalten, dafs *Hegel* persönlich ein klares Bewufstseyn hatte über das Unbefriedigende, über den durchaus negativen Charakter seines Systems." („Aber er hielt es für Pflicht es mit dem ganzen Gewichte seines Charakters und Geistes zu vertreten, weil es an der Zeit war und weil nur durch Ueberwindung dieser Stufe der fortschreitende Geist der Wissenschaft das Höhere zu erreichen vermag.)

**) Sofern in derselben die *Einheit* von Form und Inhalt in der Bestimmtheit der formellen Vernunftwissenschaft entwickelt wird.

eines eben sowohl empirischen und mithin anschauenden, als denkenden Wissens sind, in der Allgemeinheit ihrer Erkenntnisse noch nicht concrete Wissenschaft sey. Hieraus folgt aber nicht, dafs sie nur das rein Rationelle oder *a priori* Gedachte zum Gegenstande habe, sondern als Wissenschaft des *Erkennens* hat sie das Allgemeine der Erfahrung zum Inhalte.

Erfreulich war dem Ref. die Zustimmung des Vfs. zu seiner Entwicklung der Idee der persönlichen Unsterblichkeit, und wenn er S. 83 ausdrücklich sagt: „Alle diese Gegenstände behandelt der Vf. in so *selbstständiger* Weise, dafs ungeachtet des unverkennbaren Einflusses, welche die Ideen der neuern und neuesten Philosophie auf seine Ansichten geäufsert, dieselben dennoch als keine entlehnten erscheinen, sondern als höchst schätzbare Beiträge zur speculativen Lösung jener grofsen Probleme zu betrachten sind"; so wiederholt Ref. um so freudiger den in seinem Werke gegen *Schelling* ausgesprochenen Dank, indem er ihm eben in der Theorie *dieses* Problems das Meiste verdankt.

Findet jedoch Ref. gleich die Idee der persönlichen Unsterblichkeit in den Hegel'schen Schriften nicht enthalten, so mufs er doch gestehen, dafs er in der metaphysischen Begründung derselben, die er schon in seiner im Frühjahr 1833 erschienenen Schrift über „die Freiheit des menschlichen Willens" in den allgemeinsten metaphysischen Grundlinien versuchte, durch die Hegel'sche Philosophie gefördert wurde. Daher findet er auch *Göschel's* freundliche Zustimmung zu seiner Unsterblichkeits-Theorie (vgl. S. 42 der erwähnten Schrift) ganz mit dessen Streben, die persönliche Unsterblichkeit schon in *Hegel's* Schriften angedeutet zu finden, vereinbar, wiewohl er nur wiederholen kann, was er auf *Beckers* Antrag S. 55—58 gezeigt hat, dafs dem Gehalte und der Tendenz nach kein speculatives System die ewige Existenz der Persönlichkeit entschiedner geleugnet, und die Ueberzeugung von einem jenseitigen Leben, indem sie das ganze geistige Daseyn auf das Diesseits, die Gegenwart, beschränkte, rücksichtloser zu vernichten gesucht hat. Wenn diese Philosophie einige Bestimmungen oder Begriffe enthält, durch deren Entwicklung die persönliche Unsterblichkeit im Allgemeinen erwiesen werden kann, so folgt daraus nicht, dafs sie dieselbe wissenschaftlich erwiesen hat. Ref. mufs daher redlich gestehen, dafs er sich, bevor ihm durch *Schelling's* Vorträge ein neues Licht aufging, durch die Hegel'sche Philosophie so wenig wissenschaftlich von der Unsterblichkeit überzeugen konnte, wie *Hegel's* übrige Schüler *).

Er schliefst mit dem Wunsche, dafs die beiden Vff. der angezeigten Schriften, mit welchen zu philosophiren er sich zum Glück und zur Ehre rechnet, das nähere Eingehen auf ihre Ansichten als Beweis seiner aufrichtigen Hochachtung betrachten mögen. *Fischer.*

## HÖHERE TECHNOLOGIE.

Braunschweig, b. Vieweg u. Sohn: *Die höhere technische Lehranstalt, oder die technische Abtheilung des Herzoglichen Collegii Carolini zu Braunschweig* nach Zweck, Plan und Einrichtung unter Mitwirkung ihrer Lehrer dargestellt von dem Vorsteher derselben *A. Uhde*, Dr. Phil., Prof. der Mathematik u. Astronomie. 1836. IV u. 90 S. gr. 8. (12 gGr.)

Lange hat Ref. in diesem seinem Fache keine so gediegene Schrift gelesen, die wohlbeachtet nur allgemeinen Nutzen bei Anlage technischer Bildungsanstalten in ganz Deutschland zu verbreiten ganz geeignet ist. Sie beschreibt nach Zweck, Plan und Einrichtung eine reich ausgestattete, zweckmäfsig eingerichtete, und bei der Anlage und Begründung wohl durchdachte Anstalt die zwar nur als ein Theil des lange bekannten berühmten *Coll. Carolini* unter der bescheidenen Benennung „höhere technische Lehranstalt" auftritt, aber wol eine deutsche Gewerbs-Universität genannt werden kann, deren Entstehen der Herzoglich Braunschweigschen Regierung um so mehr zu hoher Ehre gereicht, als es noch in gröfsern deutschen Ländern an einer so zweckmäfsig eingerichteten und so bedeutend reich begabten und ausgestatteten Anstalt ganz fehlt.

Wir erlauben uns nicht einen dürftigen Ueberblick dieser, obgleich kleinen, doch höchst inhaltreichen Schrift zu geben, sondern verweisen jeden Leser, welcher Berufs wegen an technischen Lehranstalten Antheil nimmt, auf solche selbst um sie zu studiren.

Dem Vf. derselben, welcher ein Gewinn für diese Anstalt ist, wünschen wir unter Bezeigung unserer besondern Achtung, Muth und Ausdauer bei der höchst schwierigen Leitung einer solchen Anstalt und des damit verbundenen Personals, zu einem gemeinschaftlichen nützlichen Zwecke.

Möchte diese Schrift dazu beitragen den richtigen Begriff für die Anlage solcher Anstalten in unserm deutschen Gesammtvaterlande festzustellen und zur Nachahmung aufzurufen. Dr. *N...o.*

*) Auch ist er wissenschaftlich überzeugt, dafs rein logisch wohl die zu einer Theorie der Unsterblichkeit nothwendigen formellen Grundbegriffe bestimmt, nicht aber diese Theorie selbst speculativ entwickelt werden kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1837.

## GESCHICHTE.

**Berlin**, im Verl. von Veit u. Comp.: *Friedrich der Grofse als Schriftsteller.* Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke. Bei Annäherung des grofsen Preufsischen Thronjubelfestes ehrerbietigst der Königl. Akademie der Wissenschaften empfohlen von *J. D. F. Preufs.* 1837. X u. 359 S. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Der Vf. der sich durch seine Geschichte Friedrichs des Grofsen schon einen bedeutenden Namen unter Deutschlands Geschichtsforschern erworben hat, vermehrt noch seinen wohlbegründeten Ruhm durch gegenwärtige Schrift. Sie soll, was der Titel sagt, eine Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe von Friedrichs des Grofsen Werken seyn. Das ist sie, und zwar in einem solchen Grade, dafs, ohne sie, oder ähnliche, gar nicht eine solche Ausgabe zu Stande kommen könnte. Selbst derjenige, der mit Friedrichs schriftstellerischen Arbeiten genauer bekannt ist, wird sich durch die Menge von Aufsätzen und Notizen, auf welche hier aufmerksam gemacht worden ist, überrascht fühlen. Wirklich es ist endlich einmal Zeit, eine möglichst vollständige und kritisch gesichtete Ausgabe der Schriften des grofsen Königs zu veranstalten, da die Unterlassung derselben selbst von Ausländern bitter gerügt worden ist. So sagte der berühmte *Gibbon* zu Hn. *v. Dohm* zu *Lausanne* 1791 (s. dessen Denkw. Band 5. S. 53) über die Ausgabe der *oeuvres de Fréderic II à Berlin* 1788 u. 1789: „Diese Ausgabe macht dem preufsischen Volke Schande, und giebt von der Achtung, welche es für Wissenschaften und geistige Gröfse hat, einen sehr nachtheiligen Begriff. Als mir dieselbe zuerst gebracht wurde, glaubte ich, es sey ein in irgend einem Winkel zur Befriedigung der ersten Neugierde gemachter voreiliger Abdruck der in unrechte Hände gerathenen Handschriften. Aber mit Erstaunen habe ich vernommen, dafs dieses die einzige unter öffentlicher Autorität erschienene Ausgabe ist. Hätte je ein britischer König solche und so viele Schriften hinterlassen, gewifs würde das Parlament eine angemefsene Summe ausgesetzt haben, um eine mit allem litterarischen Apparate versehene, durch gröfste Korrektheit und typographische Pracht glänzende Ausgabe derselben zu veranstalten. Gelehrte und Künstler hätten gewetteifert, hierzu mit zu wirken. An alle Souveraine von Europa wäre eine solche Ausgabe zur Ehre Grofsbritanniens als Nationalgeschenk versendet worden. Neben dieser Prachtausgabe würden noch andere zu wohlfeileren Preisen erschienen seyn, damit diese Schriften von Menschen aller Klassen könnten gelesen werden." Zwar ist die spätere *Baseler* Ausgabe reichhaltiger als die *Berliner*, aber mit Recht sagt der Vf. S. 2: „keine darf sich auch nur einer ganz bescheidenen Vollständigkeit rühmen, keine ist unverstümmelt, keine ist ohne die sorgloseste Unwissenheit zu Tage gefördert." Dies hat der Vf. umständlich bewiesen. Friedrich der Grofse nämlich hatte viele Manuscripte von den Erzeugnissen seines Geistes seinen Privatsekretären *Darget* und *Villaume* geschenkt. Als der König gestorben war, so bekam *Villaume* von *Friedrich Wilhelm II.* Befehl, eine Specification von Friedrichs Manuscripten, die er in Händen habe, einzureichen. Dies that er und überliefs der Regierung für die Summe von 12000 Rthlr. den Besitz seiner Handschriften Friedrichs des Grofsen. Sie wurden von Friedrich Wilhelm II. dem damaligen geheimen Finanzrathe und nachherigen Staatsminister *v. Wöllner* zum Geschenk gemacht. Dieser verkaufte sie an den Buchhändler *Vofs* und *Sohn*, desgleichen an den Hofbuchdrucker *Decker* und *Sohn*, welche auch vom Könige 1787 ein *privilegium privativum* für diese Werke und die Uebersetzung derselben erhielten. Zum Revisor und Herausgeber wurde der französische Prediger *de Moulines* von dem geh. Rathe *von Wöllner* ernannt. Wie wenig sich aber jener um die Herausgabe bekümmerte, kann man aus der S. 24 angeführten Stelle in *von Dohm* Denkwürdigkeiten Band 5. S. 49 ersehen: „*Moulines* schickte die Handschriften zum Druck ohne sie vorher angesehen, oder auch nur die Pakete, worin sie zusammen gebunden waren, geöffnet zu haben. Die Ordnung des Abdrucks war daher den der Sachen und auch meistens der französischen Sprache unkundigen Setzern überlassen, welche sich nur zuweilen, wenn sie sich gar nicht zu helfen wufsten, bei irgend jemand Raths holten."

Mit diplomatischer Genauigkeit zeigt nun der Vf. von S. 19—35 an vielen Beispielen wie man bei Anordnung der Sachen weder auf eine wissenschaftliche Stellung derselben noch auch auf die Zeit, in die sie gehören, Rücksicht genommen hat. Ja man hat sich sogar erfrecht, wichtige Manuscripte des Königs zu verschenken, ohne sie benutzt zu haben. So wird S. 21 erzählt, dafs der *Anti-Machiavel* im 2ten Bande der *oeuvres publiées du vivant de l'auteur* nach der vom Könige durchaus verworfenen, verstümmel-

ten *Voltaire*schen Ausgabe wiedergegeben, hingegen *Friedrichs* eigene saubere Handschrift von dem vorher erwähnten *Moulines*, ohne sie zu benutzen, an einen Privatmann verschenkt worden sey, welcher dieselbe wieder verschenkt habe, so dafs diese kostbaren Papiere nun zum Theil verloren seyen. Endlich finden sich, wie der Vf. von S. 30 bis 36 zeigt, in allen 25 Bänden der Berliner Ausgabe die sinnentstellendsten Druckfehler und Verdrehungen der Orts- und Personennamen. Durch diese Anführungen wird das S. 29 angeführte von Johannes von Müller in der Allg. Lit. Zeit. 1789, Nr. 51. S. 404 gefällte harte Urtheil gerechtfertigt, welches dahin lautet: „Wenn man überhaupt die ganze Anordnung betrachtet, so sollte man wahrhaftig auf blindes *Fatum* weit eher rathen, als auf die Hand eines vernünftigen Menschen."

Nachdem der Vf. von S. 37 bis 44 über die *Baseler* und *Amsterdammer* Ausgabe noch Notizen gegeben hat, schlägt er S. 44 vor, wie eine echte und vollständige Ausgabe von Friedrichs d. Gr. Werken etwa anzuordnen wäre, und zwar dafs

1) die *Geschichtswerke* sammt den *Elogen* den Anfang machten, dann

2) die *Gedichte* sammt den sogenannten fliegenden Blättern (*facéties*) in gebundener und ungebundener Rede folgten, hierauf

3) die philosophischen und staatswissenschaftlichen Schriften, ferner

4) die militärischen Schriften und endlich

5) die Briefe kämen.

Gegen diese Anordnung möchte wohl niemand etwas Erhebliches einwenden, es müfste denn seyn, dafs mancher eine Voranstellung von *Friedrichs* nach Zeitfolge und Personen geordneten Briefen wünschte, da diese überhaupt den Gang von des Königs geistiger Bildung bezeichnen, in das Innere seines hochherzigen Charakters blicken lassen, über die Entstehung und Beurtheilung seiner Schriften Auskunft geben und die in manchen Fällen mit der Zeit veränderten Ansichten desselben beurkunden.

Nach der angegebenen Reihe führt der Vf. von S. 47 bis 290 die Schriften des Königs auf, und fügt anhangsweise noch eine Uebersicht der Unterredungen des Königs mit Personen allerlei Standes, der Reden und Anreden des Königs, der musikalischen Kompositionen und zuletzt der fälschlich dem Könige beigelegten Schriften hinzu.

Die Aufführung der Schriften aber besteht nicht etwa aus einer blofsen Nomenklatur, nebst Hinzufügung der verschiedenen Ausgaben, sondern enthält zugleich eine kurze Charakteristik derselben.

Der Anfang wird mit den *fünf historischen Hauptwerken* gemacht. 1) Die *mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg*. „Diese *mémoires*, sagt der Vf. S. 47, in welchen der König eine Geschichte seiner Vorfahren giebt, sind ausgezeichnet, man mag auf Wahrheit und Treue, auf Auswahl im Stoffe, oder auf die, von einem philosophischen Geiste eingehauchte, schöne Sprache sehen. — Nur mit dem fast zu strengen Gerichte, welches der Enkel über den Grofsvater ergehen läfst, hat man sich nicht überall einverstanden erklärt." Der Vf. bestätigt in diesem Abschnitte manches Ereignifs, nach sichern Quellen, welches von andern Schriftstellern war bezweifelt worden.

2) *Histoire de mon temps*. „Sie macht, wie es S. 65 u. 70 heifst, die Fortsetzung der bis auf das J. 1740 heruntergeführten brandenburgischen Denkwürdigkeiten aus und ist die erste rein geschichtliche Arbeit des Königs. — Müssen wir an diesem unsterblichen Werke die Principe der historischen Kunst bewundern, welche *Friedrich* bei Abfassung desselben anwandte, müssen wir demselben wegen der fast beispiellosen Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe den höchsten Rang eingestehen, so müssen wir nicht weniger den unverdrofsnen Fleifs des rastlosen Landesvaters hervorheben mit welchem er dieses Werk seines besondern Wohlgefallens zum Ruhme seiner Armee und vieler einzelnen Helden für die Nachwelt zu vollenden strebte."

3) *Histoire de la guerre de sept ans*. „Sogleich nach dem Frieden beschrieb der König die Geschichte der Thaten des Heeres. Aber diese erste Arbeit verbrannte, als ein Bedienter, welcher auf die Hunde Acht haben sollte, eingeschlafen war. — *Friedrich* schrieb in *vier* Monaten den ganzen siebenjährigen Krieg (auf Sans-Souci) noch Ein Mal und er hat am Schlusse desselben bemerkt, dafs die Arbeit in Berlin den 17. December 1763 beendigt worden. — Wenn auch dieses Werk dem vorigen keines Weges zu vergleichen ist an durchweg sich gleich bleibender Vollendung und an ebenmäfsiger Sorgfalt in der Behandlung des Einzelnen, so erkennt man doch auch in dieser Arbeit die Wahrheitsliebe, die Kunstfertigkeit und den unvergleichlichen Patriotismus des Vfs. in vielen glänzenden Partieen. Aber es scheint, als habe derselbe, nach dem unglücklichen Verluste der ersten Abfassung, für die zweite keine solche Vorliebe hegen können, dafs er sie, wie die *histoire de mon temps* hätte überarbeiten und etwanige später zu Tage gekommene Quellen z. B. die sehr namhaften *Süfsenbach*ischen Manuscripte noch hätte benutzen mögen."

4) *Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg jusqu'à la fin du partage de la Pologne* 1775.

5) *Mémoires de la guerre de* 1778 *et Correspondance de l'Empereur et de l'Impératrice-Reine avec le Roi au sujet de la succession de la Bavière.*

Diese Abschnitte, so wie die *Elogen* sind von ähnlichen Anmerkungen begleitet, wie die, welche bei 1 — 3 stehen.

Es folgen nun unter Nr. II die *Gedichte* des Königs desgl. unter Nr. III die *philosophischen* und *staatswissenschaftlichen* Schriften.

Ueber-

Ueberall findet man hier die interessantesten Notizen und treffende Urtheile. So sagt der Vf. S. 105: „die Gedichte wie die Briefe des Königs zeigen die ungewöhnliche Fruchtbarkeit seines Geistes, eine seltene Fülle historischer Bildung, einen tiefen Schatz von Welt- und Menschenkenntnifs. Sollten wir auch der Philosophie des Monarchen in denselben nicht überall beipflichten, sein edles Herz wird uns immer rühren, er mag die Tugend erheben, oder das Laster geifseln, die Thorheit belachen, oder Wahn und Heucheley enthüllen; denn was den Menschen irgend wie berührt, bietet ihm Stoff zu dichterischer oder brieflicher Mittheilung, in welcher immer das eigne Herz sich auf die liebenswürdigste Weise öffnet."

Dafs der König seine poetischen Werke sehr verborgen hielt, beweist der Vf. dadurch S. 122, dafs er selbst die verschenkten Exemplare von den aus seiner Nähe ganz ausscheidenden Freunden wieder einforderte, um jegliche Verbreitung zu verhüten. Wie es aber kam, dafs *Friedrich* selbst, und zwar während der Unruhen des drangsalsvollsten Krieges, eine Ausgabe derjenigen Gedichte, welche S. 121 unter dem Titel: *oeuvres du Philosophe de Sans-Souci* bezeichnet sind, für den *Buchhandel* veranstalten liefs, dies ist von S. 121 bis 128 umständlich auseinander gesetzt.

Die folgenden Abschnitte sind mit eben der kritischen Genauigkeit und Sorgfalt bearbeitet, wie die angeführten; aber Ref. mufs auf den ihm vergönnten Raum in diesen Blättern Rücksicht nehmen, und begnügt sich, auf das wichtige Buch aufmerksam gemacht zu haben. Nur Einen Wunsch kann er nicht unterdrücken, nämlich den, dafs doch des liberalen und grofsherzigen Königs von Preufsen Majestät geneigt seyn möchte, eine kritisch geordnete und der Würde des Gegenstandes auch äufserlich angemessene Ausgabe von *Friedrichs* Werken veranstalten zu lassen. Und wem könnte wohl ein Hauptgeschäft dabei mit gröfserem Zutrauen übertragen werden, als dem Vf., der sowohl durch seine Geschichte des grofsen Königs als durch das obige Werk gezeigt hat, dafs er dazu vorzüglich geeignet ist.

## BIBLISCHE LITERATUR.

Groningen, b. Oomkens: *Jani van Gilse*, Theol. in seminario Teleiobaptistarum Amstaelodamensi studiosi, *commentatio ad quaestionem a Ven. Theologorum Ordine in academia Groningana a. MDCCCXXX propositam*: „*Libri, qui Sapientia Jesu Sirachidis inscribitur argumento brevius enarrato, accuratius doctrinae fons exponatur. Addatur libri cum Proverbiis Salomoneis comparatio.*" quae praemio est ornata. MDCCCXXXII. 103 S. gr. 4.

Diese nach Inhalt und Form im Ganzen sehr wohlgelungene Abhandlung besteht der Aufgabe zufolge aus 3 Theilen. Vorgehen *Prolegomena*, die über den Vf. der *Sapientia*, über den Urtext, den Uebersetzer und die Schicksale derselben das Nöthige beibringen und schon aus ihnen ist ersichtlich, dafs Hr. v. G. seine Vorgänger behutsam und mit eigenem Urtheile benutzt habe. Wenn er aber S. 6 die Identität unseres Sirach mit dem im Talmud erwähnten בן סירא leugnet und dieſs S. 15 damit beweist, dafs der gröfsere Theil der im Talmud dem בן סירא zugeschriebenen Aussprüche in unserer *Sapientia* vergeblich gesucht würden, so will dieser Grund wenig oder gar nichts bedeuten. Unser Sirach war ein durch seine Gnomen berühmter Weiser des Volks und dafs wir in der vorliegenden Sammlung seine sämmtlichen Gnomen besitzen, ist ebenso unerweislich, als es an sich höchst wahrscheinlich ist, dafs sich von ihm im Munde des Volks manche Aussprüche fortpflanzten, andere Sprüche dagegen die Sage dem volksthümlichen Weisen zuschrieb. Dagegen weist unser Vf. S. 7 ff. mit Recht nach, wie schwach die Gründe sind, nach denen man unter dem c. 50 belobten Hohenpriester *Simon* den um 240 fungirenden *Simon* hat verstehen wollen. Er selbst versteht den *Simon Justus* um 290. Richtig endlich wird S. 11 aus den Worten des Prologs *οὐ γὰρ ἰσοδυναμεῖ αὐτὰ ἐν ἑαυτοῖς ἑβραϊστὶ λεγόμενα καὶ ὅταν μεταχθῇ εἰς ἑτέραν γλῶσσαν· οὐ μόνον δὲ ταῦτα* (nämlich das Buch Sirach), *ἀλλὰ καὶ αὐτὸς ὁ νόμος καὶ αἱ προφητεῖαι καὶ τὰ λοιπὰ τῶν βιβλίων οὐ μικρὰν ἔχει τὴν διαφορὰν ἐν ἑαυτοῖς λεγόμενα* geschlossen, dafs dem Uebersetzer eine griechische Uebersetzung des A. T. vorgelegen und dafs er sonach schon Kenntnifs von den LXX gehabt habe.

Mehr als in den Prolegomenen tritt in der Abhandlung selbst der sammelnde Fleifs und die Selbstständigkeit des Vfs. hervor. Der *erste* Theil S. 18 bis 36 handelt *de libri argumento* und hier werden beide Abwege, einerseits überall, andrerseits fast nirgends Ordnung und Zusammenhang zu finden, glücklich vermieden. Das Buch wird S. 22 genannt *fasciculus meditationum probi cuiusdam hominis, qui vitam humanam diligenter contemplatus rerumque eventus accurate perpendens suas hac de re sententias atque opiniones scripto mandavit, intertextis subinde aliorum etiam sententiis atque dictis* und hiernach der bisweilige Widerstreit der einzelnen Sentenzen erklärt. Von S. 25 folgt eine verständige Inhaltsanzeige. Im *zweiten* Theile *de fonte doctrinae* S. 82 ff. wird nachgewiesen, dafs Sirach *nur* die heiligen Bücher der Juden, freilich selbstständig nach seiner Individualität und nach dem Geiste seiner Zeit, benutzt habe. Wir stimmen ihm auch hierin bey, finden aber dessen ungeachtet in der Personification der *σοφία* bei *Sirach* durchaus mehr als eine blofse rhetorische Figur und sind durch die lange Auseinandersetzung S. 73 ff. keineswegs von dem Gegentheile überzeugt worden. Mit Recht wird dagegen S. 79 ff. die Behauptung zurückgewiesen, als erhelle aus c. 36, 14. 15. die Benutzung aristotelischer oder zoroastrischer Philosophie.

F.

SCHÖ-

## SCHÖNE LITERATUR.

HALLE, b. Anton: *Die Welt-Reiche zu Anfange des Jahres* 1835. Eine Bilder-Reihe von *L. M. Fouqué*. 1835. VIII u. 68 S. kl. 8. (8 gGr.)

Der alte ritterliche Nordlands-Sänger hatte wieder die Harfe ergriffen, deren Töne ehemals unserm Herzen nicht fremd waren, und wir horchten nach den neuern Liedern hin; allein — wir müssen leider gestehen, wir vernahmen nur wenige Töne der alten Kraft — es sind nur schwache Griffe in die einst rauschenden Saiten, und schwankende. Warum stimmte der Dichter nicht den sonst ihm nicht mifslungenen Volkston an, der Liedern politischen Inhalts allein angemessen seyn möchte, so dafs seine Gesänge eine Lieder-Chronik geworden wären? Wie kann aber diefs phantasieleere Phantasieren irgend ansprechen? — Die Geschichte dieser Gesänge ist kurz diese: Der Vf. hielt im Winter-Halbjahre 1834 bis 1835 zu Halle an der Saale vor Zuhörern und Zuhörerinnen Zeitungs-Vorlesungen, die sich natürlich nach seiner bekannten Ansicht bildeten, und zwar mit ehrender Anerkennung. „So geschah es denn, (nach S. VII) dafs auch die ihm beschiedene Dichtergabe aus einem so gedeihenden Stamme des innern Lebens ihre eigenthümlichen Blüthen trieb", und diese bringt er hier jenem geehrten Kreise dar. — Jedes der Welt-Reiche erhält sein eignes Lied und seine Ermahnung, so weit als thunlich in den heimischen Rhythmen, wie Spanien in assonirenden Redondilien, Frankreich in Alexandrinen, Grofsbritannien im *God save the King*-Rhythmus, Rom in Hexametern und Pentametern, Griechenland in, dem Sapphischen Versmafs nachgebildeten, Strophen mit adonischem Ausgange, und dann auch in der dreifüfsig-jambischen modernen Balladenstrophe, der deutsche Bund ist in Terzinen in einander gebunden u. s. w. Auch mangelt es nicht an Knittelversen in den seynsollenden Göthe'schen freischwebenden Rhythmen — — allein auch dem Rhythmus fehlt die Schwungkraft. Im Gesange *Spanien* wird Don Carlos als der waffenkühne thronberufene Ritter bezeichnet; *Portugal* wird an die Cortes von Lamego schmerzlich gemahnt, doch *Don Miguel* nicht genannt; *Frankreich* wird bejammernd als das entblätterte Lilien-Land bezeichnet, *Irland* wird vom irdischen weg auf das himmlische Reich gewiesen, damit es vergesse, dafs seine Fluren von fremdem Muthwillen zertreten und seine Kinder hinausgestofsen werden, und über O'Connel wird, wie natürlich, aber ohne dafs er genannt wird, ein fürchterliches Anathema ausgesprochen. Wir glauben diese Gesänge hinlänglich charakterisirt zu haben und wollen nur das kurze Schlufsgedicht, als unstreitig das sinnigste von allen, hersetzen aus altgewohnter Achtung für den Sänger:

*St. Helena's-Insel.*

All' Zürnen, ob gerecht, schweig' an der Gruft,
Des Einzeln Grab schaust du als Welt-Grab hier.
Ein Welt-Reich ist zusammgebrochen hier,
Umthaut von Einer Witwe Thränen-Duft.
All' Andres schwand vernichtet, Luft in Luft:
Der Kaiserthron, das Heer, als Panther-Thier
Sprungfertig stets, und ach! Die Jugend-Zier!
Des holden Sohn's! Von Gruft ging's fort in Gruft.
Als Niobe noch trau'rt im alten Rom
Die Imperators-Mutter um's Phantom,
Das sie gebahr, aufsteigen, stürzen sah.
O Mahnungs-Insel da, im Zeiten-Strom,
Helena, sey dein Bild uns Pilgern nah!
Die Welt ist Lug. Gott ist Amen und Ja.

## JUGENDSCHRIFTEN.

1) REUTLINGEN, b. Mäcken jun.: *Die Wunder der nördlichen Polarwelt*, oder Abenteuer in den Eisgefilden des Nordens. Zur belehrenden Unterhaltung für die reifere Jugend, mit 4 Kpfrn. 1836. 130 S. 8. (14 gGr.)

2) *Ebend.*, b. Ebendems.: *Die Wunder der amerikanischen Wildnifs.* Ein Natur- und Sittengemälde für die Jugend. Nach Washington Irving. Mit Kpfrn. 1836. 109 S. 8. (14 gGr.)

Beide Bücher beschäftigen sich mit der Natur und ihren erhabenen Erscheinungen, zeigen aber auch das Menschenleben in seiner Entwickelung auf der niedrigsten Stufe, wie auf der höhern, wo Wissenschaft und Kunst ihren Thron aufgebaut haben. Beide sind zur Bildung des heranwachsenden Geschlechts bestimmt und allerdings eine zweckmäfsigere Nahrung für den jugendlichen Geist, als so viele saft- und kraftlose Jugendschriften, welche den Büchermarkt füllen.

Nr. 1 giebt zuvörderst einen Gesammtanblick der nördlichen Polarwelt, führt uns auf die Eisfelder, zeigt uns die erhabne Erscheinung des Nordlichts, läfst die Eislawinen donnern, und geht dann zur Schilderung der am Pole gedeihenden Pflanzengeschlechter und Thierarten über. Dann lernen wir die Haushaltungen der Grönländer, die Schneehütten der Eskimos kennen, begleiten die Wallfischfänger auf ihren gefahrvollen Bahnen und nehmen Theil an den Expeditionen von Perry und Ross. Die Darstellung, welche sich in den letzten Kapiteln zum Theil an die Worte der genannten geistreichen Reisenden anschliefst, ist lebendig und anziehend. Die Kupfer geben eine deutliche Erläuterung zu den abgebildeten Gegenständen.

Nr. 2 ist ein Auszug aus der Wanderung in den Prairien von Washington Irving, aus welchem Buche das Ausland schon mehrere interessante Mittheilungen gemacht hat. Obwohl nicht so lehrreich als Nr. 1, sondern mehr unterhaltend dient es doch zu einer richtigen Kenntnifs mancher nordamerikanischen Gegenden und Zustände. Besonders ist das Jagdwesen berücksichtigt. Die Kupfer könnten durchgängig besser seyn, und kommen denen zu Nr. 1 nicht gleich.

# MONATSREGISTER

vom

# MÄRZ 1837.

## I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

*Anm.* Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.


*A.*

Almanach de Neuchatel en Suisse, pour l'année bissextile 1836. EB. 21, 166.

Annalen des Advocaten-Vereins zu Hannover. 1s bis 5s Heft. 55, 433.

*B.*

*Baumgarten-Crusius*, A. M., Periodologie, od. die Lehre von den period. Veränderungen im Leben des gesund. u. kranken Menschen — (herausg. von J. G. *Gruber*.) 48, 377.

— — D. C. W., s. W. *Müller*.

*Beckers*, H., über K. F. *Goeschel's* Versuch eines Erweises der persönl. Unsterblichkeit; nebst Anhang üb. die Anwend. der *Hegel*. Methode auf die Metaphysik. 56, 441.

*v. d. Brincken*, J., Ansichten üb. die Bewaldung der Steppen des europäischen Rußlands — EB. 23, 180.

*Büchner*, K., u. F. *Hermann*, Handbuch der neuern franz. Sprache u. Lit. Prosaischer Th. 2te verb. Aufl. EB. 24, 192.

*C.*

*Callisen*, Ch. F., Handbuch zum Gebr. nachdenkender Christen beim Lesen der heil. Schr. neuen Test. 1r Th. die vier Evangelisten. Auch:

— — Winke zum erbaul. Lesen der Erzähll. aus dem Leben Jesu in den 4 Evang. 2te verm. Aufl. EB. 24, 192.

*Cruveilhier*, J., Anatomie pathologique du corps humain, ou descriptions avec figures lithographiées des diverses altérations morbides. Livr. 10—20. 52, 409.

*E.*

*v. Ense*, s. *Varnhagen v. Ense*.

*Eschenburg's*, J. J., Entwurf einer Theorie u. Literatur der schönen Redekünste. 5te umgearb. Aufl. von M. *Pinder*. EB. 23, 183.

*Ewald*, H., die poetischen Bücher des Alten Bundes erklärt — 2r Th. die Psalmen. 44, 345.

*F.*

*af Forsell*, C., Statistik öfver Sverige grundad på offentliga Handlingar. Andra Uplagan — 39, 305.

— — Statistik von Schweden nach öffentl. Documenten. Nach der 2ten verm. Aufl. übersetzt von A. G. F. *Freese*. 39, 306.

*Fouqué*, L. M., die Welt-Reiche zu Anfange des J. 1835. Eine Bilderreihe. 57, 455.

*Freese*, A. G. F., s. C. *af Forsell* —

*G.*

*Gebser*, A. R., u. E. A. *Hagen*, der Dom zu Königsberg in Pr. 1e Abth. Gesch. der Domkirche u. des Bisthums Samland — von *Gebser*. 2e Abth. Beschreib. der Domkirche u. ihrer Kunstwerke — von *Hagen*. 45, 375.

*van Gilse*, J., *Commentatio* ad quaestionem a Ven. Theol. Ordine in acad. Groning. a. 1830 propositam: „*Libri, qui Sapientia Jesu Sirachidis inscribitur argumento brevius enarrato, accuratius doctrinae fons exponatur.* Addatur *libri cum Proverb. Salomonis comparatio.*" 57, 453.

*Goeschel*, K. F., die siebenfältige Osterfrage; zum Ostermorgen 1836. 56, 441.

— — s. H. *Beckers* —

*Goldhorn's*, Joh. David, Gedächtnißfeier zu Budissin am 13. Decbr. 1836. (Herausg. von Fr. *Klien*) EB. 30, 239.

*Grafe*, F. B., Leitfaden zum Studium des Hannoverschen Privatrechts. 1r u. 2r Bd. EB. 24, 189.

*Guillon*, Histoire de la nouvelle hérésie du dixneuvième siècle, ou réfutation complète des ouvrages de M. l'abbé *de la Mennais*. EB. 24, 185.

*H.*

*Hagen*, E. A., s. A. R. *Gebser*.


*Har-*

*Hartig*, G. L., Instruction für die Kgl. Preufs. Forst-Geometer- u. Forst-Taxatoren — 2te verb. Aufl. EB. 22, 176.

*Hermann*, F., neues franz. Lesebuch — 2te mit einem Wörterbuche verm. Ausg. EB. 23, 183.

— — s. K. *Büchner* —

*Hitzig*, F., die Psalmen; histor. u. kritischer Commentar, nebst Uebersetzung. Th. 1. Grundtext übers. u. krit. hergestellt. Th. 2. Histor. krit. untersucht. 44, 345.

*Hoechsten*, E., s. H. *Knebel* —

*Hubeny*, J., forstwissenschaftl. Mittheilungen. Zeitschrift. 1s Hft. EB. 23, 180.

— — die vorzüglichsten Ursachen des schlechten Zustandes von vielen ungarischen Forsten, nebst Vorschlägen zur Abhülfe. 1s Hft. EB. 23, 179.

*Hurter*, F., Geschichte Papst Innocenz des Dritten u. seiner Zeitgenossen. 1r u. 2r Bd. EB. 25, 193.

*J.*

*Jaeger*, J. P. E. L., der Hack- u. Roderwald im Vergleiche zum Buchen-Hochwalde — — EB. 23, 179.

*K.*

*Kerner*, Just., von dem Vorkommen des Besessenseyns eines dämonisch-magnet. Leidens u. seiner Heilung — in einem Sendschr. an Dr. *Schelling* — EB. 28, 222.

*Knebel*, H., franz. Schulgrammatik für Gymnasien und Progymnasien; nebst einem Uebungsbuche zum Uebersetzen ins Franz. von E. *Höchsten*. 2e verb. Aufl. EB. 24, 191.

*Kori*, A. S., s. F. A. *v. Langenn*.

*Krancke*, F., theoret. prakt. Lehrbuch der bürgerl. u. kaufmänn. Arithmetik — 2r umgearb. Aufl. 2r Th. Auch:

— — ausführl. Lehrbuch der prakt. Arithmetik für das bürgerl. Leben — EB. 24, 191.

*Kreifsig*, W. A., Berichtigung und Begründung der landwirthschaftl. Ertrags-Berechnungen, Güterveranschlagungen u. Werthstaxen — zur Vermeidung bisheriger Irrthümer — 55, 439.

*L.*

*Lange*, L., die Kindertaufe in der evangel. Kirche aus dem Standpunkte der symbol. Bücher, der heil. Schrift u. der menschl. Vernunft. 51, 405.

*v. Langenn*, F. A., u. A. S. *Kori*, Erörterungen prakt. Rechtsfragen aus dem gemeinen u. Sächs. Civilrechte u. Civilprocesse — 2e verm. Aufl. 1r u. 2r Th. EB. 22, 176.

*Loehner*, Dr., Anleitung zur Schafzucht u. Wollkunde — herausg. von d. k. k. ökonom. Gesellsch. in Böhmen. 2e verm. Aufl. EB. 23, 183.

*M.*

*Marheinecke*, Ph., Geschichte der deutschen Reformation. 4r Th. EB. 22, 173.

— — Lehrbuch des christl. Glaubens u. Lebens für denkende Christen u. zum Gymnasien-Gebrauch. 2e verb. Aufl. 47, 369.

*v. Martels auf Horst*, Frhr., Düngerlehre üb. Stallmist, dessen Behandlung, Aufbewahrung u. Verwendung; Ersatzmittel — — 42, 334.

*Melos*, J. G., Naturlehre für Bürger- u. Volks-Schulen — 5te von J. A. F. *Schmidt* berichtigte u. verm. Aufl. EB. 23, 184.

*de la Mennais*, s. *Guillon* —

*Monnard*, Ch., s. H. *Zschokke* —

*Morvell*, Dr., Furchtlos u. treu; histor. Roman aus d. Zeiten des 30jähr. Krieges. 3 Bde. 46, 368.

*Mrongovius*, C. C., ausführl. Deutsch-Polnisches Wörterbuch. 2e verb. Aufl. 1—3e Liefr. EB. 22, 176.

*Müller*, W., Homerische Vorschule. 2e Aufl. mit Anmerkk. von D. C. W. *Baumgarten-Crusius*. EB. 22, 176.

*N.*

*Nebbien*, C. H., das Aufhelfungs-, Futter- u. Weidebuch für kleinere u. gröfsere Landwirthe, welche ihre Güter selbst bewirthschaften — — 42, 336.

*O.*

*Oltrogge*, K., deutsches Lesebuch für Schulen. 2r Cursus. 2e umgearb. Aufl. EB. 24, 191.

*Oudinot*, le Général, de l'Italie et de ses forces militaires — 43, 343.

*P.*

*de Peyronnet*, le comte, Histoire des Francs. 2 Bde. EB. 21, 161.

*Pinder*, M., s. J. J. *Eschenburg* —

*Preufs*, J. D. F., Friedrich der Gr. als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten u. vollständ. Ausg. seiner Werke. 57, 449.

Psalmen, die; übersetzt u. erläutert von M. *Sachs*. 44, 345.

— s. F. *Hitzig* —

*Puchta*, W. H., das Procefs-Leitungsamt des deutschen Civilrichters. 55. 437.

*R.*

**Religionsbekenntnisse zweier Vernunftfreunde, eines protest. u. eines kathol. Theologen; mit Vorr. u. Beurtheilung vom Herausgeber. EB. 29, 225.**

*Richter*, E. H., s. K. W. *Wiecke* —

*Romberg*, J. A., die Steinmetzkunst in allen ihren Theilen. In 4 Heften. 1s Hft. 42, 333.

*S.*

*Sachs*, M., s. die Psalmen —

*Schmidt*, J. A. F., s. J. G. *Melos.*

v. *Selmnitz*, E., die Bajonetfechtkunst — 2e verm. Aufl. 1r Th. 47, 376.

*Siegmeyer*, J. G., Theorie der Tonsetzkunst mit Bezugnahme auf die Theorie von W. A. *Mozart.* 2e verb. Aufl. 43, 337.

*Spieker*, Ch. W., Beschreib. u. Gesch. der Marien- od. Oberkirche zu Frankfurt a. d. O. 45, 357.

*U.*

*Uhde*, A., die höhere technische Lehranstalt, od. die techn. Abtheil. des Hzgl. Collegii Carolini zu Braunschweig nach Zweck, Plan u. Einrichtung — 56, 448.

*V.*

*Varnhagen v. Ense*, K. A., Leben des Generals Frhrn. v. *Seydlitz.* EB. 22, 169.

*W.*

*Wickenhöfer*, E., evangel. Glaubensspiegel, od. Unterredungen eines Geistlichen mit einigen seiner Pfarrkinder üb. die Unterscheidungslehren der protestant. u. kathol. Kirche. EB. 29, 225.

*Wiecke*, K. W., u. E. H. *Richter*, Schulgrammatik der deutsch. Sprache, zunächst für die Oberschule zu Frankfurt a. d. O. 54, 432.

Wunder, die, der amerikanischen Wildnifs; Naturgemälde für die Jugend. Nach *Washington Irving.* 57, 456.

Wunder, die, der nördl. Polarwelt, od. Abenteuer in den Eisgefilden des Nordens. Für die Jugend. 57, 456.

*Z.*

*Zschokke*, H., Histoire de la Nation Suisse. Trad. de l' Allemand par Ch. *Monnard.* 4ème éd. revue. EB. 22, 175.

**(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 63.)**

## II.

## Verzeichnifs der im Intelligenzblatte März 1837 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

### A. *Nachrichten.*

#### Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

***Sämmtliche im Intell. Bl. Nr. 11 u. 12, S. 89 bis 96 u. 101 bis 104 aufgeführte Gelehrte, Schriftsteller, Künstler u. a., so Orden, Beförderungen u. Ehrenbezeigungen erhielten, sollen namentlich als Anhang im nächsten April-Monats-Register alphabetisch abgedruckt werden.***

#### Todesfälle.

*Aus dem Jahr* 1837.

*Afzelius* zu Upsala 12, 101. *Andreae* in Thalbürgel 12, 99. *Aschscharumow* zu St. Petersburg 12, 101. *Beigel* in Dresden 12, 101. *Boerne* zu Paris 12, 101. *Bordiga* in Mailand 12, 100. *Desgenettes* in Paris 12, 101. *Frerichs* in Oldenburg 12, 101. *de Grenier de Fonblanque* zu London 12, 99. *Hartig* in Berlin (Nekrolog) 12, 97. *Heusinger* in Heina 12, 99. *Klüber* zu Frankfurt a. M. 12, 101. *Lee* in Paris 12, 101. v. *Leprieux* zu München 12, 99. *Massé* in Paris 12, 100. *Norrmann* zu Rostock 12, 100. *van Praet* zu Paris 12, 101. *Scholtz* in Breslau 12, 100. *Soane* zu London 12, 100. *Treviranus* zu Bremen 12, 101. v. *Vogel* in Rostock 12, 100. *Wächter* (auch: *Veit Weber*) in Hamburg 12, 101. *Weitzel* in Wiesbaden 12, 100.

#### Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

*Berlin*, Akad. der Wiss., Gesammtsitzungen im Decbr. v. J. 10, 81. — geograph. Gesellsch., Sitzungen im Novbr. u. Decbr. v. J. u. Febr. d. J. 10, 82. — Gesellsch. naturforschender Freunde, Versammlungen im Novbr. u. Decbr. v. J. u. Jan. d. J. 10, 83. — Gesellsch. für deutsche Sprache u. Alterthumskunde, Herbstversammll., eingegangne Werke, Vorträge — — 10, 85. — pharmakolog. Sammlung, aufgestellt im Universitäts-Gebäude zum öffentl. Gebrauch; derzeitiger

tiger Bestand 10, 87. *Berlin*, Universit., Verzeichniss der Vorlesungen im Sommerhalbenj. 1837 u. der öffentl. gel. Anstalten 15, 121. *Leipzig*, Fürstl. *Jablonowski*. Gesellsch. der Wiss., Preisaufgaben für die J. 1837 u. 38. 13, 110. *Neuchatel*, patriot. Gesellsch., Preisaussetzungen 10. 86. *Paris*, Acad. der Wiss., Sitzungen am 28. u. 30. Jan. u. 6. Febr. Abhandll., Vorträge u. vorgelegte Werke 9, 73. *St. Petersburg*, pharmaceut. Gesellsch., Stiftungstagsfeier, Vorträge 10, 86. *St. Petersburg*, Preisaufgabe auf Antrag des Ob. Directors des Bergcorps laut Kaiserl. Befehl 10, 86. *Tübingen*, Universit., Verzeichniss der Vorlesungen im Sommerhalbj. 1837. 16, 137. *Würzburg*, Universit., Verzeichniss der Vorlesungen im Sommer-Semester 1837, u. der öffentl. Anstalten 14, 118.

## B. Anzeigen.

### Ankündigung von Autoren.

*Spener's* deutsche u. latein. theolog. Bedenken in einer Auswahl herausg. von *Hennicke* 16, 139.

### Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

*Cnobloch* in Leipzig 13, 109. *Craz* u. *Gerlach* in Freyberg 10, 88. *Dalp* in Bern 10, 87. *Duncker* u. *Hamblot* in Berlin 9, 77. *Fleischer*, Fr., in Leipzig 12, 104. 13, 109. 14, 119. *Friedrich's* Buchh. in Siegen 9, 79. *Gebauer*. Buchh. in Halle 16, 139. *Hahn*. Hofbuchh. in Hannover 9, 79. 12, 103. *Heyer*, Vater, in Gieſsen 16, 141. *Hinrichs*. Buchh. in Leipzig 16, 143. *Krieger's* Verlagsbuchh. in Cassel 14, 119. *Kümmel* in Halle 14, 119. *Kummer* in Leipzig 9, 77. *Leuckart* in Breslau 16, 144. *Loeffler* in Mannheim 10, 88. *Loeffler*. Buchh. in Stralsund 11, 96. *Nauck*. Buchh. in Berlin 9, 80. 10, 87. 11, 95. *Oehmigke* u. *Riemschneider* in Neu-Ruppin 16, 144. *Schwetschke* u. Sohn in Halle 13, 105. *Tauchnitz* in Leipzig 12, 103. 13, 110. *Vieweg* u. Sohn in Braunschweig 13, 110. 14, 120. *Volckmar* in Leipzig 9, 78.

### Vermischte Anzeigen.

Auction von Büchern in Leipzig 9, 80. *Boehmer's* Berichtigung zum 1sten Bde seiner christl. kirchl. Alterthumswissenschaft 10, 88. *Gebauer*. Buchh. in Halle, *Spener's* deutsche u. latein. theolog. Bedenken in einer Auswahl herausg. von *Hennicke* 16, 139. *Schwetschke* u. Sohn in Halle, Subscriptions-Einladung auf die in Heften mit u. ohne Atlas erscheinende 3te verm. Aufl. von *Blanc's* Handbuch — 13, 105.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## JURISPRUDENZ.

1) Heidelberg, b. Oswald: *Fragmenta versionis graecae Legum Rotharis, Longobardorum regis. Ex cod. Paris. gr.* 1384. *Primus ed. Car. Ed. Zachariae.* 1835. 80 S. 8.

2) *Ebend.*, b. Mohr: *Al 'Ponal*, oder die Schrift über die Zeitabschnitte, welche insgemein einem *Eustathios*, Antecessor zu Konstantinopel, zugeschrieben wird. Herausg. nach der in dem *Cod. bibl. Senat. Lips. I.* 66. enthaltenen Recension, mit einer rechtsgeschichtlichen Einleitung, mit einer lateinischen Uebersetzung u. mit Anmerk. von *C. E. Zachariae*, der R. Dr. und Priv. Doc. auf der Univ. Heidelb. 1836. XVI u. 278 S. 8.

Vor nicht länger als 10 Jahren beschränkte sich das Studium des byzantinischen Rechtes auf das oft verarbeitete Material der, gröfstentheils seit mehr als 1½ Jahrhunderten gedruckten, Quellen, und nur dem seltenen Scharfsinn eines *Biener* konnte es gelingen, so vielfach durchwühlten Boden noch zur Fundgrube neuer Entdeckungen zu machen. Seitdem haben die beiden *Heimbach's* und Andre neue Vorrathskammern eröffnet, und so sehr auch die Zahl Derjenigen gewachsen ist, die sich mit der Jurisprudenz des griechischen Orients beschäftigen, so dürfte jetzt eine Untersuchung solchen Inhaltes doch schwerlich anders unternommen werden, als wenn ihr Urheber zugleich auch über bisher ungedruckte Quellen verfügen kann, und selbst wenn neue Forschungen in Bibliotheken keine neuen Resultate bieten sollten, würde die allmäliche Bekanntmachung aller neuerlich aufgefundenen byzantinischen Rechtsquellen uns noch auf geraume Zeit alljährlich mit dankenswerthen Gaben beschenken können, unter denen der von Hn. Dr. *Ernst Heimbach* zu erwartende *Athanasius Scholasticus* und die Sammlung der *Eparchiken*, die Hr. Dr. *Zachariae* in Oxford entdeckt hat, die bedeutendsten seyn dürften. — Der letztgenannte junge Gelehrte, welcher die nicht leichte Aufgabe gelöst hat, sich auf einem Felde der Rechtswissenschaft hervorzuthun, auf welchem die Fufstapfen seines verehrten Vaters ihm nicht die Wege wiesen, geniefst des seltenen Vorzuges, schon in seinen ersten schriftstellerischen Leistungen der gelehrten Welt einen Theil der Früchte umfassender Forschungen in den Bibliotheken Frankreichs und Englands vorlegen, und noch viel reichere verheifsen zu können.

In dem ersten Schriftchen erhalten wir aus dem *Cod. Reg. Paris.* Nr. 1384. Bruchstücke einer griechischen Uebertragung des ältesten Theiles der *Leges Longobardorum*. Diese HS. enthält das *Prochiron* und die 18 Titel der *Ecloga*, letztere jedoch mit manchen Abweichungen von dem Abdruck im *Ius Graeco Romanum*. Hieran reihen sich nach Weise der byzantinischen MSte mehre Anhänge. Zuerst 21 Titel Excerpte aus den Justinianischen Rechtsbüchern (wie bei *Freher*, als Fortsetzung jener Rechtscompendien beziffert). Dann Auszüge aus dem s. g. *Rufus* und *Cubidius*. Ferner die *Leges Rhodiae*, die von *Cotelerius* herausgegebene Uebersicht des Mosaischen Rechtes, und das *ius georgicum*. Bis hieher ist die HS. von andern ähnlichen Inhaltes nicht wesentlich verschieden; nun aber folgt, nächst einigen andern Excerpten Cap. 26, 27, 42—67, 69—74 und 343 der *Leges Rotharis* in einer, im Ganzen wörtlichen, Uebersetzung. Nach einer zweiten Reihe sehr bunt zusammengewürfelter Auszüge, aus byzantinischen Novellen, Rechtscompendien u. s. w. beginnt ein neuer, nach der Vermuthung des Hn. Dr. *Z.* von derselben Hand, aber später geschriebener, Abschnitt des MStes (mit Erwähnung des Jahres 1166), welcher mitten unter ferneren Excerpten ähnlicher Art eine aus den Prologen des *Rotharis* und des *Rachis* zusammengesetzte Vorrede, und Cap. 1—11, 13, 14, 146 bis 50, 234, 235, 240, 242, 245—47, 249, 250, 257 bis 60, 262, 267, 286, 287, 289—95, 297, 298, 301 bis 04, 306, 307, 309—11, 313—15 und 319 der *Leges Rotharis* in einer stark epitomirenden und ändernden Bearbeitung bieten. Den Beschlufs machen abermals 19 Titel der interpolirten Ekloge, und zwar vorzugsweise aus Stellen zusammengesetzt, die in der zuerst gegebenen Recension dieses Rechtsbuches fehlten.

Unter den mehren Conjecturen, die über die Entstehung dieser griechischen Version aufgestellt werden können, entscheidet sich Hr. Dr. *Z.* mit Recht für die, dafs in Unter-Italien, wo bei fortwährender Geltung des Grundsatzes von der Persönlichkeit der Rechte occidentalische und orientalische Herrschaft mehrfach wechselten und die griechische Sprache in weiten Landschaften bis auf späte Zeit die Herrschaft behielt, eine solche Uebersetzung für gräcisirte Longobarden, oder doch wenigstens für deren Richter nothwendig geworden sey. Die Zeit, an die sich hier am angemessensten denken läfst, dürfte die von der Schlacht bei Bassantello (984) bis zur normännischen Eroberung (um 1040) seyn. (Vergl. *Giannone Storia civile lib. VIII. cap.* 2, 3). Auch steht dies Factum keinesweges vereinzelt da; denn die griechische Uebersetzung zu geschweigen, die

Friedrich II. noch im 13ten Jahrh. von den *Constitutiones Siculae* anfertigen zu lassen für nothwendig hielt, sind von Hn. Dr. *Ernst Heimbach* und mir in Süd-Italien zahlreiche Rechtsurkunden in griechischer Sprache gefunden, und es scheint sogar noch eine zweite griechische Bearbeitung der *Leges Longobardorum* vorhanden zu seyn. *Du Cange* führt nämlich im *Glossar. Med. et inf. graecit. V. ἄλλαχτα* folgende, bei Hn. Dr. *Z.* nicht aufzufindende Stelle, als einer Uebersetzung der *LL. Long.* entnommen, an: „ὁ τὸν πώγονα μαδίζων, τύπτεται ἄλλαχτον, ὅ ἐστιν ἑβδομήκοντα φραγέλλια· ὁ ὑβρίζων χειραρίων δείξει, λαμβάνει ἄλλαχτα ξξ." Die einzigen, mir bekannten Parallel-Stellen aus den s. g. *Leges Barbarorum* zu diesem Fragmente sind: *Lex Alamann.* LXV. 2, *Lex Frision.* XXII. 17, und *Additament. Wlemari* III. 17. (in welchen Stellen das Wort *granones* von *Siccama* für das Haar der Katzen-Schwänze erklärt wird. Vgl. *Asegabuch.* II. 5.). Vgl. *Leg. Aelfredi* 31. und *Gulalagh* XIX. §. 50. In allen diesen Stellen ist indefs nur von Geldbufse, nicht von einer Strafe an Haut und Haar die Rede. Geifselungen dagegen kommen fast nur in der *Lex Wisigothorum* vor. Wenn nun demnach einigermafsen als zweifelhaft gelten kann, ob der Inhalt des von *Du Cange* mitgetheilten Fragmentes germanischen Ursprunges sey, so liefse sich, da dieser Gelehrte, die Pariser HS., welcher er dasselbe entlehnt hat, nicht speciell bezeichnet, allerdings als möglich denken, dafs *Du Cange* denselben Codex, aus welchem Hr. Dr. *Z.* geschöpft, vor Augen gehabt, und eines der darin enthaltenen byzantinisch-criminalistischen Excerpte mit der Uebersetzung der *Lex Longobardorum* verwechselt habe. Sehr zu bedauern ist indefs, dafs der Herausgeber jene Anführung übersehen und deshalb weitere Nachforschungen anzustellen versäumt hat.

Was den Inhalt der von Hn. Dr. *Z.* bekannt gemachten Uebersetzung betrifft, so trägt dieselbe vielfache Spuren der Flüchtigkeit und mangelhaften Sachkenntnifs ihres Urhebers an sich, und dürfte sie für Berichtigung des Textes der *Lex Rotharis* kaum irgend erheblichen Werth haben. Die Zahlen der Compositionen weichen vielfach vom lateinischen Texte ab; doch räumt der Herausg. selber ein, dafs die meisten dieser Abweichungen Corruptionen sind. Nur das 24 sol. statt 20 in Cap. 50. möchte sich allenfalls empfehlen. (In Cap. 56. ist die Zahl 19. im latein. Text nur ein Druckfehler). Auch die Strafart ist mitunter verschieden bestimmt, so z. B. die Strafe des Galgens statt der allgemeinen Todesstrafe in Cap. 4.; doch ist der Galgen der *Lex Rotharis* nicht fremd, vgl. Cap. 373. Uebrigens scheint der griechische Text noch mancher kritischen Berichtigung zu bedürfen, wie z. B. *βραχίνη* statt *βλαχίνι* in Cap. 57. und *φαϊδὸς* statt *φανδὸς* in Cap. 74. sich von selbst ergiebt.

In Nr. 2. giebt Hr. Dr. *Z.* uns einen neuen Abdruck der unter dem Namen des *Eustathius* oft und zuletzt von *Teucher* herausgegebenen Schrift; wichtiger aber als der Abdruck ist unstreitig die vorausgeschickte Abhandlung: „Ueber die Schrift *περὶ χρόνων καὶ προθεσμιῶν*," welche sich zugleich über manche andere zweifelhafte Punkte der byzantinischen Rechtsgeschichte erstreckt.

Schon Hr. Geh. J. R. *Biener* hatte darauf aufmerksam gemacht, dafs wir in unsern gedruckten Ausgaben zwei verschiedene Redactionen des s. g. *Eustathius* besitzen: die eine und ursprünglichere, im Ganzen mit der Uffenbach-Leipziger HS. übereinstimmend, in der Ausg. des *Schardius* und ihren Nachdrücken, die andere jüngere in denen des *Cujaz*, *Leunclav* und *Teucher*. Der ursprünglichen Redaction wies jener Gelehrte ihre Entstehungszeit bald nach Justinian und lange vor den Basiliken an, und leitete die Verweisungen auf die letzteren, welche sich in der zweiten Redaction finden, aus einer späteren Umarbeitung her.

Hr. Dr. *Z.* verfolgt nun diese Untersuchungen weiter, und gelangt dadurch zu dem Resultate, dafs die ursprüngliche Gestalt unserer Schrift wahrscheinlich verloren sey, dafs wir aber davon nicht nur 2, sondern mehre in verschiedenem Maafse abkürzende Bearbeitungen besitzen, nämlich: 1) im Anhange der Synopsis, und zwar wieder *a*) in der ersten (der beiden von mir, Zeitschr. für geschichtl. Rechts-Wiss. VIII. 164 ff., unterschiedenen) Classe unter dem Titel *περὶ χρόνων καὶ προθεσμίας*, — *b*) in der zweiten Cl. u. d. Tit. *π. χρονικῶν διαστημάτων*. Der ersten Classe haben die HSS. angehört, aus welchen *Schardius* seine Ausgabe, und *Leunclav* die Varianten zum Cujazischen Texte geschöpft; beide Recensionen aber seyen (mit mir) um das Ende des 10ten Jahrh. zu setzen und nur mit wenigen Citaten der justinianeischen Rechtsbücher versehen. 2) Im Anhange der *vermehrten Epanagoge*, welche gleichfalls gegen das Ende des 10ten Jahrh. zu setzen sey, mit der Ueberschrift *π. ῥοπῆς* (oder, wie schon oben, *π. χρόν. κ. προθ.*) ohne alle Citate und mehrfach abgekürzt. 3) Im Anhange einzelner Basilikenbücher im Pariser Cod. 1349. (aus welchem *Cujaz* unsere Schrift edirt habe) unter dem Titel *π. χρον. διαστημάτων*, mit Verweisungen auf die Basiliken und auf Theodorus, Anatolius und Andere. 4) Im Anhange des im 13ten Jahrh. entstandenen vermehrten *Prochiron**) mit dem Titel *π. χρόνων προθεσμίας*, mit Citaten des justinian. Rechts und überhaupt den HSS. der Synopsis 1ster Cl. nahe verwandt. Diese Recension findet sich unter andern in der von Hn. Dr. *Z.* seiner Ausgabe zum Grunde gelegten Uffenbacher HS. 5) In einer noch etwas verschiedenen doch den Synopsis MSten verwandten Gestalt finde sich die Schrift in dem Pariser Collectaneen Codex 1385. A.

Neu,

*) Zu diesem von Hn. Dr. *Z.* S. 54. beschriebenen Anhange scheinen aufser den von ihm erwähnten Stücken und *vor* denselben noch zu gehören: 1) ein Auszug der Manuelischen Novelle über Ferien. 2) Zwei Auszüge aus der, bald *Romanus* und bald *Constantin. porph.* zugeschriebenen, Nov. *περὶ προτιμήσεως*.

Neu, und schwerlich mit Grunde zu bestreiten ist in dieser Darstellung, dafs auch die Gestalt, in welcher die Schrift bei *Schardius* und im Uffenbacher Codex erscheint, nur eine Umarbeitung sey, so wie der Nachweis von vermuthlichen Spuren der ursprünglichen Gestalt in dem Pariser Codex 1367. Diese HS. enthält nämlich im Anhange eines vermehrten Prochiron, zwischen Excerpten aus den Basiliken, den *Leges Rhodiae*, byzantinischen Novellen, den *Leges Georgicae* und *militares* und einigen kanonistischen Aufsätzen, eine Anzahl von Stücken, die offenbar zu der Schrift *περὶ χρον. διαστημάτ.* gehören. Während aber die meisten derselben epitomirend sind, verrathen andere, und zwar die allerersten, durch genaues Anschliefsen an die justinianeischen Rechtsbücher (selbst die Namen der Urheber einzelner Pandektenfragmente werden genannt) und durch gröfsere Ausführlichkeit eine ursprünglichere Gestalt als die auf uns gekommenen Recensionen. Diese Stücke, in denen sich wieder die früher von *Erb* (im Civilist. Magazin V. 245.) aus einer HS. des Escurial bekannt gemachten Fragmente nachweisen lassen, theilt nun Hr. Dr. *Z.* S. 23—31. mit; doch war ein grofser Theil ihres, in den jetzigen Text der Schrift *π. χρ. δ.* nicht übergegangenen, Inhaltes uns auch schon durch Scholien der letzteren bekannt.

Die ferneren Untersuchungen und Eintheilungen dürften indefs wenig weiter, als die schon von *Biener* gewonnenen Resultate geführt haben, und ein Bestreben des Herausg., die Besonderheiten einer einzelnen HS. zum Charakter einer Gattung zu erheben (so namentlich in Betreff der angeblich in jeder Recension veränderten Titel), sich nicht verkennen lassen. Die ganz für sich stehenden, unter 5. aufgeführten, vom Besitzer jener HS. angefertigten Auszüge aus unserer Schrift verdienen bei Aufzählung der verschiedenen Recensionen derselben überall keinen Platz. Dafs dagegen die Gestalt des Buches im Anhange der Synopsis (1.) von der im Anhange des *Prochiron auctum* (4.) wenig verschieden, und beiden wieder die Recension im Anhange der vermehrten Epanagoge (2.) sehr ähnlich ist, giebt Hr. Dr. *Z.* selber zu (vgl. auch S. 90, 91.); so steht also diesen auf der einen, eigentlich nur der eine von Cujaz abgedruckte Codex (3. — denn 1354. ist eine blofse Abschrift) auf der andren Seite gegenüber, und selbst diese Recension scheint, wie der Vf. S. 92. richtig bemerkt, aus demselben, für uns verlorenen, und vielleicht zu Anfange des 10ten Jahrh. entstandenen Auszuge der Originalschrift, wie die vorige Recension, geflossen zu seyn.

Dafs die übrigen von unserm Vf. gemachten Unterscheidungen wesentliche seyen, ergiebt sich wenigstens aus dem von ihm mitgetheilten Material noch nicht genügend. Als bedeutendste Verschiedenheit bliebe etwa bestehn, dafs im Anhange der Epanagoge das Capitel *π. ἀορίστου χρόνου* ganz fehle, und dafs im Anhange des Prochiron (hinter dem, in den Synopsis-HSSten den Beschlufs machenden, §. *αἱ πραγματεῖαι*) noch ein §. mit den Anfangsworten *Ὁ ἐγγυητὴς ἑκάστου* hinzugefügt wäre. Die erste Differenz anlangend, schliefst aber die Ausgabe des *Schardius*, welche Hr. *Z.* doch zu der Familie der Synopsis-HSten zählt, ebenso wie die MSte der Epanagoge mit dem Titel *π. ρ'. ἐναντῶν*, und offenbar ist das ganze Capitel *π. ἀορ. χρ.* (welche Rubrik sich nach p. 240. Na. 83. nicht nur, wie p. 42. und 50. behauptet wird, im *Cod. Paris.* 1357. A., sondern auch in der ersten *Hänel*schen HS. findet) lediglich aus allmäliger Erweiterung des Schard'schen Schlufs §. entstanden. Ob dagegen der §. *ὁ ἐγγυητὴς* allen HSSten des vermehrten Prochiron, oder nur der Uffenbacher angehört, läfst sich nicht mit Bestimmtheit entnehmen. Ebenso erscheinen die von Hn. Dr. *Z.* angenommenen verschiedenen Recensionen in den verschiedenen Classen der Synopsis-HSSten nicht als genügend gerechtfertigt. Dafs er mit den MSten der zweiten Classe (nach meiner Eintheilung) nicht genügend bekannt sey, räumt der Vf. S. 43. selber ein. Dagegen nimmt er S. 37—40, S. 43. noch eine dritte Classe von HSSten an, zu welchen er einen *Bienerschen*, die Pariser Codd. 1351. und 1388., eine von mir (Zeitschr. VIII. 193.) beschriebene neu erworbene HS. der Sanct Marcus Bibliothek und ein MS. des *Antonius Augustinus* (Nr. 182) zählt. Diese HSS. haben aber nichts mit einander gemein. Was zunächst die letzte betrifft, *so enthält sie unsere Schrift überall nicht.* Die Marcianer enthält *nur* Novellen der Komnenen, und noch dazu in ganz anderer Ordnung als in dem von Hn. *Z.* vorzugsweise beschriebenen Pariser MSte, welches von *Alexius* Komnenus überall keine Novelle hat. Ebenso fehlen in der Bienerschen HS. nach der eigenen Beschreibung ihres Besitzers (Zeitschr. VIII. 268—70.) die vorkomnenischen Novellen gänzlich, und was endlich den Pariser Cod. 1388. betrifft, so läfst sich aus der Nachricht des Hn. Dr. *Z.*, er enthalte zahlreiche *Auszüge* aus der Synopsis und eine *beinahe* vollständige Abschrift des Anhanges in Cod. 1351. nichts Genaueres entnehmen. So steht denn also die letztgenannte HS. allein, und genauere Betrachtung ihres Inhaltes würde Hn. Dr. *Z.* gezeigt haben, dafs sie mit einzelnen Umstellungen und mit einem Zusatz Manuelischer Novellen genau den Synopsis-MSten zweiter Classe, wie ich sie nach dem *Cod. Laurentian.* LXXX. 8. und *Vatican.* 852. (a. a. O. S. 184 ff.) ausführlich beschrieben habe, entspreche. Nr. 1. des Hn. Dr. *Z.* ist eine blofse Inhalts-Angabe. Nr. 2. steht in der Vaticaner HS. (Zeitschr. S. 188 u.) Zachariä's. Nr. 3—11. sind bei mir Nr. 3—19. Nr. 12. (die *Epitome* der Leonischen Novellen) scheint sich nach den Angaben bei Assemann in der Vaticaner HS. ebenfalls zu finden. Nr. 13. ist bei mir Nr. 2. Nr. 20. und 21. entsprechen den gleichen Nummern bei mir. So bleiben also nur Nr. 14—19. der Pariser HS. eigenthümlich. Unter diesen sind 3 ungedruckte Novellen des *Manuel* und eine des *Nikephorus Botaniates*, deren erste beiden sich aber auch theils in einer Marcianer (Zeitschr. S. 224.) und theils in der Bienerschen HS. (Zeitschr. S. 270. Nr. e. u. f.) finden,

den, und von deren letzter schon *Schardius* in der lateinischen Uebersetzung von Cap. 3. §. 5. unserer Schrift Notiz gegeben. Unter diesen Umständen erscheint es denn auch zweifelhaft, ob die Pariser HS. wirklich, wie der Vf. behauptet, dieselbe sey, aus welcher *Labbaeus* in seinen *Observationes in Synopsin* (sind hierunter nur die eigentlichen Observationen, oder auch die Novellen zu verstehen?) geschöpft habe. Wenn ferner bemerkt wird, dafs in den HSS. dieser 3ten Cl. der erste §. unseres Büchleins nicht der mit ἠλευθερώθη, sondern der mit Τρίτον γεννᾷ anfangende sey, so habe ich schon früher (Zeitschr. S. 167.) darauf aufmerksam gemacht, dafs dieser letzte s. g. §. in der That nur ein Scholium ist. Dem Allen zufolge dürften wir also vor der Hand nur eine (verloren gegangene) ursprüngliche Gestalt, und zwei wesentlich verschiedene Bearbeitungen anzunehmen befugt seyn, deren eine (vermuthlich im IIten Jahrh. entstandene) sich nur in *einer* HS., deren andere und ältere aber in den Anhängen mancherlei Rechtsbücher mit Modificationen, je nach der Willkür der einzelnen Abschreiber und Besitzer, erhalten hat.

Was die fernere Frage nach Namen und Zeitalter des Vfs. unserer Schrift angeht, so weifs allerdings auch ich, wenigstens für den Augenblick, dem Hn. Z. keine HS. zu nennen, welche den von ihm verworfenen *Namen Eust.* in Schutz nähme; doch scheint es mir der Untersuchung sehr werth, ob sich wirklich, was ich noch sehr bezweifle, *keine* HSliche Auctorität dafür aufweisen lasse. HSlicher Beglaubigung ermangelnd sind dagegen jedenfalls die Benennungen unserer Schrift, welche Hr. Dr. Z. an die Stelle der bisher üblichen setzen will. Ich sage „die Benennungen," denn auf dem Titel des ganzen Buches heifst unsere Schrift αἱ ῥοπαί, in der Ueberschrift der einleitenden Abhandlung aber περὶ χρόνων καὶ προθεσμιῶν, welcher letztere Namen auch noch S. 84. besonders gebilligt wird. Dafs die Ueberschrift π. ῥοπῆς im Anhange der vermehrten Epanagoge und in der Pariser HS. 1385. A. vorkomme, ist schon erwähnt worden; es liegt aber am Tage, dafs sie sich ursprünglich nur auf das erste Capitel beziehen sollte, und nur aus der Generalisirung dieser Ueberschrift ist die andere S. 41. und S. 84. erwähnte Ἀρχὴ τῶν ῥοπῶν ἤτοι τῶν προθεσμιῶν κ. τ. λ., so wie die von Psellus berichtete (V. 65.) vulgäre Benennung: ῥοπὰς δ' ἐκ μέρους λέγουσιν. zu erklären. Ferner findet sich unter den Berichten des Herausg. über die in HSS. vorkommenden Titel, meines Wissens, nirgends das προθεσμιῶν im Plural. So läfst sich denn in der That nicht absehen, weshalb der durch HSS. beider Classen von Bearbeitungen beglaubigte *) Name περὶ χρονικῶν διαστημάτων, unter welchem das Büchlein schon so oft gedruckt und angeführt worden ist, durch zwei bis jetzt ungebräuchliche und ziemlich willkürlich ersonnene verdrängt werden solle.

Dafür, dafs der Vf. der Schrift π. χρον. διαστ. unter, oder doch *bald nach Justinian gelebt habe*, erklärt sich auch Hr. Dr. Z. Als Gründe führt er auf: 1) die Tendenz des Büchleins selbst im Vergleich mit dem Geiste der Literatur unmittelbar nach Justinian und dem so ganz verschiedenen unter Basilius und Leo. 2) Die Beibehaltung der altlateinischen Namen in den Fragmenten des *Cod. Paris.* 1367. 3) Die Erwähnung der justinianeischen Novellen unter dem Namen αἱ μετὰ τὸν πάντα νεαραί, und der daraus entlehnten Rechtssätze mit den Worten σήμερον δὲ κατὰ τὴν νεαράν. (Ebenso übrigens in den Authentiken: *Sed hodie novo iure*). 4) Der Umstand, dafs die Novellen in unserer Schrift öfter nach Rubriken, als nach Zahlen citirt werden. (Ebenso übrigens bei *Psellus* noch im IIten Jahrh.). 5) Dafs die Zahlen-Citate (namentlich in der, in den Anhang des vermehrten Prochiron aufgenommenen Recension) oft mit den Zahlen der Sammlung von 168 Novellen nicht übereinstimmen, und daher auf eine selbstständige, später untergegangene Novellen-Sammlung deuten. Offenbar das erheblichste unter diesen Argumenten ist das letzte, zu dessen Unterstützung der Hr. Vf. S. 77. Anm. 29. noch bemerkt, wie er ausser der Sammlung der 168. noch Spuren von drei andern, im Orient gebräuchlichen, Novellen-Sammlungen gefunden habe. Allerdings scheinen die Novellen ziemlich regelmäfsig mit etwas niedrigeren als den jetzt üblichen Zahlen bezeichnet zu seyn; doch kommen auch wieder einzelne Citate vor, die ganz zu der gewöhnlichen Sammlung passen, und darunter selbst Citate von Novellen, die anderwärts mit abweichenden Zahlen angeführt werden (z. B. Cap. 21. §. 2. und Cap. 41. §. 1. der vorl. Ausg.). Unter solchen Umständen dürfte denn der Schlufs dieser Untersuchung, wie der Vf. S. 66. ganz richtig andeutet, um so mehr noch auszusetzen seyn, als die vorhin erwähnte Angabe über die verschiedenen Novellen-Sammlungen im Orient durch eine neuere Erklärung des Hn. Dr. *Heimbach* (*Gersdorf.* Repertorium IX. 228.) wieder etwas schwankend gemacht wird.

*) Des Vf. Behauptung S. 93., dafs nur in der *zweiten* Classe von Bearbeitungen die Schrift *so* benannt sey, widerlegt sich durch die zahlreichen S. 41. und 49. angeführten HSS. Auch der *Cod. Laurent.* IV. 10. hat π. χρ. διαστ. *in marg.* Vgl. ferner *Bandini catal.* III. 191.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## JURISPRUDENZ.

1) Heidelberg, b. Oswald: *Fragmenta versionis graecae Legum Rotharis, Longobardorum regis. Ex cod. Paris. gr.* 1384. *Primus ed. Car. Ed. Zachariae* etc.

2) *Ebend.*, b. Mohr: *Ai Ponai*, oder die Schrift über die Zeitabschnitte, welche insgemein einem *Evstathios*, Antecessor zu Konstantinopel, zugeschrieben wird. Herausg. von *C. E. Zachariae* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 58.)

Wichtiger, um dem sogen. Eustathius das Zeitalter zwischen Justinian und Heraklius zu vindiciren, scheint mir ein, schon früher von mir gebrauchtes (LL. restit. S. 42.), aber von Hn. Dr. *Z.* (nicht ohne meine Schuld) mifsverstandenes Argument: Seit der Zeit des Heraklius nämlich verschwanden die Originale der Justinianeischen Rechtsbücher im Orient aus dem Gebrauch und machten griechischen Bearbeitungen Platz. Der Vf. der Schrift π. χρον. διαστ. kannte und benutzte aber neben jenen (ich hatte früher gesagt, mit Ausschlufs jener) Bearbeitungen den Justinianeischen Codex im Originale, wie sich dies besonders deutlich aus *den* griechischen Constitutionen des Codex ergiebt, von welchen wir aufser der Bearbeitung in den Basiliken, oder der coll. const. eccl. das Original durch die Coll. 25. capitulorum besitzen. Vielleicht am überzeugendsten in dieser Beziehung ist Cap. 24. §. 48., der Teucherschen Ausgabe, Vgl. mit L. 26. *pr. C. De Episc. aud.* Zwar verweist d. Hr. Herausg. diese in der Uffenbacher HS. und der Schardischen Ausg. fehlende Stelle in die Noten; die spätere Einschwärzung eines so rein justinianeischen Stückes läfst sich aber durchaus nicht denken; auch bekunden die Varianten im *jus graeco-roman.*, von denen ich nicht recht absehe, warum Hr. Dr. *Z.* sie mit solcher Bestimmtheit für blofse Conjecturen erklärt, dafs dieser §. aufser in der Cujazischen noch in andren HSS. vorkommen müsse. Völlig unbeweisend scheint mir dagegen das Argument, durch welches S. 80. dargethan werden soll, dafs der Vf. unsrer Schrift, (was übrigens nicht füglich bestritten werden kann) mehre Bearbeitungen des *Codex* gekannt habe.

Was nun die *Herausgabe der Schrift π. χρον. διαστ.* selbst betrifft, so war eine kritische Bearbeitung derselben, insbesondre nach Bisners Forschungen, unbedenklich nöthig. Hier hätte die Recension *ohne* Basiliken-Citate (also wie bei *Schardius* und in der *Uffenbacher* HS.) zum Grunde gelegt, und deren Text durch MSten-Vergleichung festgestellt, demnächst aber das Abweichende der Cujaz-Teucherschen Ausgaben beigebracht werden können. Hr. Dr. *Z.* hat dagegen seinen Text allein aus der Uffenbacher HS. entnommen, und nur in den Noten und ohne weitere Scheidung nach Familien das Abweichende andrer MSte und Ausgaben angegeben. Aus diesem Verfahren ergiebt sich nun zunächst der Uebelstand, dafs die Ordnung, in welcher unsre Schrift seit Jahrhunderten so oft gedruckt und citirt worden, nicht nur durch zahlreiche einzelne §§. Umstellungen oder Auslassungen, sondern insbesondre auch dadurch zerstört ist, dafs Cap. 35. und 36. und ebenso Cap. 44. und 45. hier zu Einem Capitel vereinigt sind. Gebührte der Uffenbacher HS., auf welche diese Aenderungen sich stützen, auch eine weit gröfsere Autorität, als ihr mit Recht beigelegt werden kann, so würde es doch bei weitem zweckmäfsiger gewesen seyn, die alten Zahlen wenigstens in Parenthese beizufügen; denn wie sehr der Gebrauch beim Nachschlagen älterer Citate durch die Nothwendigkeit, die am Ende beigefügte vergleichende Tabelle einzusehn, erschwert wird, bedarf wohl keiner Erinnerung. Ueberdies ist nun aber der Text der Uffenbacher HS. mit Rücksicht auf Leonische Novellen interpolirt (XXIV. 40. dieser Ausg.), auch setzt der Herausg. selbst die letzte Ueberarbeitung dieser Recension erst ins 13te Jahrhundert; jedenfalls also ist sie wenig zuverlässig.

Um diesen Text mit Varianten auszustatten, sind nicht die, von dem Herausgeber nur inspicirten, Pariser und Oxforder HSS., sondern nur zwei dem Hn. Prof. *Hänel* gehörige, in Spanien erworbene, HSS. der Synopsis mit Anhang und nächstdem 4 Ausgaben, nämlich der *Rostocker Nachdruck* (1671) der *Princeps* von *Schardius*, die Ausg. des *Cujaz*, die im *jus graeco romanum* und die von *Teucher* verglichen. Wenn nun jene beiden HSS. und die *princeps* unter den vom Herausg. angenommenen Classen die mit 1. *a.* bezeichnete, wenn ferner die *Cujaciana* (welche nur mit Benutzung von Varianten aus Synopsis HSSten in den beiden andren Ausgg. wiederholt ist) die 3te, und wenn endlich die Uffenbacher HS. selbst die 4te Cl. repräsentirt, so sind die Classen 1. *b.* und *c.*, 2. und 3. völlig unvertreten geblieben, und uns dadurch namentlich die Mittel vorenthalten worden, zu prüfen, ob und in wie weit des Herausgebers oben besprochene Annahme so vieler wesentlich verschiedener Recensionen begründet sey.

Ganz besonders ist es zu bedauern, dafs Hr. Dr. Z., obgleich ihm aufser drei Pariser und 2 Oxforder HSS. die beiden *Codices* des Hn. *G. J. R. Biener* zur Hand waren, keines der MSte des *Anhanges der vermehrten Epanagoge* (Cl. 2.) verglichen hat (cf. S. 110. Anm. 4.).

Von sonstigen Hülfsmitteln, deren Nichtbenutzung bedauert werden mufs, ist insbesondre *Harmenopul* zu nennen, dessen aus der Schrift *π. χρον. διαστ.* entlehnte Excerpte dem Vf. (wie nach p. X. geschehn ist) im Laufe der Arbeit um so leichter entgehn konnten, als auch der übrigens fleifsige *Reiz* diese Quelle des von ihm edirten Autors meistens übersehen hat (Vgl. indefs *ad* I. 4. *Harmen.* 37.). Uebrigens ist das S. 253, 54. nachträglich gegebne Verzeichnifs nicht ganz genau, denn theils sind die zu cap. 14. §. 5., cap. 37. §. 4. und cap. 42. §. 4. gegebnen Parallelstellen des Harmenopul nur ähnlich und nicht wörtlich entsprechend, theils ist S. 254. Z. 14. statt I. 6. 7. zu lesen I. 7. 7. und Z. 26. statt cap. XXXI. §. 10. — §. 11. — Ferner würde die Vergleichung der *Constitutionum graecarum collectio* des *Antonius Augustinus* nicht unerhebliche Resultate ergeben haben, da dieser gelehrte Spanier nicht nur die Ausgaben des *Schardius* und *Cujaz*, sondern auch eigene HSS., und zwar mehr als eine, benutzt hat.

Was endlich die *Art der Benutzung* der zu Rathe gezogenen Hülfsmittel betrifft, so ist schon erwähnt worden, dafs die *Schardische* Ausgabe nicht im Original, sondern nur im Rostocker Nachdruck dem Herausgeber zu Gebot gestanden. Ich habe letzteren nicht eingesehn, und weifs daher nicht anzugeben, in wie weit er mit jener *Princeps* übereinstimmt. So viel aber ist gewifs, dafs die von Hn. Dr. *Z.* mitgetheilten Varianten von der Ausg. des *Schardius* ein sehr unvollständiges Bild gewähren. Die 4 ersten Capitel nehmen bei Sch. 7 Duodez Seiten ein. Auf diesen finden sich nun nicht weniger als 80 bei Hn. Dr. Z. nicht angemerkte Varianten, und unter diesen einige sehr erhebliche und aus andren Quellen nicht bekannte. So z. B. wenn in Cap. 1. §. 4. der vorliegenden Ausg. völlig sinnlos gedruckt ist: *ἔχει τὴν ζητητικὴν ἀγωγήν*, und auch in den Noten sich keine brauchbare Lesart findet, während *Schardius* völlig angemessen: *ἔχει τὴν λ. ἐτῶν ἀγωγήν* hat, oder wenn *Schardius* Cap. 4. §. 4. statt *ὁ δεῖνα* liest *εἰ δεῖνα*. — Ich habe mir die Mühe nicht gegeben, mit den Ausgaben des *Cujaz*, *Leunclav* und *Teucher* auch nur zur Probe ein gröfseres Stück zu vergleichen; nur zufällig ist mir aufgefallen, dafs alle 3 Ausgaben statt des sehr wunderlichen, bei Hn. Dr. *Z.* (Cap. 19. §. 11., welches irrig für L. 4. statt L. 6. C. *De Cust. reor.* ausgegeben wird) ohne Variante gedruckten, *μέχρι μὲν οὖν ἐξ μηνῶν* das offenbar richtigere *μέχρις ἑξαμήνου* haben. — An andren Stellen wäre eine bessere Rechtfertigung der Lesart der HS. zu wünschen gewesen. So z. B. Cap. 14. §. 7., wo die drei vom Hn. Herausg. benutzten MSte einstimmig das allein richtige (Vgl. *meinen Tit. Basilic. De div. reg. j.* p. 22.) *καὶ τὰ ἡμίσεαν προσδέχεσθαι* haben, er aber fast geneigt scheint, die falsche Zahl der 60 Tage vorzuziehn. — Endlich ist noch zu bemerken, dafs die Benutzung unsrer Schrift durch die in der vorliegenden Ausgabe so häufig irrigen Citate der Justinianeischen Rechtsbücher wesentlich erschwert wird. Auch hier zeichne ich nur auf, was mir ganz gelegentlich in den ersten 4 Capiteln aufgestofsen ist: S. 120. Z. 2. des latein. Textes ist statt tit. 6. L. 10. zu lesen L. 9. §. 1., S. 121. Z. 7. L. 2. §. 1. statt L. 1., S. 124. Z. 4. const. 2. statt const. 6. S. 125. letzte Zeile const. 2. statt const. 6.

Ich habe im Obigen den Inhalt des vorliegenden Buches nur insoweit er sich speciell auf die Schrift *π. χρον. διαστ.* bezieht, berücksichtigt; ich kann indefs die anderweitigen in demselben enthaltenen Nebenuntersuchungen um so weniger mit Stillschweigen übergehn, als dieselben zu einem nicht geringen Theil in ihren Resultaten gegen mich gerichtet sind. — Zunächst ist von den drei byzantinischen Rechtscompendien, über welche vor 9 Jahren eine Abhandlung von mir im Rheinischen Museum Bd. II. u. III. gedruckt ward, die Rede, und es heifst in dieser Hinsicht S. 45.: „Mit den Ergebnissen der Untersuchungen, welche *Witte* im rhein. Mus. angestellt hat, kann ich im Ganzen nicht übereinstimmen," während auf der andren Seite gesagt wird: „Meine Ansichten sind im Ganzen die, welche schon *Biener* in d. Beitr. zur Revis. d. justinian. Codex aufgestellt hat. Sie haben unumstöfsliche Gründe für sich und erweisen sich zugleich auch dadurch als richtig, dafs mit ihrer Annahme ein plötzliches Licht das Dunkel der erwähnten Streitfragen erhellt und überhaupt die Geschichte der andren byzantinischen Rechtsbücher in ihrem Zusammenhange mit Eklogie, Prochiron und Epanagogie völlig klar wird."

Bevor ich mir nun einige Bemerkungen über das Detail dieser Streitfrage erlaube, mufs ich gegen eine etwas schiefe Darstellung der Procefs-Geschichte protestiren, die sich bei Hn. Dr. *Zach.*, wenn gleich nicht allein bei ihm, vorfindet: Es war nämlich früher mehrfach gestritten worden, ob das bei *Freher* *) (mit fremdartigen Zusätzen) abgedruckte Rechtsbuch in 18 Titeln (die *Ekloge*) *Basilius dem Macedonier* und das später in den Harmenopul aufgenommene in 40 Titeln (das *Prochiron*) *Leo dem Weisen*; oder ob umgekehrt das Prochiron dem Leo und die Ekloge dem Basilius zuzuschreiben sey, und es war dieser Streit lediglich mit, aus *äufseren* Gründen hergenommenen, Waffen geführt worden. Hr. G.

*) So bezeichne ich der Kürze halber und zum Unterschied von den *Notaten* und der *Synopsisausgabe* das *jus graeco romanum*. Dafs ich aber nicht, wie Hr. Dr. Z. mir Schuld giebt, in dem falschen Wahn gestanden, *Freher* habe das Buch zuerst herausgegeben, sondern dafs ich *Leunclav* die richtige Stellung zu demselben eingeräumt, ergiebt sich schon aus meinen frühern Schriften über verwandte Gegenstände, z. B. *Tit. Basilic. De reg. j.* p. VI. Na. *) und Rhein. M. s. II. 278.

*G. J. R. Biener* hatte sich in demselben für die zweite Meinung erklärt, und namentlich heifst es noch in der Geschichte der Novellen (1824) „Aufser den Basiliken ist aber *unter den drei Regenten Basilius, Leo* und *Constantin* noch manches geschehn — — — Hierher gehört erstlich das Prochiron des Basilius. Zweitens fällt *in das Zeitalter der Basiliken* die Ekloge des Kaiser Leo. — —". — Nun versuchte ich in der erwähnten Abhandlung (1828) aus *inneren* Gründen nachzuweisen, dafs das Prochiron unmöglich habe die frühere, die Ekloge aber die spätere Arbeit seyn können, dafs also, wenn das Eine Basilius Macedo, das andre aber Leo den Weisen zu Urhebern haben solle, die Ekloge nothwendig dem Ersteren, das Prochiron aber dem Letzteren zugeschrieben werden müsse. Ich mufs vermuthen, dafs diese Nachweisung für überzeugend befunden worden ist, denn *davon*, dafs dem Prochiron die Zeit-Priorität vor der Ekloge gebühre, ist seitdem nicht weiter die Rede gewesen. Dagegen hat Hr. G. J. R. Biener um die Autorität der HSS., welche die Ekloge den Kaisern Leo und Konstantin beilegen, auf welche er schon früher sich gestützt, zu retten, in den Zusätzen zu den Beitr. zur Rev. d. just. Cod. (1832) den völlig neuen Vorschlag gemacht, unter *Leo* nicht den *Weisen*, sondern den *Isaurier*, und unter *Constantin* nicht den *Purpurgeborenen*, sondern den Kothgetauften (*copronymus*) zu verstehn. In der Darstellung des Hn. Dr. *Z.* nimmt sich aber die Sache so aus, als sey auf der andren Seite von jeher nur von *Leo Isauricus* und *Constantinus copronymus* die Rede gewesen und von mir nur grundlos widersprochen. — Ich könnte nun füglich dem neuen Vorschlage beipflichten, ohne den „Ergebnissen meiner früheren Untersuchungen" irgend zu nahe zu treten; denn diese waren vorzugsweise auf die im Inhalte wahrzunehmende rechtshistorische Entwickelung, aus welcher die Zeitfolge sich ergeben mufste, gerichtet, und nahmen die Namen nur an, so wie sie eben gegeben waren; auch halte ich es für sehr wohl möglich, dafs wenn Hr. *G. J. R. Biener* seine Ansicht, die er a. a. O. ohne weitere Gründe aufgestellt hat, erst weiter entwickelt haben wird, dieselbe sich als wahr, oder doch als wahrscheinlich ausweisen wird. Bis dahin aber weifs ich das „plötzliche Licht, welches das Dunkel der erwähnten Streitfragen erhellt" in gar vielen Stücken noch nicht zu erkennen, vielmehr finde ich auch bei wiederholter Ueberlegung noch gar manche Schwierigkeiten, die mich der neuen Annahme zu huldigen, wenigstens vor der Hand noch hindern.

Zunächst erhellt aus meinen (jetzt gar sehr zu vervollständigenden) Angaben in der erwähnten Abhandlung, dafs in den Handschriften so wenig die für die Ekloge, als die für das Prochiron angegebene *Jahreszahl* irgend fest steht, sondern dafs vielmehr alle drei Decimalstellen (die Einer, die Zehner und die Hunderte) auf das Bunteste variiren; dafs hingegen die Zahl der *Indiction* (9) in allen HSS. gleichmäfsig angegeben ist. Hr. Dr. *Z.* stimmt nun darin noch mit mir überein, dafs wir beide jenes *Datum* allein auf die *Ekloge* beziehn, und dafür halten, dafs es nur mit Unrecht in viele HSS. des Prochiron übertragen sey *) (S. 53. 56); während ich aber eine handschriftlich beglaubigte Lesart der Jahreszahl (6384 der Welt), welche mit der Indiction übereinstimmt, festhalte, und danach die Entstehung der Ekloge in das Jahr 876 p. Chr. setze, wählen die Gegner sich die Jahreszahl ,ϛσμζ' (6247) aus, welche dem Jahre 739 entspricht. Hier weifs ich nun gleich die Schwierigkeit der Indiction nicht zu beseitigen, denn, dafs die neunte Indiction nicht auf 739, sondern auf 741 (oder 726) fällt, lehrt die einfachste Rechnung, und besagt zum Ueberflusse noch *Pagi* (*Critica in annales Baronii* II. 235, 244). So müfste denn also wenigstens die Jahreszahl in ,ϛσμϑ' verwandelt werden, und ob sich dafür eine Autorität anführen läfst, bezweifele ich sehr. Fände sich aber auch wirklich eine HS. mit jener Lesart, so wäre damit wenig gewonnen. Leo der Isaurier, jener ungeschickte Reformator, den nur blinder Hafs gegen katholischen Bilderdienst von wenigen neuern Geschichtsschreibern hat überschätzen lassen, war, wie schon oberflächliche Bekanntschaft mit seiner Geschichte lehrt, am Ende seines Lebens weit davon entfernt, sein bilderstürmerisches Ziel erreicht zu haben. (Vgl. *Neander* Geschichte d. Christl. Relig. III. 421). Erst Konstantinus *copronymus*, seinem Sohne, gelang es, diese angebliche Idololatrie in gröfserem Umfange zu unterdrücken. Ist es nun wohl zu glauben, dafs unter so allgemeinen Gährungen, zu einer Zeit, wo eines der furchtbarsten Erdbeben fast das ganze Reich verwüstet und die schrecklichsten Finanzverlegenheiten herbeigeführt hatte (*Pagi* p. 240. *Schlosser* Geschichte der bilderstürmenden Kaiser S. 195—97), zu einer Zeit, wo die Araber unter Soliman eben erst mit genauer Noth zurückgeschlagen waren, der Kaiser drei Monate vor seinem Tode (*Pagi* p. 244. *Art de verifier les dates* IV. 288) mit aller der in der Vorrede beschriebenen Umständlichkeit ein Rechtsbuch habe redigiren lassen? Auch in gesunden Tagen und bei gröfserer Mufse war Leo nicht der Mann für ein solches wissenschaftliches Unternehmen. Wird auch die Erzählung vom Verbrennen der Julianischen Bibliothek und der dabei beschäftigten Gelehrten von Vielen für Erdichtung gehalten (Vgl. u. A. *Walch* Historie der Ketzereien X. 231), so bezeichnet sie doch den Ruf, in welchem Leo's Vorliebe für Gelehrsamkeit und Gelehrte stand, und wenigstens in diesem symbolischen Sinne nehmen auch neuere Forscher

*) Es liegt am Tage, dafs wenn einmal zugestanden wird, das *Datum* der Ekloge habe sich in HSS. zum Prochiron verirrt, ebensowohl auch (mit mir) angenommen werden kann, die Namen der Kaiser seyen verwechselt worden. Erkennen die Gegner die Irrigkeit dieser Inscription in den MSten, so benehmen sie dadurch auch diesem, meines Wissens einzigen, Argument seine Auctorität.

sicher sie für wahr (*Schlosser* a. a. O. S. 163, 64. *Bernhardy* Grundrifs d. griech. Literatur S. 487). Besser beglaubigt ist die Aufhebung der höheren Schulen (*Schlosser* 170) und an Zeugnissen über den gänzlichen Verfall alles wissenschaftlichen Studiums unter den Ikonoklasten ist wahrlich kein Mangel.

Ferner habe ich schon im Rhein. Mus. (III. 49.) darauf aufmerksam gemacht, dafs in der Ekloge (XII. 2. bei *Freher*) die Ehe unter andren Geschwisterkindern verboten ist, während wir aus der vermehrten Epanagoge wissen, dafs ein Gesetz aus den Zeiten der Isaurier das Verbot der Ehe unter Geschwisterkindern einführte, und dafs erst noch später dies Verbot bis auf den 6ten Grad erstreckt ward. Es scheint, dafs in der ersten Beziehung ein Isaurischer Kaiser das Verbot der Trullanischen Synode von 692 zum weltlichen Gesetze erhoben habe (Vgl. *Laspeyres Canonicae computationis historia* p. 21. 22. *Walter* Kirchenrecht. 7te Ausg. §. 304.); wenn dagegen die ferner erwähnte Ausdehnung Statt gefunden habe, weifs ich zwar nicht anzugeben, immer aber bleibt es unerklärlich, wie ein, erst *nach* den Isauriern aufgekommenes Princip schon in einem vom ersten Isaurier (angeblich) herrührenden Rechtsbuche als geltendes Recht verzeichnet werden konnte.

Desgleichen sind an demselben Orte S. 57 in den beiden nächsten §§., deren erster ausdrücklich, vom Urheber des Rechtsbuchs neu eingeführte Bestimmungen, zu enthalten erklärt, Principien nachgewiesen, die durch Novellen des *Basilius Macedo* sanctionirt worden. Vgl. auch noch XV. 1—4. XVI. 13, XX. 1. — Wie kam nun Leo *Iconomachus* dazu, jene Sätze schon anderthalb Jahrhunderte im voraus in sein Rechtscompendium aufzunehmen?

Hinlänglich bekannt aus der Geschichte des Isaurischen *Leo* ist der leidenschaftliche Hafs, mit dem er die Mönche verfolgt. (*Walch* S. 286 ff. *Schlosser* S. 189, 90). Ist nun wohl zu glauben, dafs dieser Kaiser in sein Rechtsbuch (XX. 6, XXIV. 4) die Privilegien der Mönche und Klöster aufgenommen habe? Auch auf die unläugbare Aehnlichkeit des Inhaltes der Vorrede zur Ekloge, der zur Epanagoge und der Basilischen Zeugenconstitution, so wie auf den Umstand, dafs der am ersteren Orte redende Kaiser andeutet, das Werk sey bald nach seinem Regierungsantritt (also nicht im 24sten Regierungsjahre, wie die Gegner behaupten müssen) begonnen worden, ist schon früher (Rhein. Mus. S. 38) hingewiesen. Ueberhaupt aber will der ganze Ton der Vorrede zur Ekloge, mit ihrem Preise der friedlichen und siegreichen Herrschaft des Kaisers von dem sie herrührt, ohne alle Spur von Andeutung des Gegenstandes, welcher die ganze Lebensthätigkeit des Isauriers einnahm, die Meinung derjenigen, welche hier ein Werk des Letzteren zu sehn glauben, durchaus nicht unterstützen.

Ein andres Argument gegen Leo den Isaurier würden wahrscheinlich die kaiserlichen Titulaturen ergeben, von denen zu vermuthen ist, dafs sie sich zwischen Jenem und Basilius Macedo geändert haben werden, wenn nicht der schrankenlose Hafs des byzantinischen Orients gegen die bilderstürmenden Kaiser, deren Verordnungen und sonstigen Erlässe ebenso wie die in ihrem Sinne abgefafsten Schriften vollständig vernichtet hätte (Vgl. *Walch* S. 84). Nur in der 2ten Nicäner Synode recitirt *Gregor von Neocäsarea* Stücke aus der unter *Constantinus copronymus* und dessen Sohn *Leo* dem Chazaren gehaltenen *falso septima*, wo die Kaiser an der einen Stelle *οἱ θειότατοι βασιλεῖς Κωνστ. καὶ Λέων* heifsen, an einer andren aber von einem *πανευσεβὲς θέσπισμα τῶν θεοστέπτων καὶ ὀρθοδόξων ἡμῶν βασιλέων Κωνστ. κ. Λέοντος* die Rede ist (*Mansi* XIII. 209, 351). Ueberhaupt scheinen die Titel *θεοστέπτοι* und *εὐσεβεστάτοι* um jene Zeit die gebräuchlichsten gewesen zu seyn, denn auch die Väter des 2ten Nicäner Conciliums legen sie vielfach dem Konstantin (VI.) und der Irene bei (*Mansi* XII. 991, 1055, 1081, 1113, 1121. XIII. 1, 129, 158, 203, 399 und 414. Vgl. andre Titel *ibid.* XII. 1153). Die Kaiser in der Ueberschrift der Ekloge heifsen aber schlechthin *φιλευσεβεῖς*.

*Das* Argument aber, welches meines Erachtens am überzeugendsten gegen den Isaurier spricht, ist im Obigen schon angedeutet worden: Der Hafs gegen die Ikonoklasten nämlich, der noch eine lange Frist in einem eignen Feste der Orthodoxie künstlich genährt und gesteigert ward (*Walch* S. 799, 800), und der den Isaurier und seinen Sohn nicht anders als mit Verwünschungen (*οἱαὶ ἐκείνοις, δι' οὓς τὰ σκάνδαλα εἰς τὸν κόσμον εἰσῆλθε. Mansi* XII. 1060. Vgl. XIII. 127, 397) und Schimpfwörtern (*ὁ δυσσεβὴς*) zu nennen erlaubte, macht es schlechthin undenkbar, dafs, nach den ikonolatrischen Reactionen, erst unter Irene und dann unter Theodora, der Mutter Michaël III., und nach der neuen, auch im Civilrecht eine entgegengesetzte Richtung verfolgenden, Legislation der Macedonier, die Ekloge, dieses durchaus schülerhafte und dürftige Compendium, wenn sie wirklich von Leo III. herrührte, sich bis ins späte Mittelalter in stetem Gebrauche, und bis auf unsre Tage in zahlreichen Abschriften erhalten haben sollte. Auch verfallen die Anhänger der entgegengesetzten Ansicht noch in einen andren bedenklichen Anachronismus. Der Macedonier Basilius soll, nach ihrer Ansicht, schon in den Jahren 870—78 das Prochiron, ein Rechtsbuch, in welchem das postjustinianeische Gewohnheits- und andres (Isaurisches) Recht im Ganzen durch Wiederherstellung des Justinianeischen völlig verdrängt erscheint, publicirt haben, und dennoch hätte Derselbe einige Jahre später (879—86) in der von mir herausgegebnen Vorrede der Epanagoge Anlafs gehabt, zu sagen, er wolle nunmehr (*νῦν δὲ*), das bisher noch bestanden habende postjustinianeische Recht vertilgen und ausmerzen (*τὰς, ἐπὶ ἐναντιώσει τοῦ εἰρημένου θείου δόγματος, καὶ ἐπὶ καταλύσει τῶν σωστικῶν νόμων, παρὰ τῶν Ἰσαύρων φληναφίας ἐκτεθείσας πάντῃ ἀποβαλομένη καὶ ἀποῤῥίψασα*). Ich, wenigstens weifs nicht, wie ich diesen Widerspruch lösen soll.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## JURISPRUDENZ.

1) Heidelberg, b. Oswald: *Fragmenta versionis graecae Legum Rotharis, Longobardorum regis. Ex cod. Paris. gr.* 1384. *Primus ed. Car. Ed. Zachariae* etc.

2) *Ebend.*, b. Mohr: *Αἱ Ἐπωναί*, oder die Schrift über die Zeitabschnitte, welche insgemein einem *Eustathios*, Antecessor zu Konstantinopel, zugeschrieben wird. Herausg. von *C. E. Zachariae* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 59.)

Dagegen bedarf es wohl kaum einer Erwähnung, wie auch der von mir verfochtenen Ansicht Alles in genauem Zusammenhange erscheint: die erste, wenn gleich schülerhafte, Arbeit der grofsen Rechtsreformatoren, Basilius und Leo, die Ekloge, wird durch *ihren* gewichtigen Namen, von den beiden andren, der Epanagoge und dem Prochiron, in der Praxis und in HSS. mit durchgeschleppt; *Basilius* selber aber hat alles Recht, in seiner zweiten Arbeit zu sagen, in jenem ersten Versuche habe er noch verunreinigten Quellen ungeziemenden Einfluss eingeräumt, nun aber, nachdem die Basiliken (erste Ausgabe) das reine Justinianeische Recht wieder hergestellt, wolle er auch aus diesem kürzeren Lehrbuch jede Spur der isaurischen φληναφία verbannen.

Gewifs wäre es ungerecht, wenn man den Streit, ob die Ekloge von Leo III., oder Leo VI. herrühre, für einen müfsigen erklären wollte. Es kann der Rechtsgeschichte durchaus nicht gleichgültig seyn, ob das Rechtsstudium schon 1½ Jahrhunderte zuvor durch ein Zusammentragen und Durcharbeiten der älteren Literatur, wie die Vorrede der Ekloge davon Kunde giebt, einen neuen Impuls erhalten, oder ob es erst unter Basilius Macedo aus langem Schlafe wieder erwacht sey. Hr. Dr. Z. scheint (in Nr. 1. p. 28. Na. 2.) die erstere Ansicht auch noch durch byzantinische Zeugnisse für Leo V. und seine Nachfolger unterstützen zu wollen; theils aber beweist, was von Leo dem *Armenier* berichtet wird, noch nicht für Leo den *Isaurier*, theils sind jene Zeugnisse auch im höchsten Grade unzureichend. Ich will keineswegs in Abrede stellen, dafs nach der finsteren Zeit des 8ten Jahrhunderts, besonders durch die freundlicheren Berührungen mit dem hochgebildeten muhammedanischen Orient, im 9ten Jahrhundert auch in Byzanz eine bessere Zeit angebrochen sey, dafs Leo V. dieser neuen Richtung vielleicht zuerst nachgegeben (wie denn im Allgemeinen in Bezug auf Wissenschaftlichkeit das Verhältnifs der Ikonoklasten und Ikonolatren seit dieser Zeit umgestellt erscheint), und dafs insbesondre *Bardas* die Studien überhaupt und namentlich auch die juristischen vielfach gefördert habe (*Schlosser* p. 617 ff., besonders S. 621. *Bernhardy* a. a. O. S. 488); dafs aber vor dem macedonischen Basil eine Restauration des Justinianeischen Rechtes eingetreten sey, sind wenigstens die von Hn. Dr. *Z.* angeführten Stellen in keiner Art zu belegen geeignet. Zunächst nämlich scheint es unangemessen, neben dem *Continuator des Constantinus Porphyrogenitus*, den *Cedrenus* buchstäblich ausgeschrieben, diesen letzteren als einen zweiten Zeugen aufzuführen; aufserdem aber sagen weder der Originalautor noch sein Abschreiber ein Wort von Dem, was sie bekunden sollen. Von Leo dem Armenier berichtet der Fortsetzer des *Constantinus Porph.* p. 19. C. der Pariser Ausg. (*Cedren.* p. 491. B.), dafs er im *Lausiacum* häufig selber Recht gesprochen, und erzählt dabei über die Art, wie dies geschehn sey, eine Anekdote. P. 53. A. (*Cedren.* 513. B.) heifst es von Theophilus, er habe es darauf angelegt, λόγῳ τῆς δικαιοσύνης ὥςπερ ἔμπυρος ἐραστὴς καλεῖσθαι, καὶ νόμων εἶναι φύλαξ πολιτικῶν ἀκριβής. Endlich erfahren wir p. 115. A. (*Cedren.* p. 547. D.), dafs *Bardas* unter Leitung des Leo Philosophus bei dem Pallast Magnaura διατριβὰς τῶν μαθηματικῶν errichtet habe; wie nun aber aus diesem Allen die *revocatio genuini juris Justinianei studii* hervorgehen solle, ist schwer abzusehn. (Vgl. übrigens *Continuat. Const. porph.* p. 119. D.).

Diesem Allen zufolge glaube ich nun noch keinen Grund zu haben, von meiner früheren Ansicht abzugehn, dafs das Studium des Rechtes, insbes. des Justin., unter wucherndem Gewohnheitsrechte verschiedenartigen Ursprunges und willkührlichen Gesetzen, Jahrh. lang geschlafen, und dafs der erste sehr rohe Versuch, dasselbe zu erwecken, von Basilius Macedo in der Ekloge 876. gemacht, dafs dann die erste Ausgabe der Basiliken in 40 Büchern und demnächst die Epanagoge gefolgt sey, und dafs endlich unter Leo dem Weisen erst dessen, das Recht der Isaurischen (u. s. w.) Zeit ausdrücklich abschaffende Novellen (sie bilden das eigne τεῦχος, ἐν ᾧ τὰ ἀνῃρημένα πάντα συντεθείκαμεν, wie die Vorrede des Prochiron rühmt, Vgl. dagegen *Zach.* S. 86. Nr. 43.), dann die neue Ausgabe der Basiliken in 60 Büchern und endlich das Prochiron den Beschlufs gemacht habe. Hier erfahre ich indefs vom Hn. Dr. Z. neuen Widerspruch. Zunächst mufs ich auch hier eine nicht ganz richtige

Darstellung des Streites rügen: S. 98 ff. heifst es, „*man* nehme bis auf den heutigen Tag (S. 96.) an, Konstantinos Porphyrogennetos habe eine neue Redaction der Leonischen Basiliken publicirt," und demnächst bekämpft Hr. Dr. *Z.* diese Annahme, als ob sie nie zuvor bestritten worden sey. Nun aber hat schon *Biener* Gesch. d. Nov. S. 127. Na. 18., wenn auch ganz flüchtig, gegen jene gemeine Meinung Zweifel geäufsert, und eine ausführlichere Zusammenstellung der gegen sie sprechenden Gründe findet sich bei mir: Rhein. Mus. S. 37. Anm. 68. Wenn ich nun den, gegen die angebliche *dritte* Recension der Basiliken (unter *Constantin. prophyrog.*) gerichteten Argumenten nur beipflichten kann, so überzeugt mich dagegen keineswegs, was Hr. Dr. *Z.* ausführt, um die erste Ausgabe in 40 Büchern unter Basilius zu bestreiten. In der That ist es, wenn wir an den oben besprochenen Streit über die Urheber des Prochiron und daher die Zeitfolge dieses Rechtsbuches und der Epanagoge zurückdenken, ein seltsamer Cirkel, in dem sich die Argumente des Hn. Vf. bewegen, wenn er (insbesondre S. 101. Na. 65) sagt: Nimmt man (nämlich mit Unrecht) an, das Proch. sey die ältere, die Epan. aber die jüngere Arbeit, so widersprechen sich die Vorreden beider in ihren Angaben über Abfassung der Bas., oder führen doch zu ganz unangemessenen Resultaten; (es würde nämlich herauskommen, dafs Basilius einmal die Basiliken in 60, und dann in 40, endlich aber Leo sie wieder in 60 Büchern edirt habe); — also ist das Zeugnifs jener Vorreden, „wie diese Stellen in den bis jetzt bekannten HSSten lauten *)", als ein unverständliches nicht zu beachten!! — Halte ich nun an dem Zeugnisse jener Quellen, dafs Basilius wirklich eine Ausgabe der Basiliken in 40 Büchern veranstaltet habe, fest, so stimme ich dagegen ganz mit dem Hn. Vf. überein, wenn er läugnet, dafs die Verschiedenheiten unsrer Basiliken MSte in irgend einem Zusammenhange mit diesen mehren Ausgaben des Werkes stehn.

Möge Hr. Dr. *Z.*, obgleich ich Einzelnes über seine Schriften zu erinnern gefunden, und obgleich ich die Ueberzeugung von der Irrigkeit der früher von mir aufgestellten Ansichten aus seinen Gegengründen nicht zu entnehmen vermocht habe, in dieser ausführlichen Beurtheilung seiner Arbeiten meine wahre Achtung vor den letzteren und das Vertrauen erkennen, dafs das Studium des byzantinischen Rechtes gewifs an ihm einen seiner tüchtigsten Förderer gewinnen wird! *Karl Witte.*

## ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Dümmler: *Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und deren Einfluss auf die geistige Entwickelung des menschlichen Geschlechts.* Von *Wilhelm von Humboldt.* — 1. Bd. 1836. XXIV (Vorrede, über Alphabete, Abkürzungen, Inhaltsverzeichnifs), CCCCXXX (Einleitung) und 312 S. 4. (5 Thlr.)

2) *Ebend.*: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.* Von *Demselben.* 1836. XI und 511 S. 4. (4 Thlr.)

Zwei, jede für sich eine Welt umfassende, aber durch mancherlei gemeinsame Berührungspunkte einander wohlbefreundete Disciplinen, die *Natur-* und die *Sprach*-Wissenschaft, haben in neuerer und neuester Zeit — gedankt sey es hauptsächlich einer besser begründeten und geregelten *Methodik*, welche, statt durch die Lohe einer selbstgeschaffenen, oft phantastischen Idee den Gegenstand der Beobachtung zu einer ungedeihlichen und schwächlichen Frühreife treiben zu wollen, vielmehr umgekehrt aus dessen innerstem Marke selbst die Idee als seine alleigenste, uneingepfropfte Blüthe in natürlicher Entwickelung hervorsprieſsen und dem sonder Rast, aber ohne Hast aufmerkenden Forscherauge durch allmäliges Auseinanderbreiten ihrer Kelchblätter das darunter verborgene Geheimnifs verrathen läfst — sie haben, getragen von jener Begeisterung, welche der Aushauch glücklichen Gelingens ist, einen kühn-sicheren Aufflug genommen, der Art, dafs im gesammten Alterthume, wie leicht dessen feurigste Lobredner einräumen möchten, unmöglich auch nur die Vorahnung einen solchen zu erreichen vermocht hätte. Zweien Brüdern ist das schöne und seltene Loos, aber nicht als die rasche Beute blinden Ungefährs, sondern als der wohlerworbene Preis langen und gewaltigen Ringens zugefallen, sich durch den einstimmigen Zuruf ihrer dankbaren Zeitgenossen, jeder in der vorzugsweise von ihm erwählten und nach allen Seiten hin erweiterten Bahn seines wissenschaftlichen Schaffens und Ruhmes, neidlos als Vorsitzer anerkannt zu sehen, und, wenn aufserdem noch andere Wissenschaften, Kunst, Leben und Staat in edlem Zwist wechselweise um sie warben, und sich jene, als gehörten sie ihnen ganz und allein an, beizuzählen nicht Unrecht haben, so fühlen sich, und dürfen es, die beiden vorhin genannten Wissenschaften durch den Vorsitz eines so hohen Bruderpaares nur um so mehr in ihrer eignen Würde gehoben und befestigt; wo aber vom erhabenen Stuhle herab im Rathe der Mitforscher ihre gewichtige Stimme, gleichviel in welcher Sprache und über welchen, dem Griechen unberührt gebliebenen Wissensbezirk das Gedankenfüllhorn ergiefst, welcher Hörer fühlte sich da nicht, obschon sie, jene von der Natur in so vielfacher Hinsicht bevorzugten Geister, Söhne unserer Zeit, wie angeweht von hellenischem Geiste? welches

*) Ich berichtige hier aus der Vaticaner (Rh. Mus. III. 79.) und der Turiner (Ebendas. II. 281. Na. 25.) HS., von welcher letzteren Hr. Prof. *Peyron* mir Abschrift zugesandt hat, in der von Hn. Dr. *Z.* abgedruckten Stelle der Vorrede zur Epanagoge das ὥστε διδακτῶν νόμων in ὡς θεοδιδάκτων νόμ.

ches Ohr nicht wie erlabt von dem würzereichen Honig attischer Rede?

Doch — — traurend umstehn jetzt den *einen* Sitz viele Würdige: denn er ist leer; heimgegangen der, welchem er gebührte, und den als ihren schützenden, leitenden, freundlichst aufmunternden und in der eignen Arbeit unermüdlichen Berather und Führer sie alle verehrten; und — in ihrer Mitte, auch unter den Würdigsten, so scheint es, niemand, der mit gleichem Anspruche des Rechts ihn wiedereinzunehmen sich würdig genug erachte. Seitab jenen seht ihr einen Mann, dem gleich sehr oder mehr noch Mangel an Verdienst als sein jüngeres Alter sich der Schaar der Würdigen anzuschliefsen verbietet, aber nicht minder, als sie, schmerzergriffen, und ihnen in Einem, an tiefer, bewundernder Ehrfurcht vor dem Hingeschiedenen, gleich. Unbezahlt ist die Schuld, die er diesem schuldet: dessen herablassende Freundlichkeit fordert von ihm, auch über das Grab hinaus, ihren Tribut, — und so verzeiht, wenn euch durch ihn in diesen Blättern die Kunde von einem der letzten geistigen Vermächtnisse eines *Wilhelm von Humboldt* entgegengetragen wird, die ihr lieber durch einen Fähigeren vernommen hättet.

Allem Uebrigen dürfte eine kurze Darlegung des Verhältnisses, worin beide hier anzuzeigende Werke zu einander stehen, voraufgeschickt werden müssen; es ist aber folgendes. Das *zweite* findet sich, mit Ausnahme der beiden werthvollen Zugaben, nämlich 1) einer akademischen Abhandlung über den *Zusammenhang der Schrift mit der Sprache, über Bilderschrift und die phonetischen Hieroglyphen Champollion's* vom J. 1824, und 2) der schon im IX. B. des *Nouv. Journ. Asiatique* gedruckten, aber hier durch Zusätze und Erläuterungen vermehrten *Lettre à Mr. Jacquet sur les alphabets de la Polynesie Asiatique*, welche nur ihm eigen sind, und abgerechnet S. I bis XVI. der Einleitung und einige weitere Ausführungen der Vorrede, welche dagegen ihm fehlen, im Uebrigen vollständig dem ersten Bande des ersten und zwar in Form einer Einleitung von S. XVI bis CCCCXXX einverleibt. Es nimmt aber in diesem, d. h. dem Hauptwerke, eine viel zu bescheidene und mehr in den Schatten tretende Stellung ein, indem dasselbe von der Betrachtung des menschlichen Sprachbaues überhaupt nur zu der eigenthümlichen der besonderen Sprachverhältnisse des asiatischen Archipels hinüberzuleiten bestimmt scheint, während es doch andrerseits nichts desto weniger den Charakter eines selbständigen und in sich abgeschlossenen Ganzen durchweg behauptet, und, durch sein eignes Licht leuchtend, wie eine kraftvolle Morgensonne, über viele der dunkelsten Gebiete allgemeiner Sprachkunde seine erhellenden Strahlen verbreitet. Ja, da es eben vermöge seines mehr allgemeinen Inhalts sich an die Interessen eines ungleich zahlreicheren Publikums anschliefsen möchte, mufs man seine Loslösung von dem Gesammtkörper des umfangreicheren Werks und die hiedurch erleichterte Käuflichkeit und Zugänglichkeit desselben als einen höchst erfreulichen und dankenswerthen Umstand betrachten.

Das *erste* oder *Haupt*-Werk, welches erst durch zwei noch rückständige Bände seinen Abschluss erhalten wird, verspricht seinem Titel nach, aufser der vorerwähnten Einleitung, nur eine Untersuchung über die auf Java heimisch gewordene *Kawi-Sprache*, doch lasse man sich nicht durch den Titel täuschen; denn, wenn es ein Tadel ist, trifft diesen, und zwar in hohem Maafse, der: viel *weniger* (ein nicht zu gewöhnlicher Fall!) zu versprechen, als von dem Buche schon jetzt, oder künftig, dargeboten wird. Nicht blos die Sprache einer Insel oder *einer* Insel, sondern die Sprachen einer ganzen Inselwelt, nicht *eine* Sprache, sondern die grofse Menge und Mannichfaltigkeit von Idiomen eines zerschlagenen und in Stücken gerissenen Welttheils werden, wie dies aus der Vorrede zu ersehen, in seinen folgenden Bänden zur Schau gestellt und erörtert werden, und schon der vorliegende erste zeigt sich seinem Titel ungetreu, in sofern, dafs er die erst dem *zweiten* vorbehaltene Untersuchung über die Kawi-Sprache gar nicht enthält, sondern sich in die schwierige Frage über die Verbindungen Java's mit Indien und alle sich daran hängende, nicht minder schwierige und wichtige, z. B. über die Ausbreitung der Buddhalehre, versenkt, die freilich auch kein blofses Aufsenwerk bilden, indem ihre Erledigung sich auf die Erklärung einer so auffallenden Thatsache, wie ein vorderindisches, mit dem Sanskrit in innigster Berührung stehendes Sprachidiom auf dem sonst mit seiner eigenthümlichen Sprache versehenen Java uns anfangs entgegentritt, von eben so grofsem Einflusse als der nähere Befund der letzteren auf jene rückwirkend bewähren mufs. Ursprünglich, wenn anders einer blofsen Vermuthung Raum gegeben werden darf, war es von dem hochverehrten Hn. Vf. wohl nur auf die Ergründung des besonderen Gegenstandes, von welchem der Titel entlehnt ist, abgesehen, aber nachmals während des Forschens, wie es gründlichen Geistern zu ergehen pflegt, trieb der anziehende Stoff aus üppiger, zugleich nach der Tiefe hin und in den Breiterichtungen weiter um sich greifender Wurzel stets neue und reichere Schöfslinge. Es würde ein ganz aufserordentliches Mifsverständnifs seyn, legte man dieser Bemerkung etwa *den* Sinn unter, als solle sie irgendwie an einen Vorwurf streifen; im Gegentheil beglückwünschen wir uns, und alle, die nach und mit dem Vf. das Sprachstudium, sowie auf der anderen Seite Menschen- und Völkerkunde durch wechselseitige Abhängigkeit unauflöslich mit einander verbunden wissen, ob des unschätzbaren und vielseitigen Gewinnes, der aus dem mit wunderbarer Kunst aufgezogenen und durchwirkten Gewebe scheinbar einander fremder und entlegener Forschungen für das eine wie für die andern hervorgegangen ist; beglückwünschen uns um so mehr, als zu befürchten stand, was dem Publikum ein fast zu ängstlicher Gründlichkeitssinn lange vorenthielt, möge gar der Tod für immer geraubt haben.

Und

Und wie Vieles hat dieser uns wirklich entzogen? Zwar ist *W. v. Humboldt's* literarischer Nachlafs sammt einer ausgezeichneten Sammlung der erlesensten linguistischen Werke, wie sie nur die seltenste Gunst glücklicher Umstände in den Besitz eines Einzelnen bringen konnte, auf der Königl. Bibliothek in Berlin niedergelegt, und den Gelehrten auf die freisinnigste Weise zur Benutzung gestellt; zwar sind *Alexander v. Humboldt's* grofsartiger, für jeden Zweig menschlichen Wissens aufgeschlossener Sinn und seine brüderliche Liebe, die selbst grofse Opfer nicht scheuen würde, uns sichere Bürgen, es werde, so viel sich nur aus der Hinterlassenschaft seines Bruders zum Drucke eigne, aufser dem Rückstande zu Nr. 1., namentlich, wie dies auch schon aufs bestimmteste versprochen worden, dessen Bearbeitungen amerikanischer Sprachen, zuvörderst der mexikanischen, durch Mithülfe des Hrn. Dr. *Buschmann*, welcher schon zu Hrn. *v. H.'s* Lebzeiten die Herausgabe eines Wörterbuchs und einer Grammatik jener Sprache vorzubereiten angefangen hatte, ans Licht gestellt werden; aber wo wäre die fremde Hand, welche, was der Meister unvollendet liefs, in seinem Sinne, mit seinem Geschicke und seiner Kenntnifs auszuführen vermöchte?

Es giebt keinen Erdtheil, dessen Sprachen nicht *W. v. Humboldt* die fleifsigste und eindringendste Aufmerksamkeit gewidmet und diese durch schon veröffentlichte oder noch zu veröffentlichende Denkmale seines Geistes bethätigt hätte; die Sprachen der neuen wie der alten Welt, Amerika's und Polynesiens, in Europa die Vaskische, in Asien Chinesisch und Sanskrit, Aegyptens Hieroglyphen in Afrika, um nur diese zu nennen, haben an ihm vor dem Throne der Saraswati einen beredten Herold und Ausleger gefunden. Zu der allseitigsten Sprachgelehrsamkeit aber, die noch keinem Zweiten in gleich hohem Maafse zu Gebote stand, gesellt sich überdiefs bei diesem Forscher eine so tiefe und alle Fugen und Spalten des betrachteten Objects, man möchte sagen, sprengende und doch auch wiederum einende Macht des Geistes, dafs sie, durch jene unterstützt, eine ganz neue und nach ihrer Eigenthümlichkeit schwer zu bezeichnende, *philosophische* Betrachtungsweise der Sprache herbeigeführt hat, die noch in manchen Punkten allein steht und vielleicht defshalb bei weitem nicht nach Gebühr bekannt und erkannt ist, weil sie bisher fast nur in vielen vereinzelten und zerstreuten Abhandlungen in Anwendung kam. Jetzt erst lernen wir aus der grofsen Arbeit über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues in einem umfassenderen Zusammenhange die geist- und würdevollen Ideen kennen, welche den Verewigten bei seinem Sprachstudium leiteten und zum Theil aus diesem erst gewonnen wurden; in einem umfassenderen Zusammenhange, denn freilich verleugnet selbst die kleinste und besonderste Arbeit *W. v. H.'s* nie das Gepräge eines Geistes, welcher auch im Kleinsten das Grofse vorahnend erblickt, und, indem er die Bezüge des Grofsen zum Kleinen, ja dessen oftmaligen Ausflufs aus ihm erkennt und nachweist, dem Kleinen den adeligen Charakter eines selbst Grofsen und Bedeutsamen aufdrückt. Für diese Arbeit nun, welche wir als das glänzendste und höchste Ergebnifs der langjährigen Sprachstudien unseres heimgegangenen Vfs., gleichsam als sein letztes sprachphilosophisches Bekenntnifs ansehen dürfen, haben wir zur einen Hälfte seinem Bruder zu danken; denn dieser war es, welcher, als die Anzeichen einer nicht mehr fernen Auflösung des ersteren immer drohender hereinbrachen, diesen dazu bewog, eben jenen gereiftesten Ertrag seines Lebens noch den dunkeln Mächten zu entreifsen und in die Nachwelt zu deren *Freude* und Frommen und zum ewigen Gedächtnifs *seines* Namens herüberzuretten.

Die *Vorrede*, welche zu beiden Werken dieselbe, nur im zweiten ein wenig gekürzt ist, rührt von der Hand des Hn. *Alex. v. Humboldt* her; darum tönt sie, ohne es zu wollen, wie eine Todtenklage zu uns herüber; frei von allem eitelen Prunke der Parentationen für den Markt, ungeachtet sie gewifs nicht so bald, gleich diesen, lautlos verhallen wird; einfach, würdig und schön; mit einem Worte, so, wie man sie von einem *sólchen* Bruder um einen *solchen* Bruder nicht anders erwartet. Viele Namen sind in ihr aufgezeichnet, solcher Männer, die dem Verewigten, sey es durch Freundschaft, oder durch bald näheren, bald ferneren literarischen Umgang verbunden, zum Theil selbst für seine letzten Untersuchungen irgendwie behülflich gewesen zu seyn, die Ehre und das Glück geniefsen; und diese machen in ihrer Gesammtheit den erhebenden Eindruck eines Sternenkranzes, inmitten dessen das *eine*, zugleich Licht gebende und empfangende Haupt in um so schönerem, unauslöschlichem Ruhmesglanze strahlt.

Nr. 1. Es ist schon bemerkt worden, wie die *Kawi-Sprache*, besonders aus dem, in ihr verfafsten, der Indischen Bharatas nachgebildeten, wiewohl mehrfach davon abweichenden Epos *Brata Yuddha*, in fortwährender Vergleichung mit allen übrigen Malayischen und Südseesprachen, erst im *II.* Bande wird untersucht werden; der *III.* soll alle malayischen Idiome, besonders Madecassisch, Tagala (auf den Philippinen), Tonga, Tahitisch und Neu-Seeländisch umfassen und aufserdem noch in viele ethnographische Probleme näher eingehen, die sich an die Bevölkerung des *asiatischen Archipels* knüpfen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Dümmler: *Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java*, nebst einer Einleitung *über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* und *deren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des menschlichen Geschlechts.* Von *Wilhelm von Humboldt* u. s. w.

2) *Ebend.*: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.* Von *Demselben* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 60.)

Eine eben so schwierige und weitschichtige, als an sich höchst interessante Aufgabe, würdig eines Mannes, und nur von einem solchen lösbar, der zu einer Fülle schwer zugänglicher äuſserer, gedruckter und handschriftlicher Mittel auch die vielseitigsten geistigen hinzubrachte! Auf jener Inselwelt treffen wir eine doppelte Bevölkerung an, nämlich: 1) den lichtbraunen *malayischen* und 2) den *negerartigen* Stamm, wozu vielleicht noch als dritte Rasse, falls sie nicht aus beiden gemischt seyn sollte, die Bevölkerung auf Tanna, Neu-Caledonien, Timor, Ende u. s. a. Inseln kommt. Ob nicht etwa auch die Malayische Rasse durch Vermischung von Weiſsen mit den Negritos habe entstehen können, bleibt zur Zeit noch bloſse Vermuthung, sowie das Verhältniſs der Sprachen beider Stämme zu einander unaufgeklärt. Uebrigens gehört weder der eine noch der andere dem asiatischen *Festlande* an, da die continentalen Niederlassungen der Malayen auf *Malacca*, die eine spätere ist und sich von Sumatra herschreibt, und die auf *Champa* nicht zu rechnen sind.

Die Malayen wohnen in 2 Kreise vertheilt, nämlich: 1) als eigentliche Malayen, die unter sich eng verwandte Sprachen reden: auf den Philippinen, auf Java, Sumatra und Madagaskar; 2) als Bewohner der Inseln östlich von jenem Kreise, von Neu-Seeland bis zur Oster-Insel, von da nordwärts bis zu den Sandwich-Inseln und wieder westlich bis zu den Philippinen heran. Diese keineswegs uncivilisirten, obwohl der Schrift ermangelnden Völker haben, wie uns die grammatisch genau bekannten Sprachen: Neu-Seeländisch, Tahitisch, Sandwichisch und Tonga lehren, keine aus dem eig. Malayischen verderbte Sprachen, sondern wohl eher den formloseren, ursprünglicheren Zustand desselben bewahrt. In den ersten Kreis nun ist *Indische* Cultur aufgenommen, besonders auf *Java*, welches sich gewissermaſsen als dessen Brennpunkt betrachten läſst. — Indien allein hat den ältesten, China und die Araber nur einen späteren Einfluſs auf den südlichen Archipel geübt; die dort gebräuchliche Schrift entstammt Indien; mit Ausnahme von Madagascar und Malacca, die Arabische besitzen. Auffallender und seltsamer Weise übrigens ist sogar noch *vor* Einführung der Indischen Cultur in mehreren jener Sprachen ein Einfluſs des Sanskrit nachweislich, der sich selbst nach Madagaskar und Neu-Seeland erstreckt. Jener erste Kreis hat gewiſs eine Civilisation, die nicht aus Indien kam, besessen; daher die Erscheinung, daſs das Fremde mit dem Einheimischen immer nur eine mosaik-artige Verbindung eingegangen ist. Der gar nicht in Zweifel zu ziehende Indische Einfluſs aber, welcher vorzugsweise von dem Süden Vorderindiens, namentlich von Kalinga, ausgegangen zu seyn scheint, ist in vielerlei Erscheinungen, also z. B. in der Sprache, dem Kawi (d. i. Dichtersprache) und der vornehmen Javanischen Sprache, oder der *basa-dhalĕm* (d. i. Hofsprache, wie im Persischen das Deri), auch *basa-krama*; in Geschichte, Dichtung, Sagen, fabelhaften Ueberlieferungen, Religion, Gebräuchen, Werken der Kunst u. s. w. unverkennbar erhalten, ungeachtet auch hier der Islam zerstörend eingewirkt hat. Im J. Chr. 1478 ward *Majapahit*, die Hauptstadt des damals bedeutendsten einheimischen Staats, von der noch Trümmer vorhanden sind, durch das Musulmanische Reich von Demak zerstört, und, von da aus zurückgerechnet, haben 1400 J. hindurch Indische Religion, Sitten und theilweis Regentengeschlechter in ungestörtem Besitz auf Java geblüht. Die Klage über Ungewiſsheit der Chronologie wiederholt sich, wie bei aller Indischen Geschichte, so auch hier. Merkwürdiger Weise jedoch trifft die Javanische Aera (*Aji-Saka*) mit der Indischen des *Çâliwâhana* um wenige Jahre überein, und kein Javanischer Bericht weiſs etwas jenseit derselbeu (74. oder 78. *A. D.*) zu berichten, woraus freilich noch nicht folgt, daſs aller Indische Einfluſs erst durchaus nach dieser Zeit seinen Anfang genommen haben müsse. Was die chronologische Verwirrung vermehrt, ist der Umstand, daſs die Javanesen sich, auſser der gewöhnlichen Indischen Zahlbezeichnung, noch einer anderen, ebenfalls aus Indien entlehnten Weise bedienen, die Zahlen durch bestimmte, für jede einzelne festgesetzte Wörter (z. B. Mond, Erde für 1; Element, Pfeil für 5), die zwar nicht immer, aber meistentheils, einen mit der Veranlassung des Gebrauchs der Jahrzahl in Beziehung stehenden

Denkspruch bilden, zu bezeichnen; — Spielereien, die oftmals den Forscher, mehr als unsere Chronostichen, in Verlegenheit setzen. Diese Methode aber, über welche Hr. *v. H.* eine höchst anziehende und lehrreiche Untersuchung angestellt hat, heifst im Jav. *Chandhra Sangkala*, d. i. Monds-Zählung.

Kap. 2. *Beurtheilung des Alters und der Art der Verbindungen mit Indien aus dem Zustande Java's in Sprache, Einrichtungen und Gebräuchen.* Was vorzüglich für einen sehr frühen Einfluſs von Indien her zeugen muſs, ist der Umstand, daſs auf die Malayischen Sprachen das *Sanskrit*, und nicht etwa eine seiner Entartungen, wie das *Pâli* oder die Prakritmundarten, über deren Entstehungszeit *Lassen* (*dial. Pracr. p.* 60 *sq.*) Vermuthungen aufstellt, eingewirkt hat, ungeachtet die Buddhistischen Bücher auf Ceylan (doch s. Hn. *v. Humboldt* darüber S. 290 ff.) und in Hinterindien in Pali, und die der Jaina's, einer Bauddhasecte in Vorderindien, in Prakrit abgefaſst sind; ja selbst *Java*, was schon Ptolemäus wuſste, führte den Sanskritnamen Ἰαβαδίου, ὃ σημαίνει κριθῆς νῆσος. Die Veda's und Purana's werden auf Java nicht erwähnt, und auch das Gesetzbuch des Manu scheint dort unbekannt gewesen zu seyn; gekannt aber sind die beiden Indischen Heldengedichte, so daſs die Entstehung der Javanischen Literatur in die Epoche zwischen diesen und der jüngeren Sanskritliteratur fallen möchte.

Die Uebersiedelungen von Indien her waren höchst wahrscheinlich meistens friedlicher Art, und nicht eigentliche Eroberungen; übrigens galt seit uralter Zeit bis auf den heutigen Tag das Indische auf Java immer als das Höhere und Vornehmere, in ähnlicher Weise, wie bei uns früher das Französische, weſshalb denn auch die vornehme Sprache vorzugsweise von Sanskritwörtern wimmelt.

Die Verwebung Indischer Eigenthümlichkeit mit den einheimischen läuft so sehr durch alle Perioden der Javanischen Sagen, daſs sie eine rein Javanische Zeit gar nicht kennen. Dieser Thatsache stellt sich aber eine nicht minder merkwürdige gegenüber, daſs nämlich in jener Verwebung mit dem Fremden das Javanische doch immer seine Selbständigkeit behauptet und nicht dem Indischen weicht, ja beide Elemente sich weniger vermischen, als, einzeln erkennbar, neben einander dastehen. Kasteneintheilung gab es auf Java nicht, aber wohl auf der Insel Bali, wo sie jedoch mehr dem Bestehenden angepaſst scheint. Dies ist übrigens nicht bloſs aus dem Verwerfen der Kasten im Buddhismus zu erklären, da auch Brahmanische Secten nach Java kamen. Wittwenverbrennung kommt, jedoch nicht als herrschende Sitte, auf Java vor; auf Bali war sie Volkssitte, selbst bei Weibern aus der vierten Kaste, ungeachtet sie von dem Siwa- und Buddha-Dienst verworfen wird, der doch die Bewohner von Bali zugethan sind.

Kap. 3. handelt von *Einführung und Einfluſs des Buddhismus auf Java.* Eine Religion, wie die Buddhistische, welche nach *Klaproth's* Berechnungen gegenwärtig gegen 192 Millionen Bekenner zählt; welche sich in Indien schon mehrere Jahrhunderte vor Chr. dem Brahmanenthume reformatorisch widersetzte und daher dessen ganzen Haſs und die, wüthendste Verfolgung zuzog, was eben zu ihrer groſsen Ausbreitung in den ostasiatischen Ländern auſserhalb Indiens, und, so viel Verwerfliches und Geistlähmendes auch in ihr liegen mag, doch offenbar zu gröſserer Vermenschlichung und Gesittung mehrerer Völker die Veranlassung wurde; deren milde und menschenfreundliche Lehren endlich, sammt manchen der sie begleitenden Einrichtungen, nicht wenige Vergleichungspunkte mit dem Christenthum darbieten; eine solche Religion konnte nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der Forscher in hohem Maafse auf sich zu ziehen. In der That nun hat man neuerdings von den verschiedensten Seiten her und aus den verschiedenartigsten Quellen sie zu beleuchten angefangen und des Trefflichen in dieser Beziehung ist gar viel geleistet, allein nichts desto weniger hat weder die Geschichte noch der dogmatische Inhalt derselben schon nach allen Seiten hin den genügenden Abschluſs gefunden. Um so erfreulicher ist jeder neue Beitrag zur näheren Aufklärung jener merkwürdigen Lehre. Zwar hat nun Hr. *v. Humboldt* keine bisher unbekannte Quelle für den Buddhismus eröffnet: — auf Java selbst mangelt es an allen eigentlich historischen Nachrichten darüber; — aber es sind von ihm in Betreff des Buddhismus in dem südlichen Archipel, welche Aufgabe er sich hiebei allein gestellt hatte, nicht nur die Berichte Anderer, worunter, so wie in Allem, was Java anbelangt, die von *Raffles* und *Crawfurd* den ersten Platz behaupten, aufs vollständigste benutzt, kritisch gesichtet, geordnet, beleuchtet, unter sich und mit der aus anderen Gegenden über diesen Gegenstand zu uns gekommenen Kunde in Zusammenhang und, so weit es möglich, in Einklang gebracht, sondern auch die geringsten auf Buddhismus hinweisenden Spuren, welche sich in dem angezeigten Bezirke finden, mit der unermüdlichsten Sorgfalt und Treue aufgesucht, und oft aus den widersprechendsten Nachrichten und Ansichten die glücklichsten und fruchtbarsten Ergebnisse gezogen, welche nur da, wo eben die Quellen den Dienst versagten, das Gefühl einer nicht vollen Befriedigung in uns zurücklassen. Welch ein Aufwand des angestrengtesten Fleiſses nicht allein, mehr noch, eine wie ruhige Unbefangenheit und Klarheit des Geistes, eine wie schneidende Schärfe sonderaden Urtheils dazu vonnöthen gewesen sey, um aus all den Wirren und Irren ausschweifender Sagen, ungenauer Andeutungen, nieder- und durcheinandergeworfener, nicht immer vollständig und deutlich genug beschriebener und um deſswillen nur schwer zu Zeugnissen über alte verklungene Zeiten zu bewegender Bautrümmer, gleichsam aus einem dichtverschlungenen, rings, wie es bei jenen Trümmern auf Java wirklich der Fall zu seyn pflegt, den Weg verlegenden und absperrenden Dickicht, dennoch sich zu einem, den Blick frei machenden Höhepunkte hinaufzuschwingen, dies wäre schon an sich begreiflich,

wird

wird es aber noch mehr dadurch, dafs man bedenkt, wie in jenen Meeren der Buddhismus auf Bali allein noch bis auf den heutigen Tag in Wirksamkeit ist, nirgends und nirgendwann aber derselbe in jenem Umkreise sich rein, sondern nur, durch Zeit und Umstände getrübt und umgewandelt, öfters mit dem Brahmanenthume, und zwar, wie es scheint, beinahe allein mit dem Siwaismus untermischt, oder doch dieser neben ihm bestehend, auffinden läfst.

Dem gegenwärtigen Religionszustande auf *Bali*, obwohl er immer nur unsichere Rückschlüsse auf den ehemaligen Javanischen gestatten würde, weil unbewiesen ist, dafs Bali seine religiösen Lehren über Java her, und nicht, was auch möglich wäre, unmittelbar vom Indischen Festlande empfangen habe, ist dessen ungeachtet vom Vf. eine besondere Betrachtung gewidmet worden. Dann werden die Bautrümmer auf *Java*, insbesondere die von Brambanan und Boro-Budor, sowie die darin vorfindlichen Buddhabilder in Erwägung genommen. Die Ueberreste von *Brambanan* sind über einen Raum von 10—11 engl. Geviertmeilen ausgebreitet, und bestehen zum Theil aus einzelnen Tempeln, gröfstentheils aber aus Gruppen von Tempeln, in welchen kleinere, in sich verjüngenden Vierecken an einander gereiht, einen oder mehrere gröfsere umgeben. Deren gröfste, *Chandi Sèwu*, d. h. (wie die ähnlich gebildeten Persischen Ruinennamen: Tschilminar, Bissutun) in runder Zahl: *tausend Tempel*, ist wirklich Ein grofser, von mehr als 200 kleineren umgebener Tempel. Von dem Tempelgebäude von *Boro-Budor* erhält man einen richtigen Begriff, wenn man sich darunter einen durch Terrassirung und Hinzufügung von Mauerwerken in eine stufenweis aufsteigende Pyramide verwandelten natürlichen Hügel denkt. Dieser Hügel steigt fast senkrecht von der Ebene auf, und etwa 60 Fufs von seiner Grundfläche fängt das Mauerwerk des Gebäudes an, dessen Höhe von diesem Punkte bis zum Gipfel des oberen, thurmartigen Aufsatzes 116 Fufs beträgt. Nimmt man die unterste Mauerumzingelung und die Kuppel aus, so ist die Pyramide in ihrer ganzen Höhe und in ihrem ganzen Umfange mit Statuen, Basrelifs und architectonischen Verzierungen bedeckt. Die Statuen, gegen 400 an der Zahl, sind sämmtlich Buddhabilder, und zwar von demselben, religiös festgestellten Typus, in derselben, immer sitzenden Stellung; nur ein einziger 5facher Unterschied zeigt sich in der Legung der Hände, welcher mit der Richtung der Weltgegenden in Verbindung steht, und von Hn. *v. H.* auf die 5 himmlischen *Dhyâni-Buddha's* gedeutet wird. Auch hat derselbe zuerst in jener Pyramide einen sogenannten *Dagop* (d. h. Körperhewahrer) erkannt, welcherlei bei den Buddhistischen Tempeln durch ganz Indien, selbst den Höhlentempeln, auf Ceylan und auf der Halbinsel jenseit des Ganges nur selten fehlen, und zum Theil, wovon schon *Clem. Alex. Strom.* I. 3. die Kunde zugekommen war, die Bestimmung hatten, Reliquien oder Bilder des Buddha darunter zu legen. Durch diese Dagop's sollte übrigens aufserdem eine religiöse Idee, welche das Buch näher angiebt, symbolisch ausgedrückt werden. Die sich vorzugsweise als buddhistisch ankündigenden Tempel von Brambanan und Buro-Budor lassen sich ihrem Alter nach mit Sicherheit nicht höher, als in die Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hinaufführen, doch bleibt dessen Bestimmung immer noch Zweifeln unterworfen.

Wunderbarer Weise hat sich in dem Gedächtnifs der heutigen Javanen keine Spur von Erinnerung an *Buddha*, es sey nun als Gott oder Heiligen dieses Namens, erhalten, und auch die Namen des zuletzt auf Erden erschienenen Buddha, *Gâutama, Çâkyamuni* u. s. f., sucht man hier vergebens; was immer betremdet, da z. B. in Persien, unter ähnlichen Verhältnissen, doch nie der Islam den Namen Zoroasters gänzlich vertilgte. *Budha* oder *Buddha* (die verschiedene Schreibung könnte füglich einen etymologischen Unterschied anzeigen) heifst zwar auf Java der Mittwoch, aber den Indischen Namen des Planeten Merkur darf man nicht mit dem des Religionsstifters verwechseln, in *Boro-Budor* ist wohl mit Unrecht das Wort *Buddha* gesucht, und *budha* (buddhistisch) hat sich im Javanischen zu dem Sinn[e] von: vorislamitisch, gleichsam heidnisch oder altfränkisch, alt, verkehrt. Desto häufiger geschieht des Gottes *Batara Guru* Erwähnung, sowohl in den beiden mythologischen Werken *Kanda* und *Manek Maya*, in anderen alten Javanischen Werken und auf Steininschriften, als auch auf Inseln des östlichen Archipels aufser Java; das Epos *Brata Yuddha*, was übrigens bei seiner Behandlung Indischer Sagen nicht auffallen darf, kennt nur die einzelnen Wörter jenes Namens, das erste für Gott, das zweite mit dem in Indien üblichen Sinne. Hr. *v. H.* geht nun alle Nachrichten über jenes, noch so wenig aufgeklärte religiöse Wesen im Einzelnen durch, und sucht sodann die schwere Frage zu beantworten, ob Batara Guru *Buddha* und die neunte Herabkunft Wischnu's sey. Er ist, wenn man ihn, in Uebereinstimmung mit den Zeugnissen, definiren will, der oberste Weltregierer, ohne aber darum nach allen zugleich auch das uranfängliche, selbständige göttliche Wesen zu seyn. Bei den Eingebornen auf Java gilt er jetzt als Buddha keineswegs, sondern als *Siwa*; dessen ungeachtet glaubt Hr. *v. H.* sich dahin entscheiden zu müssen, dafs man darunter wirklich, worauf schon der Name *Guru* (Lehrer) hindeute, den *Buddha*, wenn gleich zweifelhaft bleibe, in welchem bestimmteren Sinne, verstehen müsse.

*P. F. Stuhr* hat in seinem neuesten Werke (Religions-Systeme der heidnischen Völker des Orients) von S. 301—335, ein eignes Kapitel über die Religionsgeschichte der Malayen, worin er noch die Untersuchungen *v. Humboldt's* benutzen konnte, und manche abweichende Ansichten zu begründen sucht. Wer auf den Gegenstand näher eingehen will, wird daher beide Werke mit einander vergleichen müssen; dies liegt jedoch natürlich hier aufser unserem Wege, und es mag genügen, blos auf S. 308. 318. 334. des Stuhr'schen Buches zu verweisen, wo auf eine allerdings

dinga gar nicht verwerfliche Weise Batara Guru als ein Siwa der Dschangama-Secte dargestellt wird.

Indem wir uns jetzt der näheren Betrachtung von Nr. 2., oder, was fast dasselbe, der Einleitung in 1. zuwenden, möchten wir gern das Gefühl unseres Unvermögens — es folgt nicht daraus die Unmöglichkeit für andere — dem Leser ein klares und getreues Bild von dieser Schrift vorzuführen, wo nicht unterdrücken, doch mildern können. Gleichwie alle Schriften *W. v. Humboldt's*, ist auch diese ein mit nicht geringerer Sorgfalt ausgeführtes als angelegtes, ja ein bis zur Nagelglätte vollendetes, von der gemessenen Kraft sophokleischer oder, ist es richtiger zu sagen? platonischer Sophrosyne durchdrungenes und beherrschtes, und vom ätherischen Blüthendufte lieblichster Anmuth durchhauchtes *Kunstwerk*. Wie davon ein Bild, ohne dafs dies selbst ein kleineres Kunstwerk sey, entwerfen? Oder wie etwa den Stoff von der Form, welche hier beide in eine unzertrennliche Einheit verschmolzen sind, loslösen wollen, ohne dafs Stoff sammt Form zerbreche und in Stücken falle? Ein trocknes Inhaltsverzeichnifs würde von dem unendlich reichen Inhalte und Gehalte des Werkes kaum mehr Aufschlufs gewähren, als die Angabe seiner Seiten- und Paragraphenzahl. Wollten wir aber einige der vorzüglicheren Stellen aus dem Buche ausheben und zusammenreihen, welche dann aus der übergrofsen Menge wählen? und unsere Mühe brächte doch höchstens eine zusammengekünstelte, bunte musivische Arbeit zu Stande, der immer das Beste, die ganze Innerlichkeit und Belebtheit des Zusammenhanges in der Urschrift, aus dem jene herausgerissen worden, abginge. Princip und Resultat des Buchs liefsen sich zwar nach einseitiger Auffassung ziemlich leicht angeben, aber diese, als blofse Punkte genommen, blieben, wie immer, für sich ein Nichtiges und Unwahres; was in ihrer Mitte liegt, der lineare Fortgang und die mittelst dessen bewirkte Einigung jener Enden macht ihr wahres Leben, ihre wesenhafte Erfüllung aus, ohne welche das hohe Interesse, welches von den Enden nach der bindenden Mitte und von dieser zu jenen hin und wieder kehrt, und in solcherlei Ergehen erst zu voller Befriedigung gelangt, nothwendig um viele Grade sinken mufs. Viele Bücher sind entweder geradezu Skelett, oder es mag doch ihr Knochengerüst mit Leichtigkeit unter der schlaffen Decke herausgefühlt werden; ganz anders das unsrige: ein schöner, lebenvoller Leib, von den feinsten und fliefsendsten Linien umgrenzt und in den weichsten Formen sich wiegend, strahlt es uns aus dem leuchtenden Auge zugleich das Licht und die Wärme einer tiefen Seele entgegen, welche, der es schuf — die seinige — ihm eingehaucht; uns ergreift bei seinem Anblick eben so sehr der Geist der Wahrheit, als die Schönheit der Gestalt mit unwiderstehlichem Zauber: aber der Sinn scheut sich, durch rohe Betastung das zarte Gebilde zu verletzen und entweihen, oder gar durch Auseinanderlegen seiner Gliedmafsen und Umwühlen seines Innern von Grund aus zu zerstören.

Unter solchen Umständen wäre es jedenfalls klüger, aber kaum weniger unrühmlich, gänzlich zu schweigen und nicht einmal das Mögliche zu versuchen. Sprachforschern braucht nicht jener Prachtbaum (man entschuldige den neuen, aber angemessenen Vergleich), welcher Früchte und Blüthen gleichzeitig in überhangender Fülle trägt, durch eine unzulängliche Beschreibung anempfohlen zu werden; sie sind schon, oder werden es, ohne Aufforderung von allen Seiten zu dem reichen Spender herbeigeeilt; nicht unnöthig dagegen möchte es seyn, diejenigen, welche vielleicht, nicht aufmerksam gemacht, in anderweitigem Geschäft befangen ohne Seitenblick an ihm vorüberzugehen Gefahr liefen, zum Genusse seiner süfsen, erquicklichen Gaben zu reizen und dringend zu laden. Und diese mögen es sich *hier* an einer allgemeinen Kennzeichnung desselben und *dem* Vorweisen von Einigem aus seinem übergrofsen Reichthume genügen lassen; wir bitten sie, zur Lese selber zu gehen. Niemand rechne es uns zur Schuld, wenn er ausbleibt; könnten wir es auch, um *den* Preis möchten wir es nicht, dafs irgend wem die Anzeige *statt* des Buches genügte.

Unmöglich könnte es jemandem in den Sinn kommen, eine allgemeine Zoologie zu schreiben, wer blos eine oder die andere Classe von Thieren, um Beispiele zu haben, seyen es die am höchsten ausgebildete der Säugethiere oder die allerniedrigste, kennte; dennoch ist auf dem Sprachgebiete das gleich Unglaubliche öfters vorgekommen, dafs man sogen. *allgemeine* Grammatiken schrieb, ohne mit den Hauptklassen von Sprachen Bekanntschaft gemacht, ja ohne vielleicht von deren Daseyn auch nur eine Ahnung gefafst zu haben. Freilich sollte hier der Ausdruck: *allgemein* die Geltung haben, dafs in solcherlei Grammatiken die nothwendig *allen* Sprachen gemeinsamen Gesetze und Bedingungen, die man durch rein philosophische Analyse *à priori* gefunden zu haben, zu einem grofsen Theile mehr vorgab, als wirklich gefunden, niedergelegt seyen. Gewifs nun kommen, das läfst sich nicht in Abrede stellen, der Sprache *als* Gattung eine Menge allgemeiner Merkmale und Gesetze zu, die, eben ihrer Allgemeinheit wegen, in den besonderen Sprachen als deren Arten wiederkehren müssen; und eben so wenig kann einem Zweifel unterliegen, dafs sich ein Theil derselben auf philosophischem, nur schwerlich rein philosophischem Wege, so z. B. durch Erwägung der allen Menschen gemeinsamen, geistigen Natur und der daraus entspringenden Anforderungen an jede Sprache, ermitteln und hinstellen lasse; nichts desto weniger zeigt die flüchtigste Ansicht jener philosophisch-allgemeinen Sprachlehren, wie von ihnen für eine Menge ihrer Sätze eine Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit geheischt wird, gegen welche die erfahrungsmäfsig und geschichtlich verfahrende Forschung den allerstärksten Protest einzulegen hat.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Dümmler: *Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java*, nebst einer Einleitung *über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* und *deren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des menschlichen Geschlechts.* Von *Wilhelm von Humboldt* u. s. w.

2) *Ebend.*: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.* Von *Demselben* u. s. w.

(*Fortsetzung von No.* 61.)

Man ging bei solchen Untersuchungen meistens vom Griechischen, Lateinischen und Germanischen, also von Sprachen der Indogermanischen, d. h. der vollendetsten, Klasse, und zwar obendrein nach der überlieferten, in vielen Punkten geradewegs irrigen Methode, aus; verstieg man sich ja einmal höher, etwa in das Semitische oder Chinesische, so blieben doch das nur Streifzüge so ins Blaue hinein, ohne daſs man daraus die einmal eingewurzelten Vorurtheile zu berichtigen und seinen Gesichtskreis zu erweitern unternommen hätte. Es könnte wohl nicht leicht etwas Komischeres gedacht werden, als wenn ein Chinese eine solche allgemeine Grammatik zu verfassen sich unterfinge, vorausgesetzt daſs er nur im Besitz seiner Muttersprache, keiner andern sonst, sey; natürlich würde er z. B. auf solcherlei, unserem *europäischen* Sprachgefühle schlechthin nothwendig erscheinende Dinge, wie Wort-Bildung und Beugung, als wovon im Chinesischen gar keine Rede seyn kann, unmöglich verfallen, und, wenn ihm jemand eine Vorstellung etwa von den Casus nach unseren Begriffen beibrächte, dabei aber erzählte, wie man die Nothwendigkeit von 6 Casus in jeder Sprache (nach dem Lateinischen) lange unter uns fast wie ein unumstöſsliches Axiom, bei dem kaum jemandem ein Zweifel eingefallen, herumgetragen habe, so weiſs ich nicht, ob er dadurch von unserem Verstande eine besonders günstige Vorstellung erhalten würde, dafern er anders wirklich an die Wahrheit der Erzählung glaubte und sie nicht für ein Mährchen nähme, das man ihm spaſshafter Weise einknüpfen wollen. Würde der Chinese nur zu geneigt seyn, Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten *seiner* Sprache für allgemeinsame Nothwendigkeiten der übrigen auszugeben, obschon deren Unwirklichkeit in den meisten der letzteren eindringlich genug das Gegentheil predigt, so hat er von seinem Standpunkte aus kaum weniger Unrecht, als die europäischen Verfasser allgemeiner Sprachlehren von dem ihrigen. Es ist kein groſser Unterschied, daſs jener eine einzige *Sprache* gewissermaſsen zum Gesetzgeber aller sonstigen erhöbe, diese aber *einen*, wenigstens kaum mehr als einen, *Sprachstamm*, der, eben weil er Sprachstamm ist, mehrere gleichmäſsig gebildete Sprachen unter sich begreift, darum aber für jeden zweiten Sprachstamm noch nicht das Allergeringste beweist; einzig dies haben sie vor jenem voraus, daſs ihr Gebäude sog. allgemeiner Grammatik auf den Beobachtungen des *vollendetsten* aller Sprachstämme, zumeist der Griechischen Sprache, ruht, und von diesem höheren Standorte aus leichter, wiewohl doch gewiſs nicht, ohne daſs sie wirklich zuvor in Augenschein genommen würden, die niedrigeren Sprachorganisationen nach Wesen und innerer Einrichtung möchten begriffen und durchschaut werden können. Man lieſs zu sehr auſser Acht, daſs zwar der *objective* Zweck der Sprache ziemlich überall derselbe und so auch im Allgemeinen die Mittel jenem entsprechend seyn müssen, nichts desto minder aber den sprachschaffenden und Sprache gebrauchenden *Subjecten* eine gewisse Weite, innerhalb deren sie sich uneingeschränkt bewegen mögen, übrig bleibe, und eine Freiheit in der Wahl *verschiedener*, nicht immer gleich guter Mittel zur Erreichung eben jenes Zweckes oder jener Zwecke. Ohne Frage müssen z. B. Beziehungen und Verhältnisse, welche wir mittelst der Casus andeuten, auch in anderen Sprachen irgendwie ihren Ausdruck finden, aber der Casus-*Formen* bedarf es dazu keineswegs; Stellung, Beifügung von Partikeln, Possessivsuffixe u. dgl. werden nicht selten in der That zu solchem Behufe verwendet.

Keine Philosophie vermag es, einseitig aus dem gefundenen allgemeinen Begriffe für Säugethiere allein den noch allgemeineren für Thiere überhaupt herzuleiten und hinzustellen; noch weniger aber aus ihm die Natur der Insecten, Würmer u. s. w. zum Voraus zu bestimmen. Nicht besser steht es mit den Sprachen; unglücklicher Weise aber setzte man bei diesen eine, alles Maaſs überschreitende, innere Einerleiheit voraus, die doch, wenigstens bei den einander stammfremden, nur innerhalb sehr enger Grenzen und in den allgemeinsten Zügen Wahrheit zu haben pflegt. Wie leicht sich überhaupt mitunter die unglaublichste Fernsichtigkeit mit wirklicher Kurzsichtigkeit vereine, davon mag die überall umgehende und, wie es scheint, kaum bezweifelte Geschichte vom Worte *Sack* zeugen, welches, sagt man, in „allen" sage: allen Sprachen zu Hause ist;

— eine gar eigne Art von Allheit, da selbiges, nach des Rf. freilich sehr schwachen Sprachkunde, nur *zwei* Sprachstämmen, nämlich dem Semitischen und dem allgemeinen Europäischen, und zwar letzterem höchst wahrscheinlich blofs durch Erborgung aus jenem, angehört, aufserhalb derselben aber (z. B. nicht einmal im Sanskrit) kaum irgendwo gefunden wird. Das Wörtchen: *all* ist leicht auszusprechen, aber man bedenke, wie viel dazu gehöre, um factisch eine Allheit zu umfassen.

Doch wohin, des Zieles scheinbar ganz vergessend, verirren wir uns? Man erlaube uns jetzt zu sagen: Herrn *v. Humboldt's* Werk ist *kein* solches Werk, wie die beschriebenen. Entgegengesetzte Dinge, heifst es im Sprichwort, gewinnen dadurch an Klarheit, dafs man sie neben einander setzt. Wir begegnen hier keinem Schlusse, wie dort so oft, solchen Aussehens: es zeigt sich in *a*, *b*, *c* (die, wohlgemerkt, dazu noch unter eine höhere Allgemeinheit *A* fallen und in Wahrheit nur einmal zählen) dies und das; flugs sind wir mit dem bequemen Schlusse da: *folglich* verhält es sich so auch in *d*, *e*, *f*, das ganze lange Alphabet durch. Ist dort meistens aus dem winzigen und ärmlichen Stoffe zweier oder dreier Sprachen, oder angeblich, wahr und nicht wahr, aus dem eignen Hirne ein überlanger und dicker Faden ausgezogen, so hier umgekehrt aus dem reichhaltigsten, und zwar aus einer Fülle der klarsten und weitest greifenden *historischen* Sprachanschauung, ein überaus feiner und doch verhältnifsmäfsig sehr kurzer, mit dem aufs innigste verwoben jener andere: wahrhaft und echt *philosophischer* Sprachforschung. Was als das Schwerste erscheinen mufste und wirklich es ist: eine sichere *Eintheilung* der Sprachen nach der Verschiedenheit ihres *Baues* zu gewinnen, ist, so weit eine solche sich überhaupt durchführen läfst, auf die staunenswertheste Weise erreicht, nicht in dem unvollkommenen Sinne der Linnée'schen Pflanzenordnung nach Zahl und einzelnen Aeufserlichkeiten, etwa wie der grofse *Dante* die europäischen Sprachen nach ihrem Ausdrucke für: *Ja* (s. dessen Buch *de vulgari eloquio* und *On Oc and Oyl. With reference, to what Dante says on the Subject. By J. E. Biester in The Philological Museum* Nr. V. Febr. 1833. *Cambridge*), oder *J. Dobrowsky* nach einigen Wörtern und Lautverschiedenheiten die Slawischen Mundarten unterschieden wissen wollten, sondern in jenem höheren, allein wissenschaftlichen *natürlicher* Systeme nach dem *ganzen* Habitus.

Schon lange hat man der *genealogischen* oder *historischen* Verwandtschaft der Sprachen und der damit in Verbindung stehenden *Filiation* und *Affiliation* der Völker, bald mit gröfserem bald mit weniger gelingendem, nicht selten gar völlig fehlschlagendem Erfolge, nachgespürt, eifrigst bemüht, auf diesem Wege für die Sprachen und, was jedoch nicht von Seiten der Sprachforschung allein, sondern nur nach deren Rücksprache mit Physiologie, Ethnographie, Geschichte, Geographie u. s. w. vollständig geleistet werden kann, für die Völker des Erdbodens ein besseres Eintheilungs- und Anordnungsprincip zu gewinnen, als es blofs äufserliche und des zu grofsen Wechsels wegen trügerische, z. B. nach Wohnsitzen, nach politischen und religiösen Verhältnissen, nach Stufen der Cultur, nach der Hauptbeschäftigung oder gar nach der Nahrung seyn könnten. Auch die Naturgeschichte hat ihrerseits eine Eintheilung des Menschengeschlechts in *Rassen* (nach anderen vielmehr: *Arten*) aufzustellen und durchzuführen gesucht, ist aber, wenn sie auch in Zeichnung der Hauptzüge sich ziemlich gleich blieb, doch überall, wo die Untersuchung mehr ins Einzelne und Feinere dringen sollte, in Unbestimmtheit und Schwanken verfallen, und zeigt sich in Betreff der bekannten Frage über den *einheitlichen* oder *mehrheitlichen* Ursprung unseres Geschlechts fast noch unberathener als die Sprachforschung. Schon aus diesen Gründen kann letztere nicht in deren Fufstapfen treten, sondern mufs sich, so gut wie jene, ihre Unabhängigkeit bewahren, was nicht ausschliefst, dafs beide ihre auf selbständigem Wege gefundenen, beiderseitigen Ergebnisse gegen einander austauschen und, so weit dies möglich, in Einklang zu bringen streben. Es kommt aber noch hinzu, dafs sich die Eintheilungen dieser und jener mit nichten decken; unter *dieselbe* Rasse fallen Sprachen, welche die Linguistik schlechterdings nicht, und somit auch nicht die Völker, welche sie reden, als stammverwandt anerkennen kann; z. B. die Völker des Kaukasus, deren Sprachen sich, mit Ausnahme der Ossetischen, gar nicht an die Indogermanischen anreihen, die Indogermanen und die, einiger leisen Sprachberührungen ungeachtet, nur unter grofser Einschränkung und jedenfalls in sehr entferntem Grade mit ihnen vereinbaren Semiten, die durch blofse Herübernahme mit den beiden genannten einzelne gemeinsame Sprachelemente theilenden türkischen Völker, sämmtlich — unter die *kaukasisch-europäische* Rasse, wenn man nicht etwa — der dunkleren Färbung wegen — gerade die Bewohner Vorder-Indiens, unter denen doch eben der sanskritische Stamm rücksichtlich der Sprache mit den meisten Europäischen Völkern in der innigsten Verbindung steht, ausordnet. Umgekehrt finden sich, was sich schwerlich immer aus Sprachentlehnung erklärt, Sprachen sehr analogen und conformen Baues, wie die tatarischen in der weiteren Bedeutung des Wortes, z. B. Mongolisch und die verschiedenen, in Asien sehr weit verbreiteten türkischen Idiome, *verschiedenen* Rassen, nämlich Mongolisch der nach diesem Volke benannten, häfslichen, die türkischen der europäischen zugehörig. *Stammverwandte* Sprachen müssen, das ist eine nothwendige Voraussetzung ihres Wesens, ohne welche sie eben nicht jenes wären, im Ganzen und Grofsen gleichartige Elemente in sich tragen und diese auf eine gleichartige Weise mit einander verbinden, so dafs, wie abweichend sie sich im Verlaufe der Zeiten gebildet haben, Beispiels halber die romanischen Sprachen zum Latein oder in noch viel weiterem Abstande zum Sanskrit gehalten, der aufmerksamen

For-

Forschung die Gemeinschaftlichkeit ihres Ursprungs nicht für immer ein Geheimnifs bleiben kann. Es ist kein Zweifel, dafs in demselben Maafse, als die Sprachvergleichung fortschreitet, sich auch noch ein gut Theil scheinbar bis jetzt vereinzelt stehender Sprachen nach stammverwandtschaftlichen Beziehungen unter die gröfseren Sprachgruppen werden einreihen lassen, und die Zahl dieser Gruppen, im Verhältnifs zu der wachsenden Menge der unter ihnen begriffenen Sprachen, *abnehmen* wird. Allein die Hoffnung, zwischen *allen* Sprachen vermittelnde genealogische Bande aufzufinden, und sie sämmtlich an eine *einzige* Ursprache als ihrer aller gemeinsame Mutter anzuknüpfen, ist vergeblich, und, wie die bisherigen Versuche, zu einem solchen Ziele zu gelangen, alle ohne Ausnahme gescheitert sind, so werden eben so sehr die künftigen — an der Unmöglichkeit der Sache — scheitern. Nicht als ob nicht *alle* Sprachen eine Menge gemeinschaftlicher Aehnlichkeiten aufzuweisen hätten; nur dafs diese immer solcher Art seyen, *Stamm*-Gemeinschaft derselben zu beweisen, wird geleugnet, wie denn z. B. die allgemeine, innere Nothwendigkeit, dafs alle Sprachen aus Buchstaben, Wörtern, Redetheilen bestehen, oder die äufsere, dafs keine sich von Aufnahme fremder, aus anderen Sprachen erborgter Stoffe völlig rein erhielt, nicht im geringsten geeignet wären, für die Annahme von Stammgemeinschaft zu zeugen. In wie ausgedehntem Umfange wir auch den letzten Begriff gelten lassen, immer werden wir von verschiedenen Puncten her an Grenzen, an unüberspringbare Klüfte gelangen, wo wir nur, von *stammverschiedenen* Sprachen und Sprachgruppen zu reden, ein Recht haben. Bei diesen nun mufs die Forschung einen anderen, ja dem, bei stammverwandten angemessenen Verfahren scheinbar ganz entgegengesetzten Weg einschlagen und verfolgen. Gilt es dort, zunächst und vorzugsweise die *Aehnlichkeit*, so hier, gerade den *Unterschied* ins Auge zu fassen und hervorzuheben. Aehnlichkeit und Unterschied aber, falls sie sich nicht zur Gleichheit oder zum absoluten Unterschiede steigern, sind so weit entfernt, einander auszuschliefsen, dafs sie vielmehr gegenseitig einander erfordern und voraussetzen. Dies auf die Sprachen angewandt, erhellet leicht, dafs es so wenig absolut gleiche (nicht einmal *ein und dieselbe* Sprache ist es mit sich selbst), als absolut verschiedene gebe und geben könne; alle zeigen zugleich Aehnlichkeit und Verschiedenheit, aber eben die *Art* und *Natur* beider darf bei *stammgemeinsamen* und *stammfremden* nicht mit einander verwechselt werden. Die ersteren sind von Gleichheit oder eigentlich von gröfstmöglicher Aehnlichkeit historisch ausgegangen, und der Unterschied, der erst als Folge innerer Entwickelung oder äufseren Antriebes allmälig hineingekommen, löst sich bei näherer Betrachtung theilweise wieder in innere und wahrhafte Aehnlichkeit auf; bei den zweiten dagegen ist nicht nur der Unterschied das Ueberwiegende, sondern auch die Aehnlichkeit entweder durch Entlehnung, also von aufsen, erst eingedrungen, oder von solcher Allgemeinheit, dafs sie sich genügend aus der allgemeinsamen Natur des menschlichen Geistes erklärt, oder endlich doch so beschaffen, dafs man durch sie zu keinem Schlusse einer über zwei oder mehrere derartige Sprachen hinausgreifenden, genealogischen Verwandtschaft berechtigt wird. Auch die Eintheilung der Sprachen mufs, auf demjenigen Punkte, wo deren Stammgemeinschaft aufhört, eben so wie die Forschungsmethode, eine andere Wendung nehmen und sich von neuen Gesichtspunkten aus zu begründen suchen. Das ist aber eine gar schwierige und verwickelte Sache, und, nimmt man den an sich sehr achtungswerthen und geistvollen Versuch der Gebrüder *Schlegel*, eine solche, ich möchte sagen, *physiologische* Spracheintheilung aufzustellen, der aber von Hrn. *v. Humboldt*, wie auch schon von anderen, als nicht in allen Punkten genügend befunden worden, aus, so war der Vf. des von uns besprochenen Werks der erste, welcher sich einem solchen, nur bei der weitesten und tiefsten Sprachkenntnifs möglichen Unternehmen, des Erfolges gewifs, hingeben durfte und dasselbe wirklich, und nicht blofs in den Grundzügen, aufs glänzendste ausführte. Worauf bei einer noch ungezählten Menge der verschiedenartigsten Sprachen das Hauptaugenmerk richten, um eines allgemeinen Vergleichungspunktes, selbst für die noch unbekannten Sprachen, habhaft zu werden, und diesen zum Eintheilungsprincipe zu erheben? ist die Vorfrage, von deren richtiger Lösung das Gelingen abhing. Nicht die genaueste Untersuchung z. B. eines *einzelnen* Redetheils in den verschiedenen Sprachen, auch nicht des einflufsreichsten unter allen, des Verbums, welches, merkwürdig genug und sehr zu ihrem Schaden, einigen Sprachen in aller Strenge fehlt, und nur unbequem durch Nominalbildungen ersetzt wird, könnte, ihrer zu grofsen Einseitigkeit und Isolirtheit wegen, uns einem sichern Ziele zuführen, aber eben so wenig würde der *ganze* Charakter der Sprachen, eben weil in seiner vollen Ganzheit unfafsbar und unerschöpflich, eine Handhabe, ihn festzuhalten, darbieten, der wir doch gerade bei einem solchen Geschäfte bedürfen. So bleibt nichts übrig als, so zu sagen, die *Mitte* zwischen beiden, welche, indem sie einerseits noch mehr zur Einzelheit hinneigt und defshalb überschaulich bleibt, auf der anderen Seite nichts desto weniger den gröfsesten Einfluls übt auf die Begründung des Charakters einer Sprache nach ihrer Gesammtheit, ja diesen Charakter selbst auf eine entschiedene und unterschiedene Weise ausspricht. Als diese Mitte zwischen Wort und Redetheil diesseits und der ganzen, vorkommenden Falles zur Rede anwendbaren Sprache jenseits wird niemand die *Satzeinheit* verkennen, und diese hat nun auch Hr. *v. H.* zur charakteristischen Unterscheidung der Hauptklassen von Sprachen sich ausersehen; mit um so gröfserem Rechte, als bei der Sprachschöpfung von vorn herein nicht sowohl vom Aussprechen einzelner Wörter, als vielmehr von der Absicht, durch das Sprechen etwas zu sagen, was nur durch einen Satz möglich ist, ausgegangen werden

den konnte. Der Satz kann nicht anders als ein gegliedertes, einheitliches Ganzes seyn, allein diese Gliederung und Einheit ist keineswegs in allen Sprachen gleich zweckmäfsig und in immer glücklicher Weise bewerkstelligt worden. In Betreff nun des *Satzbaues*, der seinerseits wieder von der Form und dem Baue der ganzen Sprache, von Worteinheit und richtiger Trennung der Satztheile, von der Kraft des synthetischen Setzens im Verbum, Pronomen relativum und in den Conjunctionen und von mehreren anderen Dingen wesentlich abhängt, thun sich in den Sprachen vornehmlich *vier* Hauptunterschiede hervor, die aber zum Theil mehr gradueller als generischer Natur sind: *Isolirung* oder das Auseinander im *Monosyllabismus*; *Agglutination*; *Flexion*; *Einverleibung* oder massenhafte Aufhäufung im *Polysynthetismus*, und diesen entsprechen, nur dafs man selten je eines der obigen Verhältnisse in einer Sprache nach aller Strenge und ohne Einmischung anderer festgehalten und durchgeführt erblickt, wenigstens im Allgemeinen und nach der Hauptrichtung ebensoviele, dadurch abgesonderte *Sprachklassen*. Unter ihnen darf man die *Flexionssprachen* als eigentliche *Norm* auszeichnen, indem sie am befähigtesten erscheinen, nicht blofs allen geistigen Wahrnehmungen und Regungen den angemessensten und entsprechendsten Ausdruck zu leihen, sondern auch, auf die Geisteskraft selbst zurückwirkend, diese zu immer neuen und schöneren Schöpfungen zu beleben und entflammen. Solcher Art sind die Sanskritsprachen, z. B. *Sanskrit*, *Griechisch*, *Germanisch*, zu deren ausgebildetster Stufe schon selbst die Semitischen nicht mehr ganz hinanreichen. — Diesseit ihrer sind diejenigen Sprachen gelegen, welche aller Ableitung und Abbeugung entrathen, voran die übrigens durchaus nicht verächtliche, sondern sehr bewundernswürdige *Chinesische*, welche am steifsinnigsten an dem Isolirungsprincipe festhält, und defshalb nirgends aus der schläfrigen, auch durch den gröfsern Accentwechsel nur schwach belebten Monotonie blofs *einsylbiger* Wörter, die in körperlicher Rücksicht nackte Wurzeln heifsen mögen, zur Freudigkeit farbiger, die Glieder eines Satzes enger in einander verschränkender Mehrsylbigkeit emporgerissen wird. Dahin gehören ferner mit mehr oder minder grofsem Rechte das *Tibetanische* und die Sprachen der hinterindischen Halbinsel, mit Ausnahme des mehrsylbigen Malayu auf ihrer Südspitze, oder die sog. *Indo-Chinesischen*, die also, zusammen mit dem Chinesischen, auch geographisch Nachbaren sind, aufserdem z. B. in Mittel-Amerika das *Othomi*, dessen Analogie in seiner Bildung mit dem Chinesischen von *Emmanuel Naxera* (*de lingua Othomitarum*, *Philadelphiae* 1835.) recht gut gezeigt worden. — Die *einverleibenden* Sprachen, deren namentlich viele in Amerika, z. B. das *Delaware*, *Mexikanische*, und sonst noch als nicht unrichtiges Beispiel das *Vaskische* in Europa, zu nennen, haben gewissermafsen das in den Flexionssprachen meistens wohlbewahrte Maafs in der Verschmelzung der Sprachelemente durch zu grofse Anhäufung und Zusammendrängung derselben in Ein Wort übersprungen; viele ihrer Bildungen verhalten sich zu denen der letzteren ungefähr so, wie ein Indisches mit Gliederdoppelungen und Symbolen überladenes Götterbild zu einem genügsam einfachen Griechischen, und auch das Sanskrit giebt in seiner Menge fast maafslos und ausschweifend langer Composita einen nicht durchaus unpassenden Vergleich mit ihnen an die Hand. Der Satz verliert bei solcher Aggregation und zu grofser Belastung einzelner von seinen Theilen, z. B. des Verbums durch Einverleibung des Objects, es kann nicht anders seyn, an lichtvoller Klarheit und nöthiger Ueberschaulichkeit; und es wäre wünschenswerth, die amerikanischen Sprachgelehrten möchten nicht über dem allerdings Kunstvollen eines derartigen Sprachbaues und über den anderweitigen Vorzügen so gestalteter Indianischer Sprachen, die gar nicht, wie man zu verstehen giebt, Hr. *v. H.* übersieht oder herabsetzen will, die wirklichen Nachtheile vergessen, welche ein solcher Bau mit sich führt.

In Hinsicht der *Agglutination* und *Flexion* gehen sehr irrige oder doch höchst unklare Vorstellungen im Schwange, woraus sich mancherlei Streitigkeiten entsponnen haben, die nun wohl durch Hn. *v. H's* Bestimmung beider Begriffe in §. 14. ihre Endschaft erreicht haben möchten. Die erstere ist ein auf halbem Wege stehen gebliebenes *Streben* zur Flexion, nicht durchgedrungen zu dem Grade von Innigkeit und wahrhafter Einheit, in welchem diese das *objectiv* bezeichnende und *subjectiv* andeutende Sprachelement, oder nach einer anderen, in diesem bestimmten Gegensatze, obwohl kein formloser Stoff und keine Form ohne Stoff denkbar, nichts weniger als irrigen Fassung, *Stoff* und *Form* zusammengearbeitet enthält. Als eine in vielen Sprachen gesicherte *Thatsache* läfst sie sich nicht hinwegleugnen, und um so befremdender erscheint der Versuch, diese Wahrheit dennoch durch Machtsprüche beseitigen zu wollen, welcherlei die Schrift von *S. Stern* (vorläufige Grundlegung zu einer Sprachphilosophie. Berlin 1835.) im 8. §. gegen die Hrn. *W. v. Humboldt* und *Bopp* vorbringt. Dessen, übrigens von ihm nicht zuerst aufgestellten Ansicht zufolge sollen nämlich die sog. Formwörter (Pronomina und Präpositionen) sich erst allmälich von den Inhaltswörtern (Verbum, Nomen) *getrennt* haben, was nicht blofs eine aller Natur stracks zuwiderlaufende Erscheinung wäre, sondern sogar denselben zu der, milde ausgedrückt, sehr wenig überlegten Behauptung verleitet, als habe irgend ein Kaiser des Mittelreiches seinem Lande durch ein Decret, sich der, mag der Himmel wissen, um welcher Caprice willen, durch seine Gelehrten in Inhalt und Form zerschlagenen *Chinesischen* Sprache, die hier ohne Umstände für ein Werk der *Kunst* ausgegeben wird, fürder zu bedienen, allergnädigst anbefohlen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Dümmler: *Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java*, nebst einer Einleitung *über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* und *deren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des menschlichen Geschlechts*. Von *Wilhelm von Humboldt* u. s. w.

2) *Ebend.*: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts*. Von *Demselben* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 62.)

Gelangte dies Decret auch etwa zu den übrigen Völkern mit einsylbigen Sprachen, zumal zu den Othomiten in Amerika? Und entsann sich denn Hr. *Stern* nicht, daſs in der Sprache und über sie ganz andere Mächte, als fürstliche, walten? Dem Befehle zu einer solchen Sprachumkehrung *könnte* ein Volk, selbst wenn es wollte, nicht gehorchen. Was Hr. *v. Chamisso* über ein Ereignis der Art auf einer Südsee-Insel berichtet, entzieht sich, weil von der Beschaffenheit der angeblich neuen, auf fürstlichen Befehl angenommenen Sprache nichts Näheres mitgetheilt wird, mithin nicht erhellet, ob sie der vor und nach ihr (jene ward nämlich, wie natürlich, nach kurzer Frist wieder aufgegeben) und gewiſs auch, wenn etwa gleich nicht officiell und nur verstohlen, während ihrer üblichen durchaus fremd, eine archaistische Wiederbelebung (vgl. *v. Humboldt* Kawi-Spr. S. III.) oder neologische Fortbildung derselben, oder endlich zum Theil rein willkürlich gewesen, jeder genaueren Beurtheilung. *Stern* so wenig als *Becker* und *Hartung*, die gleichfalls eine allmäliche Loslösung — gewissermaſsen *Tmesis* — der Pronomina und Präpositionen von dem Körper der Verba und Nomina glaublich finden, mögen sich etwa auf das scheinbare Beispiel sog. analytischer Sprachen, wie z. B. der romanischen, berufen: denn theils haben diese nicht nur nicht die Derivation, sondern auch nicht einmal die Flexion völlig aufgegeben; wenn *diese* Sprachen den Verlust an Flexionsformen oder deren Verbleichen anderweitig zu ersetzen und wieder aufzufrischen bestrebt sind, so zeigt sich *ihr* Fall wesentlich ein anderer von dem jener Ermattung der *ursprünglichen* sprachschaffenden Kraft, welche es von vorn herein zu keiner Flexion zu bringen vermochte. Man sehe die treffliche Auseinandersetzung hievon S. 284 — 285 in Nr. II. oder CCC — CCCI. in I. in Verbindung mit §. 14. Die Agglutination geht von *Zusammensetzung* ursprünglich beide (man könnte sagen: materiell) bedeutsamer Elemente aus, und ihre Verbindung ist mehr mechanisch und lockerer als in der Flexion; wiewohl auch sie dem einen ihrer Elemente die allgemeine Geltung und Function einer Kategorie, einer Beziehung, worin der andere zu denken, überträgt, bringt es doch weder der innere Sprachsinn noch der Laut dahin, dieses auf den Werth einer *bloſsen* Beziehung herabzusetzen, so daſs dessen materielle Bedeutung in dem ganzen Worte unterginge. Die *Flexion* zerfällt, nach Hn. *v. H.*, in zwei Arten 1) die durch *innere Umänderung* bewerkstelligte, stets *symbolische* 2) die durch *äuſseren Zuwachs*, welche er, im Gegensatze zu der Agglutination oder Anfügung, auch *Anbildung* nennt. Was in der innerlichen Gestaltung dem Begriffe der Flexion entspricht, wird bemerkt, unterscheide sich gerade dadurch, daſs gar nicht zwei Elemente, sondern *Eines*, in eine bestimmte Kategorie versetztes, ihr Doppeltes ausmache, und dies Doppelte, wenn man es auseinanderlege, nicht gleicher, sondern *verschiedener* Natur sey, und verschiedenen *Sphären* angehöre. Auch die Anbildung sei allemal Zusammensetzung im weiteren Sinne, ohne daſs jedoch dadurch der *Einfachheit* des Worts ein Eintrag geschehen solle. Der ursprüngliche *bezeichnende* Sinn des Zuwachses, wenn ihm ein solcher beigewohnt hat, muſs in der Absicht, ihn nur *andeutend* zu benutzen, untergehn, und der Zuwachs selbst muſs, verbunden mit dem Worte, nur als ein nothwendiger und unabhängiger Theil desselben, nicht als für sich der Selbstständigkeit fähig, behandelt werden. Geschieht dies, so entsteht eine Umgestaltung der Wörter durch *Anbildung*, und wir haben alsdann den wahren Begriff eines *Suffixes*. Die fortgesetzte Wirksamkeit des Geistes auf den Laut verwandelt dann von selbst die *Zusammensetzung* in Anbildung. In beiden liegt ein entgegengesetztes Streben. Die Zusammensetzung ist für die Erhaltung der mehrfachen Stammsylben in ihren bedeutsamen Lauten besorgt, die Anbildung strebt, ihre Bedeutung, wie sie an sich ist, zu vernichten; und unter dieser entgegenstreitenden Behandlung erreicht die Sprache hier ihren zwiefachen Zweck, durch die Bewahrung und die Zerstörung der Erkennbarkeit der *Laute*. Dies sind Hn. *v. H's.* eigne Worte S. 123 — 124. Die *Flexion* (eingerechnet die echte Derivation) ist *genetisch*, warum sträubt man sich, da man doch die Zusammensetzung nicht hinwegphilosophiren kann, so gewaltsam dagegen? — häufig

nichts anderes denn eine *Steigerung* der Agglutination, zu der sie sich, nach *Schott's* glücklichem Ausdrucke, wie *Cohäsion* zur *Adhäsion*, verhält; wenigstens überall da, wo sich das suffigirte Element, was namentlich in den Sanskritsprachen an einer unermefslichen Menge von Beispielen, vor allen Anderen durch *Bopp's* gründlichen Scharfsinn aufs schlagendste dargethan worden, auch ungebunden und mit selbstständiger Bedeutung in der Sprache nachweisen läfst; einzelne Suffixe haben auf diesem Wege noch keine Aufklärung gefunden, und unter diesen giebt es ohne Zweifel deren, welche sogleich unmittelbar an und mit den Wörtern, an denen sie haften, geschaffen und nie und nimmer selbstständig gewesen, folglich *nur* mitbedeutend und symbolisch, wie die *innere* Flexion, sind; allein die Ansicht, welche lediglich die letzteren Eigenschaften zum Kennzeichen wahrer Inflexionen zu machen geneigt ist, ja, die etymologische Gleichheit mancher derselben mit für sich bedeutsamen, getrennt vorfindlichen *Wörtern* abzustreiten, Miene macht, weist Hr. *v. H.* mit Nachdruck zurück, und giebt somit den vielen Entdeckungen in obigem Sinne erwünschte Beistimmung. Auch kommt zur Sprache, wie der Ausdruck, auf den Viele, als sagten sie damit etwas Besonderes von grofsem wissenschaftlichen Belange, sich nicht wenig zu Gute thun, nämlich als seyen die grammatischen Endungen aus dem Schoofse der Wurzel „*hervorgewachsen*", nur eine rein *bildliche* Geltung habe. Dürfen wir diesem Allem noch eine Bemerkung hinzufügen, so sey es diese: die besprochenen grammatischen Vorgänge, *Zusammensetzung*, *Agglutination*, *Anbildung* sind, eine Anerkennung, die wir selbst schon in Hn. *v. H's.* Auseinandersetzung zu finden glauben, wenigstens *etymologischer* Seits, gar *nicht* so streng unterschieden, dafs sie nicht vielfach über ihre Grenzen hinausstreiften und sich in einander verliefen. Ihr Unterschied ist weniger ein artlicher, als ein durch den *Grad* der Innigkeit in diesen Verbindungen abgestufter; vor der Zusammensetzung liegt sogar noch — als auch eine Art Composition — der *Satz*; innerhalb dessen die Hinneigung zur Composition durch *Tonanlehnung*; endlich die Anrückung oder *Parathese*, deren Verhältnifs zur wahren Zusammensetzung oder *Synthese* kaum ein wesentlich anderes ist als das der Agglutination zur Anbildung. Z. B. ὄνομα κλυτός wird durch Anrückung ὀνομακλυτός, wo das erste Wort nur den Hauptaccent einbüfst, durch eine schon engere Verbindung aber ὀνομάκλυτος mit Zurückziehung des Accents; wogegen in κλυτότοξος, κλυτόβουλος eine wirkliche Synthese vollzogen ist. Und wofür, um noch ein anderes Beispiel zu geben, sollen wir die romanische Adverbialendung *it. mente*, fr. *ment* erklären? Für flexi isch? Dem Begriffe nach gewifs, da sie zur Bestimmung des Hauptbegriffs und Umwandlung des Adj. in ein Adv. dient; dem Ursprunge zufolge, mit nichten. Sie ist der Lat. Abl. *mente*, in dem Sinne von *modo*, genau wie die mittelalterigen Redeweisen: *quocunque ingenio* und *quibuscunque ingeniis* für *quibuscunque modis* (s. *Schönemann*, System der Diplomatik I. S. 356), gebraucht, wobei nicht zu verwundern, dafs der Geist (*mens*, *ingenium*, *ratio*) als innere modale Bestimmung überhaupt genommen wird. Wäre dies sonst noch irgend zweifelhaft, so würde es die *Feminalform* des Adj. vor jener Endung zu völliger Gewifsheit erheben, z. B. *it. tranquillamente*. Es folgt weiter, dafs das Adj. als Appositum mit dem Abl. in gleichem Casus zu denken, folglich die ganze Verbindung aus Aneinanderrückung beider Casus (Lat. *tranquillâ mente*), wie in: einigermafsen, derweile u. a., entstanden sey, ungeachtet in der Sprache das *Gefühl* von einer solchen ursprünglichen Art der Entstehung völlig erloschen ist.

Hr. *v. H.* zeigt, dafs eigentlich jeder Sprache dasselbe ursprüngliche Streben nach der *rein gesetzmäfsigen* Form, wie diese in den, der höchsten Vollendung am nächsten gekommenen Sanskritsprachen sich findet, einwohne, in einigen aber das sprachschaffende Princip bald zu früh erlegen, bald auf irreleitende Abwege gerathen sey; und, wie hohe Vorzüge anderer Art solche *abgewichene* Sprachen entwickelt haben möchten, immer müsse man bekennen, dafs sie hinter den Sprachen mit rein naturgemäfser Form zurückgeblieben und denselben nachständen. Zwischen dem, in sich einseitigen, aber streng consequenten Verfahren des Chinesischen und andrerseits z. B. dem des Sanskrits sey im Grunde die grofse Mannichfaltigkeit der übrigen, agglutinirenden oder einverleibenden, Sprachen gelegen; aber eben bei diesen mache die Inconsequenz ihres Verfahrens eine weitere Eintheilung fast unmöglich und unstatthaft. Dies wird nun näher an den Beispielen der Hebräischen, Delaware- und Barmanischen Sprache, in einer tief eindringenden Darlegung ihres Baues in Vergleich mit dem jener Grenzsprachen, Chinesisch und Sanskrit, dargethan; woran sich sodann die Frage schliefst, ob der *mehrsylbige* Sprachbau aus der Einsylbigkeit hervorgegangen sey. Es wird dabei von dem Satze ausgegangen, dafs *Abel-Rémusat* nicht sowohl die Einsylbigkeit der Chinesischen Sprache hätte bestreiten, als vielmehr darauf aufmerksam machen sollen, wie auch in den mehrsylbigen Sprachen, zum mindesten in Betreff ihrer *Wurzeln*, *Einsylbigkeit* sich als ihr herrschendes Princip herausstelle. Aus der Einsylbigkeit entwickeln sich mehrsylbige Wurzeln 1) durch *Reduplication* (ein überhaupt sehr übliches Bildungsmittel in den Sprachen, wozu ich auch die *Gemination*, z. B. durch Dagesch, rechnen möchte) 2) durch Verknüpfung *zweier* einsylbigen Wurzeln, wovon Beispiele aus dem Tagala, der Tonga- und Neuseeländischen Sprache beigebracht werden 3) durch Erweiterung *einer* Wurzel, was in den, ihrer eigentlichen Mehrsylbigkeit und Triconsonanz wegen sehr räthselhaften Wurzeln der Semitischen Sprachen öfters der Fall gewesen zu seyn scheint, endlich 4) um noch dies hinzuzusetzen, durch inniges, später unfühlbar gewordenes Verwachsen mit *Präfixen*. Uebrigens

wird

wird die Möglichkeit offen gelassen, dafs es auch ursprünglich mehrsylbige Wurzeln gebe, nur vermuthet, ob nicht diese in einiger Rücksicht als eine von vornherein im Geiste vollzogene Zusammenfassung *zweier* Eindrücke, gleichsam als eine ungetrennte Zwillingsgeburt, gedacht werden könnten. Gegen die bekannte Annahme nur einsylbiger Wurzeln im Sanskrit, wird weiter bemerkt, könnte vielleicht aus denjenigen mehrsylbigen Wörtern dieser Sprache, welche als nicht befriedigend aus Einsylblern erklärt dastehen, ein Zweifel erhoben werden, und es kommt dann auf die sog. *Unâdi-Suffixe* die Rede. Diese Art Suffixe sind, wie auch Hr. *v. H.* andeutet, zu einem Theile Zubehör sehr vereinzelter Bildungen, zum gröfsten aber nichts als die Marksteine, bis zu welchen die wahrhafte etymologische Kenntnifs der Indischen Gramatiker reichte, die sie aber dennoch, ohne hinlänglichen Beruf dazu sowie ohne sonderlichen Nutzen für die Wissenschaft, zu überschreiten sich vermafsen, und so eine mythische und imaginäre Etymologie schufen. Viele solcher angeblich mit Unadi-Suffixen gebildeten Wörter lassen eben deshalb gar keine Erklärung aus dem Sanskrit zu, weil sie dieses Idiom aus anderen fremden aufnahm. Einer solchen Fremdheit machen z. B. das Wort *anda* (*ovum*) die beiden Lingualbuchstaben verdächtig; Wurzel, als welche bald das unbelegte *am* (gehen) bald das geradezu falsche *an* statt *an* (athmen) angegeben wird, wie Suffix, *da*, an dessen Statt doch noch *da*, gebend, eine zwar grammatisch unrichtige, aber doch nicht unsinnige Erklärung für das Ei, als Odem, Leben-Gebendes darböte, haben durchaus keinen Anspruch auf Gültigkeit, und um deswillen können wir auch nicht füglich einen Zusammenhang zwischen *anda* und dem gleichlautenden, unseres Dafürhaltens, freilich ungewöhnlicher Weise, nach dem phonetischen Gesetze des *Shatwanatwa* aus *anta* entstellten Suffixe (s. Etym. Forsch. II. 452 — 53), welcher dem Vf. S. 401 wahrscheinlich dünkt, einräumen. Auch rücksichtlich des angeblichen Suffixes *anga* halte ich an *Bopp's* Erklärung fest, da sich durch Formen, wie *wihaga*, *wihangama*, *wihanga*, *âpagâ*, *swar-ga*, *rôhaga* die Natur des *an* st. *am* als Accusativ (Etym. Forsch. II. 483) bewährt und selbst die Kawi-Wörter *çuranga*, *rananga* einer solchen Deutung nicht widerstreben, indem ihr eigentlicher Sinn: in Weise eines Helden *einherschreitend* (*ga*), Kampf-*Gang*, d. h. Held, Kampf, zu seyn scheint. — Ein *Stufengang* vom Chinesischen durch die dazwischen liegenden Sprachen bis zum Sanskrit wird allerdings behauptet, aber die Beantwortung der Frage, ob auch die Sprachen *historisch* in jener Weise fortgeschritten seyen, lehnt der Vf. von sich ab, und zwar mit sehr gutem Bedacht, da uns Geschichte und Analogie hier gänzlich verlassen, und nicht nothwendig, wie er an einem anderen Orte bemerkt, das Unvollkommenere und Vollkommenere in der Geschichte im Einzelnen nach der Zeitfolge zur Erscheinung kommt.

Gewifs, wäre auch nur die vorerwähnte Sprachencintheilung der einzige Gewinnst unserer Schrift, selbst dann hätte sie mehr geleistet, als der kühnste Muth irgend eines anderen Sprachforschers seinen Kräften hätte zutrauen mögen; aber man würde irren, wenn man dies als ihr alleiniges oder höchstes Ziel betrachtete. *Den Zusammenhang der Sprachverschiedenheit mit der vielgestalteten und vielstufigen Erzeugung und dem Wachsthume der menschlichen Geisteskraft*, das hat sie zu ihrem grofsen, kaum noch von Jemandem besprochenen Thema erkoren. Zwischen der *Menschheit* als Gesammtheit und dem *Individuum* als entgegengesetztem Grenzpunkte liegen eine Menge von Abstufungen: Völkerfamilien, Völker, Völkerschaften, — innerhalb dieser kleinere Innungen, Stände, Familien u. s. f. —, denen in der *Sprache* eben so viele entsprechende Correlate gegenüber stehen; der Menschheit die Sprache als Bedingung des menschlichen, nicht blofs thierischen, sondern zu höherer Geselligkeit und zu Ausbildung der gesammten geistigen Kräfte bestimmten Daseyns überhaupt und als in der Ganzheit aller einzelnen Sprachen zur Wirklichkeit gediehene und entfaltete Idee und Gattung, deren Arten, obschon noch so sehr aus einander weichend und vermannichfacht, doch immer auf derselben, zwar nicht historisch, doch geistig gemeinschaftlichen, allgemeinen Grundlage fufsen; den nächsten Kreisen abwärts Sprachfamilien, Volkssprachen, Mundarten; weiter in diesen engere, z. B. technische und scientifische, Sprachumgrenzungen, die höhere Umgangs- und die gemeine Volkssprache, alle mehr conventionelle und mit Absicht gewählte Idiome und Rangsprachen (vgl. v. Humboldt Kawi-Sprache §. 5), die verschiedenen neu-griechischen Stilarten (s. *Leake Remarks on Greece* T. I.) u. dgl.; zuletzt die eigenthümliche Ausdrucksweise, gleichsam der Stil, jedes Einzelmenschen gegenüber dem Individuum, welches sogar noch, je nach verschiedenen Lebensaltern, Zuständen oder um besonderer Zwecke willen die eine, ihm durch die Geburt zu Theil gewordene Sprache in, aus ihm selbst geschaffene Weisen und Formen umzugiefsen und gewissermafsen zu vervielfältigen, oder zu der einen andere, fremde sich anzubilden, die Fähigkeit besitzt. Alle diese untergeordneten, gröfseren oder kleineren Kreise sind Wirbeln vergleichbar, die, jeder wie von einem eignen Mittelpunkte gezogen, sich gegenseitig in ihren Bahnen schneiden und kreuzen, zuletzt aber in einen einzigen grofsen Wirbel — die Menschheit und die Sprache überhaupt als deren Gegenbild — zusammenlaufen, und von diesem, zwar verschlungen, doch eben so sehr stets von Neuem in Umschwung gesetzt und erhalten werden. Die Kraft aber, welche dies ewige Treiben und Drängen und Drehen wirkt und schafft, ist keine andere, als die *menschliche Geisteskraft*. Nun diese einmal in den Menschen gelegt ist, kann und soll sie, obwohl durch die Naturnothwendigkeit und durch den eignen Widerstreit beschränkt und gehemmt, eben im Kampfe mit der Natur und mit sich selbst

selbst in freier Rührigkeit sich zu dem heranbilden, wozu sie — ein Unvergängliches und Bleibendes — dem schnell zerfallenden Thone anvertraut ward. Einem solchen Ziele strebt das Leben Einzelner, wie der Nationen und der ganzen Menschheit zu. Schon rollen die Wogen der Menschheit durch Jahrtausende, einander stofsend, fortschiebend, aufhaltend, durchbrechend oder überstürzend, und in der strudelnden Unruhe herrscht scheinbar kein Gesetz. Aber, ob auch nach schwer auffindbarem Gesetze und trotz dem, dafs vereinzelte Richtungen, ehe noch ihr Ziel, oder doch nur unvollkommen, erreicht ward, plötzlich abbrechen, dafs nicht immer das Vorzüglichere zugleich das der Zeit seiner Erscheinung nach Spätere ist, und Höheres und Niederes, so weit Menschengedenken reicht, wohl immer zu derselben Zeit an verschiedenen Punkten der Erde in bunter Mannichfaltigkeit neben einander bestanden hat, nehmen wir nichts desto weniger einen im Allgemeinen wachsenden *Fortschritt* in der geistigen Ausbildung unseres Geschlechts wahr; ein Jahrhundert reicht dem anderen die Eimer, immer weniger des in ihnen angesammelten Inhalts wird verschüttet und die Zahl der Eimer steigt. Zweierlei insonderheit ist hierbei ins Auge zu fassen, einmal eine *Kette* durch Wechselbedingtheit mit einander verknüpfter und deshalb erklärlicher *Ursachen* und *Wirkungen*, an der als bis jetzt letzter Ring unsere heutige *Bildung* hangt, sodann aber die nach ihrem tiefsten Grunde der Erklärung sich entziehende *Wirksamkeit* der, zumal grofsen, *Individuen*, ganz einzelner oder collectiver, wie solches z. B. eine Nation ist, indem dieselben, mitten in jene hineingestellt und deshalb natürlich der Einwirkung einer solchen, wie eine Totalität, das Einzelne umringenden und bestürmenden Macht sich gänzlich zu erwehren aufser Stande, dennoch aus dem Dunkel des eignen Schoofses, selbst bestimmend in das Getriebe jenes ursachlichen Zusammenwirkens einzugreifen, oft in unerwarteter Weise die Kraft entwickeln und hervorholen. Stellt sich Jenes für das Individuum als ein von aufsen Gegebenes, als ein Druck dar, so übt dieses, wunderbarer Weise an sich selbst eine Lehne und Schwungkraft findend, seinerseits einen aus dem Innern selbstthätig erzeugten, oft überwiegenden Gegendruck auf Ersteres aus; und eine einträchtige Verschmelzung beider ist die dem sich entwickelnden Fortschreiten des Menschengeschlechts gemäfse und von diesem fortwährend zu erzielende Aufgabe. „Die in dem Laufe der Jahrtausende und in dem Umfange des Erdkreises, dem Grade und der Art nach, verschiedenartige Offenbarwerdung der menschlichen *Geisteskraft* ist das höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, welche die *Weltgeschichte* klar aus sich hervorgehen zu lassen streben mufs." So, und anderes, nicht minder Erhebendes, spricht zu uns am Abend eines wirkungsreichen Lebens ein Mann, der nicht nur als Hochgestellter in einer grofsen und vielbewegten Zeit an dem Gange der Ereignisse und der Beschwichtigung eines welterschütternden Sturmes selbst den thätigsten Antheil zu nehmen berufen war, sondern auch in einer Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers die Idee der Geschichte zu entwickeln sich beflifs; und wir frohlocken ob solcher Rede, die durch sich selbst bezeugt, einem eben so tief von der hohen Bestimmung der Menschheit erfüllten Herzen als mit Ruhe die wirren Erscheinungen des Menschenlebens in sich aufnehmenden und durch tiefes Nachdenken in lichtvolle Klarheit auflösenden Geiste zu entquellen. Nur der selbst grofse Mensch, nicht beirrt von vielen beklagenswerthen Ausnahmen, denkt grofs vom Menschen, denkt, fühlt und ehrt die Würde der menschlichen Natur so im Einzelnen, wie in Allen und ihrer Gesammtheit, um so lebendiger, je begründeter sein eignes Recht, sich jener Würde in sich selber bewufst zu seyn. Nicht, wie es denen scheinen möchte, welche die Individuen nichtigen Körken, auf windbewegtem Meere umhergeworfen, gleichachten und das Wunder aufserordentlicher, freilich selten in voraus zugeschnittene Schemen fafsbarer Geister miskennen, herrscht in der Geschichte *nur* das stumme „Gesetz der Schwere und starren Nothwendigkeit", sondern dies ist vielmehr selbst ein Beherrschtes und vom Geiste Gottes in uns Ueberherrschtes und Ueberbotenes; und es wird nothwendig, auf eine sorgfältige Trennung des zu berechnenden, *stufenartigen* und des nicht vorauszusehenden *unmittelbar* schöpferischen Fortschreitens der menschlichen Geisteskraft zu dringen, durch deren Verabsäumung man gang eigentlich aus der Weltgeschichte die Wirkungen des *Genies* verbannen würde, das sich eben sowohl in einzelnen Momenten in Völkern, als in Individuen offenbart.

In ihren ersten 6 Paragraphen sucht sich unsere Schrift den Boden zu gewinnen und frei zu machen, auf dem das, was sie über ihren eigentlichen Gegenstand — die *Sprache* — zu sagen hat, als wohlbegründetes und in sich festes Gebäude erstehe. Es mag schon die blofse Mittheilung ihrer Ueberschriften 1) *Allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwikkelungsganges*; 2) *Einwirkung aufserordentlicher Geisteskraft. Civilisation, Cultur und Bildung*; 3) *Zusammenwirkung der Individuen und Nationen* eine, wenn gleich schwache Ahnung von dem erregen, was darin auf die unvergleichlichste Weise ein unzweifelbar selber grofses Individuum der Betrachtung seines hohen Geistes unterworfen hat; und wir bitten nur, es nicht zu übersehen, wie hier also Allgemeines, Besonderes und die Zusammenfassung und Synthesis beider in Nationen oder die menschliche *Geisteskraft* nach ihrem dreifachen Umfange als die der *Menschheit* überhaupt, des *Individuums* und die *nationale*, so wie das Nach- und gleichzeitige Nebeneinander der *Generationen*, endlich das gegenseitige Verhältnifs und die *Stellungen* jener Dinge zu einander und zu ihrem Widerscheine in der *Sprache* in Erwägung kommen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Dümmler: *Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java*, nebst einer Einleitung *über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* und *deren Einfluss auf die geistige Entwickelung des menschlichen Geschlechts.* Von *Wilhelm von Humboldt* u. s. w.

2) *Ebend.*: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.* Von *Demselben* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 63.)

Sodann, man erlaube uns den stufenweise sich erhebenden Gang der Untersuchung mit zwei oder drei Strichen anzudeuten, wird, nachdem der Grund für die ganze Schrift gelegt worden, durch einen Uebergang (§. 7) der Weg zur *Sprache im Allgemeinen* nach ihrer *Form* (§. 8), *Natur und Beschaffenheit überhaupt* (§. 9) genommen, welche beide Paragraphen wiederum eine speciellere Basis bilden für das nun Folgende, nämlich die Grund-*Elemente* oder *Momente* der Sprache, d. h. *Lautsystem* (§. 10), *innere Sprachform* (§. 11) und deren *Synthesis* (§. 12); *Wort* (§. 13); *Satz* nach Trennung und Einigung seiner Elemente, oder dessen Gliederung (§. 14 — 17); *Rede* oder *Poesie* und *Prosa*, sammt dem erst darin vollständig sich kund gebenden *Charakter* einer Sprache (§. 20); endlich mehrere *Einzelsprachen* mit Bezug auf die *Hauptunterschiede* der *Sprachklassen*, entsprechend dem Unterschiede der Nationen, deren Werk als Masse sie sind, worauf zuletzt noch (in §. 25) die Frage, ob sich von den einsylbigen zu den mehrsylbigen Sprachen ein stufenweise aufsteigender Fortschritt offenbare, und dieselben sich gewissermaafsen wieder zu einer *Einheit* zusammenschliefsen?

Der Leser hat, vielleicht nicht ohne Verwunderung, bemerkt, wie gegenwärtiger Bericht, statt vom Anfange, vielmehr vom Ende des Buchs ausgegangen und sodann zum Anfange zurückgesprungen ist; mag diese Anordnung, welche uns für unseren Zweck bequemer dünkte, tadelhaft befunden werden, einige Entschuldigung zum mindesten wird ihr vom Titel her entgegen kommen: er befolgt ganz die nämliche. Nachdem nunmehr Ausgangs- und Schlufspunkt der Untersuchung ziemlich ausführlich besprochen und von der durch beide bestimmten Richtung letzterer eine Andeutung gegeben worden, schiene nichts so sehr am Orte, als zum Schlusse an der Hand unseres Führers die Bahn selber zu durchmessen. Allein, das vergesse man nicht, die Bahn ist lang und weit; wir müssen deshalb grofse Schritte nehmen und dürfen nur selten uns einigen Aufenthalt gestatten.

Wie dem Kinde eine besondere Zeit zum Verstehen und Erlernen seiner Muttersprache, so scheint auch den Völkern ihr erstes Jugendalter zur Sprachschöpfung angewiesen worden zu seyn, und die Sprachen stellen sich in der primitiven Bildung des Menschengeschlechts als die erste Stufe dar, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Einer wahrhaft *ursprünglichen* Sprache können wir nirgends begegnen; auch diejenigen, welche wir in ihrer ältesten Gestalt kennen, haben eine lange Vergangenheit und somit viele Veränderungen hinter sich. Den Kreis der eigentlichen *Urformen* finden wir überall geschlossen vor; von einer Sprachschöpfung, wie sehr wir solche als Thatsachen anerkennen müssen, zeigt sich uns nirgends ein Beispiel, und selbst das Entstehen *secundärer* Hervorbildungen, wie der romanischen Sprachen, aus anderen, zieht sich für uns in ein unaufhellbares Dunkel zurück. Die *Sprache* ist tief in die geistige Entwickelung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- und Rückschreitens, und der jedesmalige Culturstand wird auch in ihr erkennbar. Es giebt aber eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie nicht die geistige Entwickelung blofs begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt.

Man mufs die Sprache zugleich als nothwendige *Vollendung* des *Denkens* und *natürliche Entwickelung* einer den Menschen, als solchen, bezeichnenden *Anlage* betrachten. Diese Entwickelung aber, ohne die eines *Instincts*, der blofs physiologisch erklärt werden könnte, noch auch ein Act des unmittelbaren Bewufstseyns, ja selbst der augenblicklichen Spontaneität und Freiheit zu seyn, kann gleichwohl nur einem mit *Bewufstseyn* und *Freiheit* begabten Wesen angehören, und geht in diesem aus der ihm selbst unergründlichen Tiefe seiner *Individualität* und aus der *Thätigkeit* der in ihm liegenden Kräfte hervor. In diesem Sinne ist die Sprache kein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe, und diese bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben. Nichts desto weniger sind die Sprachen, in so fern und dadurch dafs sie Nationen angehören, in bestimmte Schranken eingetreten und von der *nationalen Geisteseigenthümlichkeit* abhängig. Auf der Verschiedenheit der Nationen beruht auch die *Verschiedenheit* der *Sprachen*. Die Sprache ist nämlich

gleichsam die äufserliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, so dafs man sich beide nie identisch genug denken kann. In den Sprachen prägt sich die nationale Eigenthümlichkeit ab, allein es wäre irrig, die Erforschung letzterer, abgesondert für sich hingestellt, auf die Beschaffenheiten jener anwenden zu wollen; in deren *Baue* mufs man die *Art* jener Eigenthümlichkeit aufsuchen.

Verwöhnt, der *Civilisation* und *Cultur* beizumessen, was aus ihnen durchaus nicht hervorgehen kann, sondern durch eine Kraft gewirkt wird, welcher sie selbst ihr Daseyn verdanken, giebt man sich in Absicht der *Sprachen* dem ganz gewöhnlichen Irrthume hin, alle ihre Vorzüge und jede Erweiterung ihres Gebiets auf Rechnung jener zu setzen, gleichsam als komme es nur auf den Unterschied *gebildeter* und *ungebildeter* Sprachen an, während Sprache und die oft aus der Fremde stammende Civilisation gar nicht immer in adäquatem Verhältnisse stehen. Das Fortschreiten gesteigerter Sprachbildung kann sich nur in den Grenzen fortbewegen, welche ihr die *ursprüngliche* bald mehr bald minder glückliche *Sprachanlage* vorschreibt, obwohl an ihr natürlich die verhältnifsmäfsig erst spät eintretende Civilisation und Cultur nicht fruchtlos vorüber gehen. Am wenigsten darf man den Kreis der Begriffe eines Volks in einer bestimmten Epoche aus seinem *Wörterbuche* beurtheilen wollen, was zu grofser Ungerechtigkeit führen müfste. Generationen, wie Sprachen, treffen wir immer in einer *geschichtlichen Mitte* an, und das Herüberwirken aus der *Vergangenheit* in die *Gegenwart* erweiset sich für beide vom gröfsten Einflusse, der bald treibend bald hemmend eingreift.

Im Grunde hat die Sprache nur ein *ideales Daseyn* in den Köpfen und Gemüthern der Menschen; sie ist kein Erzeugtes (*Ergon*), sondern beständige *Erzeugung* (*Energeia*) während des *Sprechens* und *Verstehens*. Daher, als eine ewig sich wiederholende *Arbeit des Geistes*, den *articulirten Laut* zum Ausdruck der *Gedanken* fähig zu machen, kommt sie nie zum Abschlufs; *Grammatik* und *Lexikon*, die wir ohnehin nur aus praktischen Gründen scheiden, stellen zwar ein Gerüst von ihrer Totalität auf, aber dies bleibt ein todtes, künstliches Machwerk; eben das Unerfafsbare, jeder Zergliederung oder Regel Entfliehende ist der Odem des Lebendigen, dessen sie entbehren; sie können ihn blofs weckend erzeugen helfen, nicht selbst einfangen und mittheilen. Eine Sprache ist *Gemeingut* einer Nation, hervorgegangen aus der Thätigkeit und dem Zusammenwirken Aller, und an dem Alle, die zu ihr gehören, Theil haben, und doch ist sie eben so sehr zugleich das *Privateigenthum* jedes Einzelnen und dessen Selbstschöpfung. Sie scheidet, indem sie bindet; die Glieder einer Nation in ihre Ringmauern versammelnd, schliefst sie von dieser Nation alle übrigen ab. Der Zusammenhang des Einzelnen mit einer Nation, und das hat die höchste Bedeutung, ruht gerade in dem Mittelpunkte, von welchem aus die gesammte geistige Kraft alles Denken, Empfinden und Wollen bestimmt. Denn, mag man nun die Sprache als eine Weltanschauung, oder als eine Gedankenverknüpfung, da sie beide Richtungen in sich vereinigt, betrachten, so wurzelt sie immer in der *Gesammtkraft* des *Menschen*; es läfst sich nichts von ihr ausschliefsen, da sie alles umfafst.

Das *vergleichende Sprachstudium*, die genaue Ergründung der Mannichfaltigkeit, in welcher zahllose Völker dieselbe in sie, als Menschen, gelegte Aufgabe der Sprachbildung lösen, würde alles höhere Interesse verlieren, wenn sie sich nicht an den Punkt anschliefst, in welchem die Sprache mit der Gestaltung der *nationellen Geisteskraft* zusammenhängt. Nun haben aber die Fortschritte, welche das Sprachstudium den gelungenen Bemühungen der letzten Jahrzehende verdankt, die Uebersicht desselben in der Totalität seines Umfangs erleichtert, so dafs dadurch eine Eintheilung der Sprachen, wie wir sie oben besprachen, nöthig und möglich wurde. Bei der Betrachtung einer Sprache tritt uns eine Unendlichkeit verwirrender *Einzelnheiten* entgegen; nun gilt es, aus solchen Einzelnheiten und zerstreuten Zügen durch Zurückführen derselben auf ihre gemeinschaftliche *Quelle* das Bild eines *organischen Ganzen* zu gewinnen. Dies führt auf die Beachtung der ganzen *Form* (§. 8.) der Sprache, welche sich nicht blofs auf die *grammatische* Form einschränkt, sondern durch *Redefügung* wie *Wortbildung*, durch *Grundwörter* und *Laute* hindurchgreift, und den *Unterschied* der Sprachen, wie unter stammverwandten deren *Verwandtschaft* herausstellt. Die Formen *mehrerer Sprachen* können in einer noch *allgemeinern Form* zusammenkommen, und die Formen *aller* thun dies in der That, in so fern man überall blofs vom *Allgemeinsten* ausgeht; denn so wundervoll ist in der Sprache die *Individualisirung* innerhalb der *allgemeinen Uebereinstimmung*, dafs man eben so richtig sagen kann, dafs das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als dafs jeder Mensch eine besondere besitzt. Aus zwei Principien, zusammengenommen mit der Innigkeit ihrer gegenseitigen Durchdringung, geht die *individuelle Form* jeder Sprache hervor; nämlich aus der *Lautform* und dem von ihr gemachten *Gebrauche*. Der letztere gründet sich auf die Forderungen, welche das *Denken* an die Sprache bildet, woraus die *allgemeinen Gesetze* dieser entspringen; und daher ist dieser Theil in seiner ursprünglichen Richtung, bis auf die Eigenthümlichkeit ihrer geistigen *Naturanlagen* oder *nachherigen* Entwickelungen, in allen Menschen, als solchen, gleich, während die Lautform das eigentlich constitutive und leitende Princip der Verschiedenheit der Sprachen ausmacht, sowohl an sich, als in der befördernden oder hemmenden Kraft, welche sie der innern Sprachtendenz gegenüberstellt. Die unzertrennliche Verbindung des *Gedanken*, der *Stimmwerkzeuge* und des *Gehörs* zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur; auch kann man die Angemessenheit

des

des Lautes zu den Operationen des Geistes nicht miſskennen, so räthselhaft auch die Vereinigung des Gedanken mit dem Laute, wie überhaupt die des Geistes mit dem Körper, seyn mag.

§. 9. Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein *Object*; denn keine Gattung von Vorstellungen kann als ein bloſs empfangendes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Vorstellung wird in wirkliche Objectivität hinübersetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die *Sprache*; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken, unmöglich; unmöglich, selbst wenn man von der Mittheilung zwischen Menschen und Menschen absieht, obwohl die Sprache sich nur *gesellschaftlich* entwickelt, und die Objectivität gesteigert wird, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiedenes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedene erhält sie einen Prüfstein der Wesenheit ihrer inneren Erzeugungen. Der Mensch umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und bearbeiten. In der Sprache verbinden sich wirklich die beiden, einander entgegengesetzten Ansichten, ein Widerstreit, der in der *Einheit* der *menschlichen Natur* liegt, dafs sie der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, und machen die Eigenthümlichkeit ihres Wesens aus. Alles *Sprechen*, von dem Einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit. Mit dem *Verstehen* verhält es sich nicht anders. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Uebergeben eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden, wie im Sprechenden, mufs derselbe aus der eigenen, innern Kraft entwickelt werden; und was der erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Selbst das *Sprechenlernen der Kinder* ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtnifs und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Uebung. Bei der Betrachtung des durch die Sprache Erzeugten wird die Vorstellungsart, als bezeichne sie blofs die schon an sich wahrgenommenen *Gegenstände*, nicht bestätigt; vielmehr geht in die Bildung und in den Gebrauch der Sprache nothwendig die ganze Art der *subjectiven Wahrnehmung* der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche *Weltansicht*, die man Mühe hat, bei Erlernung einer *fremden* Sprache nicht in diese zu übertragen. Eben so wenig darf man die *Anfänge* der *Sprache* sich auf eine so dürftige Anzahl von *Wörtern* beschränkt denken, als man wohl zu thun pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in dem ursprünglichen Berufe zu freier, menschlicher *Geselligkeit* zu suchen, vorzugsweise dem Bedürfnifs gegenseitiger *Hülfsleistung* beimifst und die Menschheit in einen eingebildeten Naturstand versetzt. Auch die Sprachen der sogenannten *Wilden*, die doch einem solchen Naturstande näher kommen müfsten, zeigen gerade eine überall über das Bedürfnifs überschiefsende Fülle und Mannichfaltigkeit von Ausdrücken.

§. 10. Der Mensch nöthigt den *articulirten* Laut, die Grundlage und das Wesen alles Sprechens, seinen körperlichen Werkzeugen durch den *Drang* seiner Seele ab. So ganz und ausschliefslich ist die Sprache schon in ihrem ersten und unentbehrlichsten Elemente in der *geistigen* Natur des Menschen gegründet; denn die *Absicht* und die Fähigkeit zur *Bedeutsamkeit*, und zwar nicht zu dieser überhaupt, sondern zu der bestimmten, durch Darstellung eines *Gedachten*, macht allein den articulirten Laut aus, und unterscheidet ihn vom *thierischen Geschrei* einer- und vom *musikalischen Tone* andrerseits. Sein Körper, der *hörbare Laut*, läfst sich sogar gewissermafsen von ihm trennen und die *Articulation* dadurch noch reiner herausheben, wie das Beispiel der *Taubstummen* beweist. Die *Articulation* beruht auf der Gewalt des *Geistes* über die *Sprachwerkzeuge*, sie zu einer der Form seines Wirkens entsprechenden Behandlung des *Lautes* zu nöthigen. Dasjenige, worin sich diese *Form* und die Articulation, wie in einem verknüpfenden Mittel, begegnen, ist, dafs beide ihr Gebiet in *Grundtheile* zerlegen, deren Zusammenfügung lauter solche *Ganze* bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganzen zu werden. Die den meisten Sprachen eigenthümliche *Lautumformung* unterliegt einem zwiefachen, gegenseitig sich oft unterstützenden, allein auch in andern Fällen entgegenkämpfenden Gesetze. Das eine ist ein blofs *organisches*, welches der natürlichen Verwandtschaft der Laute folgt, das andere aber durch das *geistige* Princip der Sprache gegeben. Da die *Wörter* immer *Begriffen* gegenüberstehen, so ist es natürlich, *verwandte Begriffe* mit *verwandten Lauten* zu bezeichnen, wie dies in der *Ableitung* und *Abbeugung* geschieht. Die Vorzüge einer Sprache in Absicht ihres *Lautsystems* beruhen, aufser der Reinheit der Sprachwerkzeuge und des Ohrs und aufser der Neigung, dem Laute die gröfste Mannigfaltigkeit und die vollendetste Ausbildung zu geben, ganz besonders noch auf der Beziehung desselben zur *Bedeutsamkeit*. Dafs Zusammenhang zwischen dem *Laute* und dessen *Bedeutung* vorhanden ist, scheint gewifs; nur läfst sich die Beschaffenheit dieses Zusammenhanges selten vollständig angeben, oft nur ahnden, und noch viel öfter gar nicht errathen. Man kann eine dreifache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden; 1) die *unmittelbar nachahmende*; 2) die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende oder die *symbolische*, wie z. B. in *stehen*, *stätig*, *starr*. Diese hat, da sie auf einer gewissen Bedeutsamkeit jedes einzelnen Buchstaben

und

und ganzer Gattungen derselben beruht, unstreitig auf die primitive Wortbezeichnung eine grofse, vielleicht ausschliefsliche Herrschaft geübt, wovon eine gewisse Gleichheit der Bezeichnung durch alle Sprachen des Menschengeschlechts die Folge ist, die, man sich hüten mufs, sogleich für Wirkung gemeinschaftlicher *Abstammung* zu halten. Will man indefs diese Art der Bezeichnung als eine durchgängige an den Sprachen beweisen, so verfolgt man, da sowohl der ursprüngliche Laut als die ursprüngliche Bedeutung der Wörter meistens sehr ungewifs ist, einen in jeder Rücksicht schlüpfrigen Pfad; 3) die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe oder die *analogische*, welche die fruchtbarste von allen ist und am klarsten den ganzen Zusammenhang des intellectuell Erzeugten in einem ähnlichen Zusammenhange der Sprache darstellt. In dem Bereiche des in der Sprache zu Bezeichnenden unterscheiden sich zwei Gattungen: die einzelnen *Gegenstände* oder *Begriffe*, und *allgemeine Beziehungen*, die sich mit ihnen verbinden lassen. Diese Beziehungen gehören gröfstentheils den *Formen* des *Denkens* selbst an, und bilden geschlossene *Systeme*. Da sich aber die Sprachbildung hier in einem ganz intellectuellen Gebiete befindet, so entwickelt sich hier auch auf ganz vorzügliche Weise noch ein anderes, höheres Princip, nämlich der reine *Articulationssinn*, dessen Bestreben auf eine bestimmte *Bedeutung* hinwirkt. Das eigentliche *Schaffen* der *Lautform* kann nur von der ursprünglichen *Spracherfindung* gelten; deren Anwendung und weitere *Ausbildung* läfst sich aber in mittleren Perioden der *Sprachbildung* als möglich denken. Die Sprache ist der Seele in ihrer *Totalität* gegenwärtig, allein die wirkliche *Entwickelung* geschieht *allmälig*, und das *neu Hinzutretende* bildet sich *analogisch* nach dem schon *Vorhandenen*. Es wird daher sehr erklärbar, dafs die *Lautform* hauptsächlich den *Unterschied* der *Sprachen* begründet; der Laut läfst eine weit gröfsere Mannichfaltigkeit der Unterschiede zu, als bei der innern Sprachform statt finden kann. Man mufs die *Sprachbildung* überhaupt als eine *Erzeugung* ansehen, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, eine *Schwierigkeit*, und diese ist der *Laut*, zu überwinden hat. Den Inbegriff aller Mittel, deren sich die Sprache zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, kann man ihre *Technik* nennen, und diese Technik wieder in die *phonetische* und *intellectuelle* theilen.

§. 11. Zu der Lautform kommt nun noch die *innere Sprachform*, welche die *Gesetze* einschliefst, in welchen sich bei der Spracherzeugung die *geistige Thätigkeit* bewegt. Es giebt keine Kraft der Seele, welche hiebei nicht thätig wäre, und die intellectuellen Vorzüge der Sprache beruhen daher ausschliefslich auf der wohlgeordneten, festen und klaren *Geistesorganisation* der Völker in der Epoche ihrer Bildung oder Umgestaltung. Das *intellectuelle Verfahren* der Sprachen zeigt sich allerdings gleichartiger als die Lautform, aber nichts desto weniger entspringt auch in ihm mancherlei *Verschiedenheit* theils aus dem Grade der *spracherzeugenden Kraft* und dem gegenseitigen Verhältnisse der in ihr hervortretenden Thätigkeiten, theils aus Kräften, wie *Phantasie* und *Gefühl*, welche sich nicht durch den Verstand und nach blofsen Begriffen ausmessen lassen, und sehr individuelle Gestaltungen hervorbringen. Selbst in dem blofs *ideellen*, von den Verknüpfungen des Verstandes abhängenden Theile finden sich Verschiedenheiten, die aber alsdann fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften Combinationen herrühren. Der *Wortbildung* in der Lautform entspricht hier die *Begriffsbildung*, und, wie dort, scheiden sich die *individuellen Gegenstände* sammt ihren *allgemeinen Beziehungen* und die *Gesetze der Redefügung* von einander ab. Da die Beziehungen auf allgemeinen *Formen* der *Anschauung* und der *logischen Anordnung* beruhen und demnach es hier die Bezeichnung gröfstentheils *unsinnlicher* Begriffe, ja oft blofser Verhältnisse gilt, so mufs hier der Ausdruck fast immer *bildlich* seyn; und *Person* und *Raumverhältnisse* (Pronomen und Präpositionen) spielen dabei die wichtigste Rolle.

§. 12. Die *Verbindung* der *Lautform* mit den *inneren Sprachgesetzen* bildet die Vollendung der Sprachen, welche auf ihrem höchsten Punkt wahre und reine *Durchdringung* wird. Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein *synthetisches* Verfahren und zwar ein solches im echtesten Verstande des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt.

§. 13. In der Sprache, als einem vollständig durchgeführten *Organismus*, lassen sich nicht blofs *Theile* unterscheiden, sondern auch *Gesetze* des Verfahrens, die man *physiologischen* Gesetzen vergleichen kann, in so fern als auch die wissenschaftliche Betrachtung dieser nicht mit der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile zusammenfällt. Dem Zwecke der Schrift gemäfs aber, die *Sprachen* in der *Verschiedenheit* ihres *Baues*, als die nothwendige Grundlage der *Fortbildung* des *menschlichen* Geistes darzustellen, mufs die Untersuchung hier gerade eine solche Verschiedenheit des Sprachbaues im Auge behalten, welche sich nicht auf Einerleiheit eines Sprachstammes zurückführen läfst, was wieder, nur in anderer Beziehung, zur Bezeichnung der *Begriffe* und zur Verknüpfung der *Gedanken* im *Satze*, allein aufserdem noch zur *künstlerischen Schönheit* einer Sprache, als in sich nothwendigen Folge ihres Wesens, führt. Die Sprache steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft grenzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren, gegenüber. Sie mufs daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen, mufs eine *Unendlichkeit* der *Combination* zwischen Lauten und Lauten, Lauten und Begriffen, Wurzeln zu Affixen, Wörtern zu Wörtern u. s. w., zu stiften, fähig seyn, was auf der Identität der Gedanken und Sprache erzeugenden Kraft beruht.

*(Der Beschlufs folgt.)*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Dümmler: *Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java*, nebst einer Einleitung *über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* und *deren Einfluss auf die geistige Entwickelung des menschlichen Geschlechts*. Von *Wilhelm von Humboldt* u. s. w.

2) *Ebend.*: *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts*. Von *Demselben* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 64.)

So entsteht *Wortverwandtschaft*, welche eine dreifache, nämlich die der *Laute*, die logische der *Begriffe*, und die aus der *Rückwirkung* der Wörter auf das Gemüth entstehende ist, und, nebst der *Wortform*, bei der *Worterfindung* vorzüglich in Betracht kommt. Die Bezeichnung des *Begriffs* durch den *Laut* ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann, aber doch vermag sich der *Begriff* eben so wenig vom *Worte* abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Gleichwohl muss die Seele immerfort versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine *Schranke* ihres inneren, immer mehr enthaltenden, Empfindens bildet. Doch kommt dieser Ueberschuss auch wieder der Sprache zu Gute, indem, wie man an allen hoch gebildeten Sprachen sehen kann, die Wörter in dem Grade, in welchem Gedanke und Empfindung einen höhern Schwung nehmen, eine mehr umfassende, oder tiefer eingreifende Bedeutung erhalten. Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des *Begriffs* und des *Lautes* fordert die *Vermittelung* beider durch ein Drittes, welches allemal *sinnlicher* Natur, z. B. in *Vernunft* die Vorstellung des Nehmens, ist. Wenn die Ableitung es richtig entdecken lässt, kann man, immer das Concretere mehr davon absondernd, es entweder ganz, oder neben seiner individuellen Beschaffenheit, auf *Extension* oder *Intension*, oder Veränderung in beiden, zurückführen, so dass man in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades gelangt. Werden so die Wörter einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch mit Ausnahme vieler einzelnen Punkte, gelingen, die Fäden ihres Zusammenhanges zu erkennen und das allgemeine Verfahren in ihr individualisirt, wenigstens in seinen Hauptumrissen, zu zeichnen. Man versucht alsdann, von den *concreten Wörtern* zu den gleichsam wurzelhaften *Anschauungen* und *Empfindungen* aufzusteigen, durch welche jede Sprache in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt. Diese Vergleichung der Sprache mit dem ideellen Gebiete, als demjenigen, dessen Bezeichnung sie ist, müsse, könnte es scheinen, gerade umgekehrt von den *Begriffen* zu den *Wörtern* herabsteigen, welcher Weg jedoch ein inneres Hinderniss an dem Umstande finden würde, dass die Begriffe, so wie man sie mit einzelnen Wörtern stempelt, nicht mehr blos etwas *Allgemeines*, erst näher zu Individualisirendes darstellen können. Versucht man aber, durch Aufstellung von *Kategorieen* zum Zweck zu gelangen, so bleibt zwischen der engsten Kategorie und dem durch das Wort individualisirten Begriff eine nie zu überspringende Kluft. (Mögen dies sich die gesagt seyn lassen, welche der etymologischen Seite der Sprache auf Wegen beizukommen suchen, die nicht zu dem beabsichtigten Ziele führen können!) Den *Wortvorrath* einer Sprache kann man auf keine Weise als eine *fertig daliegende Masse* ansehen. *Sprache* und *Leben*, sind unzertrennliche Begriffe, und die *Erlernung*, selbst todter, Sprachen ist immer nur *Wiedererzeugung*. Das Wesen des *Lautzusammenhanges* der Wörter beruht darauf, dass eine mässige Anzahl dem ganzen Wortvorrathe zum Grunde liegender *Wurzellaute* durch *Zusätze* und *Veränderungen* auf immer bestimmtere und mehr zusammengesetzte Begriffe angewendet wird. Es giebt aber einen, sich auf die Wurzelwörter beziehenden, zuerst durch *Bopp* hervorgehobenen Unterschied unter den Wörtern in Absicht auf ihre Erzeugung: nämlich, zwischen denen, die aus *objectiven* und die aus *subjectiven* Wurzeln entsprungen sind. Jene bezeichnen Bewegungen (Verbum), Eigenschaften und Gegenstände, diese *Persönlichkeit* (Pronomina), und die sich daran knüpfende äussere Beziehung des *Raumes* (Präposition) und innere der *Empfindung* (Interjection).

Nachdem nun der Vf. (§. 14), wie wir früher gesehen, das Wesen der Isolirung, Flexion, Agglutination und Einverleibung beleuchtet, geht er (§. 15) zu einer, davon wesentlich abhängigen Erscheinung, nämlich der *Worteinheit* und angemessenen *Trennung* der *Theile* des *Satzes* über, welche am vollkommensten durch *Flexion* erreicht wird, während nicht-flectirende Sprachen, bald die Theile des Satzes zu sehr auseinander fallen lassen oder nicht durch innige Durchdringung gehörig zusammenzuhalten verstehen, bald im Uebermaafse auf

einander haufen und dadurch der Gliederung des Satzes Eintrag thun. *Flexion*, *Worteinheit* und angemessene *Gliederung* des Satzes sollten nie in der Betrachtung der Sprache getrennt werden. In ihrer höchsten Erhebung wird die *Rede* zur *Ideenerzeugung* und gesammten *Gedankenentwickelung* selbst. Sie sucht daher immer die Zurichtung der Sprachelemente, welche den lebendigsten Ausdruck der Formen des Denkens enthält; und darum sagt ihr vorzugsweise die Flexion zu, deren Charakter es gerade ist, den Begriff immer zugleich nach seiner äufsern und nach der innern Beziehung zu betrachten, welche das Fortschreiten des Denkens durch die Regelmäfsigkeit des eingeschlagenen Wegs erleichtert. Die *Ideenentwicklung* erfordert ein zwiefaches Verfahren, ein Vorstellen der einzelnen *Begriffe* und eine Verknüpfung derselben zum *Gedanken*, was beides auch in der *Rede* hervortritt. Ein Begriff wird in zusammengehörende, ohne Zerstörung der Bedeutung nicht trennbare, Laute eingeschlossen, und empfängt Kennzeichen seiner Beziehung zur Construction des Satzes. Hierin zeigt sich die *Worteinheit* im engsten Verstande, die Behandlung jedes Worts als eines Individuums, welches, ohne seine Selbstständigkeit aufzugeben, mit andren in verschiedene Grade der Berührung treten kann. Allein, im Gegensatze zu dieser *äufsern* Worteinheit, giebt es auch eine *innere* von weiterer und engerer Bedeutung, je nachdem das Verschiedene in einem Begriffe gleichartig ist, wie in der Zusammensetzung, oder ungleichartig (Bezeichnung und Andeutung), wie in Derivation und Flexion. Die Worteinheit hat in dem inneren *Sprachsinne* und in dem *Laute* ihre doppelte Quelle; die Behandlung der *Lauteinheit* wird zum Symbole der gesuchten bestimmten *Begriffseinheit*. Die *Bezeichnungsmittel* der Worteinheit in der Rede sind aber *Pause*, *Buchstabenveränderung*, wohin hier, aufser dem Sandhi nach seinen verschiedenen Graden im Sanskrit, auch Vocalincrement (Guna, Wriddhi), Reduplication und Gleichgewicht in den Vocalen gerechnet werden, und (§. 16) *Accent*.

§. 17. Das grammatisch gebildete *Wort* ist bestimmt, wieder als Element in den *Satz* einzutreten. Die Sprache mufs also hier eine zweite, höhere Einheit bilden, höher, nicht blofs weil sie von gröfserem Umfange ist, sondern auch weil sie, indem der Laut nur nebenher auf sie einwirken kann, ausschliefslicher von der ordnenden *inneren* Form des Sprachsinnes abhängt. Das *dreifache* Verfahren der Sprache: 1) das sorgfältige grammatische Zurichten des Wortes zur Satzverknüpfung (z. B. im Sanskrit), 2) die ganz indirekte und gröfstentheils lautlose, meistens durch Stellung und sonst durch einzelne Partikeln erreichte Andeutung derselben (wie im Chinesischen) und 3) das enge Zusammenhalten des ganzen Satzes, soviel es immer möglich ist, in Einer zusammen ausgesprochenen Form (wie im Mexikanischen, das z. B. in das Verbum ganze Substantiva aufnimmt), erschöpft die Art, wie die Sprachen den Satz aus Wörtern zusammenfügen.

§. 18. Die *grammatische Formung* entspringt aus den *Gesetzen* des *Denkens* durch Sprache und beruht auf der *Congruenz* der *Lautformen* mit denselben. Diese Congruenz ist auch immer irgendwie sprachlich vorhanden, und der Unterschied liegt nur in den *Graden*. Wenn eine Sprache vollendet ist, dann mufs jedes Wort als bestimmter *Redetheil* gestempelt seyn, was durch sich selbst Flexion voraussetzt, ohne dafs diese durch *reflectirendes Bewufstseyn* zu Stande käme. Ist aber einmal Flexion in einer Sprache wahrhaft vorwaltend, so folgt die fernere Ausspinnung des Flexionssystems von selbst. Uebrigens giebt es zuweilen in den früheren Perioden der Sprache, durch das Uebergewicht der sinnlichen Formenschöpfung, eine Mannichfaltigkeit von Formen für einen und denselben grammatischen Begriff, wie z. B. mehrere Tempora im Sanskrit; und bei weiterer Entwickelung schafft nicht blofs die Sprache öfters neue Formen, sondern baut sich auch in vorhandene, aber bis dahin nicht in verschiedener Bedeutsamkeit gebrauchte, hinein.

§. 19. Es ist die Natur der Sprache, ein fortlaufender *Entwickelungsgang* unter dem Einflusse der jedesmaligen *Geisteskraft* der Rede zu seyn. In diesem Gange entstehen zwei, bestimmt zu unterscheidende Perioden, die eine, wo noch der *lautschaffende Trieb* der Sprache in Wachsthum und in lebendiger Thätigkeit ist, die andere, wo, nach vollendeter *Gestaltung* wenigstens der äufsereu *Sprachform*, ein scheinbarer Stillstand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferischen sinnlichen Triebes folgt. Allein auch aus der Periode der Abnahme können neue Lebensprincipe und neu gelingende Umgestaltungen der Sprache hervorgehen, wie dies die romanischen, die Prakrit-Sprachen u. a. beweisen. In dem Entwickelungsgange der Sprachen überhaupt wirken zwei sich gegenseitig beschränkende Ursachen zusammen, das ursprünglich die Richtung bestimmende *Princip*, und der Einfluss des schon hervorgebrachten *Stoffes*, dessen Gewalt immer in umgekehrtem Verhältnifs mit der sich geltend machenden Kraft des Princips steht. Alle *Sprachelemente* müssen sich in eine *Einheit* verbinden, welche die eines ausschliefslich vorwaltenden Princips ist. Nähert sich dies Princip dem allgemeinen *sprachbildenden Principe* im Menschen so weit, als dies die nothwendige Individualisirung desselben erlaubt, so wird dies alle Stadien des *Entwickelungsganges* durchlaufen, dergestalt, dafs an die Stelle einer schwindenden Kraft immer wieder eine neue, der sich fortschlingenden Bahn angemessene eintritt. Mischt sich aber schon dem ersten Principe etwas nicht in der Nothwendigkeit der Sprachform Gegründetes bei, oder durchdringt das Princip nicht wahrhaft den Laut, oder schliefst sich an einen nicht rein organischen Stoff zu noch gröfserer Abweichung anderes gleich Verbildetes an, so stellt sich dem natürlichen Entwickelungsgange eine fremde Gewalt gegenüber. Auch hier bedarf aber die Sprache der *Freiheit* und mit ihr der *Gesetzmäfsigkeit*, dafs sie

der Freiheit durch Schranken ihr eignes Daseyn sichere. Alle Sprachen unterscheiden sich von einander, je nachdem sie sich aus *reinem Principe* in *gesetzmäfsiger Freiheit* kräftig und consequent entwickelt haben, oder sich dieses Vorzuges nicht rühmen können, woran entweder der Mangel an Stärke des ursprünglich im Menschen immer rein liegenden *Sprachsinnes* oder eine einseitige, aus dem Umstande entspringende Verbildung, dafs an eine nicht aus der Sprache nothwendig herfliefsende *Lautform* andere, durch sie angerissen, angeschlossen werden, Schuld ist. Die *Flexionsmethode* enthält ausschliefslich das *reine* Princip des Sprachbaues und erscheint, den übrigen gegenüber, als ein geniales Verfahren. Wie verschieden aber auch die *Abweichungen* von dem *reinen Principe* seyn mögen, so wird man jede Sprache doch immer danach charakterisiren können, in wiefern in ihr der Mangel von Beziehungs-Bezeichnungen (wie im Chinesischen), das Streben, solche hinzuzufügen und zu Beugungen zu erheben (Agglutination), und der Nothbehelf, als Wort zu stempeln, was die Rede als Satz darstellen sollte (Polysynthetismus), sichtbar ist. Aus der *Mischung* dieser *Principe* wird das Wesen einer solchen Sprache hervorgehen, allein in der Regel aus der Anwendung desselben sich eine noch individuellere Form entwickeln. Uebrigens können *einzelne Trefflichkeiten* auch in solchen Sprachen entstehen, in welchen man sonst gerade nicht den Charakter erkennen kann, vorzügliche Organe des Denkens zu seyn; aber über den *Vorzug* der Sprachen von einander entscheiden solche einzelne Punkte nicht.

§. 20. Bis hieher haben wir den Hauptfaden der Untersuchung herabzuführen uns bemüht; wenn dies auf eine so unvollkommene Weise geschehen ist, indem uns Alles, wo möglich des Vfs. eigne Worte beizubehalten, anrieth, was aber einen gewissen Unzusammenhang der nur lose, ja oft sprungweise an einander gereihten Sätze zur fast unvermeidlichen Folge hatte, so liegt darin, hoffen wir, nur eine um so dringendere Aufforderung, sich des reichen Inhalts in dem Buche durch eignes Studium zu bemächtigen. Dann wird uns aber auch vielleicht von denen, welche sich diesem Geschäfte unterziehen, die Genugthuung, dafs sie an sich selber erfahren, wie es eben keine leichte Sache sey, den Hauptfaden bei so vielen danebenher laufenden und mit jenem sich kreuzenden und eng verschlingenden Fäden mehr untergeordneter Art stets sicher in der Hand zu behalten, ohne dafs er dieser entschlüpfe oder man an seiner Statt bald diesen bald jenen der letzteren greife. Den gegenwärtigen Paragraphen dürfen wir als den einen, die noch hinter ihm folgenden als den anderen Gipfelpunkt des vorliegenden Werkes bezeichnen. Aus diesem Grunde ist er einer der wichtigsten und anziehendsten; allein um so mehr mufs davor gewarnt werden, sein Verständnifs etwa von dem der früheren, mehr vorbereitenden Paragraphen unabhängig zu wähnen. Ward in diesen mehr auf die *Sprache* als solche unsere Aufmerksamkeit gerichtet, so führt uns der jetzige deren *Schöpfungen* vor, sammt dem vorzüglich aus ihnen wiederstrahlenden *Charakter* der Sprache in ihrem Zusammenhange mit dem der Nationen. In diesem gedoppelten, jedoch nach rückwärts zu in eine Einheit zusammenfliefsenden Charakter wurzelt die menschliche Rede, und von da aus erheben sich himmelwärts, dem zwiehäuptigen Parnassos gleich, ihre zwei Spitzen, *Poësie* und *Prosa*. Von einem Manne, der mit den gröfsten Dichtern unseres Volks jahrelang persönlichen und brieflichen Umgang gepflogen, sich viel mit Kunst überhaupt und mit Kunstkritik beschäftigt, über Dichtwerke geschrieben und Dichtwerke übersetzt hat, von einem Manne, dessen *gedoppelte* Meisterschaft, eben so sehr in praktischer Handhabung der Sprache als in theoretischer Durchdringung derselben, und dessen wissenschaftliche Prosa, wie die seines Bruders, allgemein als musterhaft anerkannt sind, von einem solchen Manne konnte nur in Betreff jener Gegenstände etwas Vollendetes ausgehen. Das haben nun auch die Herren *Böckh* und *Mundt*, jener in einem, gerade über diesen Abschnitt des Buches in der Berliner Akademie gehaltenen und auch sonst ins Publicum gekommenen Vortrage, dieser in seinem Werke über die Kunst der deutschen Prosa, worin bereits viele der Ideen Hn. *v. H's.* verwendet wurden, schon sehr bestimmt ausgesprochen, und es bedarf daher von unserer Seite keiner weiteren Erörterung, die ohnehin in unserer schon langen Anzeige einen zu breiten Raum würde füllen müssen.

Es ist öffentlich geäufsert worden, dafs Hn. *v. H's.* Schrift an die Schellingische Philosophie erinnere; wir wüfsten indefs nicht zu sagen, worin dieser Anklang bestehen soll, wenn nicht etwa in der „ruhigen epischen Weltansicht", wie die Schellings von Wolfgang *Menzel* (deutsche Literatur Th. I. S. 294 f. II. 106. 196 f. Aufl. 2.) bezeichnet wird; uns scheint vielmehr daraus überall unwidersprechlich die philosophische Unabhängigkeit eines Geistes hervorzublicken, welcher es vorzog, wirklich, nicht blofs vorgeblich aus der Sache heraus, und nicht von aufsen, auch nicht aus einem, die Sache vorherbestimmenden philosophischen Systeme in sie hinein oder gar über sie hin, zu reden. Sonst ist das Buch so weit davon entfernt, nur Neues und schlechthin Eignes — eine eben so undurchführbare als anmafsende Sprödigkeit! — geben zu wollen, dafs vielmehr Hr. *v. H.* mit sichtbarem Vergnügen die Gelegenheit ergreift oder auch vielleicht dann und wann aufsucht, um fremdes, besonders jüngeres Verdienst in das günstigste Licht zu stellen; was von der edelsten Gesinnung zeugt, in gleichem Maafse wie seine zarte, stille Polemik gegen abweichende Meinungen, die leicht von dem, welcher letztere nicht kennt, ganz übersehen wird.

Ist der Versuch nicht ganz mifslungen, unseren Lesern von dem ersten sowohl als von dem zuletzt, und zwar mit der gröfseren Vorliebe, besprochenen zwei-

zweiten Werke die eigne Ueberzeugung einzuflößen, dafs sie im Gebiete der gesammten Wissenschaft, nicht blofs in einem ihrer partialen Bereiche die ehrenvollste Stelle behaupten, und durch Jahrhunderte hindurch von dem rastlosen Fleifse, dem umfassendsten und eindringendsten Geiste, endlich von dem wahrhaft liebevollen Gemüthe ihres Urhebers Zeugnifs ablegen und, fortleuchtend und fortwirkend immerdar, des Guten unendlich Viel stiften werden, so mag die Feder eine Weile ausruhen: sie hat, was sie sollte und was sie allein konnte, vollbracht. Es war ihr nicht um ein Lob dessen, was sie beschrieb, zu thun, und doch entfloss solches ihr unwillkürlich: der Gegenstand, nicht der Schreiber, theilte es ihr mit, dem wohl, auf dem Grabe eines zu früh Entschlafenen einen Trauerzweig von der Cypresse mit bebender Hand niederzulegen, nicht aber Lorbeeren auszustreuen zu wollen, geziemte.

Hoch ragen über einem Blumen-Hügel breite Baumwipfel, durchrauscht, wie von Harfengetön: das sind die Geister der Völker, die, jeglicher in seiner Sprache, mit dem abgeschiedenen Geiste eines Mannes zu verkehren nicht aufhören, der lebend ihre Stimmen deutete; das ist eine, jedem Sprachdeuter geheiligte Stätte — *Wilhelm von Humboldt's* Grab! — —

*A. F. Pott.*

## NATURWISSENSCHAFT.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Ueber das Studium der Naturwissenschaft.* Von *J. F. W. Herschel.* Aus dem Englischen übersetzt von *F. C. Henrici.* 1836. VI u. 368 S. 8.

Die treffliche Schrift von *J. F. W. Herschel* führt in ihrer Ursprache den Titel: *Preliminary Discourse on the Study of Naturalphilosophy* und macht die Einleitung zu einer von Dr. *Lardner* unter dem Namen von *Cabinet Cyclopaedia* edirten Sammlung ausführlicherer Werke über einzelne Disciplinen der Naturwissenschaft aus. In der That hätte auch wohl keine andere Schrift die Reihenfolge jener Abhandlungen und Werke zweckmäfsiger eröffnen können, als dieses ebenso scharfsinnig abgefafste, als durch eine angenehme Darstellungsweise sehr zu empfehlende Buch, was namentlich Anfängern der Naturwissenschaft die ersprieslichsten Dienste leisten wird. Denn es wird ihnen hier der Geist der Methoden erklärt, welchen seit Wiederaufleben der Philosophie die Naturwissenschaft ihre imposanten Fortschritte zu verdanken hat. Sie erkennen deutlicher als vielleicht auf andere Weise geschehen kann, dafs sämmtliche Theile der Naturwissenschaft, in denen allen *ein* Geist waltet und nur *eine* Methode der Forschung herrscht, aufs innigste und unzertrennbarste verknüpft sind. Dieis ist ein Hauptgedanke, der von *Herschel* immer wieder von neuem ausgesprochen und in dem ersten Theile hinlänglich erwiesen wird, in der That auch nicht häufig genug wiederholt werden kann. Weil aber die Naturwissenschaft nicht auf einmal in ihrer Integrität erfafst und studirt werden kann, so wurde zugleich auch eine Uebersicht der Fortschritte geliefert, welche in den verschiedenen Disciplinen, in welche sie am zweckmäfsigsten zu zerfällen ist, gemacht worden sind. Hierbei sucht der Vf. das Wesen der einzelnen, so wie das Verhältnifs derselben zu den übrigen darzustellen, wobei immer gelegentlich der Einfluss der allgemeinen Principien auf die zu machenden Entdeckungen in Betracht kommt. Schon das, was in solcher Weise nebenbei zur Sprache gebracht wird, macht den heifsesten Wunsch rege, dafs aus der Feder unsers *Herschel's* eine regelmäfsige Zergliederung der Geschichte der einzelnen Perioden in die Naturwissenschaften kommen möchte, wodurch er einem wahren Bedürfnifs der Wissenschaft abhelfen würde. — Damit auch diejenigen Leser, welche das Original nicht zu sehen bekommen, erfahren, in welcher Weise der Stoff abgehandelt wird, so wollen wir den Inhalt desselben noch etwas näher angeben. Der erste Theil, welcher von der Natur und den Vortheilen des Studiums der physikalischen Wissenschaften im Allgemeinen handelt, zerfällt in 3 Kapitel: Im *zweiten* Theile werden die Principien erörtert, auf welche die Naturwissenschaft gegründet, so wie die Regeln, nach welchen eine systematische Erforschung der Natur geleitet werden mufs, mit Erläuterungen ihres Einflusses durch Beispiele aus der Geschichte ihrer Fortschritte, in 7 Kapiteln. Der *dritte* Theil endlich, in 6 Kapitel zerfallend, redet von der Unterabtheilung der Physik in bestimmte Zweige und deren gegenseitige Beziehungen. Schon aus diesen Angaben aber wird jedem aufmerksamen Leser einleuchten, dafs besonders die physikalischen Wissenschaften, welche sich mit den Kräften der elementaren Welt und der sogenannten anorganischen Natur befassen, berücksichtigt wurden, da die übrigen, welchen das Leben der Organismen Studium ist, weniger Aufmerksamkeit erhalten; es wäre daher wohl zu wünschen, dafs ein tüchtiger Gelehrter auch noch diese Seite der Naturwissenschaft auf ähnliche Weise beleuchtete. Der Uebersetzer vorliegenden Herschelschen Werks aber hat das Verdienst nicht nur eine gelungene Uebersetzung geliefert, sondern auch noch manchen dankenswerthen Zusatz eingeschaltet zu haben. Druck und Papier verdienen Lob.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmann: *Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Christ. Aug. Lobeck. Editio secunda novis curis, elaborata.* MDCCCXXXV. (2 Thlr. 12 Gr.)

Auf die vorliegende Bearbeitung des Sophocleischen Drama erst aufmerksam zu machen, wäre völlig überflüssig, da der Ruf der Erscheinung desselben längst vorausgeeilt ist und deutlich das warme Interesse beurkundet, welches die litterarische Welt daran nimmt. Wo ein Mann von solchem Verdienst auf dem Gebiete des griechischen Alterthumes die Ergebnisse langjähriger Studien mittheilt, wo ein Mann, von dem selbst die Meister der Wissenschaft gelernt haben, sein erstes Werk in erneuter Gestalt darbietet, verlangt es der Anstand, dafs der Recensent zeige was geleistet ist und sich begnüge hie und da fortzusetzen, was der Verfasser begonnen.

Fast 26 Jahre waren seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe verflossen, als Hr. *Lobeck* unerwartet und unvorbereitet, wie er in dem Vorworte selbst äufsert, von dem Verleger aufgefordert ward, eine neue Ausgabe zu besorgen. Nothwendig aber war die Gestalt dieser zweiten Bearbeitung durch die Anlage der früheren, die sich nicht aufgeben liefs, bald mehr bald minder auf bestimmte Grenzen angewiesen. Hr. *L.* hatte früher nach alt hergebrachter und durch zahlreiche Beispiele verdienter Vorgänger und Zeitgenossen geheiligter Sitte einen grofsen Reichthum von meist grammatischen Bemerkungen mitgetheilt, die zwar dem eigentlichen Zwecke das Sophocleische Drama herzustellen und zu erläutern fremd, jedoch für das Studium der Sprachlehre äufserst förderlich waren. Diese Bemerkungen, die im Laufe der Zeit vielfach benutzt und zum Theil weiteren Forschungen zu Grunde gelegt worden sind, waren so gewissermafsen ein Gemeingut geworden, das der Verfasser selbst wenn er es gewünscht und für zweckmäfsig erachtet hätte, nicht willkührlich ausscheiden durfte. Auf der andern Seite aber hatte Hr. *L.* Manches durch fortgesetzte Beobachtungen fester begründet, Anderes vervollständigt, über Manches eine abweichende Ansicht gewonnen, dieses durfte natürlich der gelehrten Welt nicht vorenthalten werden, der Commentar mufste daher an Umfang eher zu, als abnehmen. Was Hr. *L.* hierbei im Vorworte über den Zustand der grammatischen Studien äufsert, ist nur allzuwahr, „*Omninoque ita statuo, disciplinam grammaticam multo prius ad maturitatem quandam perventuram fuisse, si non pedisequae loco habita ac modo interpretandis modo emendandis veterum scriptis subservire coacta esset. Quid enim causae est, cur plerasque eius partes adhuc temporis ne mediocriter quidem elaboratas habeamus, nisi quod in transcursu magis, quam dedita opera, nec generatim, sed disperse in adnotationibus tractatae sunt?*“ Wir erkennen zwar, dafs seit langer Zeit mit grofsem und lobenswerthem Eifer von thätigen Arbeitern die vielfach verzweigten Gebiete der Formenlehre, Syntax und Lexicologie angebaut worden sind, aber ungeachtet so vieler Bestrebungen sind wir nur zu einem oft formlosen Aggregat von ungleichen Beobachtungen gelangt, denen der innere Zusammenhang abgeht; wiewohl sich nicht in Abrede stellen läfst, dafs sich seit den drei letzten Decennien das Bestreben nach festerer Begründung vielfach geäufsert hat. Bis jetzt aber stofsen wir noch allzuhäufig neben philosophischer Beurtheilung sprachlicher Erscheinungen auf lediglich empirische Untersuchungen, neben umfassenden wohlgeordneten Sammlungen auf chaotische oder flüchtige Compilationen: ja viele nicht unwichtige Zweige des grammatischen Studiums, man denke nur an die Lehre von der kunstgerechten Composition, sind gänzlich vernachlässigt. Bis jetzt sind wir nur in den Anfängen einer wissenschaftlichen Grammatik begriffen, welche ebensowohl die sprachlichen Erscheinungen von den ersten rohen Versuchen bis zur höchsten Vollendung und von da abwärts bis zur gänzlichen Verwilderung verfolgt und die vereinzelten Massen anschaulich im Zusammenhange darzustellen bemüht ist, als auch mit philosophischen Scharfblick aus jenem Reichthume äufserer Erscheinungen das Wesen heraus findet, das Einzelne, Besondere und Allgemeine scheidet, und überall die Gesetze, den organischen Bau nachweiset. Dafs aber bis jetzt die Wissenschaft noch nicht zu einer solchen Höhe gelangt ist, möchten wir weniger, als Hr. *Lobeck* Vorrede p. VI thut, der Ungunst der Zeitverhältnisse anrechnen, als der Schwierigkeit dieses Unternehmens, indem sich wohl selten in gleichem Grade Gründlichkeit historischer Forschung und philosophische Anschauung gepaart finden. Dem ungeachtet wäre schon dann ein grofser Fortschritt gethan, wenn nur Hand an eine vollständige Sammlung der sprachlichen Erscheinungen gelegt würde, denn damit wäre auch die Bahn für wissenschaftliche Begründung eröffnet. Hinderlich ist allerdings eine Zeit, wo jener treue Fleifs, jene edle Aufopferung aller Kräfte, jene sich gänzlich hingebende Liebe zur Wissenschaft, wie sie unsere Vorfahren beseelte,

immer seltener wird, und findet sich noch irgendwo diese reine Liebe, sich lieber zurückzieht, fürchtend dem oft übertriebenen Anforderungen nicht genügen zu können. Doch sei dem wie ihm wolle, jedenfalls verdient Hr. *Lobeck* unsern wärmsten Dank, indem er selbst durch höchst umfassende und gründliche Untersuchungen über viele schwierige Fragen der Grammatik auch in dieser neuen Ausgabe des Ajax Licht verbreitet. Dafs die vorliegende Bearbeitung im Verhältnifs zu der älteren unendlich viel gewonnen habe, läfst sich bei einem so gründlichen Forscher schon im Voraus erwarten; was aus der frühern Ausgabe in die neuere aufgenommen wurde, ist jedesmal durch Zeichen von den neuen Bereicherungen geschieden; was Hr. *L.* aber aus seinen älteren Bemerkungen behielt, unterwarf er vorher einer strengen Prüfung, wobei sich seine edle Offenherzigkeit im schönsten Lichte zeigt, indem er sich selbst darüber ausspricht: „*Pleraque autem ab integro retexui; quo in negotio haud raro accidit, ut mihimet ipsi succenserem pergraviter, quum ea admissa viderem, quae si quis deliquisset alius, fortasse castigassem severius, — ὡς κριτικὸς κριτικῷ κοτέει.*" Eine Offenherzigkeit, die um so höher zu achten ist, da jetzt so viele ihre offenbarsten Irrthümer auf jede mögliche Weise zu vertheidigen und zu beschönigen bemüht sind, um nur nicht zu dem, wie sie meinen, demüthigenden Geständnisse ihres Irrthums genöthigt zu werden, worin sie freilich auch einen oder den andern der in der Wissenschaft hochgestellten Männer zum Muster sich nehmen mögen, welche im Gefühl ihrer geistigen Ueberlegenheit häufig das, von dessen Irrigkeit sie selbst überzeugt sind, als wahr und richtig aufstellen und so der Wissenschaft unendlich schaden. Allein für denjenigen, der redlich und nach bestem Gewissen die Wahrheit erstrebt, ist das Geständnifs des Irrthums nicht im mindesten schimpflich oder erniedrigend.

Die Varianten von Bedeutung hat Hr. *L.*, wie er auch in der Vorrede selbst versichert, theils aus den Handschriften, theils aus Scholiasten, Grammatikern und andern Schriftstellern, welche auf einzelne Stellen dieses Stückes Rücksicht nehmen, fast alle mitgetheilt, so dafs nicht leicht irgend eine wichtigere Lesart übergangen seyn dürfte. Denn bei dem Zwecke und Plan einer solchen Ausgabe kann es nur gebilligt werden, wenn Lesarten, wie z. B. v. 6. im La. *'κείνου*, v. 38. in derselben Handschrift *πονῶι*, und v. 118. *δσηι* sowie v. 145. *βωτὰ* ganz mit Stillschweigen übergangen sind. Hingegen hätte v. 33. wo Hr. *L.* die Lesart des Suidas *δπου* anführt, hinzugefügt werden sollen, dafs auch im *Lb.* sich *ὅπαν* finde; ebenso hätte wohl erwähnt werden können, dafs v. 14. das Pronomen *σφ'* im La. fehle, so wie das v. 98. dieselbe Handschr. den Conjunctiv *ἀτιμάσω'* darbiete, v. 1024. ebendaselbst das Pron. *σ'* ausgelassen sey, und Anderes dergleichen. Bei der Erwähnung von Verbesserungen und Verbesserungsvorschlägen hat Hr. *L.* es sich mit Recht zum Gesetz gemacht, nur diejenigen zu nennen, von denen der Vorschlag ausging, nicht aber diejenigen, welche nur Jenen beipflichteten. Bei dieser Gelegenheit vertheidigt sich Hr. *L.* gegen den ihm von *Bothe* gemachten Vorwurf der Böfswilligkeit, indem Hr. *L.* in der frühern Ausgabe einige Vermuthungen Hrn. *Bothes* als Musgrave gehörig bezeichnet hatte, was aber nur durch eine sehr natürliche Verwechselung von Excerpten veranlafst worden war, die Hr. *L.* nicht selbst, sondern einen Freund hatte besorgen lassen, wozu ihm der Mangel an den nöthigen litterarischen Hülfsmitteln nöthigte: darüber fügt Hr. *L.* zur Erläuterung hinzu: „*Ego enim illo tempore, quo primum hujus libri editionem elaboravi, contubernalem habui, non dicam illam atticam, sed saxonicam Peniam, quam quidam μονοσύλλοφα perhibent, plerique novercam.*"

Die Scholien, die der frühern Ausgabe beigegeben waren, so wie die angehängte Epistola von Hrn. *Seidler*, die Anordnung einiger lyrischen Partieen betreffend, sind, letztere auf Verlangen des Verfassers, weggeblieben: hingegen hat Hr. *L.* dasjenige, was auf Kritik oder Erklärung in den bessern Scholien Bezug hatte, stets erwähnt. Auf dieselbe Weise verfuhr Hr. *L.* bei den wichtigeren Bemerkungen der Erklärer, indem er frei und selbstständig überall sein eigenes Urtheil hinzufügte, aber ebenso bereit war fremdes Verdienst mit gebührender Achtung anzuerkennen, wie er unter andern in dieser Beziehung sich über Hermann ausspricht: „*Nam ab Hermanno quoque, si quas habui ad contra dicendum rationes, discedere non sum cunctatus: quod ne quis secus interpretetur, libere profitebor, quod sentio: inter eos, qui me adolescente claruerunt, philologos, haud paucos esse, quos mihi anteponam, sed eorum nullum Hermanni in arte critica perfectionem, in grammaticarum rerum quaestionibus subtilitatem, in dicendo vigorem claroremque mihi adaequare videri.*"

Dafs die Kritik des Sophocles in dieser Ausgabe mit umsichtiger Besonnenheit und vorzüglichem Scharfsinne geübt worden sey, läfst sich bei dem ausgezeichneten Kenntnissen und gründlichen Studien des Vfs. leicht von selbst voraussetzen: mit gleicher Umsicht sind die diplomatischen Quellen des Textes benutzt und die verschiedenen Ansichten und Vorschläge der Gelehrten geprüft: zu Abweichungen von der handschriftlich überlieferten Lesart entschlofs sich Hr. *L.* nur selten, indem er freilich, wenigstens was die lyrischen Partieen des Stückes anbetrifft, wohl zuweilen zu bedenklich war: doch hat auch Hr. *L.* selbst mehrere vortreffliche Emendationen zu Sophocles, öfter noch beiläufig zu anderen Schriftstellern mitgetheilt. Die Erklärung ruht gröfstentheils auf der grammatischen Basis, andere Richtungen zu verfolgen lag nicht im Plane des Vfs.: daher uns hier ganz vorzüglich in reicher Fülle die sorgfältigsten Untersuchungen bald über allgemeinere Sprachgesetze bald über besondere Erscheinungen mitgetheilt werden. So z. B. die gelehrte Erörterung zu v. 6.: *Πεῖράν τιν' ἐχθρῶν ἁρπάσαι θηρώμενον,*

zu

zu v. 7. die Bemerkung über ὦνες βάμις und ähnliche Verbindungen, zu v. 15. über die Stellung von δμως bei den Tragikern, zu v. 24. über θέλω und ἐθέλω, v. 30. über πηδᾶν πεδία und ähnliche Constructionen, so wie zu v. 40. über ἅψασα χέρα, woran sich von p. 86—98 eine ebenso umfassende als gründliche Erörterung des Gebrauchs der Verba Intransitiva als transitiva knüpft. Um anderer Untersuchungen nicht zu gedenken, verdient ganz besondere Aufmerksamkeit die von p. 112—121 in Anregung gebrachte Frage über die Endung der Adjectiva auf ιος und ειος, die meist von Nominibus propriis herstammen: freilich ist der vollständigen Aufzählung nicht durchgehends Genüge geleistet, doch läfst sich dies auch kaum gleich bei dem ersten Versuche erreichen, auch dürfte bei sorgfältigerer Untersuchung der Principien, die bei den verschiedenen Bildungen obwalteten, sich zum Theil ein anderes Resultat herausstellen. Zu v. 134. vertheidigt Hr. *L.* mit Recht die überlieferte Lesart: Τελαμώνιε παῖ τῆς ἀμφιρύτου Σαλαμῖνος ἔχων βάθρον ἀγχίαλον, wo Musgrav die Worte τῆς ἀμφιρύτου als unecht bezeichnete und dieselben streichen wollte, so dafs das anapästische System mit einem Monometer beginnen würde: Hr. *Bothe* dagegen glaubte dafs βάθρον ἀγχίαλον zu schreiben sey, was schon wegen des ähnlichen Klanges von drei unmittelbar auf einander folgenden Worten nicht annehmlich erscheint. Zwar ist die Structur zweier Adjectiva, des einen zum regierenden, des anderen zum abhängigen Substantivum gar nicht etwa ungewöhnlich, sondern aus einem gewissen Streben nach Concinnität zumal bei Dichtern häufig angewendet: nicht unähnlich sind schon die bekannten Homerischen Verbindungen: *Νεστορίη παρὰ νηὶ Πυλιγενέος βασιλῆος* und *Γοργείη κεφαλὴ δεινοῖο πελώροιο*; ebenso bei anderen Dichtern: ja die Abschreiber sind durch diese häufig sich findenden Beispiele verleitet worden auch da, wo mehre Adjectiva auf ein und dasselbe Substantivum bezogen wurden, das eine davon mit einem andern nahestehenden Substantivum zu verbinden, so z. B. in nicht unähnlicher Weise bei Theocrit XVI. 94: *Ἀνέπα τέττιξ Πιμπλῆας ἐνδίους περιλαμπόμενος ἐνδοθὶ δένδρων Ἀχεῖ ἐν ἀκρεμόνεσσιν*, wo vielmehr aus den bessern Handschr. ἔνδιος herzustellen ist. Ebenso ist in demselben Dichter XVII. 18. die gewöhnliche Lesart: *παρὰ δ' αὐτὸν Ἀλέξανδρος φίλα εἰδὼς Ἑδμάει, Πέρσαισι βαρὺς θεὸς αἰολομίτραις* mit Hülfe der Hdschr. in *αἰολομίτρας* zu verwandeln, wie Alexander mit Rücksicht auf das Diadem oder die bacchische Mitra genannt wird, mit der er ja auch auf alten Bildwerken und Münzen regelmäfsig erscheint. — Eine sorgfältige Erörterung findet v. 136. die Construction von *ἐπιχαίρω* mit dem Accusativ; bei dem Ausdrucke v. 145. *βοτὰ καὶ λείαν* wird die so oft gemifsbrauchte Structur *ἐν διὰ δυοῖν* mit grofser Umsicht und Belesenheit erörtert. Sehr richtig hat Hr. *L.* die schwierige Stelle v. 168. behandelt, wo er nach Dawes Vorgange aber mit veränderter Interpunction schreibt: *Παταγοῦσιν ἅτε πτηνῶν ἀχέλαι, Μέγαν ἰάχημα δ' ὑπαδείσαντες Τύχ' ἄν, ἐξαίφνης εἰ σὺ φανείης, Σιγῇ πτήξειαν ἄφωνοι.* In dem von Hn. *L.* verglichenen Fragmente eines lyrischen Dichters bei Herodian *περὶ μ.* p. 23. 10 *Ὄρνιθες ἀετὸν ἐξέπτηταν φανέντα* möchte jedoch *ἐξέπτηξαν* schwerlich das Wahre sein, es ist wohl mit ganz leichter Veränderung, indem man die ersten Worte wiederholt, jenes Fragment so herzustellen: *Ἔπταζον ὡς ὄρνιθες ὠκὺν Ἀετὸν ἐξαπίνας φανέντα*, wodurch wir die zweite Hälfte einer Alcäischen Strophe, vielleicht von Alcäus selbst erhalten. Doch es würde zu weit führen, die ebenso gelehrten als durchdachten Bemerkungen Hn. *Lobecks* der Reihe nach aufzuführen, indem wir Jedem die wiederholte fleifsige Lectüre des Buches selbst anempfehlen, wo auch das schon Bekannte und oft Besprochene durch die gediegene, selbstständige Behandlung den Reiz der Neuheit gewinnt. Ref. beschränkt sich daher darauf noch einige Puncte zu berühren, in denen er Hn. *L.* nicht unbedingt beipflichten zu können glaubt.

So können wir Hrn. *Lobecks* Entscheidung zu v. 222. nicht beitreten, wo die Lesart der Handschriften zwischen *αἰθώνος* und *αἴθοπος* schwankt; letzteres, was Hr. *L.* billigt, hat auch die Auctorität des Suidas (s. v. *αἴθοπος*) und des Scholiasten für sich. Demungeachtet ist *αἴθοψ*, da es blofs auf die äufsere Erscheinung angewendet werden kann, in einer solchen Verbindung wie hier:

*Οἵαν ἐδήλωσας ἀνδρὸς αἴθοπος ἀγγελίαν,*

schwerlich statthaft. Hr. *L.* sagt, um diese Ansicht zu rechtfertigen: „*Nam si Indi ob colorem αἴθοπες vocantur Nonn. L.* XXVIII, 176. *si per translationem αἴθοψ βασκανία Agath. Epigr.* XIV. 10. *quis neget hoc epitheton dici posse de homine ingenii fervidi et in iram praecipitis, qui vulgo θερμὸς et διάπυρος vocari solet?*" Dafs die von der Sonne gebrannten Inder *αἴθοπες* genannt werden, hat durchaus nichts anstöfsiges, da eben von etwas Aeufserlichem die Rede ist; dafs es aber bei Agathias von dem Aeufserlichen auf etwas Innerliches übertragen wird (*αἴθοψ βασκανία*), berechtigt noch nicht zu gleichem Schlusse für einen attischen Dichter, wie Sophocles, da zu Agathias Zeiten die Reinheit der griechischen Diction vielfach getrübt war, und regellose Willkühr immer mehr hereinbrach, die vorzüglich dadurch befördert ward, dafs man von der gemeinen widerlichen Wirklichkeit sich abwendend nach pikanter Darstellung und bildlicher Anschauung strebte, und so selbst das Fremdartigste und Widerstrebendste combinirte: von dieser schwelgerischen Zügellosigkeit einer entarteten Phantasie ist die plastische Klarheit und Strenge des Sophocles unendlich weit entfernt. Doch auch abgesehen davon ist eine Verbindung wie *αἴθοψ βασκανία* immer viel leichter zu rechtfertigen, indem hier eine geistige Erscheinung durch sinnlichen Ausdruck verbildlicht wird; davon ist *αἴθοψ ἀνὴρ* sehr verschieden. Hr. *Lobeck* fährt ferner fort: *si praesertim respexerit, alia adjectiva in ωψ et ωπης exeuntia, quae a multu visuque transferuntur ad animum vid. Adnot. ad*, v. 955. Allein auch die in der angeführten Stelle beigebrachten Beispiele sind bei aller scheinbaren Aehnlichkeit meist von ganz anderer

Art;

Art; so z. B. in den Trachinierinnen v. 1050.: ἡ δολίως Οἰνέως κόρη, wo keineswegs der andere Theil des Wortes müfsig dasteht; dasselbe gilt auch von Philoct. v. 216. τηλωπὸς ἰωή. Dem αἴθοψ ἀνὴρ kommt noch am nächsten weiter unten v. 933:

Ἥρα κελαινώπαν θυμὸν ἐφυβρίζει
Ὁ πολύτλας ἀνήρ.

denn auch hier ist ein geistiger Zustand durch sinnlichen Ausdruck veranschaulicht; allein ἀνὴρ αἴθοψ kann, da ἀνὴρ an und für sich eben nur die natürliche Erscheinung bezeichnet, αἴθοψ aber gleichfalls der sinnlichen Sphäre angehört, auch nicht eine höhere, geistige Bedeutung erhalten.

Um so mehr empfiehlt sich die andere durch gute Handschriften beglaubigte Lesart αἴθωνος, da sie der hergebrachten Redeweise völlig entspricht und keine andere als die geistige Bedeutung zuläfst. Man vergleiche Aeschyl. Sieben v. Th. v. 447.: Ἀνὴρ δ' ἐπ' αὐτῷ καὶ στόμαργος ἔστ' ἄγαν, Αἴθων τέτακται λῆμα, Πολυφόντου βία. Sophocles selbst im Ajax v. 1087.: Πρόσθεν οὗτος ἦν Αἴθων ὑβριστής. Euripides im Rhesus v. 112.: Αἴθων γὰρ ἀνὴρ καὶ πεπύργωται θράσει. Ebenso in der Comödie, wie Hermippus bei Plutarch vit. Pericl. c. 33.: Ληχθεὶς αἴθωνι Κλέωνι. Ebenso urtheilte auch schon Eustathius p. 862, 10: Φέρεται αἴθων βοῦς καὶ σίδηρος καὶ ἄνθρωπος καὶ λέων. αἴθοψ δὲ οὐδεὶς αὐτῶν λέγοιτ' ἄν, ἀλλὰ τοὔνομα οἴνῳ μέλανι ἐπιλέγεται. (Bei Homer ist der Gebrauch dieses Beiwortes auf *Erz* und *Wein* beschränkt; man vergl. Euripides wahrscheinlich im Phaethon bei Athenäus XI. p. 465 B.: Βακχίου φιλανθέος Αἴθοπα πεπαίνοντ' ὀρχάτους ὀπωρίνους, Ἐξ οὗ βροτοὶ καλοῦσιν οἶνον αἴθοπα.) Eustathius spricht offenbar mit Rücksicht auf die vorliegende Stelle des Sophocles, wo er αἴθων billigte, wie aus einer anderen Stelle p. 1072, 6.: αἴθων ἀνὴρ παρὰ Σοφοκλεῖ deutlich hervorgeht. Freilich steht dem αἴθωνος ein metrisches Bedenken entgegen, allein diesem wird durch die Lesart der besten Handschrift des Sophocles des Laurentianus A αἴθονος (mit übergeschriebenen π) abgeholfen. Diese Verbesserung hatte Hr. *Wilh. Dindorf* schon früher vorgeschlagen, und wiederholt in der Vorrede zum *Corpus Scenicorum* empfohlen. Hr. *L.* erklärt indessen diese Annahme für unbegründet: „*Sed adjectivum αἴθων, cujus originem clara, mentis tam crebra est, aliquando per ονος declinatum esse, id quibus argumentis demonstrari possit nescio.*" Allein das einmalige Vorhandensein einer abweichenden Form bei einem sonst häufig vorkommenden Worte zumal bei der grofsen Bildsamkeit der griechischen Sprache kann und darf uns nicht bestimmen, jene Form geradezu zu verwerfen; Belege genug liefern dafür Hesychius, das Etymologicum M. und andere Grammatiker: am wenigsten aber darf uns eine solche Abweichung bei Sophocles befremden, der auch in dieser Beziehung die Vielgestaltigkeit der griechischen Sprache klug zu benutzen verstand. Uebrigens mag die Form αἴθονος immerhin selten gewesen sein, aber gewifs war sie nicht völlig ungewöhnlich, vielmehr hat sie Sophocles wohl nach älterem Vorgange auf die Tragödie übertragen, was zumal in einer melischen Partie gar nichts Anstöfsiges haben kann. Ganz unbegründet aber dürfte diese Form um so weniger zu nennen sein, da auch eine Glosse des Hesychius, die Hr. *Dindorf* ebenso wenig gekannt zu haben scheint, deutliche Spuren enthält; T. I. c. 154 2.: Αἴθωνα· μέλανα, πυρώδη ἢ θερμαντικόν, allein dieses ist eine Interpolation bei Musurus, die Handschrift bei Schow p. 33 giebt αἴθονα μέλανα κτλ. und diese Form wird auch durch die unmittelbar vorhergehenden und folgenden Glossen hinlänglich gesichert. Auch läfst sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachweisen, worauf sich diese Glosse des Hesychius beziehe.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

## SCHÖNE LITERATUR.

1) Mannheim, b. Heinrichshofen. Athenäum. *Auserlesene Gedichte der neuern Zeit*, zu Redeübungen für Deutschlands Jugend. Herausgegeben von *Alexander Cosmar*. 1837. XIV u. 322 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

2) Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Der Bildungsfreund*, ein Lesebuch für den häuslichen Kreis und für höhere Volksschulen. Von *J. Th. Scherr*, Seminardirektor und Erziehungsrath im Kanton Zürich 1835. XXXII u. 632. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

3) Danzig, im Verl. von Anhuth: *Deutsches Lesebuch für Gymnasien und höhere Bürgerschulen*. Herausgegeben von Dr. *Joh. Aug. O. L. Lehmann*, Prof. am Gymn. zu Danzig u. s. w. Erster Theil 1. u. 2. Abth. für die untern Klassen. XXVI u. 378 S. 8. Zweiter Theil 1. u. 2. Abth. f. d. mittl. Kl. VIII u. 376 S. Zw. Thl. 3. Abth. VIII u. 380 S. 8. *Zweite* verbesserte Auflage 1836 u. 1837. (3 Thlr. 4 Gr.)

4) Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Gedichte zur Uebung des Gedächtnisses und Belebung des Gefühls für das Gute, Schöne, Wahre*, gesammelt und mit einem Vorw. über den ersten Unterricht in der Familie versehen von Dr. *C. W. A. Barth*. Erster Theil. XX u. 171 S. 8. (9 Gr.)

Die vorliegenden Sammlungen deutscher klassischer Lesestücke haben sämmtlich einen und denselben Hauptzweck, obwohl Nr. 4. sich mehr für die kleinere Kinderwelt bestimmt, Nr 3. die gesammte Schulzeit, in wissenschaftlicher Ordnung seine Gaben umfafst, Nr. 1. die ältere gebildete Jugend im Auge hat, und hauptsächlich aus der neuesten Dichterperiode wählt; Nr. 2. aber bei sehr grofser Reichhaltigkeit doch vorzüglich schweizerische Zustände berücksichtigt. Wir müssen von allen sagen, dafs sie den angegebenen Hauptzweck und die speciellen Nebenabsichten ohne Zweifel erreichen werden, da sie von Fleifs, Umsicht und Kenntnifs der Literatur sowohl als der Jugendwelt überall zeugen. Nr. 3. wünschten wir etwas weniger theuer; obwohl es nach Mafsgabe des dafür Gelieferten im Allgemeinen nicht zu theuer genannt werden kann, so müssen doch Schulbücher darin ein Uebriges thun.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmann: *Sophoclis Ajax.* Commentario perpetuo illustravit *Christ. Aug. Lobeck. etc.*

(*Fortsetzung von Nr.* 66.)

Ein weit stärkeres Moment für die Bestätigung der Annahme Hrn. *L.*, dafs Sophocles αἴθοπος geschrieben habe, als jenes αἴθοψ βασχανία des Agathias war, würde ein nicht beachteter Vers des Hesiod Werke u. T. v. 361 abgeben:

Ὅς δ' ἐπ' ἐόντι φέρει, ὁ δ' ἀλέξεται αἴθοπα λιμόν·

wenn nur, abgesehen von der Verschiedenheit überhaupt, dieses αἴθοπα λιμὸν sich als richtig erweisen liefse. Allein αἴθοψ λιμὸς hat in demselben Grade wie αἴθοψ ἀνήρ den Sprachgebrauch gegen sich, wenn wir auch zugeben wollten, dafs hier an die Stelle der einfachen bildlosen Darstellung eine verwandte konkrete Anschauung treten könne. Die gewöhnliche Ausdrucksweise war auch hier αἴθων λιμός, so in dem Epigramme in der Stoa der Hermensäulen zu Athen (bei Aeschines adv. Ctesiph. p. 80 ed. Steph.) Λιμόν τ' αἴθωνα κρατερόν τ' ἐπάγοντες Ἄρηα Πρῶτοι δυσμενέων εἶρον ἀμηχανίην. Ebenso bei Callimachus in Cerer. v. 68: Αὐτίκα οἱ χαλεπόν τε καὶ ἄγριον ἔμβαλε λιμὸν, Αἴθωνα, κρατερόν. Hesiodus schrieb daher gewifs nicht αἴθοπα, sondern αἴθονα λιμόν, und eben darauf bezieht sich die Glosse des Hesychius. Diese Vermuthung wird fast zur Gewifsheit erhoben, indem der Grammatiker bei Bachmann Anecd. T. I. p. 281 ausdrücklich vermittelst dieser Stelle den Namen des Erysichthon Αἴθων erklärt, indem er sagt: Αἴθων δὲ ὁ Ἐρυσίχθων διὰ τὸ βίαιον τοῦ λιμοῦ ἐπεκλήθη· ὡς καὶ Ἡσίοδος· ὃ δ' ἀλύξεται αἴθοπα λιμόν. Dasselbe, wiewohl unklarer, sagt auch Tzetzes zum Lycophron v. 1396, was man irrig so aufgefafst hat, als habe dies Hesiodus in Bezug auf Erysichthon ausgesprochen. Allein auch durch die Analogie ähnlicher Bildungen wird αἴθονος gerechtfertigt. Hr. *L.* stellt dieses allerdings in Abrede, indem er mit einer grofsen Fülle von Erudition die ganze Classe von Substantiven, die auf ων ausgehen, untersucht und nachzuweisen bemüht ist, dafs keines derselben die doppelte Flexion ωνος und ονος zulasse; p. 163—174. So schätzbar nun auch die Untersuchung an und für sich ist, so beweist die Folgerung, die Hr. *L.* daraus zieht, doch für den vorliegenden Fall wenig oder nichts. Αἴθονος mufs und wird immer als eine Abweichung von der Regel gelten, allein diese Regellosigkeit wird nicht nur durch die Eigennamen Αἴσων und Νίρων, von denen beide Formen hinlänglich begründet sind, sondern auch durch das Wort πρίων gerechtfertigt. Auf beides hatte auch schon Hr. *Dindorf* in der Vorrede zum Corpus Sc. aufmerksam gemacht. Letzteres beruht darauf, dafs Hr. *Dindorf* in den Wespen des Aristophanes v. 694 durch eine glückliche Vermuthung hergestellt hat:

Ἦν τίς τι διδῷ τῶν φευγόντων, ξυνθέντε τὸ πρᾶγμα δὺ' ὄντε
Ἐσπουδάκατον, κἄθ' ὡς πρίων' ὁ μὲν ἕλκει, ὁ δ' ἀντενέδωκε.

Eine ähnliche oder vielmehr dieselbe Lesart muss auch der Scholiast vor Augen gehabt haben, welcher die Stelle richtig erklärt: Ὡς οἱ πρίζοντες διαφιλονεικοῦσι, τίς πρὸς ἑαυτὸν ἕλκύσει. Also wird hier πρίων, πρίωνος flectirt, anders Cratinus nach dem Zeugnisse des Photius p. 448. 19 Πριὼν ὀξυτόνως τὸ ἄρμενον, πρίων δὲ ὁ τέμνων· τὸ δὲ πληθυντικὸν πρίονες. Κρατῖνος. Πρίων bedeutet in beiden Stellen, sowohl bei Cratinus als Aristophanes, einen. *Zimmermann.* Hr. *L.* scheint aber diese Stelle des Photius völlig mifsverstanden zu haben, wenn er p. 163 sagt: *Id ego sic interpretor, nominativum substantivi, quo facilius a participio dignoscatur, oportere acui, sed hac distinctione in casibus inferioribus opus non esse: cujus rei exemplo affert pluralem πρίονες, a proportione primi casus πριὼν dimotum.* Offenbar war Hr. *L.* der Meinung πρίων' bei Aristophanes sei nach Hrn. *Dindorfs* Verbesserung als Accusativ statt πρίονα, *die Säge*, zu fassen, die Ansicht des Photius aber gehe darauf, dafs man πρίων (πρίοντος) als Participium v. πρίω durch den Accent von πριὼν die Säge zu unterscheiden gesucht habe, in den übrigen casibus sei aber dieser Unterschied weggefallen. Allein eine solche Erklärung der Worte des Photius ist durchaus nicht zulässig: denn verlangten die Grammatiker einmal für das Substantivum πρίων die Säge eine andere Accentuation, als für das Part. v. πρίω, so mufste diese Accentuation auch durchgeführt werden, liefs sich aber nicht auf den Nom. Sing. beschränken. Das allerseltsamste aber wäre, dafs Photius oder vielmehr der ältere Grammatiker, den Photius benutzt, als Beweis dafür, dass diese Accentuation sich nicht auch auf die andern Casus erstrecke, eine Stelle des Cratinus anziehe, da doch diese weder für noch wider beweisen kann. Freilich widerspricht, was Photius behauptet, dafs πριὼν die Säge Oxytonon sei, aller Ueberlieferung, wie auch Hr. *L.* richtig bemerkt; man vergl. noch Arcadius p. 18. 5.: Ἔτι καὶ τὰ ἔχοντα τὸ τ μακρὸν, κλών, πρίων, ἔχλων, θῆτων, ἀμφίων, βρα-

χίων. Es ist sicherlich eine geringe Verwechselung in den Worten des Photius vorgefallen, und herzustellen: *Πρίων τὸ ἄρμενον, πριὼν δὲ ὀξυτόνως ὁ τέμνων· τὸ δὲ πληθυντικὸν πριόνες. Κρατῖνος.* Dass *πρίων* die *Säge* in der Flexion ein ō annehme, beweisen Dichterstellen, wie Sophocles Trachin. v. 699 und in einem Fragment bei Herodian *περὶ μον. λέξ.* p. 34. 4. *Παρὰ Σοφοκλεῖ. Οὐ σκέπαρνος οὐδὲ πρίονος Πλῆγαι.* Eben so ein anderer Tragiker bei Grotius Excerpt. p. 461: *Δεινοὺς καθιεὶς πρίονας εἰς ἄκρους πόδας*, wo die Verkürzung des ī nicht ganz unerhört ist, wie auch Nicander in einer Stelle, die im Augenblicke nicht vorliegt, einen Hexameter mit *τμήξας πριόνεσσιν* schliefst. Das ganz isolirt dastehende Beispiel beim Scholiasten des Hermogenes T. IV. p. 54 (*Σύστημά ἐστιν ἡ ἐκ πολλῶν ὀργάνων συνδρομή. οὐ γὰρ ἐξ ἑνὸς πράγματος συγκέκραται τέχνη, οἷον ἡ τακτονικὴ οὐκ ἐκ πρίωνος μόνον,*) was Hr. *L.* anführt, beweist nichts und beruht sicher auf einem sehr gewöhnlichen Abschreibefehler: ob *πρίων* in der Bedeutung *Sägefisch* *πρίωνος* bildete, lasse ich dahin gestellt seyn, da mit der veränderten Bedeutung wohl auch eine Veränderung in der Form vorgehen konnte. Vom Verbum *πρίω* hatte das Participium *πρίων* die gewöhnliche Accentuation und Flexion, allein allmählig erhielt es die Bedeutung eines Substantivums und mit derselben auch veränderte Flexion, daher denn auch die Grammatiker eine verschiedene Betonung annahmen, wie überhaupt das Streben der Griechen deutlich darauf gerichtet war, verschiedene Bedeutungen einer und derselben Form durch Verschiedenheit der Accentuation hörbar zu machen. Einen ganz analogen Fall bietet *ἀρήγων* dar, welches bei Homer und anderwärts häufig als reines Participium erscheint, wie Il. V. 507. XI. 242. XIV. 391 und ganz deutlich XVI. 701, allein B. V. 511 finden wir dasselbe als Substantivbegriff gefasst und daher mit veränderter Betonung, wie Aristarch richtig annahm (siehe den Scholiasten: *ἀρηγών· Ἀρίσταρχος ὀξυτόνως· καὶ δῆλον ἐκ τῆς πλαγίου· Ἀρισταὶ μὲν Μενελάου ἀρηγόνες.*) indem er seine Ansicht durch die veränderte Beugung, die sich Il. IV. 7 vorfindet, unterstützte. Auf ganz gleiche Weise sucht auch Photius die Accentuation *πριὼν* durch den bei Cratinus sich vorfindenden Plural *πριόνες* (nicht *πρίοντες*) zu begründen. *Πριὼν* aber bildete regelmäfsig im Gen. *πριόνος*, wofür auch die Worte irgend eines älteren Komikers sprechen, auf die sich Hesychius bezieht: *Λάμιον τὸν πρίονα (πριόνα) ἢ ὁ Λάμιος, πέλεκυς. ἦν τις Ἀθήνησιν, ὃς ἐκωμῳδεῖτο· λέγεται δὲ καὶ Γνησίθεός τις ἐξ ἐπιθέτου Λάμιος.* Damit vergleiche man den Scholiasten des Aristophanes zu den Ecclesiaz. v. 77: *Λάμιός τις πένης καὶ ἀπὸ ξυλοφορίας ζῶν διὸ καὶ βακτηρίαν αὐτοῦ ἐξενέγκασαι φησὶν εἶναι.* Aristophanes aber erlaubte sich in der angeführten Stelle der Wespen eine verlängerte Form *πριὼν πριῶνος*, daher *πριῶν'* herzustellen ist. So verhält sich also *πριῶνος* zu *πριόνας* wie *αἰθονὸς* zu *αἰθωνος*. Doch wir brechen hier ab, indem das Uebrige, was Hr. *L.* über die Wörter auf *ων* beibringt, einer Prüfung zu unterwerfen, der Raum dieser Blätter nicht gestattet.

Zu v. 224 spricht Hr. *L.* auf Veranlassung der wechselnden Lesart *ἀγγελίαν ἄτλητον οὐδὲ φευκτὴν* und *φευκτὸν* über den Gebrauch der männlichen Form der Adj. Verbalia auf τος für die weibliche bei den Tragikern, wozu allerdings meist das Streben den Hiatus zu vermeiden Veranlassung gab; indessen mögen auch zuweilen andere Beweggründe zugleich statt gefunden haben, wie bei Aeschylus Choeph. v. 20, wo die Chorführerin redend auftritt. Allein keiner von diesen beiden Gründen lässt sich auf Aeschyl. Ag. 294 und Prometh. 582 anwenden. Um jedoch hierüber zu einem bestimmten Resultate zu gelangen, müfsten auch die Stellen bei den Tragikern, wo die weibliche Form sich vorfindet (wie z. B. Eurip. Hecub. 159: *τᾶς οὐ τλατᾶς, τᾶς οὐ φερτᾶς*) mag sie nun das Metrum fordern oder nicht, zusammengestellt sein. Eine solche Untersuchung müfste sich zugleich auf die nicht unbedeutende Classe von Adjectiven erstrecken, die bei den scenischen Dichtern als generis communis gebraucht erscheinen. Jedenfalls ist hierbei auf den Wohllaut ein bedeutendes Moment zu legen.

V. 302 vergleicht Hr. *L.* die Redeweise *λόγους ἀνασπᾶν* nach dem Vorgange des Eustathius p. 679, 63 mit *ὀφρῦς ἀνασπᾶν*, so dafs letzteres auf ersteres übertragen sei, und dadurch eine stolze, übermüthige Rede bezeichnet werde, wie man wohl *αἴρειν* und *ἀνάγειν* sagt; allein letztere Beispiele sind ganz verschiedener Natur, und *ἀνασπᾶν λόγους* von *ὀφρῦς ἀνασπᾶν* abzuleiten, scheint eine viel zu kühne Uebertragung: viel natürlicher fassen wir es von der Mühseligkeit und Beschwerde; so hier ganz passend vom Ajax, der kaum zu Worten kommen und der Sprache mächtig werden kann. Auch wird diese Erklärung bestätigt durch Phrynichus bei Bekker Anecd. T. I. p. 6. 5: *Ἀνασπᾶν γνωμίδιον· κωμῳδικῶς εἴρηται, οἷον ἐκ βυθοῦ διανοίας ἄγειν.* womit man vergleiche p. 27. 13: *Ἀνασπᾶν βούλευμα καὶ ἀνασπᾶν γνωμίδιον.* Offenbar in demselben Sinne sind auch die Worte des Alexander bei Suidas (v. *ἀνέσπακεν*) zu fassen:

*Πόθεν γάρ, ὦ φίλοι θεοί,*
*Τούτους ἀνεσπάκασιν οὗτοι τοὺς λόγους,*

was er richtig durch *ἀνευρηκέναι, εἰληφέναι* erklärt.

Richtig bemerkt Hr. *L.* v. 369 in den Worten: *οὐκ ἄψορρον ἐκνεμεῖ πόδα*; dass *ἄψορρον* als Adverbium zu fassen sei, was nach dem Vorgange der Epiker (Homer Il. VII. 413, XII. 74, XVI. 376 und so öfters, Hesiod. Theog. 659, eben so die spätern Dichter, wie Apollon. Rhod. I. 892. IV. 686) die Tragiker öfters gebrauchten. S. die von Hn. *L.* aus Aeschylus und Sophocles beigebrachten Stellen. Jedoch möchten wir auch die andere Erklärung, nach der *ἄψορρον* als Adjectivum mit *πόδα* zu verbinden wäre, nicht gerade unbedingt verwerfen, wie Hr. *L.* thut, indem er sagt: „*Hoc autem loco ἄψορρον adverbium esse addicor eo, quod ἄψορρος ποῦς non legi, sed animantium hoc epitheton esse solet.*" Mag sich auch *ἄψορρος ποῦς* nicht so vereinzelt vorfinden, so hat doch die Verbindung mit *ἐκνέμειν* nicht das geringste Anstöfsige. Man ver-

vergleiche Apoll. Rhod. IV. 42: *Τῇ δὲ καὶ αὐτόματοι θυρέων ὑπόειξαν ὀχῆες Ὠκείαι ἄορροι ἀναθρώσκοντες κόιδαῖς.* — Bei dieser Veranlassung behandelt Hr. *L.* die allerdings verdorbene Stelle des Theocrit XIV. 39, wo er statt *ὑπωροφίοισι ἐπεὶ προφέρῃσι* herstellen will. Allein abgesehen von der grofsen Verschiedenheit der Schriftzüge, ist *ὑπωροφίοισιν* treffend vom Dichter gewählt, um das Nisten der Schwalben an den Dächern zu bezeichnen, auch würde man bei *τέκνοισιν* irgend ein Beiwort vermissen; sagt ja Homer auch in der ganz ähnlichen Stelle, die Theocrit offenbar vor Augen hatte, Il. IX. 323: *Ὡς δ' ὄρνις ἀπτῆσι νεοσσοῖσι προφέρῃσι Μάστακ', ἐπεί κε λάβῃσι, κακῶς δ' ἄρα οἱ πέλει αὐτῇ.* Es ist wohl *δ' οἷα* verdorben und mit leichter Veränderung zu schreiben:

*Μάστακα δ' οἷσιν τέκνοισιν ὑπωροφίοισι γενέσθαι*
*Ἄφορρον ταχινὰ πάσεται, βίον ἄλλον ἀγείρειν.*
*Ὠκύτερα μαλακὰς ἀπὸ δέρματος ἕδραμε τήνη.*

wo die Auslassung der Vergleichungspartikel nicht im mindesten hart ist, sondern der aufgeregten Stimmung des Aeschines sehr gut zusagt.

Dagegen hat Hr. *L.* äufserst glücklich die verderbene und vielfach behandelte Stelle v. 409 hergestellt, indem er mit Hinzufügung eines Buchstabens statt *τοῖς δ' ἐμοῖ* vorschlägt: *Εἰ τὰ μὲν φθένει, φίλοι, πίσις δ' ὁμοῦ πέλας, μοῦσαι δ' ἄγραυλοι προσκείμεθα*, eine Aenderung, die eben so leicht als ansprechend ist, indem sie sowohl den unverständlichen Ausdruck als auch den metrischen Fehler entfernt. In der Antistrophe v. 421 ist *ἐξερέω* eben so wenig als bei Aeschylus Ag. 145 *καλέω* zulässig, da die Attischen Dichter sich solcher nicht-contrahirten Formen nur dann bedienten, wenn das Versmafs die Trennung der Vocale erheischte.

In der Rede der Tecmessa v. 516 hatte Hr. *L.* schon in der ersten Ausgabe vermittelst der Handschrift die richtige Lesart hergestellt: *Καὶ μητέρ' ἄλλη μοῖρα τὸν φύσαντά τε Καθεῖλεν Ἅιδου θανασίμους οἰκήτορας.* Indessen ist *ἄλλη μοῖρα* ziemlich unklar, daher Hr. *Hermann* annahm, es sei ein Vers ausgefallen, worin des Unglücks, was ihr Haus betroffen habe, so wie dafs sie als Gefangene mitfortgeführt sei, Erwähnung geschehen sei: dieser Ansicht stimmt Hr. *L.* nicht bei, und erklärt *ἄλλη μοῖρα* durch *unglückliches* Geschick, wie man wohl *δαίμων ἄλλος* oder noch häufiger *ἕτερος* sagt: allein auch diese Erklärung ist wenig wahrscheinlich. Sehr richtig aber bemerkt Hr. *L.*: „*Neutrum necessarium videtur, si sumamus Tecmessae parentes, quum Ajax urbem vi expugnasset, una occubuisse, non illos quidem Ajacis manu, sed communi civium clade peremtos, idque Tecmessam, ne eadem tristissimi casus Ajaci delegare videretur, verbo ambiguo ἄλλη μοῖρα declarasse.*" Allerdings legt der feinfühlende Dichter der Tecmessa solche Worte in den Mund, die die Zartheit ihres Gemüthes deutlich beurkunden; *dafs mein Vaterland vernichtet ward, dies*, sagt sie, *geschah durch deine Hand*; *zu diesem allgemeinen Unglück aber kam noch ein anderes hinzu, welches mich allein traf, dafs ich Vater und Mutter dabei verlor.* So stellt sie zwar den Ajax als den Zerstörer ihrer Vaterstadt dar, worin indefs keineswegs ein Vorwurf, sondern vielmehr die Anerkennung seiner Tapferkeit liegt, nicht aber als den Mörder ihrer Aeltern. Uebrigens wird *ἄλλος* häufig so gebraucht, um auszudrücken, dass noch aufserdem etwas hinzukommt. So um nur ein Beispiel anzuführen Euripides Med. v. 291: *Χωρὶς γὰρ ἄλλης ἧς ἔχουσιν ἀργίας Φθόνον πρὸς ἀστῶν ἀλφάνουσι δυσμενῆ.* Endlich liefse sich das *ἄλλη μοῖρα* auch durch eine bei den Griechen nicht gerade seltene Kürze im Ausdruck erklären, *ἄλλη μὲν μοῖρα μητέρα, ἄλλη δὲ φύσαντα καθεῖλεν.* Doch ist dieses aus mehren Gründen nicht wahrscheinlich.

In v. 524 schrieb Hr. *L.* nach *Bothes*, *Hermanns* und *Dindorfs* Vorgange *οὐκ ἂν γένοιτ' ἔθ' οὗτος*, da aber die meisten und besten Handschriften mit grofser Uebereinstimmung *γένοιτό ποθ' οὗτος* oder *γένοιθ' οὗτος* geben, so dürfte vielleicht das Richtige sein: *Οὐκ ἂν γένοι θ' οὗτός ποτ' εὐγενὴς ἀνήρ.* — In der Erklärung der äufserst schwierigen Stelle v. 651 können wir Hn. *L.* nicht völlig beipflichten. Ajax gerührt durch die Klagen der Tecmessa kann die Umwandelung seines harten Sinnes nicht verhehlen und bricht in folgende Worte aus:

*Κἀγὼ γὰρ ὃς τὰ δεῖν' ἐκαρτέρουν τότε,*
*Βαφῇ σίδηρος ὡς ἐθηλύνθην στόμα*
*Πρὸς τῆσδε τῆς γυναικός.*

*Βαφῇ* kann hier unmöglich von dem Eintauchen des Eisens in kaltes Wasser, um dasselbe zu härten, verstanden werden, ein Mittel, welches schon in den ältesten Zeiten in Griechenland angewandt wurde (vgl. Homer Od. IX. 391. *Ὡς δ' ὅτ' ἀνὴρ χαλκεὺς πέλεκυν μέγαν ἠὲ σκέπαρνον Εἰν ὕδατι ψυχρῷ βάπτῃ μεγάλα ἰάχοντα Φαρμάσσων· τὸ γὰρ αὖτε σιδήρου γε κράτος ἐστίν.*) Dennoch findet sich diese Erklärung bei dem Scholiasten und *Brunck* stimmte demselben bei. Allein dann müssen diese Worte *βαφῇ σίδηρος ὡς* mit dem Vorhergehenden verbunden werden, eine Verbindung, die durchaus unnatürlich und gezwungen ist. Eben so wenig ist an das Eintauchen des Eisens in Oel zu denken, welche Erklärung sich gleichfalls bei dem Scholiasten vorfindet, und von *Hermann* gebilligt ward. Mit Recht wendet Hr. *L.* dagegen ein, dafs dieses Mittel nur bei kleineren eisernen Werkzeugen angewandt ward, um sie vor dem Zerspringen zu bewahren, und dafs überhaupt dieser Gebrauch wohl nicht so allgemein bekannt sein mochte. Hr. *Lobeck* sucht nun *βαφὴ* von dem ganzen Verfahren beim Schmieden des Eisens zu erklären, indem er sagt: „*Sumi debet Sophoclem nomine τῆς βαφῆς totam ferri cudendi fabricam significasse, qua ferrum non solidatur solum, sed etiam ad tractandum aptius redditur ademtis per aquam ferrariam naturali ejus asperitate. — Quod Statius dicit Achill. I. 429: Ferrum laxatur ad usus innumeros, illud ipsum est μαλάττεται καὶ θηλύνεται. quamquam hoc non efficitur τῇ βαφῇ, quae proprie ita dicitur, sed post eam ferro calefaciendo.*" Allein die eigenen Worte Hn. *L.* zeigen, dafs man dieses Verfahren gar nicht mit dem Namen *βαφὴ* belegen könne, indem dieses Wort durchaus eine andere Bedeutung hat.

hat. Vielmehr ist unter βαφή irgend ein künstliches Mittel zu verstehen, wodurch man das Eisen bei der Bearbeitung durch die Hand des Toreuten weich und geschmeidig machte: ganz in derselben Bedeutung mochte wohl auch Antiphon dieses Wort gebrauchen, vergleiche Pollux VII. 169: Ἀντιφῶν δὲ εἴρηκε βάψιν χαλκοῦ καὶ σιδήρου. Bei der Sculptur in so hartem Metall, wie Eisen, bedurfte man nothwendig eines Mittels dasselbe zu erweichen, um die Instrumente nicht zu zerbrechen: die Kunst in Eisen zu cäliren ist sicher alt und mag wohl aus Asien zu den Griechen gekommen sein; zuerst wurde sie wahrscheinlich durch die Samische Künstlerschule verbreitet. Ganz gleicher Mittel scheinen sich auch bei andern Metallarbeiten die alten Toreuten bedient zu haben, wie aus einer bisher mifsverstandenen Stelle des Plutarch mit grofser Wahrscheinlichkeit sich abnehmen läfst. Plutarch im Leben des Pericles zählt c. 12 die verschiedenen Künstler auf, deren Hülfe Pericles bei seinen grofsartigen Bau- und Kunstwerken in Anspruch genommen habe: Ὅπου γὰρ ὕλη μὲν ἦν λίθος, χαλκός, ἐλέφας, χρυσός, ἔβενος, κυπάρισσος, αἱ δὲ ταύτην ἐκπονοῦσαι καὶ κατεργαζόμεναι τέχναι, τέκτονες, πλάσται, χαλκοτύποι, λιθουργοί, βαφεῖς, χρυσοῦ μαλακτῆρες, ἐλέφαντος ζωγράφοι, ποικίλται, τορευταί. wo die *Färber* (βαφεῖς) zwischen Steinmetzen und Goldarbeitern nicht passend genannt werden, die viel besser mit den Stickern bunter Prachtgewänder (ποικίλται) verbunden würden: eben so wenig sind wohl die ἐλέφαντος ζωγράφοι an ihrem Platze, wenn gleich Ref. die Kunst auf Elfenbein Farben aufzutragen den Alten nicht absprechen will. Offenbar sind die Worte so abzusondern: βαφεῖς χρυσοῦ, μαλακτῆρες ἐλέφαντος, ζωγράφοι, so dafs darunter die Künstler, die in Gold und Elfenbein arbeiteten, zu verstehen sind. Und jene collossalen Götterbildnisse, die damals Pericles zu Athen durch Phidias und seine Schüler errichten liefs, waren ja ausschliefslich aus Gold und Elfenbein zusammengesetzt. Um aber das Gold leicht zu treiben und zu so zarten Platten zu verarbeiten als nöthig war, um z. B. das Gewand und Haupthaar darzustellen, bediente man sich offenbar eines künstlichen Mittels; noch nöthiger bedurfte man dieser Kunst um das Elfenbein zu zerspalten, in Platten zu zerlegen und den einzelnen Theilen des Körpers gemäfs zu biegen. Worin diese Mittel bestanden, ist freilich unbekannt, da die Kunst wohl geheim gehalten wurde und endlich verloren ging; doch ward sie von den deutschen Künstlern im Mittelalter ebenfalls in Anwendung gebracht, wie dies bekannt ist z. B. von Christ. Angermayr in Bezug auf Elfenbein, von welchem ein künstlich aus Elfenbein geschnitztes Kästchen sich noch jetzt in München findet, so wie auch Adam Kraft in Nürnberg, ein Freund und Zeitgenosse von Peter Vischer und berühmter altdeutscher Künstler, ein ähnliches Mittel zur Erweichung des Steines gekannt haben soll; vergl. darüber *Wagenseil de civ. Norimb.* p. 66. und Hr. *v. der Hagen* Briefe in die Heimath I. Bd. p. 46. — Doch um nochmals zu der Stelle des Sophocles zurückzukehren, bedarf es kaum hinzugefügt zu werden, dafs im Zeitalter des Perikles, wo diese Künste in Athen ihren Sitz aufgeschlagen hatten, und der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Bewunderung waren, eine solche Beziehung, wie die vorliegende, durchaus nichts Fremdartiges hatte. In eine nähere Untersuchung über die Zeit, welcher die Aufführung dieser Tragödie angehört, einzugehen, würde aufserhalb der Grenzen dieser Anzeige liegen. Hn. *Boeckhs* (*Princip. graec. Tragoed.* p. 137 folgg.) ausgesprochene Ansicht, ist im Allgemeinen richtig, bedarf aber wohl mancher näheren Bestimmungen.

Die überlieferte Lesart in v. 706: Ἤνυσε γὰρ αἰνὸν ἄχος ἀπ' ὀμμάτων Ἄρης wird von Hn. *L.* gegen die vorgeschlagenen Aenderungen in Schutz genommen; allein wir können uns noch nicht von der Zulässigkeit des Anapaestes überzeugen. Wenn man schon im Dialoge den Gebrauch dieses Fufses im jambischen Trimeter auf die *Nomina propria* beschränkte und denselben unter bestimmten Bedingungen nur noch in dem ersten Fufse des Verses, wo eine grössere Freiheit gestattet ist, für zulässig hielt, um wie viel weniger durfte man sich den Anapaest in melischen Stücken der Tragödie erlauben, wo, weil nicht Recitation sondern Gesang statt fand, eine überzählige Sylbe höchst störend auf das Ohr eingewirkt haben würde. Am allerwenigsten aber kann der Gebrauch des Anapaestes da für zulässig gelten, wo ihm in der Strophe oder Antistrophe ein reiner Jambus entspricht; eine solche Freiheit würde alle Harmonie vernichten. Denn wo ein und derselbe Gedanke sich als Grundidee durch die einzelnen Theile eines Stücks hindurchzieht, da sucht der Dichter dem Ganzen einen gleichen Rhythmus, eine gleiche Harmonie zu geben, so dafs die Glieder sich streng entsprechen. So erhält nicht nur die Mannichfaltigkeit eine gewisse Einheit, sondern das Geistige wird gleichsam versinnlicht. Darum verlangt auch hier das Ohr völlig gleichen Klang wie in der Strophe:

Ἔβραχε δ' ἐρωτα, περιχαρὴς δ' ἀνεπτόμαν.
Ἤλυσεν αἰνὸν ἄχος ἀπ' ὀμμάτων Ἄρης.

Eben so wenig aber können die übrigen Beispiele, auf die man sich gewöhnlich beruft, in Schutz genommen werden; einen Theil derselben hat schon Hr. *Hermann* in den Elem. Metr. p. 121 beseitigt; andere glaubt jedoch Hr. *L.* retten zu dürfen, wie den bekannten Vers des Soph. in Oed. auf Colon. 1466: Ἔπηξα θυμόν, οὐρανία γὰρ ἀστραπὴ φλέγει πάλιν, wo Hr. *L.* allerdings mit Grund an der Richtigkeit der Verbesserung von Hrn. *Hermann* οὐράνια zweifelt; denn das Euripideische οὐράνια βρέμειν ist doch von ganz verschiedener Art; hier aber erwartet man nothwendig ein Adjectivum in Verbindung mit ἀστραπή; es ist gewifs mit Elmsley und Anderen οὐρία ἀστραπὴ herzustellen.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmann: *Sophoclis Ajax.* Commentario perpetuo illustravit *Christ. Aug. Lobeck etc.*

*(Beschluss von Nr. 67.)*

Bei Aeschylus in den Persern v. 1046 läfst sich zwar mit leichter Mühe *καὶ βόα* herstellen, wiewohl selbst die Auctorität alter Grammatiker dieses bestätigt, allein *ἐπιβοᾶν* ist der gewöhnliche Ausdruck, vergl. Hesychius und in ähnlicher Weise Pherecrates in den Persern bei Athen. XV. p. 685: *Ἔγχει κἀπιβόα τρίτον παιών', ὡς νόμος ἐστίν.* Daher ist vielmehr mit Hn. *Dindorf* eine Synizesis anzunehmen, wenn auch nicht gerade *κἀπιβῶ* zu schreiben sein dürfte. In den Choephoren v. 418 hat Hr. *Hermann* trefflich *Ἄριον* (Persisch) für *Ἄρειον* (kriegerisch) hergestellt, was Hr. *L.* mit Unrecht bezweifelt. In den Bacchen des Euripides v. 1153 hat Hr. *Hermann* gleichfalls richtig den dem poetischen Ausdruck widerstrebenden Artikel *τοῦ* vor *Πενθέως* entfernt, der offenbar nur über *ἐκγενέτα* geschrieben war, um diese Form zu erklären.

V. 722 stellt Hr. *L.* die Bedeutung von *κνδάζειν* richtig fest; auffallend ist jedoch die Verkürzung des *ν*; es scheint dieses Verbum nicht sowohl von *τὸ κῦδος* als von *ὁ κύδος* abgeleitet werden zu müssen, wie die Syracusaner mit verändertem Genus und Sylbenmessung sprachen: eine Erscheinung, die bei den Sicilianischen Griechen nicht selten ist; auch mag wohl dieses Wort allmälig seine gewöhnliche Bedeutung verändert und bei der vorherrschenden Neigung jenes Inselvolkes zu losem Witz und Schmähreden soviel als *λοιδορία* bedeutet haben, wie die alten Grammatiker einstimmig sagen. Von *ὁ κύδος* bildete sich in Sicilien *κνδάζω* in gleicher Bedeutung: man vergl. Epicharmus im Amycus bei den Scholiasten zu dieser Stelle, *Ἄμυκε μὴ κνδαζέ μοι τὸν πρεσβύτερον ἀδελφόν* und im Plutus bei Athenaeus VI. p. 236 A: *Τήνῳ κνδάζομαί τε κἀπ' ὧν ἠχθόμην.* Von Sicilien scheint der Gebrauch dieses Wortes durch Aeschylus auf die attische Bühne gebracht worden zu sein (wie in der Iphigenia beim Schol. des Soph. zur vorliegenden Stelle) und so bald weitern Eingang gefunden zu haben. Vereinzelt scheint der Gebrauch des Mediums bei Apollonius Rhodius I. 1336: *ἦ μάλα δή μὲ κακῇ ἐκνδάσσατο μόθῳ.*

V. 882 erklärt Hr. *L. Ὀλυμπιάδων θεῶν* gewifs richtig für die Nymphen des Berges Olympus, den die Tragiker nicht selten mit dem Troischen Ida zu verwechseln pflegten, aber eben deshalb war auch mit den besten Handschriften *θεᾶν* herzustellen, eine Form, die der Dichter absichtlich gewählt zu haben scheint, um das Genus bestimmter hervortreten zu lassen. Eben so ist oben mit den besseren diplomatischen Hülfsmitteln *θοᾶν ὠκνάλων, νεῶν* zu schreiben: man vergl. v. 880 *ἁλιαδῶν* v. 1200 *βαθειᾶν* und Oed. Colon. 127 *τᾶν δ' ἐμμιαχετᾶν κορᾶν* nach Hn. *Hermanns* richtiger Verbesserung. Eben so bei Euripides irgendwo *κακᾶν*. — V. 1031 schreibt Hr. *L. ἐγνάπτετ'*, indem er die Lesart mehrer und zwar der besseren Handschriften *ἐκνάπτετο* deshalb verwirft, weil die Tragiker diese Form, die an die Ausdrücke des gemeinen Lebens erinnert haben würde, wie *κνάφος, κναφεύς, κνάφαλον*, zu vermeiden gesucht hätten: eine Ansicht, die gewifs richtig ist; doch scheinen die Tragiker nicht einmal *γνάπτω*, sondern eher *γνάμπτω* gesagt zu haben, wie auch hier mehrere Handschriften darbieten. Ebenso findet sich bei Aeschylus im Prometheus v. 1031 *γνάμψει* u. v. 169 *ἄγναμπτον — νόον*. Auch hier war der Sprachgebrauch der Epiker Norm; man vergl. Il. XXIV. 41: *γναμπτὸν νόημα*, und die bekannten Verbindungen *ἐνὶ γναμπτοῖσι μέλεσσι, γναμπτοῖς ἀγκίστροισιν*, u. a. So ist auch bei Bacchylides Fr. XXXVI ed. Neue herzustellen: *Οὔτ' ὄλβος, οὔτ' ἄγναμπτος Ἄρης οὔτε πάμφθερσις στάσις.*

Zu v. 1079 irrt Hr. *L.*, wenn er spricht: „*Scholiastes: Καὶ Ἐπίχαρμος, ἔνθα δέος, ἐνταῦθα καὶ αἰδώς, quod vulgo tribuitur Cypriorum scriptori v. Henrichsen de Cypr.* p. 69." Hrn. Henrichsen's Schrift liegt uns nicht vor: aber die Worte, die der Scholiast anführt, sind offenbar Worte des Epicharmus: *Ἔνθα δέος, ἐνταῦθα καὶδώς*, während in den Cyprischen Gedichten (Plato Euthyphro p. 12. A und der Scholiast zu dieser Stelle, Stobaeus XL. 1. und zum Theil bei Plutarch vit. Cleomenis c. 9) derselbe Gedanke so ausgesprochen war:

*Ζῆνα δὲ τὸν ῥήξαντα, καὶ ὃς τάδε πάντ' ἐφύτευσεν*
*Οὐκ ἐθέλυς εἰπεῖν· ἵνα γὰρ δέος, ἔνθα καὶ αἰδώς.*

In v. 1164, wo Hr. *L.* die Worte *ταχύνας σπεῦσον* gegen die Ansicht der alten Grammatiker, die *ταχύνειν* als verbum transitivum auffafsten, durch das Aristophaneische *σπεῦδε ταχέως* erläutert, ist dieses sicherlich die einzig richtige Erklärung; auch scheint Priscian diese Stelle ebenso verstanden zu haben, denn L. XVIII. T. II. p. 269: „*Inveniuntur et Nostri abundantia utentes, ut loquere dicens et stude properans et similia.*" hat er sicher die sophocleische Stelle vor Augen gehabt. — V. 1225 *δῆλος δέ μοὐστὶ σκαιὸν ἑλίσσων στόμα.* Hier ist die Redeweise *ἑλίσσειν στόμα* bildlich

höchst ungewöhnlich und befremdend; Hr. *L.* sucht sie durch die Worte des Isocrates im Panathenaicus in Schutz zu nehmen (p. 252. 96: λέλυκα τὸ στόμα) allein dieses Beispiel ist bei aller Aehnlichkeit doch sehr ungleichartig. Ganz abweichend ist die Lesart dieses Verses bei dem Scholiasten, welcher sagt: Δίδυμος· καὶ δῆλός ἐστιν ὥς τι σημανῶν νέον· ein Vers der noch weit unpassender ist, und von dem Hn. *L.* meint, er sei der Aehnlichkeit halber an den Rand geschrieben worden. Dafs Didymus ein Mann von grofser Gelehrsamkeit und meist verständigem Urtheil diesen Vers gebilligt habe, möchte kaum wahrscheinlich sein; der Scholiast will wohl nichts anderes sagen, als dafs Didymus diesen Vers als eine verschiedene Lesart anführe. Ueberhaupt sind die jetzt vorhandenen Scholien zum Sophocles meist Auszüge aus den Commentaren des Didymus, die freilich nur ein dürftiges Bild von der fast unglaublichen Erudition dieses Mannes geben. Die grammatische Disciplin hatte vornämlich durch die Schulen des Aristarchus und Crates im Laufe der Zeit einen äufserst beträchtlichen Umfang gewonnen; allein bei der immer wachsenden Anhäufung des Stoffes trat das Bedürfnifs hervor, dies Gebiet zu begrenzen, um mehr Zusammenhang und Uebersichtlichkeit in dem antiquarischen Wissen hervorzurufen. Hierzu fühlte innern Beruf vor allen Didymus, ein Mann, der zwar an Geist und Tiefe philosophischer Einsicht hinter manchem seiner Vorgänger zurückstand, allein an Reichthum von Kenntnissen sie gewiss übertraf, indem er mit gleichem Eifer das ganze weitläuftige Gebiet dieser Wissenschaft umfafst hatte. Mit unermüdlichem Fleifse suchte er also die vorigen Ergebnisse der Kritik und Erklärung zusammenzustellen und einem Endresultat näher zu führen; wobei er stets seine Selbstständigkeit behauptete, was nur wenige von seinen Nachfolgern thaten, die zwar den durch Didymus eröffneten Weg befolgten, aber weit entfernt von seiner grofsartigen Thätigkeit, bald sich in bequemen empirischen Treiben verloren, indem sie gleichgültig gegen eigene Thätigkeit sich auf fleifsige Sammlungen beschränkten. Von den umfassenden Leistungen des Didymus, die sich auch auf Kritik und Erklärung des Sophocles erstreckten, sind nur wenige Spuren erhalten, vgl. Athenaeus L. II. p. 70. C. über den Phönix des Sophocles, den Scholiasten zur Antigone v. 4. 45. 722. Ajax 408. 1225. Oed. Colon. 156. 237 u. 763, welche alle mehr oder minder darauf hindeuten, dafs unsere Scholien aus denen des Didymus compilirt sind; auf unmittelbare Benutzung deutet am klarsten hin die Bemerkung zu Oed. Col. v. 237: Οὐδὲν δὲ ἐν τοῖς Διδύμου τούτων ἀφῆλισθεν ὑπομνήμασιν. Ueberhaupt finden sich in den Scholien zu diesem Stücke die Hülfsmittel des Didymus weit fleifsiger als irgendwo benutzt, was theils aus direkten theils indirekten Andeutungen hervorgeht, wie z. B. zu v. 398. 390. 681 (wo ein Stück des Commentars des Didymus fast im vollständigen Zusammenhange und Genauigkeit erhalten ist) und v. 947. Man vergl. noch zur Elektra v. 488. Doch kehren wir zu vorliegender Stelle zurück, so scheint uns weder der eine noch der andere Vers dem Sophocles anzugehören, sondern von einer spätern nachhelfenden Hand herzurühren. Sophocles legte dem Teukros gewifs blos die beiden ersten Verse in den Mund:

*Καὶ μὲν ἰδὼν ἕσπευσα τόνδ' στρατηλάτην*
*Ἀγαμέμνον', ἡμῖν δεῦρο τόνδ' ὁρμώμενον.*

indefs Agamemnon sogleich mit raschen Schmähworten auf ihn einstürmt:

*Σὲ δή τὰ δεινὰ ῥήματ' ἀγγέλλουσί μοι . . . .*
*Τλῆναι καθ' ἡμῶν σὸν ἀνοιμωκτὶ χανεῖν.*

Da aber dieser rasche Uebergang, der den Charakteren ganz angemessen ist, zu wenig motivirt erschien, so suchte man diesen scheinbaren Uebelstand dadurch zu heben, dafs man einen Vers einschob und dem Teukros zuertheilte, allein der eine Versuch ist so mifslungen als der andere. Wahrscheinlich ging dieses Einschiebsel von den Schauspielern aus, die sich manche vorwitzige Aenderungen erlaubten, man vergleiche, um mich auf ein Beispiel zu beschränken, den Scholiasten zu den Phoenissen des Euripides v. 270; noch gewaltsamere Umänderungen erlaubten sie sich in dem Orestes desselben Dichters in der Scene, wo der Phrygier auftritt. Dafs aber auch das vorliegende Stück nicht frei von Interpolationen sei, geht deutlich aus mehreren Stellen hervor; doch diese Untersuchung weiter auszuführen, würde die vorgesteckten Grenzen dieser Anzeige überschreiten. Wir scheiden also von Hr. *Lobeck* mit dem Wunsche recht bald das versprochenen Werk nachfolgen zu lassen, welches nach der Vorrede pag. IX Untersuchungen über den Einfluss des Strebens nach Wohllaut auf Sprachbildung, über die Monosyllaba, und ähnliche Partieen, theils der Etymologie, theils der Syntax enthalten wird; dafs dadurch manchem fühlbaren Bedürfniss abgeholfen, manche Lücke auf diesem weiten Gebiete entfernt werde, läfst sich mit Gewifsheit voraussehen. Dann wird Hr. *L.* sich ausschliefslich damit beschäftigen, die Fülle grammatischer Erscheinungen unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen und so auf philosophischem Wege leitende Principien festzusetzen, falls wir den Schlufs des Vorwortes (*Quo si perventum fuerit, quod brevi futurum spero, tum vero liberi solutique adnotationum vinculis per spatiosas doctrinae eum ipsa philosophia natae cognataeque campos vagabimur*;) richtig gedeutet haben.

Was die äufsere Erscheinung des Werkes betrifft, so ist dasselbe dem innern Gehalte entsprechend; der Druck fast ganz correct.

W T M.

## MEDICIN.

Berlin, bei Enslin: *Die Syphilis*, pathologisch-diagnostisch und therapeutisch dargestellt von *H. F. Benorden*, Dr., Regimentsarzt u. s. w. 1834. XIV u. 409 S. gr. 8. (Preis 2 Thlr. 18 gr.)

Den grofsen Zwiespalt, welcher noch immer über die Syphilis in pathologischer, wie in therapeutischer Hin-

Ansicht unter den Aerzten aller Nationen herrscht, bewog den Verf., gestützt auf ein jahrelanges Studium dieser Krankheit am Krankenbette, welches durch seine Stellung erleichtert war, die Resultate seines Forschens zu sammeln, und in Verein mit den Erfahrungen Anderer in dem vorliegenden Werke niederzulegen. Aufser Stande dem Quellenstudium, und somit Forschungen über die Syphilis von ihrer geschichtlichen Seite obzuliegen, war das Augenmerk des Verf. vorzüglich auf die Pathologie und Therapie der Krankheit, wie sie sich *jetzt* und *in Deutschland* darbietet, gerichtet; weshalb selbst die ausländischen Formen der *Lues*, wo die eigne Erfahrung den Vf. verliefs, übergangen wurden. Wenn man hiernach den Mangel an extensiver Vollständigkeit rügen könnte; so mufs Ref. doch auf der andern Seite gestehen, dafs das, was gegeben werden sollte, durchschnittlich mit einer Vollständigkeit gegeben ist, welche nur wenig zu wünschen übrig läfst. Dafs *alle* streitigen Punkte erledigt, *alles* Schwankende festgestellt, *alles* Dunkle aufgehellt worden, dürfte der Verf. wohl selbst nicht überzeugt seyn; über dergleichen aber hier eine Controverse zu eröffnen, würde weder an der Zeit noch am Orte seyn; zumal da der Verf. sicher selbst schon manches verbessert und hinzugefügt hat, was wir in unserer Anzeige etwa berühren könnten und möchten. Was nun das Werk selbst anbetrifft, so hat der Verf. dasselbe in zwei Bücher abgetheilt. Das *erste Buch* giebt die *allgemeine Pathologie und Therapie der Lustseuche* und zerfällt in drei Kapitel. Nach einer vorausgeschickten Angabe der vorzüglichsten Schriften über die Syphilis, beschäftigt sich das *erste Kapitel* zunächst mit der kurzen Anführung verschiedener *Benennungen* der Krankheit, geht dann auf den *Begriff* und das *Wesen* derselben über, welche dieselbe als eine Dyskrasie darstellen, die sich vorzüglich im Corium und den Schleimhäuten unter der Form von Geschwüren, Excrescenzen, Blennorrhöen und Hautausschlägen äufsert, durch ein eigenthümliches fixes Contagium erzeugt wird, und deren nächste Ursache eine durch letzteres hervorgerufene Anomalie der vegetativen Kräfte des Körpers ist. Die verschiedenen Formen der Krankheit werden in drei Theile getheilt; Syphilis des Coriums und der Schleimhäute, S. der Drüsen und S. der Knochen. Warum der Verf. die hier gegebene Reihenfolge der einzelnen Affectionen im zweiten Buche geändert hat, sehen wir nicht recht ein, namentlich warum *Bubo venereus* dort zwischen den Excrescenzen und Exanthemen gestellt ist. Der Unterschied zwischen primärer und secundärer, örtlicher und allgemeiner wird mit Recht nicht allzu hoch angeschlagen; ähnlich ist es mit den allgemeinen diagnostischen Merkmalen. Im *zweiten* Kapitel wird die Aetiologie der Krankheit untersucht, die Möglichkeit einer spontanen Erzeugung, deren Bedingungen freilich zur Zeit noch unbekannt, zugegeben. Für die Geschichte der Krankheit im Ganzen sollen vorzüglich die secundären Formen den Anhaltspunkt abgeben. Das Contagium wirkt zunächst rein örtlich, wie das Pockengift; ist zwar nach den einzelnen Formen verschieden, allein diese Verschiedenheit ist noch unbekannt. Die Absonderungen der sekundären Formen stecken nicht weniger an als die primären, sobald nur nicht Quecksilbergebrauch vorherging. Der Verf. sucht nun die Existenz eines venerischen Trippers bei Männern und Frauen zu erweisen, und die Gründe für seine Nichtexistenz zu widerlegen. Nach des Verf. Erfahrungen sind die syphilitischen Sekrete neutrale Mischungen. Die Tripperseuche wird zwar angenommen, aber man soll daraus nur schliefsen können, dafs die ihr zum Grunde liegende Blennorrhöe nicht venerisch ist, sondern vielleicht skrofulös, herpetisch, rheumatisch oder arthritisch. Nachdem die verschiedenen Körperstellen, an welchen Ansteckung erfolgt, angegeben sind, sucht der Verf. noch die Realität der Selbstansteckung gegen *Handschuch* zu beweisen. — Das *dritte* Kapitel giebt die *Behandlung der Syphilis im Allgemeinen*, und zwar zunächst in der ersten Abtheilung die prophylaktische, welche in Anwendung mechanischer und chemisch wirkender Mittel besteht. Die therapeutische Behandlung erfordert Aufenthalt in einer gleichmäfsigen Temperatur, schmale Kost, Liegen im Bett, Reinlichkeit und Mittel, welche irgend eine der Sekretionen erhöhen und die Vegetation umstimmen, unter welchen letztern der Mercur immer die erste Stelle einnimmt. Alle jene Momente werden nun ebenso wie die vorzüglichsten der *Antisyphilitica* und deren Anwendungsmethoden auf eine zweckentsprechende Weise genauer durchgegangen. Das *simple treatment* zeigte sich auch dem Verf. bei primärer Syphilis weit vorzüglicher als der Gebrauch des Mercurs; und er setzt dessen Vortheile S. 65 genauer auseinander. Die örtliche Anwendung von Mitteln ist nicht unerlaubt, sondern sogar nothwendig, theils um das Contagium zu zerstören, theils um die Vegetation auch örtlich umzustimmen. Mit besonderm Vergnügen hat Ref. die nun folgende Darstellung der Antisyphilitica gelesen, welche sich durch eine klare und faísliche Angabe der Indicationen eines jeden derselben auszeichnet und vom Verf. mit besonderer Vorliebe bearbeitet zu seyn scheint. Indem er auf *Oppenheims* bekannte Schrift verweist, werden hier nur die Neutralsalze, nach *Fricke's* und *Kluge's* Methoden, die Sassaparille, der Guajac, das Quecksilber mit seinen verschiedenen Präparaten und Anwendungsweisen, die Säuren, das Gold, Kupfer und die zusammengesetzten Dekokte (*Titthmanns*) genauer durchgegangen.

Das *zweite Buch* enthält die *specielle Pathologie und Therapie der Lustseuche*, und behandelt im *ersten* Kapitel die syphilitischen Blennorrhöen, Urethritis und Elytritis syphilitica nebst ihren Folgekrankheiten, Orchitis, Prostatitis, Balanitis beim Manne und Scirrhus uteri venereus beim Weibe; zuletzt die Ophthalmo-blennorrhea. Das *zweite* Kapitel beschäftigt sich mit den primären venerischen Geschwüren, das *dritte* mit den venerischen Excrescenzen, Verruca und Condylom. Im *vierten* Kapitel betrachtet der Verf. den Bubo venereus, im *fünften* die Exanthemata syphilitica; im *sechsten* die Iritis syphilitica; geht dann im

*sie-*

*siebenten* zu den sekundären Geschwüren der Schleimhäute über, und handelt im *achten* Kapitel von den syphilitischen Knochenkrankheiten; worauf im *neunten* die allgemeine Lues besprochen wird. Den Schluss macht die Syphilis der Neugebornen im *zehnten* Kapitel. — Möge dem Verf. recht bald Gelegenheit werden, in einer zweiten Auflage *Ricord's* Entdeckungen nach eigner Prüfung seinem Werke einzuverleiben.

## LANDWIRTHSCHAFT.

STUTTGART und TÜBINGEN b. Cotta: *Hand- und Hülfsbuch für den kleinen Gutsbesitzer und Landmann* von *J. G. Elsner*. 1834. VIII u. 304 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Verf. versteht unter kleiner Besitzer solche, die 40 bis 400 preuss. Morgen Fläche benutzen. Er belehrt solche in Hinsicht der Vorbereitung zu ihrem Beruf, nach welchen Regeln man kaufen oder pachten muss, wie das Landgut in Gebäuden, Hofraum, im Arbeits- und Nutzvieh, so wie im Wirthschaftsgeräthe einzurichten ist: denn eine wohlgenährte Viehzucht ist allein fähig die andern Zweige der Landwirthschaft nachhaltig zu unterstützen und deswegen die Frühe einer Schnitt-Esparsette so wichtig, man muss aber Kalk oder Mürgel dem Boden geben, wo sie gedeihen soll, und der Boden nicht kalkig ist. Der Verf. empfiehlt die Reinlichkeit der Ställe der Schweine, mit der Warnung letztere nie zu stark auf einmal zu füttern und sie dann lieber in Ställen von Fachwerk als in Ställen von Steinmauern zu unterhalten. Nicht so schnell ändere man die Bewirthschaftung der Aecker, eile aber desto mehr die Wiesen zu verbessern, und führe den künstlichen Futterbau ein, wenn man nicht genug Wiesen hat. Die trocknen Wiesen suche man zu bewässern, die zu feuchten zu entwässern, man schröpfe bisweilen ihre Erdkrume, egge sie dann und dünge sie möglichst nach dem Abbringen der Moose und Wurzeln mit Kompost, Kalk oder Mürgel, wenn man den thierischen Dünger für die Aecker sparen will. Je feuchter die Wiese ist, desto mehr bedarf sie Kalk, dieser wirkt jedoch erst nach deren hinreichenden Abwässerung durch gezogene Gräben, die einst wieder zugeworfen werden, und im Nothfall durch Ausgrabung von Teichen, deren Moder oder märgelichen Untergrund man oft hoch nutzen kann auf höheren Wiesen und Aeckern, nur muss man das Eisen und die Steine des Ausgegrabenen vorher neutralisiren. Das sehr harte Quellwasser muss vor der Bewässerung in einer Aufstauung milder geworden seyn, denn sonst sind Fluss- und Regenwasser weit fruchtbarer. Die Ränder der Gräben der Wiesen muss man um die warme Luft über solche niederschlagen zu lassen, mit Weiden bepflanzen. — Es folgen die Rathschläge des Verfs., wie der Futterbau auf den Aeckern, ferner der Getreidebau, der Uebergang der vorigen Wirthschaft zu der nützlicheren Wechselwirthschaft einzurichten und die Erfahrung zu benutzen ist, dass Wicken, Klee und Erbsen eine treffliche Vorfrucht des Roggens und die Kartoffeln der Gerste sind. Im Betrieb der Oekonomie legt der Verf. dem Grunge'schen Pfluge viel zu viel Werth bei, sagt sonst aber viel Richtiges über die Cultur der Aecker, die Zugthiere und über die Ackerwerkzeuge. — Beim Ackerbau insbesondere behandelt der Vf. zuerst den Grund und Boden, wie er bearbeitet, besaamt und bereichert werden muss. Sehr wahr sind seine folgenden Bemerkungen, dass die Blattfrüchte den Boden bereichern, indem sie viel Sauerstoff und andere Nahrung z. B. Lichtstoff aus der Luft an sich ziehen, dass die grüne Düngung durch Spörgel sogar den unfruchtbarsten trocknen Sand fruchtbar macht, dass man den Dünger spätestens in seiner ersten Gährung benutzen muss, was der kleine Landwirth leichter als der grosse vermag. Blosse Jauche und Kalkbeize schützen den Weizen gegen den Brand, besonders wenn man alten gesunden Weizen zur Saat nimmt. Auf Anschwemmungsboden säe man den Weizen nicht zu *früh*. Mengekorn gedeihet oft vorzüglich, weil die eine Art mehrere und die andere wenigere Zersetzung des im Boden vorhandenen Humus zum Gedeihen bedarf. Den Hirsebau empfiehlt besonders das nahrhafte Stroh. Der kleine Besitzer kann seine Einsaat stets in trockner Zeit bestellen, was der Benutzer von Gütern grosser Oberflächen selten vermag. Die Runkelrübe liebt die Behäufelung nicht. Den sehr empfehlungswürdigen Anbau des Mohns unter den Oelsorten hat der Verf. übergangen, aber desto richtiger ist das, was er über den Flachsbau und dessen Verbesserung sagt. Rec. fügt diesen drei Erfahrungen hinzu, erstlich dass Holstein seinen besten Flachs auf der Regelstelle zieht, das heisst wo auf der Weide das Rindvieh gewohnt ist während des Milchens sich aufzuhalten. *Diese Stelle* wird beim Aufbruch unterm Pfluge niemals gedüngt, und liefert, wenn der Flachs die erste Saat bildete, gewöhnlich eine gute Menge Flachs; zweitens dass Oldenburg ihn vorzugsweise ohne Dünger säet auf einer aufgebrochenen, lange zur Weide genutzten Stelle; drittens dass nach Rec. Wahrnehmung der Flachs um viel und treffliche Saat zu liefern sehr dünnegesäet werden muss, mit *Vermeidung* alles thierischen frischen Düngers, blos mit Hülfe grüner, etwa untergepflügter Düngung mit Beigabe von Mürgel. Gerade ebenso wie der Flachs muss der Hanfboden zubereitet werden, und namentlich einen sehr tief gerührten Boden vorfinden. Auch ihm ist eine zu starke thierische Düngung *nicht* angemessen und der Ertrag, richtig behandelt, sehr sicher, nur muss er spät gesäet werden und einen feuchteren Boden als der Flachs vorfinden. Die einjährige Färberröthe ist allerdings als Farbestoff für gewisse Zwecke werthvoller. Taback-, Kümmel- und Anisbau sind sicher kleinen Landstellen zu empfehlen. Alle Milchabsonderung fördernde Pflanzen verdienen gleiche Rücksicht, besonders zum Besten der Stadtgüter, die viele Kühe halten müssen. — Rec. sah auf dem Roggenlande, das mit Schnee bedeckt war, im Winter aufgesäeten Klee trefflich gedeihen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

Halle, in Comm. b. Gebauer: *Amrilkaisi carmen* (quartum) e codd. Mss. primus edidit, interpretatione latina instruxit, commentarios adiecit Dr. *F. A. Arnold.* 1836. 48 S. gr. 4. (20 gGr.)

Während dem Vernehmen nach in Paris Hr. Baron *de Slane* mit einer Gesammtausgabe der Gedichte des bisher fast nur durch seine Moallaka bekannten Amrulkais beschäftigt ist, erscheint vorliegendes Specimen ebenfalls als Vorläufer einer vollständigen Sammlung und Bearbeitung der Kasiden und Fragmente jenes ausgezeichneten Dichters. Daneben dürfen wir die baldige Herausgabe der Lieder des *Saheb* durch Hn. Dr. *Wolff* in Tübingen hoffen, und Ref. selbst ist mit der Veröffentlichung des bisher noch ganz unbekannten Divan des *Alkama*, Zeitgenossen des Amralkais, beschäftigt. Von diesem neu erwachten Eifer für die altarabische Poesie zu dem betreffenden Publicum zu reden, ist dem Unterzeichneten ein um so größeres Vergnügen, da er sich das bescheidene Verdienst beimessen kann, jenen Eifer theils unmittelbar bei zweien seiner ausgezeichnetsten Schüler, den Hnn. *Wolff* und *Arnold*, theils wenigstens mittelbar durch seine Nachfragen in Paris angeregt zu haben. Der Hülfsmittel zu diesen Arbeiten haben sich unerwartet viele gefunden, und hat Ref. hierbei von neuem die Liberalität der Conservatoren der königlichen Bibliothek zu Paris, insbesondere des Hn. *Reinaud*, wie nicht minder die zuvorkommende Gefälligkeit des Hn. *Möller* in Gotha, des Hn. Prof. *Pusey* in Oxford, und des Hn. Baron *von Hammer-Purgstall* in Wien mit vollster Anerkennung zu rühmen. Namentlich dankt Ref. dem zuletztgenannten berühmten Orientalisten die Mittheilung eines wichtigen Codex aus seiner reichen Handschriftensammlung, welcher die Poesien des Amralkais, Nabigha und Alkama nebst einem sehr brauchbaren Commentar enthält, aus welchem im Verlauf dieser Anzeige Einiges mitgetheilt werden soll.

Hr. *A.* benutzte bei seiner Ausgabe obiger Kaside des Amralkais vor allem den vortrefflichen in Mauritanischem Character geschriebenen Gothaer Codex mit den kurzen aber meist treffenden Rand- und Interlinearglossen. Hier ist das Gedicht in der Reihe das *vierte*. Der Text ist darin nach der Ueberlieferung des Philologen *Asma'i* gegeben. Im Ganzen denselben Text bietet die Pariser Handschrift dar, welche Dr. *Wolff* für den Herausgeber collationirte. Auch diese hat viele Glossen, welche in *pleno* mitgetheilt werden. Sonst hat Hr. *A.* außer einer großen Menge von gedruckten Hülfsmitteln (Kamus, Hamasa, Hariri u. s. w.) noch handschriftliche Auszüge aus dem *Sihâh* des *Dscheuheri* und aus dem von *Hamaker*, *de Sacy* u. A. oft gebrauchten geographischen Wörterbuche مراصد الاطلاع على اسماء الامكنة والبقاع benutzt. Leider war ihm weder der oben bezeichnete Hammer'sche noch ein neuerlich erst angekaufter Pariser Codex zur Hand, welche beide neben dem Texte einen Commentar enthalten. Es wäre zu wünschen, theils daß Hr. *A.* sich wegen der vollständigen Ausgabe mit Hn. *Slane* in Paris irgendwie einigen könnte, theils daß dann auch der Hammer'sche so wie der Leidener Codex zu Gebote stände. Einstweilen haben wir es nur mit der vorliegenden Probearbeit zu thun. Wer da weiß, wie schwierig es ist — und selbst ein *de Sacy* erkennt diese Schwierigkeit an — ein solches altarabisches Gedicht ohne Vermittelung eines fortlaufenden Commentar's genügend zu erklären, der wird Hn. *A.* das Zeugniß nicht versagen, daß er Fleiß, Umsicht und Gelehrsamkeit in reichem Maaße bei seiner Arbeit bekundet hat, wenn auch Einzelnes der Berichtigung oder Nachhülfe bedarf.

Das Factum, worin die Veranlassung dieser Kaside zu suchen, ist die Reise des Dichters an den Hof von Byzanz, wo er Hülfe suchte gegen den Stamm Beni Ased, welcher seinen Vater getödtet hatte. Indessen nur der geringere Theil des Gedichtes hält sich an das Factum, das eigentlich den Hauptgegenstand bildet. Zwar redet der Dichter in kurzen Andeutungen von seinem Verhältniß zu den Beni Ased (Vs. 32); er spricht von jener Reise und hofft den besten Erfolg davon (Vs. 34 ff.). Aber theils sind diese Stellen mit episodischen Schilderungen durchflochten, theils besingt die ganze erste Hälfte der Kaside, wie es die Sitte ist bei dieser Dichtungsart, erst die Geliebte, dann kürzer das Kameel des Dichters. Jene sieht er mit dem befreundeten Stamme aus dem Beduinen-Lager aufbrechen, wo er ihres Umgangs genossen. Er sieht die Karavane das Thal entlang dahinziehen, im Nebelduft des Morgens erscheint sie ihm wie ein Schiffsgeschwader, oder wie ein Palmengarten, oder auch wie eine großartige Stickerei, welche längs dem Ufer des Baches ausgebreitet ist, an welchem sie eben vorüberzieht. Nachdem er dann mehrerer Liebesaffairen gedacht, geht er zur Beschreibung seines starken und raschen Reitthieres über mit der hie-

hiebei fast stehenden Wendung: Doch lafs diese Liebessorgen und schwinge dich auf das Thier u. s. w. Die Schilderung seiner Reise ist mit Klagen über treulose Freunde und mit sehnsüchtigen Erinnerungen an verlassene Liebesverhältnisse durchflochten. Zum Schlusse rühmt sich der Dichter seiner frühern Waffenthaten und der Siege, die er mit den Genossen gefeiert, wo sie im Rausche mit dunkelndem Blicke die umstehenden Palmen für eine Schaafheerde und den Rappen für einen Fuchs angesehen. Dieser barocke Schlufs neben dem raschen Wechsel der Gedanken und der absonderlichen Wahl der Bilder läfst dem Leser den Eindruck eines frischen und kräftigen lyrischen Ergusses zurück, wie er zu den besten Erzeugnissen der altarabischen Poesie gerechnet werden mag.

Wir fügen jetzt einige Bemerkungen bei, die zur Ergänzung oder Berichtigung des Commentars das Ihrige beitragen möchten. Von Varianten, die nicht schon berücksichtigt wären, haben wir in den Scholien des Hammer'schen Codex eben nichts Erhebliches gefunden, aufser etwa Vs. 2 نعمان (als Name eines Berges in der Nähe von Mekka) für das aufgenommene غسان, und Vs. 8, wo das zweite Hemistich von Manchen so gelesen wird: فردت عليه الماء حتى تاكرا. Einiges Andere der Art soll weiter unten erwähnt werden. Reicher sind diese Scholien an lexicalischen und syntactischen Bemerkungen, an erläuternden Parallelen aus andern Dichtern und an Expositionen über Sinn und Zusammenhang mancher Verse des Gedichts, worauf übrigens auch Hr. *A.* seinerseits grofsen Fleifs verwendet hat. Wir heben sogleich bei Vs. 4 hervor die reichlich belegte Bemerkung, wie manche Collective, die äufserlich den männlichen Singularformen gleichen, auch ganz wie solche construirt werden, ob ihnen gleich der gewöhnliche Usus die weibliche Construction zuweiset. Es trifft dies besonders solche, deren Einzelnes durch die Femininform bezeichnet wird, wie سفين *Schiffe* (neben سفينة *ein* Schiff), und es gehört dahin auch die im Koran vorkommende Verbindung الشجر الاخضر. Vortrefflich sind ferner die etwas kühnen nur der Poesie verstatteten syntactischen Verbindungen Vs. 4 — 6 erläutert, wie auch die schwierige Construction des 10ten Verses. Bei Vs. 12 konnte auf das daselbst vorkommende Zeugma aufmerksam gemacht werden, sofern رخ und die weitern Accusativen des 13ten Verses, welche Parfümerien bezeichnen, an يحلين sich anschliefsen, wie wenn von ihnen als angelegtem Schmuck die Rede seyn könnte. Der Scholiast vergleicht damit die Verbindung مقلد سيفا ورماحا *umgürtet mit Schwert und Lanze*. Auffallend ist die Construction im 14ten Verse غلقن برهن. Dafs diese Worte bedeuten sollen: die Mädchen nahmen das Herz des Geliebten wie ein verfallenes Pfand mit sich fort: das wird durch die dem Herausg. von Hrn. *A.* mitgetheilte Stelle aus einem handschriftlichen Gedicht des Soheir ganz deutlich, auch erklärt der Scholiast بقلبه ذهبن, aber die Construction wird dadurch in sich nicht deutlicher, da es sonst immer nur heifst غلق الرهن *das Pfand ist verfallen*. Noch kennt Rec. keinen andern Ausweg, als anzunehmen, dafs der Dichter in freierer Weise dies Verbum nach Art der Verba des Gehens, Weggehens u. s. w. behandelt und ihm so eine ungefähr analoge Wendung gegeben, wie sie die bezeichneten Verba durch die Construction mit ب bekommen. Ob die Glosse der Lexica „غلق *pignori habuit et praefectus est*" wirklich damit zusammenhängt, wie Hr. *A.* meint, lassen wir dahin gestellt, da wir jene Bedeutung sonst nicht belegen können. Im 15. Vs. hat Hr. *A.* خلة punctirt und der *Cod. Hammer.* hat im Texte wirklich so. Dessen ungeachtet möchte doch خلة das richtige seyn, wie es der Scholiast und der Glossator des Goth. Cod. aufgefafst haben, so dafs الحبيب das Subject und خلة Prädicat wäre. Nur wird man auch به im vorigen Verse auf den Geliebten, nicht auf das Pfand beziehen müssen. Neben دونها und دونهم existirt Vs. 20 auch noch die Variante دونه und daneben بدا für بدت. Bei Vs. 26 ist die zweite vom Herausg. sehr in Schatten gestellte Erklärung sicher vorzuziehn, so dafs nicht der breite bequeme Rücken des Kameels mit einer ausgebreiteten Decke, sondern vielmehr die Thalflächen, welche das Thier am Mittag durchschreitet, mit dem Serab wie mit einer weiten Decke belegt sind. متونها bezieht sich demnach auf die Niederungen (غيطان) und اظهرت auf متون oder auch auf غيطان selbst. Der Schol. kennt nur diese Erklärung und giebt eine Parallelstelle aus dem Dichter الصجاج. Die ersten Worte des folgenden Verses بعيدة بين المنكبين gehen nicht sowohl auf den breiten Rücken des Thieres, als auf den weiten und kräftigen Schritt, woran sich auch das Bild von der wilden Katze anschliefst, dessen Sinn nach den beiden vom Herausg. selbst beigebrachten Parallelen nicht zweifelhaft seyn kann. Hiernach möchte der Commentar zu Vs. 26 u. 27 zu berichtigen seyn. Wollte der Herausg., etwa gestützt auf *Freitag's* Lexicon, einwenden, dafs der Plural متون nur die Bedeutung *lumbi* oder *latera* im eigentlichen Sinne habe und nicht auch vom Landrücken gebraucht werde, so dürfte Rec. z. B. nur auf *Schol. ad Amr b. Kolth.* Vs. 14 verweisen. — Vs. 32 scheint uns nicht auf einen Act der Gastfreundschaft, sondern auf eine Kriegsthat des Dichters zu gehn.

Vs.

Vs. 40 ist in der einen Gothaer Glosse zu lesen مشية تباختر nicht مشية تباختية. Vs. 42 wird nach dem Schol. von Vielen das versichernde لَ vor ابن weggelassen, wo dann ein خرم anzunehmen, welches beim zweiten Halbvers eine grofse Seltenheit ist. S. *Clericus*, *de prosod. arab.* p. 20. Noch erwähnt auch der Schol. der Lesart وَلَابْنِ جريج كَانَ welche einen fliefsenden Sinn giebt. Bei der Stelle Vs. 43 — 45 ist der Herausg. zweifelhaft über den Zusammenhang, sofern der Dichter von Gewitterwolken spricht, deren Zug er beobachtet, und daneben der Geliebten gedenkt. Er meint sicherlich, deren Wohnort sollen die Wolken durch Regen befruchten: ein Wunsch, den die alten Dichter oft aussprechen. Vs. 44 erklärt Hr. *A.* richtig مُعْوَلٌ durch *parvus*, sofern *Reiske's annicula formicella* unnatürlich ist. Aber darin tadelt er *Reiske* mit Unrecht, dafs er لَأْثَرَ dem Sinne nach ausgedrückt: *sane vestigium cuti impresserit*; denn so scheint es wirklich gemeint, sofern nicht die Feinheit des Kleides gerühmt werden soll, sondern die Zartheit der leicht zu verletzenden Haut, in welcher eine darüber hin laufende Ameise Spuren läfst, selbst wenn sie mit dem feinen Gewande bedeckt ist. Darauf führt auch ein Vers des Homeid ben Thaur (حميد بن ثور), welcher dem fraglichen Verse ganz parallel ist:

مُنَعَّمَةٌ بَيْضَاءُ لَوْ دَبَّ مَحْوَلٌ عَلَى جِلْدِهَا بَقَّتْ مَدَارِجُهُ دَمَا

Zart ist sie und weifs; geht ein Thierchen über ihre Haut, lassen Blutspuren seine Tritte zurück.

Vs. 46 ist بدلت sicher die rechte Lesart, nicht عدلت. — Der letzte Theil der Kaside enthält mehrere Beziehungen auf einzelne Erlebnisse des Dichters. Hr. *A.* erwartet zu viel von etwa noch zu eröffnenden historischen Quellen, wenn er meint, solche würden uns über alle diese Einzelheiten vollständiges Licht geben. Vielmehr wissen wir ja, dafs die arabischen Historiker sich oft nur auf solche Andeutungen der Dichter stützen und daraus die Geschichte aufbauen nach Combinationen, welche dort gewöhnlich die Form der Tradition annehmen. Zum Verständnifs des Gedichtes selbst aber reicht es ja wohl hin, wenn wir z. B. mit Sicherheit schliefsen können, dafs Vs. 52 ff. auf glückliche Gefechte gehen, denen Amralkais beiwohnte (يوم صالح *glücklicher*, nicht ganzer *Tag*), dafs Vs. 50 und 51 von einem früheren Kriegszuge des Fürsten Kormel handeln müssen u. s. w. Wir können diese Anzeige nicht schliefsen ohne den Wunsch beizufügen, dafs Hn. *Arnold* eine Lebensbahn eröffnet werden möge, wo er diese Studien weiter verfolgen kann.

*E. Rödiger.*

Leipzig, b. Barth: *Asiatische Studien* von *Karl Friedrich Neumann*. — *Erster* Theil. Mit einer lithographirten Beilage. 1837. VI u. 254 S. 8. (Ladenpr. 1 Rthlr. 12 gGr.)

Leider fehlt es noch immer in Deutschland an einem Journal für morgenländische Literatur, einem Magazin, worin jeder deutsche Orientalist die einzelnen Früchte seiner Studien niederlegen könnte, ohne dafs sie Gefahr liefen, in einzelnen Blättern zerstreut oder etwa in gelegentliche Recensionen eingewickelt oder auch in eine belletristische Kappe verkleidet im Strudel der Leserei unsrer Zeit verschlungen und begraben zu werden. Bis eine solche Zeitschrift ersteht — und sie wird bei dem immer weiter greifenden Interesse für Asien und dem anwachsenden Material der orientalischen Studien ein immer mehr sich aufdrängendes Bedürfnifs — haben wir es als ein zweckmäfsiges Verfahren zu betrachten, wenn man darauf bedacht ist, einzelne Abhandlungen so viel als möglich in Sammlungen unter gemeinsamen Titel erscheinen zu lassen. Von dieser Art sind die vorliegenden „asiatischen Studien." Sie beziehen sich fast nur auf das östlichste Asien, auf China, zu dessen Beleuchtung den Vf. der eigne Studiengang, die Hülfsmittel, die er besitzt und eine Reise, die er vor einigen Jahren dorthin unternommen, ganz vorzüglich befähigen. Theils kennen wir China selbst noch bei weitem nicht genug, noch immer sind crasse Vorurtheile, die sich bei uns über dies Land, Volk und seine Cultur eingenistet haben, allmälig zu cassiren und zu vernichten; theils giebt die chinesische Literatur manchen Aufschlufs über gewisse Partien der Geographie, Geschichte u. s. w. des übrigen Asiens, wie wir solchen aus keiner andern Quelle entnehmen können. Jedenfalls verdienen also die Bemühungen des Hn. *N.* Billigung und Aufmunterung. Wenige freilich, zumal in Deutschland, werden im Stande seyn, dem Vf. in der Benutzung seiner Quellen überall nachzugehen, da theils das Studium des Chinesischen nicht viele Verehrer hat, theils zur Zeit nur an sehr wenigen Orten hinreichende literarische Hülfsmittel vorhanden sind. Auch Rec. kann seinen Beruf zur Anzeige des vorliegenden Buches fast nur durch das lebhafte Interesse documentiren, das er an der Sache nimmt, er kann fast nur referiren und mufs genauere Beurtheilungen der Leistungen des Vfs. einem *Stan. Julien* in Paris, *Staunton* und *Davis* in London, *W. Schott* in Berlin und Andern, die in dieser Literatur einen Namen haben, überlassen. Es ist zu erwarten, dafs Hr. *N.*, solchen Männern gegenüber, auf seiner Huth seyn und in seinen Arbeiten zugleich eine Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit niederlegen werde, welche seiner reichlichen Kenntnisse in diesem Fache würdig ist, und wodurch seine Schriften zu einer sichern Quelle für die Kenntnifs China's werden können, aus welcher auch das minder eingeweihte Publicum ohne Gefahr der Irrung oder Täuschung mit Vertrauen und Bequemlichkeit schöpfen darf.

Wahr-

Wahrhaft zu bedauern ist es, dafs Hr. *N.* von den westasiatischen Sprachen wie auch vom Indischen nur mangelhafte Kenntnisse zu haben scheint, weshalb wir einige dahin einschlagende Bemerkungen lieber ungeschrieben wünschten, wie die über den Namen *Cinnamomum*, der von *Tsinitza* d. i. China abgeleitet wird S. 209, während schon Herodot ihn für semitisch hält (Herod. 3, 111), wie er denn im Hebräischen eine sehr schickliche Etymologie findet. Aehnliche Unkunde erweiset sich in dem, was S. 138 über die Etymologie des Namens der *Magier* beigebracht wird. Er soll nicht vom sanskr. *mahâ* μέγας etc. kommen, sondern vom Stamme *mog* (mögen), welcher doch sicherlich auf das engste mit jenem zusammenhängt (vgl. *Pott's* etym. Forschungen Th. 1. S. 282). Noch auffallender ist die beigefügte Behauptung, dafs diese Wurzel *mog* auch im Chaldäischen vorkomme. Hr. *N.* verweiset auf *Assemani* [nicht *Assemanni*] *Act. mart.* I, 39, wo aber eine unsinnige Ableitung aus dem syrischen ܡܓ *meditari, contemplari* gegeben wird! Solche Makel wünschten wir in Zukunft entfernt zu sehen, so wie auch die vielen Druckfehler, die den Text verunstalten und in den Namen leicht Verwirrung anrichten. Wichtig und mitunter fast die Hauptsache sind die nebenbei eingestreuten literarhistorischen und bibliographischen Notizen, z. B. S. 199 ff. über solche chinesische Werke, welche sich mit fremden Ländern und Völkern beschäftigen, zur Widerlegung des weitverbreiteten Vorurtheils, als wenn sich die Chinesen um auswärtige Reiche gar niemals bekümmert hätten. Doch wir wenden uns zur Angabe des Inhalts der *sieben* Abhandlungen, welche dieser Band umfafst.

1) *Ueber Sprache und Schrift der Chinesen* S. 1 bis 34, eine Abhandlung, die das Bekanntere voraussetzt und überhaupt nicht den Gegenstand erschöpft, sondern mehr auf einzelne gewöhnlich minder beachtete Partien eingeht und vorzugsweise gegen gewisse diese Dinge betreffende Vorurtheile gerichtet ist. Was die Schrift betrifft, so bemerkt der Vf., wie die chinesische Schreibweise die drei Stufen der Bilder- Symbolen- und Lautschrift vereinige, die letztere zwar nicht als Buchstaben- aber doch als Sylbenschrift sichtbar in den gemischten Zeichen, den sogenannten *Hing sching*, wo neben dem Bilde auch die Lautbezeichnung steht. Diese gemischten Zeichen machen neun Zehntheile der jetzt gewöhnlichen Charactere aus, wodurch erhellet, wie uneigentlich man die chinesische Schrift oft Hieroglyphenschrift nennt. Weiter bringt der Vf. Einiges bei über die Schriftarten, welche neben der gewöhnlichen *Li*-Schrift bestehen, und gedenkt namentlich der compendiösen Grasschrift, welche nur zu Vorreden, Zaubersprüchen und Talismanen verwendet, aber auch von den gelehrtesten Eingebornen oft nicht entziffert werden kann, wie Hr. *N.* in Canton diese Erfahrung selbst machte. Der allgemein angenommenen Schriftcharactere sind etwa 40,000. Wenn die gröfsten Wörterbücher 80,000 Charactere verzeichnen, so müssen darin viele neue von den Buddhisten erfundene, desgleichen die unrichtigen, verkürzten und nur in gewissen Provinzen gangbaren Charactere verzeichnet seyn, welche kein guter Schriftsteller gebraucht. Ebenso ist die Sprache von Mittelchina zur allgemein herrschenden, zur *Kuan hoa*, Regierungs- oder Beamtensprache geworden, auf welche allein die gesammte Schriftstellerei der Chinesen sich bezieht, während in den Provinzen, besonders in den südlichen, die abweichendsten Dialecte gesprochen werden, in welchen fast nur Volkslieder schriftlich aufgezeichnet werden, wobei dann die oben berührten provinziellen Charactere in Anwendung kommen. Bei den öffentlichen Verhandlungen in diesen Provinzen helfen Dolmetscher aus. Den Schlufs dieser Abhandlung bildet eine Exposition der grammatischen Physiognomie der chinesischen Sprache, wo bekanntermafsen die Wortstellung und die Partikeln oder sogen. „leeren Wörter" eine so wichtige Rolle spielen.

2) *Ueber die Urbevölkerung einiger Provinzen des chinesischen Reichs* S. 35 — 120. Der Vf. zählt, grofsentheils nach einheimischen Quellen die fremden Stämme, besonders *Miao tse*, auf, die in verschiedenen Theilen des Mittelreichs so ziemlich unabhängig leben und von den Chinesen auf das Aeufserste gehafst und verachtet werden.

3) *Zur Geschichte der Schrift bei den tatarischen Völkerschaften* S. 121 — 144. Den Namen *Ta ta* d. i. Tatar gebrauchen die Chinesen gewöhnlich in derselben ausgedehnten Bedeutung wie die Europäer, nämlich von Tungusen, Mongolen und Türken. Sie kennen jenen Namen etwa seit dem 10. Jahrhundert nach Christo. Dafs die Hunnen eine Schrift kannten, geht daraus hervor, dafs von Briefen (γράμματα) und von Schreibern des Attila die Rede ist (*Corp. scriptor. hist. byz. ed. Niebuhr I*, 141. 147. 179). Hr. *N.* meint, diese Schrift der Hunnen gehöre zu der *Hu*- oder Barbarenschrift (wie er diesen Namen erklärt), in welcher man, wie die Chinesen berichten, durch *vierzehn* Buchstaben alle erdenklichen Laute bezeichnen konnte.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Barth: *Asiatische Studien* von *Karl Friedrich Neumann* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 69.)

Was die Türken betrifft, so gab es im 6. Jahrh. am byzantinischen Hofe Dolmetscher, welche die Briefe des türkischen Chakan vom Altai übersetzen konnten (*Corp. script. byz.* I, 298). Die Türken aber bedienten sich nach Matuanlin's Versicherung jener Hu-Schrift. *Hu* wird von den chinesischen Schriftstellern oft für Indien gebraucht. Andere dagegen bezeichnen dies als einen Missbrauch und behaupten, dass dieser Name durchaus etwas anderes bedeute. Hr. *N.* versteht darunter die Uiguren-Schrift. Noch gedenkt der Vf. der *Kin*-Schrift, von welcher bisher kein Denkmal bekannt war. Hr. *N.* fand eine Inschrift in diesem Charakter geschrieben und mit chinesischer Uebersetzung versehen in einem alten chinesischen Drucke vom J. 1618 unsrer Zeitr., worin eine Sammlung von Inschriften enthalten ist. Hr. *N.* vermuthet, dass das *Kin* aus einem von abgekürzten chinesischen Characteren zusammengesetzten Syllabar bestehe, ähnlich den japanischen Syllabaren. Eine Abbildung dieser Inschrift ist unserm Buche beigegeben. Sie enthält nach dem Bericht des chinesischen Herausgebers eine Grabschrift aus dem Jahr 1135 n. Chr. In derselben Sammlung fand Hr. *N.* auch mehrere mongolische Inschriften in dem durch *Baschbah* auf Anlass des *Kubilai* der tibetanischen Quadratschrift nachgebildeten Alphabete.

4) *Ueber die Siapusch* (Schwarzröcke) oder Ungläubigen, eine autochthone Völkerschaft Mittelasiens S. 143 — 151. Sie wohnen im Belur-Tag oder Wolkengebirg und tragen Kleider aus schwarzen Ziegenfellen. Man hat sie für Parsen gehalten, die sich vor dem Fanatismus der Muhammedaner in diese unwegsamen Gebirge flüchteten. Hr. *N.* widerspricht dieser Ansicht und hält sie für Volkstrümmer aus einer Zeit, wo Parsen- und Brahmanenthum noch nicht geschieden gewesen: eine Meinung, die uns sehr problematisch erscheint. Die besten Nachrichten über die Siapusch schöpfen wir aus Elphinstone's Reise, die späteren von Timkowsky und Fraser sind unbefriedigender. Sie haben Feuer- und Gestirndienst, und die von Elphinstone mitgetheilten Sprachproben weisen ihnen unbezweifelt einen Platz unter den arischen Völkern an. Hr. *N.* findet eine Notiz über sie schon bei Marco Polo und in der Geschichte Timurs. Die übrigen von Hn. *N.* aufgesuchten Beziehungen erscheinen uns zum Theil zweifelhaft. Denn Feueranbeter gab es gewiss in den früheren Jahrhunderten in den verschiedensten Winkeln Mittelasiens, und das Tragen von Ohrringen und das Essen von Fleisch und Reis, worauf S. 150 so viel Gewicht gelegt wird, begründen schwerlich die Identität zweier Völkerschaften.

5) *Persien, Thabarestan und Tocharestan* nach chinesischen Quellen S. 152 — 186. Hr. *N.* hält sich hier nicht sowohl an die mangelhafte Compilation der grossen Encyclopädie des *Matuanlin*, einer schon von den Missionaren und, was Persien betrifft, von *Rémusat* in den *Nouv. Mélanges asiat.* gebrauchten Secundärquelle, sondern an die ersten Quellen selbst, aus welchen jene Encyclopädie geflossen ist. Nach dem Alter dieser Quellen sind hier die Berichte zusammengestellt. Den Anfang macht daher die Beschreibung Persiens aus der Zeit der *Wei*-Dynastie im 4 — 6. Jahrh. n. Chr. Die Schilderung in diesem ersten Abschnitt hat viel Abgerissenes, aber im Einzelnen manche interessante Notiz. Die persischen Namen und Titel sind aber im Chinesischen oft so verstümmelt, dass ihre Entzifferung grossen Schwierigkeiten unterliegt, z. B. S. 162, wo die Königin genannt ist *Fang pu su*, was im Neupersischen vielleicht بانوی بزرگ *Domina magna*, vgl. den Titel خاتون. Die folgenden Abschnitte sind theils sehr kurz, theils enthalten sie nur Wiederholungen oder unbedeutende oder gar irrige Nachrichten. Am wichtigsten ist noch die Beschreibung aus der Zeit der Dynastie *Tang* im 7. und 8. Jahrhundert, welche mehrere erhebliche Geschichtsdata besonders aus der Zeit der letzten Sassaniden, aber auch schiefe und offenbar falsche Angaben enthält.

6) *Ueber die Handelsstrassen von China nach dem Westen*, nach einem chinesischen Autor des 6sten christl. Jahrhunderts S. 187 — 202. *Pei kiu*, so heisst dieser Autor, hatte die Aufsicht über die vielen Fremden, welche des Handels wegen in der Grenzstadt *Tschang ye* oder *Kan tscheou* zusammentrafen und bekleidete so die Stelle eines Generalintendanten des westlichen Handels und der Zölle. Er benutzte diese seine Stellung, um eine Menge von Nachrichten einzuziehen über die im Westen China's liegenden Länder und schrieb darüber ein grosses Werk, welches leider nicht mehr vorhanden zu seyn scheint. Nur die Vorrede und Auszüge dieses Werks fand

fand Hr. *N.* in den Biographien des Pei kiu. Darnach macht er seine Mittheilungen über die drei grofsen Handelsstrafsen, welche damals von China aus über Asien hin führten. Die erste nördlichste Strafse ging über *Jgu* nach dem Lopsee in das Land des Stammes *Tie le* und von da nach der Residenz des Chakans der Türken (*Tu kiuei*); hier setzte man über einen nach Norden fliefsenden Strom und kam so in byzantinisches Gebiet (*Fo lin*) bis zum westlichen Meere. Die mittlere Strafse ging durch *Kaotschang*, das eigentliche Land der Uiguren, das spätere *Ho tscheou* nach *Yen ki* oder *Charaschar*, *Kuei tse* (Kutsche) und von da nach *Liu la* oder Kaschgar (39° 35′ NB, 71° 37′ L.). Man überschritt hierauf den *Tsong ling* d. i. die Zwiebelkette (Belur), kam nach *Fo han* (Ferghana), nach *Kang* (Samarkand) u. s. w. Die dritte südlichste Strafse führte durch das Land der *Schen schen* (westlich der Wüste Gobi, nördlich von Tibet und südlich vom Lopsee) nach *Yu tien* (Khotan), über die Zwiebelkette nach *Hu mi*, *Tu ho lo* (Tocharestan), *Fan yen* (Bamian), nach *Tsao* oder Afghanistan, von hier in das Land der nördlichen Brahmanen und dann zum Meere.

7) *Der Zwist zwischen den Engländern und Chinesen* S. 203 ff. Die Data jenes Zwistes, der im J. 1829 und 1830 seinen Anfang nahm, sind in unsren Zeitungen hinlänglich, wenn auch mehr im englischen Interesse, besprochen, sie werden hier durch Auseinandersetzungen über die Handelsverhältnisse China's auf sehr belehrende Weise erläutert und beurtheilt, so dafs wir diese letzte Abhandlung nächst der ersten als die gelungenste betrachten möchten. Hr. *N.* redet zuerst überhaupt von dem stolzen sich abschliefsenden Wesen des chinesischen Hofes, der mit keiner unabhängigen Macht anders als mit tributpflichtigen Staaten verkehrt und für das, was wir Völkerrecht nennen, gar keinen Sinn, ja nicht einmal ein Wort in der Sprache hat. Man hat dort von jeher bis auf die neuesten Zeiten die Gesandtschaften auch der europäischen Mächte niemals anders als in dieser stolzen Weise behandelt. Solchen fremden Gesandten wird gewöhnlich erlaubt, eine gewisse Quantität von Handelsartikeln ganz zollfrei einzuführen. Daher haben öfter speculirende Kaufleute unterthänige Schreiben ihrer Souveräne an den „Sohn des Himmels" verfertigt, um in der Qualität eines Gesandten Waaren einzuschmuggeln. Aufserdem waren immer gewisse Grenzorte des Reichs dem Tauschhandel der Fremden freigegeben und die einheimischen Kaufleute zum Besuch gewisser Häfen ermächtigt, und letztre wagten sich auf ihren gebrechlichen Dschunks bis nach Ormus und Siraf im persischen Meerbusen. Hr. *N.* giebt näheren Aufschlufs über die Bedingungen und die Handhabung jenes Tauschhandels von Seiten der Chinesen sowohl als der Europäer und insbesondere der Engländer, über die feste und kluge Haltung der chinesischen Regierung in diesem Zweige der Verwaltung, über den Bestand dieses Handels, besonders in Thee, Seide und Opium, über die Mifsbräuche und Schmuggeleien, die wenigstens mittelbar jenen Zwist veranlafsten durch die Unordnungen und Fallissements, die sie hervorriefen. Die Ereignisse selbst werden mit Hülfe des Canton-Register und anderer Quellen bis zum J. 1835 herabgeführt und nach allen Seiten hin mit Umsicht beleuchtet.

---

Königsberg: *Gregorii Barhebraei carmina syriaca aliquot e codice Parisiensi interpretatione notisque instructa edidit Caesar a Lengerke*, phil. et theol. Dr. histor. Prof. P. O. in Acad. Reg. Albertina. 1836. 11 S. 4.

Der Herausgeber dieser syrischen Epigramme beginnt mit dem seit *Eichhorn* stehend gewordenen Jammer über die Nullität der syrischen Poesie. Rec. ist nicht gesonnen, dieselbe in Schutz zu nehmen, er würde dabei nur als *patronus malae causae* erscheinen. Denn die Form dieser sogenannten Poesie beruht einzig auf Sylbenzählerei ohne Metrum, ja meist ohne alle Spur von Rhythmus. Ebenso ist die Wahl und Behandlung des Stoffes gewöhnlich fehlerhaft und roh. Indessen ist doch zu bedenken, dafs unser Urtheil zur Zeit noch auf einer äufserst lückenhaften Kenntnifs der poetischen Literatur der Syrer beruht, und dafs das Wenige, was wir davon kennen, fast insgesammt das Geistesproduct eines trocknen Asceten ist. Und doch haben sogar Ephräm's Dichtungen, besonders seine Grablieder, zum Theil eine hohe religiös-poetische Weihe. Wenn die Syrer gereimte Grammatiken haben, so ist danach ihr poetisches Talent so wenig zu messen, wie das der Araber und Inder, welche den ungelenkigsten Stoffen die rhythmische Form nicht versagten. Wirklich lehrt uns die vorliegende kleine Schrift eine bisher so gut wie unbekannte Seite der poetischen Literatur der Syrer kennen. Freilich hat sie wenig Originelles, denn auf den ersten Blick erkennt man, dafs die Araber bei diesen Frühlings- und Blumenliedern das Vorbild abgegeben. Aus Assemani's Bibliothek (Th. I. S. 616 fg. and Th. II. S. 368) war allerdings bekannt, dafs Gregorius Barhebräus nicht wenige Gedichte verfafst; aber es hatte nach den Notizen Assemani's den Anschein, als wenn alle oder beinahe alle ethischen und dogmatischen Inhalts seyen und also mit den Liedern Ephräm's ungefähr auf gleicher Stufe ständen. Dies ist aber nicht der Fall mit den *acht* Epigrammen *auf die Rose* (ܒܘܫܡ ܫܘܓ), welche Hr. *v. L.* hier als Probe mittheilt. Sie machen einen Theil der Liedersammlung aus, welche Barhebräus ܟܬܒ ܫܘܓ ܕܒܘܫܡ benannt hat. Sie wurden dem Herausgeber aus einer Pariser Handschrift (Nr. 130 der *Codd. Syr.* im gedruckten Catalog) mitgetheilt durch Hn. Dr. *E. G. Schulz* aus Königsberg, dessen aufserordentliche Gefälligkeit auch der Rec. vielfach zu rühmen hat. Hr. *v. L.* giebt Text und Uebersetzung mit einigen Noten, welche theils den Sinn erläutern, theils lexicalische

Nach-

Nashweise geben. Jedes dieser Epigramme besteht aus *vier* gleich gereimten Zeilen, jede Zeile aus *zwölf* Sylben. Die Pracht der Rose, ihr Schweigen in üppiger Fülle und ihr verliebtes Kosen mit der Cicade (ܩܪܝܛܐ d. i. τέττιξ) bilden den Gegenstand dieser Tändelpoesie, welche theils an die persische Rose und ihr Liebesverhältnifs zur Nachtigall, theils an den τέττιξ und die ἀχολὶς der griechischen Anthologie lebhaft erinnert. Bei mehrern Stellen ist Rec. in Differenz mit dem Herausgeber und er glaubt diesem den besten Dienst zu erweisen, wenn er gerade solche Stellen hier bespricht, ohne dafs er darum den Fleifs und die Belesenheit verkennt, welche sich in der Bearbeitung bekunden.

Epigr. 1. Vs. 2 wird ܐܦ durch *rursus* übersetzt. Das wäre aber ܐܠ. Wenn jenes die richtige Lesart — und das Sylbenmaafs sowie der Parallelismus mit der ersten Zeile spricht dafür — so ist es für *Pael* zu halten von ܥܘܪ *eruit*. Die beiden ersten Zeilen lauten dann etwa so:

Sieh, der Frühling kommt, und die Betrübten tröstet, belebet er,
Und mit Blumen Berg und Felder *entzündet*, kleidet er.

Entzünden ist hier s. v. a. erglänzen machen von der Farbenpracht der Blumen, wie öfter Glänzen und Blühen in den semitischen Sprachen correspondiren und wiederum *ardere* von Farbenglanz gebraucht wird. In demselben Verse scheint noch ܒܣܝܡ nöthig für ܒܣܡ nach Grammatik und Sylbenmaafs. — Epigr. 2. Z. 2 hält Hr. *v. L.* ܒܣܝܚܐ für das griechische σοῦς, σόος. Aber wie käme das ܝ in dieses Wort? Rec. zweifelt keinen Augenblick, dafs ܒܣܘܚܐ zu lesen oder vielmehr im Singular ܒܣܘܚܬܐ *visitatio*, zumal das Maafs des Verses ein dreisylbiges Wort erheischt. Das arabische زار und زيارة steht gar oft in ähnlicher Verbindung. Das Wort ܩܪܝܛܐ τέττιξ, welches Hr. *v. L.* bei Castellus vermifst, hat derselbe allerdings schon aus Barhahlul aufgenommen (bei Michaelis S. 344). — Epigr. 4 statuirt Hr. *v. L.* eine neue Form ܒܗܝܡ = ܒܗܐ *aspectus*. Solche existirt aber nicht, würde auch hier nicht zu dem Masc. ܡܬܚܙܐ passen, welches der Herausg. irriger Weise für eine Femininform gehalten zu haben scheint. Es ist ܒܗܝܡ vielmehr das Verbum im Perfect, und hiernach ist die Uebersetzung zu berichtigen. — Ein doppelter Irrthum ist beim 5. Epigr. zu rügen. Es hat etwa diesen Sinn: „Zur Rose sprach ich: Warum giebst du dich in die Hand und an die Brust jedes Schlemmers und Trunkenbolds? Da gab die Rose zur Antwort: Ach, schweig doch und lafs dein Zanken, denn mein Leben ist kurz und nur in Gesellschaft der Dornen bring' ich's hin." Die Antwort der Rose beginnt bei Hn. *v. L.* mit ܚܘܣ ܠܝ was übersetzt wird: *miserere (mei) apud te*. Hier fällt zunächst auf das unnütze *apud te* und die Ergänzung des *mei*, welches im Texte nicht wohl fehlen könnte. Der Herausg. nahm selbst Anstofs und bemerkt ausdrücklich, dafs die Handschrift ܚܘܣ hat und nicht etwa ܚܘܕ, wie er das erwartete. Dazu behauptet er in der Note, ܚܘܣ bedeute *misertus est*. So steht freilich bei Castellus, aber diese Bedeutung hat nur die Phrase ܚܘܣ ܥܠ mit ܥܠ, wie die Etymologie es nicht anders erwarten läfst und der Usus zur Genüge bestätigt. Man s. die Stellen *Gen.* 43, 30. *Hos.* 11, 8. *Ephr.* I, 528. *E.* II, 108. *B.* Auch bei Bar Ali heifst es: ܚܘܣ ܥܠ ܕܚܢܢ ܥܫܬܗ ܪܚܡܐ. An unsrer Stelle aber liegt sicherlich die Lesart im Argen. Nicht ܠܘ ist zu lesen, sondern ܠܘ mit He statt Lemad, vgl. Sirach 13, 26. Die Originallexica erklären diese Interjection durch ܐܦ und ܐܝ. Einen neuen Fehler begeht der Herausg., wenn er die letzten Worte ܠܐܚܪܝܢ ܕܟܘܟܒܐ übersetzt: *in aliud astrum perveniet*, wobei er statt ܟܘܟܒܐ *Dorn* im Sinne hatte ܟܘܟܒܐ *Stern*. Dasselbe Mifsverständnifs kehrt am Schlusse des 6. Epigr. wieder und hat dort eine unnöthige Bemerkung über ܒܢܝ veranlafst. In demselben Epigr. Z. 1 ist ܫܘܠ zu schreiben, und Z. 2 genauer zu übersetzen: *quidni abdis formositatem tuam* etc. Endlich scheint uns noch das 7. Epigramm nicht ganz richtig aufgefafst. Da uns indefs die Discussion darüber zu weit führen würde, so schliefsen wir lieber unsre Anzeige mit dem Wunsche, dafs uns Hr. *v. L.* bald auch die übrigen Poesien des Barhebräus mittheilen möge, soviel er deren etwa noch in Händen hat. *E. Rödiger.*

## LANDWIRTHSCHAFT.

Prag, b. Calve: *Die Sommer- und Winterstallfütterung, so wie die Weideverpflegung der landwirthschaftlichen Hausthiere in ihrem jetzigen Entwicklungsstande und in Verbindung mit den Mitteln ihrer ferneren Verbesserung zur Veredlung und höheren so wie sichtbareren Nutzbarkeit der landwirthschaftlichen Thiere* von *W. A. Kreyfsig*, ostpreufs. Landwirthe. 1835. XII u. 304 S. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

In dem ersten der Sommerstallfütterung gewidmeten Theile übersah der Vf. die Rücksichtnahme der ge-

gemischte Weide- und Stallfütterung der Nieder-Mailänder, welche ihr Rindvieh Sommers täglich nur in den heifsesten Stunden weiden lassen und in den andern im Stalle füttern, was auch in den sächsischen Gemeinweiden hie und da üblich ist. Die mögliner Wirthschaft rechnet im Herbst viel auf grünen Mais und auf das Laub mit Stängel der Erdäpfel, der Mais ist höchst ergiebig auf einem reinen aber humusreichen Sandboden. Die Sommerstallfütterung der Schafe wird mit Recht empfohlen. —

Ueberaus lehrreich ist der zweite Theil von der Winterstallfütterung. Manches bisher zu wenig Beherzigte sagt uns der Vf. z. B. dafs das Roggenstroh für die intensive Ernährung unsrer Pferde das geeignetste ist, und mit Hafer die Pferde weit besser füttert als mit jedem andern Stroh, selbst Erbsen- und Wickenstroh nicht ausgenommen; obgleich dies die Agronomen Frankreichs und Grofsbritanniens leugnen, obgleich für das Rindvieh das Roggenstroh wohl zu hart ist. Der Dünger der nicht auf viel Körnerfütter im Winter gesetzten Pferde ist weniger geneigt sich in Ermanglung nöthiger Mischung zu verbrennen, und ist sehr unschädlich, wenn die Pferde im Winter wenig Arbeit haben. Jungen Pferden sind Hafer und Gerste am gedeihlichsten. Leinkuchen haben um 50 Procent mehr Werth als andre Oelkuchen. Der Vf. empfiehlt in der Winterfütterung der Kühe, das selbst erhitzte Futter gemischt aus Kartoffeln, Häcksel, Wasser und was man sonst hinzufügen kann und bei der Bestimmung des Quantum auf die Nahrhaftigkeit des Dargebotenen Rücksicht zu nehmen. Die Kühe fraßen nur solche Kartoffeln gerne, welche auf sandigem Boden wuchsen. Die nahrhaftesten sind solche welche üppig ins Kraut treiben wegen der Menge die sie liefern, auch das trockene Kartoffelkraut ist ein nahrhaftes Futter. Eben so ernährend sind unter Umständen die Rüben und die Kohlarten, Möhren u. s. w. Der Engländer giebt seinem Mastrindvieh viel zu Gallert gekochtes Leinsaat und findet dabei seine Rechnung wenn das Quarter nicht über 13½ Rthlr. preufs. kostet, und befindet sich wohl bei oft wechselnder Nahrung der gemästeten Thiere, dessen Substanz stets kräftiges Heu ist. — Die Güte der westphälischen Schinken rührt daher, dafs die Schweine dort von erster Jugend an stets gut gefüttert werden, daher haben die westphälischen Schinken auch verhältnifsmäfsig zu ihrer Schwere so viel Fleisch und weniger Speck. — Viel neues sammlet der Vf. im dritten Theil von der Weideverpflegung der landwirthschaftlichen Hausthiere; wo derselbe die Fehler und die Vorzüge für die einzelnen Thiere umständlich angiebt und sehr wahr sagt, dafs die Thiere sämmtlich die Weiden vorziehen, welche einen stark gemärgelten oder gekalkten Boden haben. Das kräftige Gras beifsen sie knap ab und das unkräftige lassen sie aufschiefsen.

Um gute Weiden zu haben wo sie der Naturboden nicht liefert, ist nichts nöthiger als die Märgelung und Belehmung des Sandbodens und dann die Besaamung mit den geeigneten Gräsern und Kräutern, welche die Thierart bedarf, für welche sie bestimmt sind. Vielleicht ist es empfehlungswürdig in den heifsesten Sommermonaten die Stallfütterung statt finden zu lassen, wozu der Vf. anräth, aber nur in städtischer Nähe darf man in einigen Fabrik-Abfällen eine Unterstützung hoffen, da unsre landwirthschaftliche Botanik darin noch nicht viel geleistet hat; doch dürfte es bei vorsichtiger Ansaat der einer gegebenen Thierart nützlichen Gräser, Klee- und Kräuterarten sich möglich machen lassen. Uebrigens glaube man ja nicht, dafs es irgend einen zur Weide noch so tauglichen Naturboden giebt, welcher durch Industrie z. B. durch Ausstechen aller weniger dem gewählten Weidevieh unangenehmen Gewächse, und Ansaat andrer nicht verbessert werden könnte. Es giebt sogar Weiden, wenn wir sie künstlich durch Besaamung anlegen, die durch ihre Pflanzen sich zur Mastung und andre die zur Weide für Milch oder junges Zuchtvieh besonders eignen, wie die Erfahrung auf dem Auenboden unsrer Ober-Flüsse eben so lehren wird wie es der Rec. an der Niederweser in speciellen Fällen wahrgenommen hat. Der erfahrne Landmann ist in einem unglaublichen Grade Herr seines Bodens und dessen Production, besonders wenn seine Kenntnisse der Vegetation und ihrer Gründe, durch Reichthum und menschenfreundliche Gesinnung für seine dürftigeren menschlichen Arbeitsgehülfen unterstützt werden.

## JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Weltgeschichte für die Jugend* bis auf die neusten Zeiten dargestellt von *Ernst Held*. Zweite verm. Auflage. Mit 70 Abbild. auf 24 Kupfert. 1836. XVI u. 341 S. gr. 8. (2 Rthlr. 21 gGr.)

Eine im Ganzen zweckmäfsige Darstellung der allgemeinen Weltgeschichte, bei der wir nur bemerken möchten, dafs die Begebenheiten selbst zu kurz dargestellt sind um die jugendliche Begeisterung dadurch zu wecken und zu nähren. Das Buch steht zwischen Leitfaden und Ausführung mitten inne, und möchte daher für beide Zwecke nicht recht dienen. Die Kupfer sind mehr bunt als gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## SPRACHKUNDE.

1) Stuttgart, b. Imle und Krauſs: *Grammatik der spanischen Sprache zum Schul- und Privatgebrauch*, von Prof. Dr. *P. Ant. Fed. Const. Possart*. 1836. XXII u. 114 S. 16. (12 gGr.)

Daſs zu einer Zeit, wo in Deutschland so viel für die Sprachenkunde überhaupt gethan wird, gerade die spanische Sprache, welche sich durch Reichthum und Biegsamkeit so sehr vor ihren Schwestern, namentlich der französischen Sprache, auszeichnet, sich noch einer so wenig allgemeinen Anerkennung zu erfreuen gehabt hat, muſs allerdings befremden; jedoch dürfen wir hoffen, daſs man jetzt, wo Spanien die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zieht, auch anfangen wird, der spanischen Sprache mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und sie mit regerm Eifer, als bisher, zu treiben. Das nothwendigste Erforderniſs dazu sind *gute* Sprachlehren. Aber gerade daran ist jetzt noch ein Mangel; denn theils sind die vorhandenen bei sonst anzuerkennendem Werthe zu unvollständig, wie die von *Franceson*; theils haben sie noch die alte Schreibung, und werden dadurch für den Anfänger unbrauchbar, wie die, übrigens mit Fleiſs gearbeitete, von *Keil* und alle vor 1815 erschienene Sprachlehren; theils lehren sie mehr die ausgezeichnet schlechte Mundart der Andalusier und die Sprachweise des gemeinen Mannes, als die Sprache des gebildeten Kastiliers, wie die neueste, von Fehlern wimmelnde, von *Fromm*. Nach langem Zeitraume ist endlich die eben anzuzeigende, für den Schul- und Privatgebrauch bestimmte, in Verhältniſs zu den andern Sprachlehren allerdings wohlfeile, in Verhältniſs zu ihrem Umfange aber theure Sprachlehre des Hn. *Possart* erschienen. Da von Unterzeichnetem in Kurzem ein gröſseres „Lehrbuch der spanischen Sprache" erscheinen wird, so muſs er Hn. *P.* im Voraus bitten, nicht etwa zu glauben, daſs Nebenrücksichten oder Miſsgunst ihn bei der Beurtheilung dieser Sprachlehre geleitet haben; er kann vielmehr die feste Versicherung geben, daſs er das Buch des Hn. *P. ganz vorurtheilsfrei* in die Hand genommen hat, und daſs sein Urtheil nur durch die genaue Durchsicht des ganzen Buches bestimmt worden ist.

Zu loben ist an dieser Sprachlehre die genaue Scheidung der Wortfügungslehre von der Formenlehre, worüber Hr. *P.* S. VI der Vorrede spricht; ferner der Umstand, daſs öfters auf den Sprachgebrauch und die Eigenthümlichkeiten der gelesensten spanischen Schriftsteller, namentlich *Cervantes*, Rücksicht genommen ist, was in den meisten frühern Sprachlehren fast ganz übersehen worden; ferner ist lobenswerth, daſs dem Buche ein ausführliches Register vorgedruckt ist, wodurch das Nachschlagen erleichtert wird (jedoch hätte wenigstens eine ganz kurze Uebersicht des Inhaltes nicht fehlen sollen). Obgleich sich nun nicht leugnen läſst, daſs das Buch von denen, welche die spanische Sprache nicht wissenschaftlich erlernen wollen, unter Anleitung und Unterstützung eines der Sprache mächtigen Lehrers, mit Nutzen gebraucht werden kann, so können wir dennoch nicht umhin, uns dahin auszusprechen, daſs es für den Selbstunterricht, für den es ja doch dem Titel nach auch bestimmt seyn soll, durchaus unbrauchbar ist, und daſs Hr. *P.* zu wenig selbständig, sondern zu abhängig von Hn. *Keil* gearbeitet hat. Es ist keineswegs zu tadeln, wenn Jemand die Arbeiten seiner Vorgänger benutzt; im Gegentheile, man kann nur nach gewissenhafter Benutzung der Vorarbeiten etwas Tüchtiges liefern, aber man muſs sich nur nicht knechtisch an das Gegebene halten, und offenbare Irrthümer mit übertragen, wie dies Hr. *P.* öfters, nicht selten fast mit denselben Worten, gethan hat.

Hr. *P.* selbst scheint eingesehen zu haben, daſs die Sprachlehre für den Selbstunterricht nicht tauge, denn S. VII der Vorrede sagt er: „die Regeln über die Bildung der Wörter, über die Orthographie und Metrik sind absichtlich übergangen, *da der Lehrer hier leicht nachhelfen kann.*" Diese Abschnitte durften, auch wenn die Sprachlehre nur für den Schulgebrauch bestimmt seyn sollte, durchaus nicht ganz fehlen, damit Lehrer und Schüler wenigstens Etwas hätten, woran sie sich halten könnten. Hr. *P.* verweist die, denen daran liegt, sich näher damit bekannt zu machen, auf die *Grammatica* (l. *Gramática*) *de la lengua castellana, compuesta por la real academia española* (Unterz. gesteht übrigens, in dieser Sprachlehre nichts Genügendes darüber gefunden zu haben), und auf die Werke von *Masson* über die Schreibung, und von *March* über die sinnverwandten Wörter. Allein eines Theils sind diese Werke in Deutschland nicht leicht zu bekommen, andern Theils aber helfen sie ja dem Schüler nichts, der erst anfängt, die Sprache zu lernen, in der jene Bücher geschrieben sind.

Die Abhängigkeit Hn. *P.'s* von Hn. *Keil* zeigt sich gleich bei der Aufzählung der Buchstaben, unter denen wir mit nicht geringer Verwunderung *ch*,

tsche, und *ll*, elje, vermissen. Sowohl Hr. *K.* als Hr. *P.* führen nachher bei der Aussprache der Buchstaben beide Mitlaute in der Reihe, die ihnen gebührt, an, aber keiner von Beiden giebt den Grund an, warum er bei der Aufzählung der Buchstaben diese, ihrer äufsern Gestalt nach allerdings doppelten, ihrem Werthe nach aber nur einfachen (vom *ll* geben dies Beide zu, Hr. *K.* S. 7, Hr. *P.* S. 4) Mitlaute übergangen hat. Allerdings sind die Verfasser von Wörterbüchern gröfstentheils so nachlässig, *ch* und *ll* nicht als besondere Buchstaben zu betrachten, sondern in der Reihe aufzuführen, die ihnen gebühren würde, wenn sie getrennt (*c-h* und *l-l*) wären. Eben so ist es auch eine grofse Ungenauigkeit von uns, dafs wir im Deutschen ch und sch (so wie auch ä, ö und ü) gewöhnlich nicht mit in die Reihe der Buchstaben aufnehmen.

In dem Abschnitte von der Aussprache findet sich manches Ungenaue und Ungenügende, und gerade dieser Abschnitt sollte immer mit dem möglichst gröfsten Fleifse bearbeitet seyn, da die Spanier wohl von allen Südländern das feinste und gegen Härten empfindlichste Ohr haben, so dafs ihnen ein nur einigermafsen hart ausgesprochenes oder falsch betontes Wort ganz unverständlich wird. Was über die Aussprache der Selbstlaute *a*, *i*, *o* und *u* gesagt wird, ist keineswegs genügend. Es würde zu weit führen, die, gleichwohl ganz einfachen, Regeln darüber auseinander zu setzen; wir verweisen deswegen auf unser Lehrbuch. Dagegen ist wiederum über *e* viel zu viel gesagt; es ist fast wörtlich dasselbe, was Hr. *Keil* sagt. Welchen Unterschied machen die Hn. *K.* und *P.* z. B. in der Aussprache des *e* in *piel* und des *e* in *miel*? Des *e* in *puente* und in *argumento*? u. s. w. — Ueber die Aussprache der Mitlaute mag es genügen, einiges Wenige anzudeuten: *b* lautet nie so hart, wie wir das erste b in *bleiben* auszusprechen pflegen; die Aussprache des *c* ist so unbestimmt angegeben, dafs sie Niemand daraus lernen kann; *g* hat vor *e* und *i* nie den Laut des deutschen g in *selig*, sondern immer den Kehllaut des ch in *Sprache* (das arabische خ); *h* wird *nie* gehört; *y* lautet nicht wie ij, sondern wie j; *z* lautet nicht *ungefähr*, sondern *ganz* wie c vor e und i.

Auch in dem allerdings schwierigen Abschnitte vom Tone und Tonzeichen ist manches Unrichtige (z. B. *provée*, *línea*, *purpúreo* u. s. w. mufs ohne Tonzeichen geschrieben werden). Dies mag namentlich durch die Ungewifsheit herbeigeführt worden seyn, wann zwei zusammentreffende Selbstlaute für einen Doppellaut zu halten seyen, und wann nicht. Unterz. glaubt, dies ziemlich einfach in seinem Lehrbuche dargestellt zu haben, worauf er auch hier verweist. Hr. *P.* selbst scheint übrigens ziemlich unsicher in der Setzung des Tonzeichens zu seyn; er schreibt z. B. richtig *árbol*, *vírgen*, *Júpiter* u. s. w., aber ohne Tonzeichen *imagen*, *margen*, *menos*, *agúila*, *preterito* u. s. w. und umgekehrt wieder *véces* mit dem Tonzeichen. Man findet auch geradezu falsch betonte Wörter, z. B. *hubó* statt *hubo* (S. 16), *inumérables* (S. 72). Dies Alles kann für den aufmerksamen Schüler nur sehr störend seyn, und in ihm Zweifel gegen die früher aufgestellten Regeln erregen.

Wie in den meisten Sprachlehren vermissen wir auch hier einen Abschnitt von der Trennung der Silben. Dieser durfte nicht fehlen, da die Spanier hierin von den meisten andern Völkern abweichen.

Zur Lehre von der Bildung der Mehrheit (S. 11) bemerken wir, dafs die Wörter auf *x* in der Mehrheit nach der neuen Schreibung dieses *x* nicht in *j*, sondern in *g* verwandelt. Unter den Hauptwörtern, welche nur in der Mehrheit vorkommen sollen, sind mehrere angeführt, welche auch in der Einheit, wenn auch zum Theil mit anderer Bedeutung, vorkommen; z. B. *visperas*, *anales*, *despojos* u. s. w. Bei dem Abschnitte von der Steigerung (S. 15—17) fehlen viele Wörter, welche in der Auszeichnungsstufe (*superlativo*) eine der Lateinischen näher kommende Form annehmen; z. B. *célebre*, *acre*, *áspero*, *benéfico* u. A. Was §. 67 gesagt ist, dafs die vergleichende Auszeichnungsstufe durch *mas* oder *mayor* oder *mejor* mit vorgesetztem Einzler (*artículo*) gebildet werde, ist ganz falsch ausgedrückt, danach müfste man glauben, dafs man z. B. *el mayor hermoso* oder *el mejor rico* u. dergl. sagen könnte, da ja doch *el mayor* und *el mejor* selbst Steigerungen von *grande* und *bueno* sind. — Bei Aufzählung der Ordnungszahlen sind öfters zwei oder drei Bezeichnungen derselben Zahl angegeben worden, ohne dafs gesagt wäre, welche Form die gebräuchlichste und im reinen Kastilischen übliche ist; eben so ist auch nicht angegeben, welcher Unterschied zwischen *primero* und *primo* ist, so dafs der Anfänger in Ungewifsheit bleibt, welche Form er vorziehen soll. Die Vervielfältigungszahlen (*numerales multiplicativos*) nennt Hr. *P. Proporzionalzahlwörter* und scheidet sie nicht von den Wiederholungszahlen. Die nicht unwichtigen Theilzahlen hat er ganz übergangen. — Bei der Uebersicht der persönlichen Fürwörter hat Hr. *P.*, sonderbar genug, die nur in alten Schriften und im gerichtlichen Style vorkommenden Formen *á nos* und *á vos* mit aufgenommen, die gewöhnlichen kürzern Formen für den Zweckfall (*dativo*) aber weggelassen, und erst später, mit Hn. *Keil*, als *Pronominalpartikeln* oder *verbindende Pronomina* aufgeführt. Wie sie zu diesem Namen kommen, gesteht Unterz. nicht einzusehen. Das Anredewort *Usted* (*Vm.*) erklärt Hr. *P.*, wie die andern Sprachlehrer, für eine Abkürzung von *vuestra merced*. Unterz. hat in seinem Lehrbuche die Vermuthung ausgesprochen, dafs es wohl ursprünglich ein von *vuestra merced* ganz verschiedenes, später aber damit verwechseltes Wort sey, nämlich das Persische, dann in das Arabische übergegangene أُسْتَاذ oder أُسْتَاذ, Herr. — Höchst befremdend ist es, dafs Hr. *P.* §. 89, wo er von den beziehlichen Für-

wör-

wörtern spricht, sagt, *que* komme blos in der Einheit vor, da doch nichts häufiger ist, als *que* in der Mehrheit. Hr. *P.* führt (S. 73) selbst ein Beispiel an, wo es in der Mehrheit vorkommt: *Sabios son las que etc.*

In dem Abschnitte vom Zeitworte können wir zuerst die Benennung und Eintheilung der Zeiten nicht billigen, nach welcher der Aussageweise (*indicativo*) 10, der Bedingweise (*subjuntivo*) 8 Zeiten zugeschrieben werden. Beide haben gleich viele, nämlich 6 Zeiten, das *presente, pretérito imperfecto, pret. perfecto, pret. pluscuamperfecto* (Hr. *Possart* schreibt durchgängig *pluscuamp.*, da er doch S. 4 selbst sagt, dafs man statt *qua* jetzt *cua* schreibt), *futuro imperfecto* und *futuro perfecto*, von denen eine Zeit in der Aussage- und zwei in der Bedingweise eine dreifache Form haben. (S. unser Lehrb. Formenl. VII. Abschnitt 4. und Wortfügungsl. VII. Abschnitt 19.) Das von Hn. *P.* sogenannte *condicional imperfecto* und *condicional perfecto* können wir unmöglich mit ihm zu den Zeiten der Aussageweise rechnen, da ja schon der Name sagt, dafs es etwas Bedingtes, also Zweifelhaftes, Ungewisses, ausdrückt, und daher der Bedingweise unterzuordnen ist. Hr. *P.* hat ferner alle Zeitformen von der Grundform (*infinitivo*) hergeleitet; gewifs war aber, wenn nicht auch das *Futuro*, doch wenigstens das *Pretérito perfecto* noch als Stammform anzugeben, denn nach diesem richten sich nicht nur bei den regelmäfsigen, sondern auch bei den unregelmäfsigen Zeitwörtern das *pret. imperf.* und *futuro imperf. de subjunt.* und das *condic. imperf.* (wir folgen einstweilen der Benennung des Hn. *P.*). Was unter der Ueberschrift: Bemerkungen über alle drei Conjugationen über die Wörter, in denen der Aussprache wegen ein Mitlaut verändert wird, gesagt ist, hätte viel kürzer und einfacher gesagt werden sollen; dagegen aber gehören die Zeitwörter, deren Stammselbstlaut in gewissen Fällen verändert wird, nicht hierher, sondern zu den unregelmäfsigen Zeitwörtern. Diese sind, des Raumersparnisses wegen, so wenig übersichtlich dargestellt, dafs es dem Schüler gewifs sehr schwer werden wird, sie zu lernen.

Die Wortfügungslehre ist mit aller Vollständigkeit behandelt, welche sich von dem geringen Raume erwarten liefs. Um diese Anzeige nicht zu weit auszudehnen, erlauben wir uns auch hier nur einige wenige Bemerkungen aus den ersten Abschnitten. Hr. *Keil* sagt S. 111: der Artikel stehe bisweilen ohne Hauptwort; dasselbe lesen wir auch bei Hn. *Possart* S. 59 mit demselben Beispiele und demselben Fehler *recebí* statt *recibí*; aber das ist nicht der Einzler — dieser kann in keiner Sprache ohne Hauptwort stehen — sondern das, mit ihm der Form nach übereinstimmende, hinzeigende Fürwort *el, la, lo*, welches Hr. *P.* auch in der Formenlehre übergangen hat. Ueber die Stellung der Eigenschaftswörter ist §. 169 ganz richtig gesagt, dafs das Ohr entscheiden mufs, und gleichwohl folgen im nächsten §. eine Menge ganz unnützer Regeln darüber. Von den Eigenschaftswörtern, welche eine Länge, Breite u. s. w. anzeigen, sagt Hr. *P.* (§. 173), sie hätten das Hauptwort mit dem Verhältnifsworte *de* bei sich, indessen verhält es sich gerade umgekehrt; das Hauptwort steht im Nennfalle und das Eigenschaftswort im Besitzfalle; z. B. *tres varas de gordo*, nicht: *gordo de tr. v.* Auffallend ist der Widerspruch in §. 177: „Hat das Substant., auf welches sich der Superlat. bezieht, den Artikel, so ist es nicht nöthig (es ist sogar falsch), vor *mas* oder dem Adjekt. den Art. zu wiederholen, z. B. *el hombre mas hermoso* etc. *Dagegen el hombre el mas negro, weil der Superl. nach dem Substant. steht.*"

Wenn wir nicht fürchteten, den einer Beurtheilung angewiesenen Raum zu überschreiten, würden wir noch viele, nicht unbedeutende Ungenauigkeiten und Irrthümer anführen können (unwichtigere Versehen, welche sich bei einer solchen Arbeit kaum vermeiden lassen, übersieht man gern), aber wir glauben schon durch das Angeführte unser oben ausgesprochenes Urtheil, dafs das Buch für den Selbstunterricht untauglich sey, weil es den, der daraus Belehrung sucht, zu oft in Zweifel läfst, oder ihm nicht den gehörigen Aufschlufs giebt, bestätigt zu haben. Dazu kommt noch die grofse Fehlerhaftigkeit des Druckes, die doch besonders in Lehrbüchern so viel wie möglich vermieden werden sollte. Hr. *P.* sagt (S. 114) dafs *bei aller Sorgfalt einige* Druckfehler stehen geblieben seyen, und bittet, diese (es sind 11) zu verbessern. Und in der That sind auch die meisten der stehen gebliebenen Fehler der Art, dafs wir sie kaum für Druckfehler halten können, sondern sie vielmehr dem Vf. zur Last legen müssen. Indem wir die unbedeutendern (wie z. B. *hubido* statt *habido*, *acertaic* st. *acertais* u. dgl.), so wie die falsche Setzung oder Weglassung des Tonzeichens übergehen, führen wir von den bedeutendern nur die folgenden an: S. 3 l. *causado* st. *casado*, denn es ist durch *verursacht* übersetzt, und *casado* heifst bekanntlich *verheirathet*; S. 5 l. *acento* st. *accento*; S. 11 *Emperatriz* st. *empgredriz*; S. 16 *baladí* st. *valadí*; das. *fué* st. *fu*; S. 17 *millon* st. *million*; in ders. Reihe *billon* st. *billion*; S. 18 *segundo* st. *secundo*; S. 22 wenn sie vor dem Substantiv stehen, soll wohl heifsen: wenn sie *hinter* oder *getrennt von* dem u. s. w.; S. 28 die Befehlweise von *haber* kommt zwar nicht vor, müfste aber, wenn sie vorkäme, *ha* heifsen, nicht *habe*; derselbe Fehler findet sich auch in andern Sprachlehren; S. 39 *Jugar* nimmt nach *g* immer ein *u* vor *e* an, soll wohl heifsen: *j.* nimmt vor *g* immer (nur in gewissen Fällen) nach dem *u* ein *e* an; S. 54 l. *habeis* st. *haveis*; S. 56 *la ciudad* st. *el c.*; das. *el católico* st. *il catolico*; S. 58 *no* st. *non*; S. 61 *una cierta cosa* st. *un c. c.*; und gleich darauf *una marquesa* st. *un m.* (sehr auffallend); S. 63 *soldado* st. *soldato*; daselbst *esperanza* st. *sper.*; S. 69 *grandes* st. *grandos*; S. 74 *mas* st. *ma* u. v. A. — Die äufsere Ausstattung des Buches ist gut.

2) Gaitz, b. Ludewig (Leipzig, Magazin für Industrie): *Spanische Sprachlehre für Teutsche*, nach den neuesten und besten Quellen mit Annahme der von der spanischen Akademie sanktionirten Orthographie vom Jahre 1835, bearbeitet von Dr. *Joseph Hernando Maria Saez de la Huerta*. 1837. XII u. 116 S. 8. (16 gGr.)

Auch unter dem Titel:

*Gramática de la Lengua Castellana* segun la nueva Ortografia sancionada por la Real Academia del año 1835, compuesta por Dr. *José Hernando Maria Saez de la Huerta*.

Eine üble Vorbedeutung für dieses Buch ist der auf beiden Titeln sich findende Fehler 1835 statt 1815. Sollte das wirklich nur ein Druckfehler seyn? (Sonderbar genug wäre es.) Oder hat vielleicht Hr. *H.* den Leuten Sand in die Augen streuen wollen, damit es scheine, als ob er etwas ganz Neues, bisher noch Unbekanntes, liefere? Nicht weniger befremdet es, wenn wir „Magazin *für* Industrie" auf dem spanischen Titel durch *Almacen por Industria* übersetzt finden, da doch *para* zu schreiben war. (Hr. *H.* lehrt uns freilich S. 61: *por* heifse *für*, aber auch in diesem Sinne?) Man wird ferner für die Tüchtigkeit des Buches besorgt, wenn man S. VIII der Vorrede liest, dafs Hr. *H.* die Sprachlehre von *Fromm* für *gediegen* und *aller Auszeichnung werth* ausgiebt, die weit brauchbarere Sprachlehre von *Keil* aber gar nicht, und die noch bessere von *Franceson* nur ganz im Vorbeigehen erwähnt.

Was die Person des Hn. *H.* betrifft, so scheinen allerdings viele Undeutschheiten — wie z. B. S. 46 *Cuyos* (l. *cuyo*) stimmt mit dem Geschlechte und der Zahl des Substantivs, das ist des Nachsatzes überein, wovon es abhängt; S. 53 die auf *cer* und *cir*, und die vor diesen Endungen einen Konsonanten haben (soll heifsen: die Zeitwörter auf *cer* und *cir* mit vorhergehendem Mitlaute); daselbst: Die in *ger* und *gir* enden, wird *g* in *j* verändert; S. 55 *Ser* bezeichnet die dauernde Eigenschaft an u. v. A. — solche und ähnliche Undeutschheiten, sagen wir, scheinen allerdings dafür zu sprechen, dafs Hr. *H.* kein Deutscher ist; allein wir haben eine zu gute Meinung von den Spaniern, als dafs wir glauben sollten, es könnte wirklich ein Spanier bei solcher Unkenntnifs seiner Muttersprache, wie sie Hr. *H.* überall zeigt, sich einfallen lassen, eine Sprachlehre zusammenschreiben zu wollen. Sollte er dennoch ein Spanier, und *Huerta* kein angenommener Name seyn, so kann er wohl nur ein Andalusier sey, denn sonst würde er nicht lehren, dafs man die Selbstlaute so gedehnt, das *d* am Ende der Wörter gar nicht, in der Endung *id* der Städtenamen aber wie das *th* der Engländer aussprechen, dafs man *h* in mehrern Wörtern mit dem Hauche versehen, *q* wie *g* aussprechen, das *s* am Ende eines Wortes vor einem folgenden *m* oder *r* weglassen solle, und so vieles Andere, wovon wir sogleich noch Einiges hören werden. Nun fangen wir auch an, zu begreifen, warum Hr. *H. Fromm's* Sprachlehre so rühmt; Hr. *Fromm* ist auch einmal in Spanien gewesen, hat dort das gemeine Volk und namentlich die Andalusier sprechen hören, und, dieses für das reine Spanische haltend, eine 31½ Bogen starke Sprachlehre zusammengeschrieben. — Wirklich spafshaft ist der Abschnitt von der Aussprache. Traurig ergeht es z. B. dem unschuldigen Worte *subido*; wo Hr. *H.* vom *b* spricht (wir erfahren hier, beiläufig gesagt, auch von dem Hn. Spanier, dafs unser *b* in *lieben*, *leben* u. s. w. — in *geben* aber nicht — „ganz wie w lautet"), sagt er, *b* werde am Ende der Sylben nicht gehört. Z. B. *subjeto* soll man wie *sujeto* sprechen (zufällig wird aber sowohl nach der Schreibung von 1815, als nach der des Hn. *H.* von 1835 nicht *subjeto* geschrieben, sondern *sujeto*); *subido* soll man *suido* sprechen (der Zusammensetzung nach steht hier allerdings *b* am Ende der Sylbe, für die Spanier aber beginnt es die Sylbe, denn sie trennen *su-bido*, man vgl. unser Lehrbuch); wo Hr. *H.* vom *d* spricht, sagt er, in den Sylben *edo* und *ido* werde es ganz verschlungen; so haben wir denn also von *subido* noch *suio* übrig; aber auch dieses ist Hn. *H.* noch zu lang; denn wo er vom *o* spricht, sagt er, das *o* verschmelze fast; z. B. *amado* spr. ämähd (sonderbarer Weise soll hier das *d* wieder gehört werden), so dafs wir nun also *subido* glücklich auf die Hälfte seiner Buchstaben (*sui*) heruntergebracht haben. Und wunderbarer Weise lesen wir S. 6 unter *i*: *subir* spr. suwīēhr und in der folgenden Reihe *subido* spr. subīēhdo. — Zuweilen kommt man doch in Verlegenheit, wie man ein Wort aussprechen soll; so z. B. bei *ribera;* die Spanier machen bekanntlich einen sehr genauen Unterschied zwischen dem sanften und dem scharfen *r*; über das erste *r* in *ribera* ist kein Zweifel; es wird wie *rr* ausgesprochen. Aber das zweite? Hr. *H.* sagt, *r* werde am Anfange eines Wortes und einer Sylbe scharf, wie *rr*, ausgesprochen; in diesem Falle befinden wir uns bei *ribera*; also *rriberra*? Derselbe Hr. *H.* sagt aber auch, zwischen zwei Selbstlauten werde das *r* sanft ausgesprochen, und in diesem Falle befinden wir uns auch bei *ribera*; wie nun?

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## SPRACHKUNDE.

2) Grätz, b. Ludewig (Leipzig, Magazin für Industrie): *Spanische Sprachlehre für Teutsche — — bearbeitet von Dr. J. H. M. Saez de la Huerta* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

*Gramática de la Lengua Castellana — — compuesta por Dr. J. H. M. Saez de la Huerta etc.*

(*Beschluſs von Nr.* 71.)

Das Spaſshafteste aber in diesem Abschnitte ist wohl unstreitig, daſs uns Hr. *H.* lehrt, *cielo escuro* sey *tschieles kükro* auszusprechen! Das ist nicht etwa das einzige Italische, was Hr. *H.* unter das Spanische mit einmischt. Wir lesen auch S. 28 *il Duque*; S. 40 *Francesco*; S. 47 *bellezza*; S. 55 *in*; S. 65 *Filippo*; das. und S. 66 *sono* u. A., so daſs wir beinahe auf den Gedanken kommen, als hätten wir in Hrn. *H.* gar einen Italier vor uns, der es sich angelegen seyn läſst, uns gelegentlich hier und da auch etwas von seiner Sprache mit einzubrocken.

Der zweite Abschnitt handelt von der *Orthographie*. Hätte doch Hr. *H.* lieber *Schreibung* geschrieben, denn mit seiner *Rechtschreibung* (der von 1815 nämlich) sieht es traurig aus; bald schreibt er *mujer*, bald *muger*; bald *Rei*, *hai*, *hoi*, *mui*, bald wieder *Rey*, *hay*, *hoy*, *muy*; er warnt vor der Verwechselung von *b* und *v* und er schreibt selbst *esperavan* und *sirba*; er schreibt *aqua* und *persequido*, denn bei ihm wird ja *q* wie *g* ausgesprochen.

Von der Betonung hat Hr. *H.* keinen Begriff. Die einfachen, bestimmten Hauptregeln darüber erfährt man gar nicht; in der Regel setzt Hr. *H.* das Tonzeichen wo es wegbleiben muſs, und läſst es weg, wo es stehen muſs; so schreibt er z. B. *hómbre*, *dúque*, *aréna*, *Inglés* u. v. A., und dagegen *numero*, *filosofo*, *ultimo* u. s. w. Geradezu falsch betont er u. A. das Zeitwort *alegrarse*, indem er schreibt: *alegróme*, *alegráste* u. s. w. statt *alégrome*, *alégraste* u. s. w.

Auch vom Geschlechte scheint Hr. *H.* keinen rechten Begriff zu haben. Er fängt den Abschnitt, welcher darüber handelt, (S. 25) gleich so an: „Die Hauptwörter sind im Spanischen entweder männlichen oder sächlichen Geschlechts.“ Ihm ist (S. 39) *muchacha* sowohl Knabe als Mädchen, *muchachona* der groſse Knabe und das groſse Mädchen; S. 30 schreibt er *la entendimiento*; S. 38 die *Patronimika*, *numerales* und *Composita*; S. 46 *la muger* (zwei Reihen vorher *mujer*) *honrado*; S. 66 *un casa* u. s. w. So lesen wir auch S. 33: „Deklination eines sächlichen Substantivs. a. männlich. — b. weiblich.“ (Dasselbe S. 34 noch zweimal.)

Ueber die Veränderung des männlichen Einzlers in den weiblichen, vom Anredeworte *Usted* u. s. w. erfahren wir gar nichts. S. 65 sagt Hr. *H.* ganz richtig: „das Beiwort *otro* hat *nie* den unbestimmten Artikel bei sich“ und S. 47 führt er unter den unbestimmten Fürwörtern *un otro* mit auf. Ebendaselbst nennt er *alguno* irgend Jemand, und gleich darauf *algun* mancher. Dieſs sind also Hrn. *H.* zwei verschiedene Wörter? Und doch sagt er S. 35 selbst, daſs dieses nur eine Verkürzung von jenem ist. So ist das ganze Buch in Widerspruch mit sich selbst. Die drei regelmäſsigen Abwandelungen und die der Hülfszeitwörter sind auf zwei Seiten zusammengedrängt, wodurch aber die Uebersichtlichkeit keineswegs befördert, sondern vielmehr gehindert wird. Für die zusammengesetzten Zeiten hat es an Platz gefehlt, darum wird von der Abwandelung dieser gar kein Beispiel gegeben. Spaſses halber führen wir noch an, daſs Hr. *H.* unter die *Empfindungslaute* neben vielem andern Ungehörigen auch *Viva la constitucion!* rechnet.

Die ganze Wortfügungslehre ist auf 7 Seiten abgehandelt, von denen beinahe anderthalbe der Lehre vom Gebrauche des Einzlers bestimmt ist, so daſs für die Zeitwörter ¼ Seite übrig bleibt. Was da geleistet ist, läſst sich wohl denken.

Von S. 71 bis zu Ende folgen dann: „Titulaturen der Spanier, Briefchen und Billets, Lesestücke, Verzeichniſs der Wörter, die Vorwörter regieren, gesellschaftliche Redensarten, Sprichwörter, Deutsch- (sonst schreibt Hr. *H.* gewöhnlich Teutsch) Spanisches Vocabulär, Verzeichniſs geographischer Namen und Liste der männlichen und weiblichen Taufnamen,“ welches Alles füglich hätte wegbleiben können.

Wenn man über alle einzelnen Fehler, die sich in diesem Buche finden, und über alles Wichtige, was sich in dem Buche nicht findet, sprechen wollte, würde man mit leichter Mühe ein Buch von gröſserm Umfange als Hrn. *H's.* Sprachlehre, zusammentragen können; wir glauben aber, schon durch das Gesagte die völlige Unbrauchbarkeit des Buches dargethan zu haben. Jedoch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daſs auch in dieser Sprachlehre eine solche Masse von Druckfehlern — namentlich auch in den wenigen vorkommenden, ohne Ton- und Hauchzeichen geschriebenen Griechischen Wörtern, z. B. χωρος statt χορός, ζηλω st. ζῆλος, μιχανικη st. μεχανική u. s. w. — ist, daſs

dafs man wohl selten eine halbe Seite ohne wenigstens einen oder zwei Druckfehler finden möchte. Auch hierin ist *Fromm's* Sprachlehre Vorbild gewesen. Unangenehm für das Auge ist auch die Gestalt des ß, welches gewöhnlich nur halb so grofs wie die übrigen Buchstaben ist. Das Aeufsere des Buchs verspricht zu viel. *August Fuchs.*

## BOTANIK.

1) Tübingen, bei Fues: *Erläuterung und Vertheidigung meiner Ansicht von der Structur der Pflanzen-Substanz* von *Hugo Mohl*, Dr. der Med. u. Chir., ord. Prof. der Bot. an der Universität in Tübingen u. s. w. Mit 2 lithogr. Tafeln. 1836. IV u. 31 S. 4. (1 Thlr.)

2) Bonn, bei Habicht: *Die Farben der Blüthen*, Eine chemisch-physiologische Abhandlung von Dr. *L. Clamor Marquart*, Apotheker. 1836. 92 S. 8. (12 Gr.)

Nr. 1. In den von uns früherhin in dieser A. L. Z. mit verdientem Lobe angezeigten *Beiträgen zur Anatomie und Physiologie der Gewächse* unsers Verfs., worin unter andern auch über den Bau der äufsern Pollenhaut und die Verbindung der Pflanzenzellen gehandelt wurde, waren Ansichten niedergelegt, welche Hrn. *v. Mirbel* durchaus verwerflich schienen. Namentlich nahm er an einer Stelle jener Schrift (I. S. 19) Anstofs, worin gesagt wird, dafs eine Vergleichung der äufsern Haut des Pollens mit einer Pflanzenzelle völlig unpassend sey, und dafs man dieselbe vielmehr als ein aus Zellen oder deren Anfängen und einem homogenen Bindemittel zusammengesetztes Organ zu betrachten, und defshalb dieselbe nicht mit der einfachen Membran einer Pflanzenzelle, sondern mit zusammengesetzten Häuten, wie z. B. die Eyhäute sind, zu vergleichen habe.

*Mirbel* bestreitet namentlich *Annal. des scienc. natur. Seconde série. Botan. Tom. IV, p.* 5 etc. (*examen critique d'un passage du Mémoire de M. Hugo Mohl, sur la structure et les formes du grain de pollen*) die *Mohl*'sche Ansicht vom Baue des Zellgewebes, und trägt eine neue Theorie über die Entstehung der Zellen vor. Ehe nun unser Vf. diese Einwürfe näher beleuchtet, theilt er aus der unter seinem Präsidium herausgekommenen Inaugural-Dissertation von *Frisoni*: *Ueber die Verbindung der Pflanzenzellen unter einander.* Tübingen 1835. eine Darstellung derjenigen Beobachtungen mit, welche ihm für das Daseyn einer gleichartigen, die Pflanzenzellen gleichsam zusammenkittenden Substanz zu sprechen scheinen. Dafs ein solcher Pflanzenleim in den Algen vorhanden sey, weifs jeder, der nur einmal *Rivularien, Batrachospermum, Draparnaldien* u. s. w. untersucht hat, und vom Verf. werden noch ausführlich andere Fälle dargelegt, wobei namentlich auch auf die mehrfachen Häute der confervenähnlichen Algen aufmerksam gemacht wird. Die Nachweisungen dieser Substanz, welche *Mohl Intercellularsubstanz* zu nennen vorschlägt, in den höheren Gewächsen geschehen gleichfalls auf eine sehr befriedigende Weise, und wir erlauben uns nur noch hinzuzufügen, dafs jeder, welcher über ihre Existenz irgend Zweifel hegen sollte, sie selbst bei einer sehr geringen Vergröfserung in dem Parenchym der Blätter von Dickgewächsen, insonderheit bei *Sedum Telephium*, deutlich wahrnehmen kann. Dafs hierdurch die Ansicht derjenigen Pflanzenforscher, welche Intercellulargänge annehmen, in welchen sich die Säfte bewegten, umgestofsen wird, liegt auf der Hand. Noch vor unserm Verf. hatte schon *Agardh* eine die Zellen verbindende schleimige Substanz angenommen; allein sie nicht bei den höheren Pflanzen nachgewiesen, sondern nur bei den Algen; überdiefs leugnet er alle Intercellulargänge, was wiederum zu weit gegangen ist, da sie allerdings vorhanden, jedoch entweder mit jener schleimigen Substanz oder mit Luft erfüllt sind; endlich sollen nach ihm die Zellen nirgends unter sich an den Seiten verwachsen, sondern nur an ihren Rändern mittelst der erhärteten schleimigen Substanz verbunden seyn.

Unser Verf. glaubt nun, wie aus dem bereits oben Angegebenen erhellet, dafs selbst dieser Kitt bei den Pollenkörnern vorhanden seyn müsse, und dafs die 2 oder 3 Häute dieser Körner mit Eyhäuten verglichen werden könnten. Ganz anderer Meinung ist dagegen *Mirbel*, welcher das ganze Gewächs als eine Zusammensetzung aus einer Masse von Schläuchen betrachtet, wobei der Schlauch das einzig constituirende Element ausmacht, was man durch directe Beobachtung erkennen könne, und darum seyen auch keine hinreichenden Gründe vorhanden für *Mohl's* Behauptung, dafs die Pflanzenmembran nicht blofs aus Zellenrudimenten, sondern noch aufserdem aus einer gallertartigen Masse bestehe, welche diese Rudimente unter einander verbinde und fast die ganze feste Masse niederer Gewächse ausmache, während sie bei höheren Pflanzen fast gänzlich schwinde.

Die Beweise, welche uns unser Verf. zur Unterstützung seiner Ansicht anführt, scheinen uns ausreichend zu seyn, um *Mirbel's* Annahmen zu widerlegen. Uebrigens wird selbst die Vergleichung der Pollenkörnerhaut mit Eyhäuten bei vielen Naturforschern schon defshalb Beifall finden, als sie überhaupt das Pollenkorn mit dem Eye zu vergleichen pflegten. Wir wollen daher nur noch hinzufügen, dafs nebenbei auch noch manche andere sehr wichtige Dinge des Pflanzenbaues zur Sprache kommen, wie die *punktirten* und *netzförmigen* (bei *Purkinje*: *faserigen*) *Zellen*, das *schichtenweise Wachsthum der Zellen*, über das *Wiedererzeugungsvermögen der Pflanzen*, die *Resorption* (deren Mangel als eine charakteristische Eigenschaft des Pflanzenreichs bezeichnet wird) u. s. w., wodurch diese Schrift, abgesehen von dem streitigen Hauptpunkte, auch noch aufserdem lehrreich wird. Die schönen Abbildungen sind dieselben, welche bereits in der oben angeführten Inaugural-Dissertation enthalten waren. Die äufsere Ausstattung verdient alles Lob.

Nr.

Nr. 2 ist eine sehr fleifsige, brauchbare Abhandlung über einen ebenso schwierigen, als interessanten Gegenstand, worin im Ganzen nicht nur die Vorgänger gehörig berücksichtigt wurden, denn nur ein Paar Schriften fallen uns bei, welche unbenutzt blieben, sondern auch neue Ansichten und Versuche enthalten sind. Indefs mufs man doch gestehen, dafs die Untersuchung sich mehr auf chemischem, als auf physiologischem Gebiete bewegt, indem letzteres wenigstens nicht in aller Hinsicht die gebührende Rücksicht erhielt. Hätte der Verf. das Ganze von einem mehr physiologischen Standpunkte aus betrachtet, so würde er nicht blofs die Blüthen, sondern auch die gesammte Pflanze in den Bereich seiner Forschung gezogen und namentlich über die Umwandlungen sämmtlicher Pflanzenstoffe mehr Licht verbreitet haben. Inzwischen sind wir schon hinsichtlich des bereits Geleisteten ihm dankbar, wünschen jedoch, dafs seine Untersuchungen jene Ausdehnung künftig erhalten mögen, die wir soeben anzudeuten suchten.

In der Einleitung erwähnt der Verf. die zeitherige Vernachlässigung der Lehre von den Blumenfarben, sowie die Nothwendigkeit einer chemischen Erforschung der die Farbe bedingenden Stoffe und einer genauen Erwägung der Organe im Pflanzenbaue, worin sich die Pigmente vorfänden. Dann folgt Geschichtliches, sowie Angaben über den grünen Pflanzenstoff und das Verfahren, was bei Darstellung der Blüthenfarbestoffe eingeschlagen worden sey, dem ein Verzeichnifs der geprüften Blumen beigefügt wurde. In dem nächsten Abschnitte erörtert der Verf. die Eigenschaften der beiden Grundstoffe, welche alle Blumenfarben zunächst erzeugten, und nennt den ersten *Anthokyan* (von ἄνθος die Blume und κύανώσις die *blaue Farbe*, wie der Verf. sagt, während letzteres Wort richtiger von κυανός abzuleiten ist). Dies stellt den färbenden Stoff in den blauen, violetten und rothen Blumen dar und bedingt zugleich die Farbe aller braunen und vieler pomeranzenfarbenen Blumen. Der zweite heifst *Anthoxanthin* (von ἄνθος und ξάνθισμα *gelbe Farbe*, obschon es richtiger von ξανθός hergeleitet wird) und ist der Farbestoff aller gelben Blumen, worin jedoch auch noch ein ungefärbter Extractivstoff, so wie ein wenig gefärbtes Harz, *Blumenharz* bei unserm Vf., getroffen wird. Diese beiden Farbestoffe aber sind nichts anderes als Umänderungen des Chlorophylls. Entzieht man nämlich letzteren Wasser oder die Elemente desselben, so entsteht *Anthokyan*, durch Aufnahme von Wasser aber bildet sich das *Anthoxanthin*. Das Blumenharz in den weifsen, blauen, rothen und violetten Blumen wird als ein Uebergangsgebilde zwischen Chlorophyll und Anthokyan betrachtet, und es wäre sehr zu wünschen, dafs dieses auf dem Wege des Experiments und der Untersuchung wirklich ermittelt werde. Den in den weifsen und gelben Blumen enthaltenen wenig gefärbten Extractivstoff hält der Verf. für den farblosen Zellensaft. Er zeigt grofse Empfindlichkeit gegen die ihn gelbfärbenden Alkalien. Uebrigens enthalten pomeranzenfarbige Blumen beide Farbestoffe (*Anthoxanthin* und durch Säure geröthetes *Anthokyan*), die braunen Blumen *Chlorophyll* und durch *Säure geröthetes Anthokyan*, wobei noch der Umstand hervorgehoben zu werden verdient, dafs Blumen, welche beide Farbestoffe enthalten, das *Anthokyan* stets in der Oberhaut und den obersten Zellenlagen, das *Anthoxanthin* aber in den innern Zellenschichten bereiten. *Anthokyan* ist ferner der Farbestoff der andern rothen blattartigen Organe, wird hier jedoch stets von der farblosen Oberhaut bekleidet. In den blattartigen Theilen findet sich durchaus kein schwarzer Farbestoff, indem die uns als schwarz erscheinende Farbe nichts weiter als eine Concentration von Blau, Violett oder Grün ist. Will man die Veränderungen der Blüthenfarben studiren, so mufs dieses stets unter Berücksichtigung der verschiedenen Lebensperioden der Blumen geschehen. Als Gesetz aber gilt, dafs das Gelb unmittelbar aus Grün hervorgeht, während es nach dem Befruchtungsprocesse zuweilen in die entgegengesetzte Farbenseite überspringt. Sämmtliche Knospen rother und blauer Blumenkronen gehen von Grün durch Weifs zu Roth, und Weifs ist die Uebergangsstufe zu Blau. Die blauen Knospen aber sind defshalb in der Knospe roth, weil sie noch nicht athmen.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu einer sorgfältigeren Lectüre dieser auch sonst gut ausgestatteten Schrift einzuladen, welche unstreitig die wissenschaftliche Lehre von den Blumenfarben um eine Stufe weiter gebracht hat.

## ERDKUNDE.

Freiburg, b. Herder: *Charte der Schweiz mit den angrenzenden Ländertheilen*, in 20 Blättern, mit rothe eingedruckten Strafsen, Ortspositionen und Grenzen. Entworfen und bearb. im Maafsstabe von 1 : 200,000 von *Woerl* u. s. w. 6te, 7te, 8te, 9te, 10te u. letzte Lieferung. Folio. 1836. Preis eines Blattes 1 fl. 21 kr. oder 18 Gr.

Mit bewundernswerther Schnelligkeit, wie man dieses bei allen Unternehmungen des *Herder*'schen Verlags gewohnt ist, ist vorliegender Chartenatlas zur Vollendung gekommen. Aber nicht allein, dafs die Arbeit jetzt fertig vorliegt, sie entspricht auch allen Anforderungen die man billiger Weise an ein solches Tableau machen kann. Die Ortspositionen sind nach den sorgfältigsten Bestimmungen aufgetragen worden; das Gewässersystem ist mit Bestimmtheit und so weit die dem Recensenten zu Gebote stehenden Materialien beurtheilen lassen, mit Wahrheit dargestellt; die Gebirgssituation ist zwar nach der bekannten französischen Manier, mit Licht und Schatten, nichts destoweniger aber mit treuer Auffassung des Hauptcharakters, in Grund gelegt worden. Als Beleg des letzteren Anführens mag insbesondere das Blatt, bezeichnet mit Genève, dienen. Wie trefflich sind auf diesem Blatte die Hochalpenzüge dargestellt und es gehört wenig Kenntnifs des Chartenwesens dazu, um zu verstehen wie alles gemeint ist. Die

Schrift

Schrift ist durchgehends scharf und deutlich, und was besonders zu loben ist, nicht überladen. Geben wir nunmehr von dem Inhalte jedes einzelnen Blattes Rechenschaft. Nr. 1 Blatt Verona mit dem gewaltigen und höchst romantischen *Lago di Garda* fast in der Mitte. Die Stadt Verona selbst befindet sich in der südöstlichen Ecke. Nr. 2 Blatt Genève, von welchem wir bereits oben gesprochen haben. Nr. 3 Blatt Biella mit dem Riesen *Monte Rosa* an der Westseite. Nach Südosten verflacht sich das Land aufserordentlich, und dieser schnelle Abfall ist besonders gut dargestellt. Nr. 4 Blatt Aosta mit dem Gebirgsstocke des *Montblanc*, der aber hier weniger markirt erscheint als der *Monte Rosa* auf dem früheren Blatte; übrigens ist dieses Blatt ganz bedeckt mit Bergen und Thälern. Nr. 5 Blatt Lausanne. Man lasse hier nicht unberücksichtigt die originelle Darstellung des Gebirgszuges mit dem *Mont Tendre* fast in der Mitte. Nr. 6 Blatt Besançon. In geringer Mafse dem Auge besonders gefällig sich darstellend. Die einzelnen Terraingegenstände scheinen nicht sattsam auseinander zu gehen. Nr. 7 Blatt Constanz-Lindau. Ganz besonders und überaus reich an Namen. Nr. 8 Blatt Schaffhausen fast wie Blatt 6 behandelt; besonders gilt dieses von der Nordwestseite. Nr. 9 Blatt Freiburg, mit trefflicher Haltung der Rheinniederungen im Gegensatz der sie einschliefsenden Vogesen- und Schwarzwaldkette. Der Rheinstrom selbst mit seinen Inseln und vielfältigen Ab- und Zuläufen ist ganz besonders fleifsig dargestellt; endlich Nr. 10 der Titel der Charte mit Angabe der Gröfse und Bevölkerung der einzelnen Schweizerkantone; Vermerkung der Maafsstäbe und Nachweisung der gebrauchten Zeichen. Dieses Titelblatt ist übrigens mit einer solchen künstlerischen Eleganz ausgestattet, die dem damit beschäftigt gewesenen fleifsigen Lithographen zur besondern Ehre gereicht.

Möge es doch dem würdigen Verf. dieses mit so vieler Umsicht bearbeiteten Atlasses möglich werden, recht bald wieder etwas zu fördern, welches durch die geschickten Künstler der Verlagshandlung gewifs ganz im Sinne des schaffenden Geographen ausgeführt wird.

## SCHÖNE LITERATUR.

Gotha, b. Müller: *Gedichte* von *Adolf Bube*. Zweite verbess. u. verm. Ausg. 1836. (16 Gr.)

Die erste Ausgabe dieser Gedichte ist in diesen Blättern (Ergänzungsblatt. 1828. Nr. 118) von *Chr. Schreiber* mit besonderm Lobe angezeigt worden. *Schreiber* erkennt sie als das Product eines jungen Dichters von ausgezeichnetem Talent; er findet die Phantasie frisch und blühend, die Sprache kräftig, die Behandlung des Stoffes geistvoll, den Versbau correct. Die eben gerühmten Vorzüge bemerken wir in noch höherm Grade an der neuen Auflage. Sichtbar hat sich der Verf. seit dieser Zeit weiter gebildet und die ihm von Recensenten und Freunden gegebenen Winke benutzt. Ueberall bewährt sich das Fortschreiten zum Bessern.

In dieser zweiten Ausgabe ist eine Anzahl Gedichte, die nicht allgemein ansprachen, weggelassen, dagegen sind an ihre Stelle viele neue hinzugekommen. Der Gegenstand der letztern ist besonders aus der neuern Geschichte gewählt, und betreffen merkwürdige Momente aus dem Leben einzelner hervorragenden Männer oder wichtige Begebenheiten im Völkerleben. Wir können nicht umhin, die Wahl derselben recht glücklich zu nennen. Aber auch die Ausführung ist löblich. Auf kleine Mängel, die bei einer neuen Ausgabe leicht getilgt werden können, machen wir den Verf. aufmerksam. So erscheint ein unangenehmer Hiatus nicht genug vermieden, wie pag. 18 *Also Ajas*, pag. 19 *So Odysseus*. Auch die Verkürzung der vorletzten Sylbe in *Thessalonika* pag. 50 hat uns den angenehmen Eindruck des sonst gelungenen Gedichtes gestört. Hart finden wir auch das Particip als Apposition zu einem Dativ, pag. 58:

Da fehlte Holz dem Meister,
Umschmiegt von Weib und Kind.

Doch das sind Kleinigkeiten. — Als Proben der Versification theilen wir aus dem Gedichte *Daedalus* und *Icarus* p. 14 folgende zwei Strophen mit:

Als er die Flügel ihm dann festgeschlungen,
Trägt er noch manches Warnungswort ihm vor;
Und wie ein Aar zum erstenmal mit Jungen
Fliegt aus dem hohen Felsennest hervor,
So hat er sich vom Boden aufgeschwungen,
Und steigt bedächtig mit dem Sohn empor,
Vorher hat er noch einmal ihn umfangen,
Und weinend ihm geküfst die zarten Wangen.

Es staunt der Fischer am beschilften Strande,
Wo er mit schwanker Angelruthe safs;
Es staunt der Hirt im wolligen Gewande,
Und achtet nicht der Heerd' im grünen Gras;
Es staunt der Pflüger auf dem Schollenlande
Und senkt die Schnur der beiden Zügel lafs.
Die Luftdurchsegler haben sie gesehen
Und wähnen, Götter ziehen durch die Höhen.

als Probe der Distichen *den alten und neuen Virgil* p. 126:

Einem Apollobilde, geformt von griechischem Meisel,
Gleichet der alte Virgil in des Hexameters Maafs;
Mit neumodischem Kleid, mit Schlepp' und Krausel erscheint er,
Im achtzeiligen Vers, in dem Geklingel des Reims.

Die äufsere Austattung des Buches ist anständig. Druckfehler haben wir wenig bemerkt. Unangenehm ist es, dafs die Schlacht von Aspern S. 89 in das Jahr 1800 versetzt wird, während S. 87 das Richtige steht.

Wir wünschen dem redlich strebenden Verf. Mufse, um auch an einem gröfsern Gegenstande seine Kräfte zu versuchen. Wir rathen ihm die Bearbeitung eines geschichtlichen Thema's, namentlich aus der Vaterlandsgeschichte, an und sind überzeugt, dafs er bei seinem Talent und der edeln Gesinnung, die sich durch alle Gedichte der gegenwärtigen Sammlung offenbart, etwas Vorzügliches leisten wird. *st.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## Uebersicht
### der *pädagogischen* Schriften,
welche durch die folgende veranlafst sind:

Berlin, b. Enslin: *Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen*, von Dr. *C. J. Lorinser*, Königl. Reg. und Medicinal-Rath in Oppeln; besonders abgedruckt aus der medic. Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preufsen. 1836. Nr. 1. 14 S. gr. 8. (2 gGr.)

Man wird kein Zeitalter finden, in welchem über Erziehung und Unterricht, über Bildung und Schulen mehr gesprochen und geschrieben wurde, als in dem gegenwärtigen: Alle Verhältnisse der Staaten haben sich in der neueren Zeit umgestaltet; die materiellen Interessen, nämlich die Landwirthschaft nach ihrem ganzen Umfange, das Gewerbswesen mit allen seinen einzelnen Zweigen und der Handel in seinen vielen Verzweigungen, haben ungeheure Vorschritte gemacht und fordern von den Wissenschaften und Künsten die ausgedehnteste Unterstützung. Auf ihnen ruht das materielle Wohl der Staaten und Privaten; allein ohne vielseitige und umfassende Kenntnisse, auf deren Anwendungen die materiellen Interessen beruhen und durch deren lebendiges Durchdringen können diese keiner durchgreifenden Verbesserung entgegen sehen: Die geistigen Interessen, namentlich die Erziehung und Bildung durch die Schule mittelst Unterricht, müssen ihnen zur Grundlage dienen und sie allseitig unterstützen.

Während die Staatsregierungen immer deutlicher einsehen lernten, dafs die auf die grofse Masse, das Volk vom niederen bis höheren Grade, nur durch Bildung des Geistes und Herzens, des Gefühles und Gemüthes und durch zweckmäfsige Entwickelung dieser Anlagen entschieden zu ihrem und des Volkes Vortheil einwirken können, weswegen sie das Erziehungs- und Unterrichtswesen zum Gegenstande ihrer gröfsten Aufmerksamkeit machten, und dasselbe stets zu vervollkommnen streben, erkannten die Beförderer der materiellen Interessen, dafs zweckmäfsiger Unterricht, in den jenen entsprechenden Zweigen, die nothwendigste Bedingung ist für das Fortschreiten und Verbessern. Der Mangel an den hiezu dienlichen Anstalten drängte sie nach den gelehrten Schulen hin, woraus der bekannte Streit zwischen den Humanisten und Realisten entstand, und es bedurfte in der neuesten Zeit nur einer ernsten Vertheidigung des klassischen Studiums gegen den Andrang der Realien und eines theilweisen, schnöden Hinwegwerfens, oder auch nur eines Hinwegweisens, um einen allgemeinen Kampf gegen die gelehrten Schulen, vor Allem gegen das bevorzugte Betreiben der lateinischen und griechischen Sprache anzuregen. Die Anfechtungen des Thierschischen Schulplanes sind bekannt; die daraus entstandenen Kämpfe liefern den Beweis, dafs es nur eines geringen Anstofses bedurfte, um schaarenweise über die gelehrten Schulen herzufallen und sie theilweise um ihren Bestand zu bringen.

Indem es einen Theils an Mitteln fehlte, neue Anstalten zu gründen, welche eine dem technischen Leben entsprechende Bildung zu Stande brächten, nahm man andern Theils in die gelehrten Schulen eine solche Masse von Realien auf, dafs entweder den alten Sprachen Zeit entzogen oder die Jugend so überladen werden mufste, dafs sowohl physische Constitution als geistiges Leben grofse Nachtheile zu fürchten hatte. Die Philologen liefsen sich von der den alten Sprachen zugewendeten Zeit entweder gar nichts oder nur unter den leidenschaftlichsten Kämpfen Einiges entziehen, oder suchten für die Mathematik und Geographie eine oder die andere Stunde für überflüssig zu erklären, wobei manche in ihrem Eifer für ihre klassischen Studien so weit gingen, die Einwirkungen der Mathematik in formeller Beziehung zu verdächtigen und ihr sogar die Schuld zuzuschreiben, warum die Früchte des klassischen Studiums theilweise vereitelt und letztere selbst verkürzt würden.

Die Zeitverhältnisse forderten übrigens immer dringendere Berücksichtigung der sogenannten Realien und bedrängten die philologischen Studien, deren Vertheidiger (ihre Zahl ist sehr grofs) bei den Fortschritten jener, im Widerspruche mit dem aufnehmenden Bedürfnifs der Kenntnifs derselben im praktischen Leben der Beamten und Gelehrten unserer Zeit überhaupt, die Jugend noch mehr in Anspruch nahmen, durch ihr praktisches Interesse mit jedem Jahre mehr. Im Fordern und Verweigern überschritt man die Schranken und erreichte keinen Zweck. Dafs die Philologen bei ihren ausgedehnten Forderungen theilweise weniger leisteten als sonst in einzelnen Zweigen und das Wissen an Gründlichkeit mehrfach verlor, dafs aber auch die Realien auf den Gymnasien keinen gehörigen Fortgang machen konnten, sind durch Erfahrung bestätigte Wahrheiten. Wenn man die verschiedenen Programme, Zeitschriften, Zeitungen u. dgl. ruhig beurtheilt, so findet man eine wahre Unzahl von Gegensätzen und Zweifeln, von Wechseln und Schwankungen, von

Unsinn und Widersprüchen. Bei der grofsen Anzahl von jungen Philologen und Vorständen an gelehrten Schulen sieht man das Lernen und Wissen für die höchste Aufgabe des menschlichen Daseyns an. Der eine will diese, der andere jene Erfindung gemacht haben; der eine renomiret in hochtrabenden Phrasen und Mystificirungen der Regierungen und des Volkes, der andere will sich durch ganz unbekannt gewesene Vorschläge und pädagogische Kunstgriffe bei Behörden und Publikum Auszeichnung verschaffen; der eine steckt die Schüler mit Dünkel und Hochmuth an, führt sie zu eitler Selbstüberschätzung und zum frechen Uebermuthe gegen Eltern und Vorgesetzte und nicht selten gegen ihn selbst; der andere will nur Geräusch und Aufsehen machen, stört das innige Verhältnifs des stillen und gemeinsamen Pflegens der Wissenschaften, verbannt die Stille des Jugendlebens, führt die Schüler in die Staatenverhältnisse und erzeugt ein kaltes Pflichtverhältnifs, welches für den Staat von grofsem Nachtheile ist und in der neuesten Zeit höchst bedauernswerthe Früchte brachte.

Solche Erscheinungen, und besonders das Ueberladen der Schulen mit zu vielen Lehrgegenständen und Lehrstunden, wodurch die gründliche und selbstständige Ausbildung des künftigen Gelehrten verhindert, Flachheit im Wissen und Oberflächlichkeit für das ganze Leben herbeigeführt wird, die Erkenntnifs der Wissenschaft wegen ihrer selbst gehemmt, dem verderblichen Nützlichkeitsprincipe ein mächtiger Vorschub geleistet und die Entwickelung der sittlichen Kraft und moralischen Tüchtigkeit der Jugend beschränkt wird, welche doch durch Bildung und Unterricht herbeigeführt werden soll, konnten dem unbefangenen Beobachter nicht gleichgültig seyn. Sie rühren von Fehlern und Mängeln unserer gegenwärtigen Schuleinrichtung her, denen schnell und gründlich abgeholfen werden mufs, wenn es mit unserer Jugend besser werden soll. Man glaube übrigens nicht, dafs sie allein den gelehrten Schulen zur Last fallen, sie berühren unsere Dorf- und Stadt-Schulen, überhaupt die niederen und höheren Volks-Schulen, wozu man besonders die sogenannten Gewerb- oder Realschulen rechnen mufs, eben so sehr. Auch sie dehnen ihren Unterrichtsplan zu übermäfsig aus, wollen dem Kinde bis zum 14ten Lebensjahre zu viel materielle Bilder beibringen, legen zu viele Lehrstunden hinter einander und üben auf das gründliche Erlernen des Nothwendigsten, besonders aber auf Entwickelung des Geistes, Herzens und Körpers einen sehr schädlichen Einfluss aus. Namentlich werden jene Gewerbeschulen, welche man sowohl in ihrer Stellung als inneren Einrichtung zu hoch schraubt, eine Flachheit im technischen Wissen, eine Oberflächlichkeit für das öffentliche Leben, einen Dünkel und Hochmuth der gewerbtreibenden Klasse, eine Gleichgültigkeit gegen Achtung und Ehre für Vorgesetzte und Staatsregierung, eine solche Bürgerklasse heranziehen, welche nicht mehr gehorchen, sondern befehlen, welche nicht mehr untergeordnet, sondern selbstständig seyn will. Man wird gelehrte Bauern und Handwerker, aber für den Ackerbau und die verschiedenen Handarbeiten verpfuschte Menschen erhalten und zum Nachtheile der materiellen Interessen die Oberflächlichkeit so weit treiben, dafs man viele Bürger finden wird, welche Vielerlei, aber nichts recht wissen, aus ihrer Einfachheit herausgerissen sind und Anforderungen machen, die für ihren eigenen und des Staates Wohlstand höchst gefährlich sind. Um sich hievon zu überzeugen, sehe man nur auf die Söhne der verschiedenen Bürgerklassen, auf das Treiben der jüngern Bürger und auf die Charakterbildung der aus manchen Realinstituten hervorgehenden und in das öffentliche Leben übertretenden Jünglinge. Doch es werde der Zeit und ihren Verhältnissen nicht vorgegriffen; nur gewarnt seyn mögen so manche junge Vorstände von Realschulen, dafs sie nicht ohne Unterschied in ihren schwindelnden Ideen zu weit gehen und mehr verderben als sie gut machen.

Die grofse Fluth pädagogischer Schriften, deren Ansichten und Systeme durch Gegensätze und Zweifel gewisse Wechsel und Schwankungen erzeugten, hat sich in unseren Tagen so gewaltig gezeigt, dafs man kaum im Stande ist, das richtige Gleichgewicht in den Ansichten und gegenseitigen Forderungen zu gewinnen, oder sich durch die grofse Masse von Vorschlägen und Versuchen, von Gesichtspunkten und Aenderungen u. dgl. über Wesen, Ziel und Zweck der gelehrten und technischen Bildung durchzuarbeiten und auf einen solchen Standpunkt zu erheben, von welchem aus es möglich wird, das häufige Gewirre zu übersehen. Die Volksschulen erhalten durch die vielerlei Lehrgegenstände einen so bunten Charakter und überhäufen den kindlichen Geist so sehr, dafs die physische Kraft der wenigsten Kinder unberührt bleibt, vielmehr frühzeitig geschwächt und abgespannt wird. Die gelehrten Schulen erhielten durch das in ihnen zu sehr berücksichtigte Nützlichkeitsprincip eine Richtung, die sie fast um ihren Hauptcharakter und Bestand brachte und in Betreff der intellektuellen Seite ein wirkliches Zurückschreiten in der Cultur zu erkennen giebt, indem bei der Bildung zum Gelehrtenstande vorzugsweise nur auf Nutzen und Brauchbarkeit für das Geschäft und für die Vorkenntnisse des Lebens gesehen und nicht die Thätigkeit der geistigen Kräfte, die Ausbildung der geistigen Vermögen, das durch eigene freie Willensrichtung herbeigeführte Hervortreten und das Hinaufsteigen zur höheren Ordnung der Dinge berücksichtigt wird. Und doch schützt nur diese höhere Richtung gegen die Mängel und Gebrechen der Zeit und findet ihre Anwendung auf alle Verhältnisse des Einzel- und Gesammtlebens.

Während die gelehrten Schulen einerseits das Reich der Vernunft, die Entwickelung, Veredlung und Läuterung des Verstandes und Herzens, also die Schärfung des Denkvermögens und Uebung des Geistes beabsichtigen sollen, um denselben kräftig und zu Allem geschickt und das Wissen selbstständig und lebendig zu machen, welches allein dem Gei-

ste

ste Gewandheit, Geschick und Kraft giebt, andererseits aber auch dem vielseitigen Nützlichkeitsprincipe dienen sollten, mufste die Masse der Unterrichtsgegenstände in ihnen sich so häufen, dafs entweder die Gründlichkeit des Wissens, oder der physische Zustand der Jünglinge sehr leiden müssen; denn sollte ersteres nicht der Fall seyn, so würde die Kraft zo sehr angestrengt, um sich frei entwickeln und für einen oder den anderen Lehrgegenstand sich entschieden auszubilden. Die Folgen dieser Ueberspannung zeigen sich in mehrfacher Beziehung nachtheilig; die Bildung selbst erfafst blofs eine Seite des Menschen, nämlich die geistige, berücksichtigt nicht auch das Werkzeug des Geistes, den Körper und seine Erstarkung, und kündigt sich darum nicht blofs einseitig und unvollständig, sondern in ihren Folgen sogar dem Staate nachtheilig und verderblich an. Die Erfahrung belehrt uns, dafs selbst die sorgfältigste Ausbildung des Geistes, welche mit der des Körpers nicht gleichen Schritt hält, entweder in sich selbst zerfällt, oder ihr Ziel nicht erreicht. Dafs viele Jünglinge durch verkehrte Erziehungsweisen körperlich verkrüppelt, und leicht auch in geistiger und sittlicher Hinsicht Krüppel werden, dafs der in einer krankhaften und unbehülflichen Maschine sich oft nur nothdürftig fortschleppende Geist in seiner Wirksamkeit häufig gehemmt wird und sich dann nicht selten Pedanterie und Heuchelei, Unduldsamkeit und Gewissenlosigkeit, nebst dem bekannten Heere öffentlicher und geheimer Sünden einstellen, bedarf keines besonderen Beweises.

Wenn man von Gymnasien erfährt, dafs ihre Schüler in sechs verschiedenen Sprachen, (Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Französisch, Englisch und Hebräisch) und nebst diesen noch in der Religion, philosophischen Propädeutik, Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturkunde u. dergl. unterrichtet werden, wodurch sie wöchentlich 37—40, also täglich zwischen 6 und 7 Schulstunden haben; zugleich aber auch noch zum Privatstudium angehalten werden, indem viele Programme auf prahlende Weise die Schriftsteller aufzählen, welche von den Schülern jährlich privatim gelesen werden müssen; (denn gar viele Philologen sind unersättlich), und wenn man zugleich erwägt, dafs unsere Jugend im Durchschnitte viel arbeitsscheuer, aber doch vergnügungssüchtiger geworden ist, als in der früheren Zeit: so läfst sich nicht begreifen, wie diese Schüler Zeit genug erhalten, sich für alle die vorzutragenden Lehrgegenstände gehörig vorzubereiten, das Vorgetragene mit Bewufstseyn zu wiederholen, und den reichen, oft höchst verschiedenartigen Lehrstoff dem Gedächtnifs einzuprägen. Die unvermeidliche Folge davon ist die Vernachlässigung der Körperpflege, die Verweichlichung und Erschwächung des Körpers. Sollen aber unsere Bildungsanstalten in jeder Beziehung ein erwünschtes Ziel erreichen, so mufs neben einer gründlichen Ausbildung der geistigen und sittlichen Kräfte auch der Körper, als Hülle der Seele, vorzugsweise berücksichtigt werden. Geist und Körper müssen gleichmäfsig geübt und für die ganze Lebensdauer ertüchtiget werden.

Der Aufsatz *Lorinser's* gab die Veranlassung zu mehreren Schriften über diesen Gegenstand, theils polemischen, theils kritischen Aufsätzen und zu vielen, namentlich in Schulprogrammen niedergelegten, Bemerkungen, wovon jedoch die wenigsten zu des Ref. Augen gekommen seyn dürften. In diesem Falle würde die Anzahl noch weit gröfser geworden seyn; was er übrigens sich verschaffen konnte, darum bemühte er sich. Jener Aufsatz wurde sowohl durch mancherlei Aeufserungen, z. B. die des Herrn Conrektors Dr. *Jahn* in den Jahrb. für Philol. 14r Bd. S. 478, wo derselbe in einer Anmerkung sich über die zu grofse Anzahl von Lehrstunden und Lehrgegenständen, sowohl wegen der Beeinträchtigung der physischen Entwickelung der Jugend, als vorzüglich wegen der herbeigeführten Hindernisse einer gründlichen und selbstständigen Ausbildung des Gelehrten ausgesprochen hat, als auch durch medicinische Beobachtungen über die Schwächung der physischen Kräfte unserer Zeitgenossen in der Jugend, wie sie namentlich von *Hufeland* und Anderen gegeben worden waren, veranlafst und sucht die Sache auch von dem medicinischen Standpunkte zu beleuchten. Die angeregte Streitfrage bezieht sich zwar zunächst auf die Einrichtung der Preufsischen Gymnasien, hat aber unfehlbar ein um so allgemeineres Interesse für andere Länder und für das Schulwesen aller Staaten, als in denselben in der neuesten Zeit, wenn auch nicht gleiche, doch ähnliche Experimente gemacht und Institutionen hervorgerufen wurden und als alle gegen die Anklage *Lorinser's* erhobenen Stimmen wohl ein zu abstraktes Darstellen der zu wenig begründeten und mehrfach übertriebenen schädlichen Einwirkungen der Gymnasien auf die Gesundheit der Jugend nachgewiesen haben, keine aber es wagte, dieselben ganz wegzuleugnen. Ja einige haben dieselben sogar auf andere Weise begründet.

Die grofse Allgemeinheit der *Lorinser'schen* Nachweisungen sucht übrigens Ref. noch darin, dafs unsere Dorf- und Stadtschulen denselben Anschuldigungen unterliegen; dafs auch in ihnen die physische Kraft der Jugend zu wenig, oft gar nicht berücksichtigt, ihr Unterrichtsplan zu übermäfsig ausgedehnt, das Gedächtnifs und der Geist des Kindes mit zu vielen Materien überladen, durch zu viele Stunden belastet und dadurch das Siechwerden des Körpers und eine frühzeitige Abgespanntheit erzeugt wird. Man darf daher die mit edlem Eifer für das Wohl der Menschheit, mit einer allseitigen und geistreichen Auffassung, mit eindringendem Scharfblicke und mit Leben durchdrungenen Ansichten *Lorinser's* in dem ersten Stücke der medicinischen Zeitung dieses Jahres auch auf andere Schulen anwenden, das Publikum und die Staatsbehörden von ganz Deutschland darauf hinweisen und in dieser Literatur-Zeitung mit aller möglichen Umsicht bemerklich machen. Da jenes Heft der Zeitung Sr. Majestät dem Könige von Preufsen

zu Gesichte kam, und Derselbe den Aufsatz las, so befahl der für sein Volk treu wachende väterlich gesinnte König seinen Behörden, darüber Beobachtungen anzustellen und zu berichten. Der Aufsatz wurde daher speciell abgedruckt und an alle Direktoren der gelehrten Schulen mit der Aufforderung von dem K. P. Ministerium des Unterrichtes gesendet, darüber zu berichten.

Dafs *Lorinser* in ein Wespennest stach, die Gymnasial-Direktoren gegen sich aufgescheucht und manche derselben in heftigen Zorn gebracht hat, beweisen die nachstehenden Schriften schon hinreichend. Manche derselben traten mit zerknickten oder verwelkten Stacheln auf und prallten am Ende an sich selbst zurück, wie sich bei der Würdigung der einzelnen Schriften zeigen wird; manche andere wiesen mit scharfem Blicke Einseitigkeiten und Blöfsen in den Anklagen nach; Andere stritten, ohne es zu wissen, mit und gegen sich selbst und wieder Andere führten ihre Vertheidigung so oberflächlich und gesucht, dafs man ihnen gleich ansieht, wie ohnmächtig sie sind. Uebrigens ist die Sache vor das Forum des Gesammt-Publikums von Deutschland gekommen, hat in allen Kreisen des öffentlichen und häuslichen Lebens bald mehr bald weniger Anklang gefunden und einen Kampf erregt, der eben so wichtig als heftig, eben so andauernd als umfassend ist und der Lösung der dadurch angeregten Lebensfrage zum Vortheile der Jugend dann beendiget werden wird, wenn sich die schroffen Ansichten werden ausgeglichen und dem Schulwesen, namentlich dem gelehrten, eine mehrfache Verbesserung verschafft haben, wodurch die Fehler und Mängel, woran jenes zum grofsen Nachtheile der Jugend und der Staaten leidet, möglichst schnell und gründlich beseitigt werden dürften.

Obgleich die von *Lorinser* angeregten Fragen und die darauf begründeten Anklagen schon so vielfach besprochen wurden, dafs dieselben jedem Leser als bekannt vorauszusetzen seyn dürften, so hält es Ref. doch für nöthig, die Hauptgedanken hier mitzutheilen, um bei der Beleuchtung der einzelnen Schriften darauf hinweisen, und selbst die *Lorinser'schen* Anschuldigungen kurz beurtheilen zu können. Der Aufsatz fasset nur 14 Seiten; aber um so umfassender ist sein Inhalt und um gewichtiger sind die Gedanken. Er beginnt mit den Sätzen:

„Einer der ersten und wichtigsten Gegenstände der öffentlichen Gesundheitspflege sollte unstreitig die zweckmäfsige körperliche Entwickelung der Jugend seyn, vorzüglich in den Schulen, welche ganz der Aufsicht und Leitung des Staates unterworfen sind. In neuerer Zeit hat aber die Schule, ungeachtet der vielfach mit ihr vorgenommenen Experimente und Verwandlungen, von der ärztlichen Beurtheilung sich so unabhängig gemacht, und die Hygieine hat deshalb hinwiederum auf jene so wenig geachtet, dafs es durchaus nicht überflüssig scheint, die Ausbildung des jugendlichen Geistes und Körpers, wie sie gegenwärtig in den meisten deutschen Gymnasien betrieben wird, vom Standpunkte der Medicin zu betrachten, wenn auch für's erste damit ein grofser Dank nicht zu verdienen wäre".

Herr *Lorinser* behauptet alsdann, dafs von den drei unter einander abweichenden Meinungen der Aerzte über den gegenwärtigen Zustand des Menschengeschlechtes, nämlich dafs 1) die physische Kraft abnehme; 2) dafs die geistige überlegen sey und 3) dafs sich im Wesentlichen Körper und Geist nicht über das Alterthum erhoben haben, die erste, welche *Hufeland* aufgestellt und vertheidigt hat, wahr sey und sich thatsächlich besonders durch die Erfahrungen an der werdenden Generation auf Gymnasien nachweisen lasse, ja dafs nicht allein die physische, sondern auch die psychische Entwickelung bei dem gegenwärtig überspannenden Systeme leide. Er fährt also fort: „Die echte Geistesbildung geht gleichmäfsig sowohl auf die wissenschaftliche als auf die sittliche Vervollkommnung aus, und die wahre Intelligenz ist so weit davon entfernt, irgend eine gute menschliche Anlage zu hemmen oder zu zerstören, dafs sie vielmehr überall nur die Harmonie und Einheit der geistigen und natürlichen Elemente zu erreichen und zu bewahren strebt; ihr Ziel ist die Weisheit, welche die Gesundheit im Gefolge hat, wogegen eine halbe oder verkehrte Kultur mit ihren einseitigen, falsch verstandenen und übel angewandten Lehren ein Mifsverhältnifs zwischen Geist und Natur hervorbringt, welches in seinen Wirkungen als Afterweisheit und Krankheit erscheint".

Weiterhin bemerkt der Verf., dafs die Klagen über allzugrofse Anstrengung und dadurch herbeigeführtes Siechthum der Jugend nicht den Schulen allein zur Last zu legen, sondern dafs auch die Generation selbst eine andere sey, vorzugsweise durch Ueberreizung mit den seit der Entdeckung Amerika's allgemein verbreiteten Reizmitteln, wodurch eine schwächlichere und zartere Organisation der Jugend, hauptsächlich in den höheren Ständen erwachse; dafs der Keim des Uebels schon in die Schule mitgebracht werde, und hier nur, von gewissen Umständen begünstigt, Nahrung und Wachsthum erlange. Die mit krankhaften Affektionen, Scropheln, Anlagen zur Lungensucht u. dgl. behaftete Jugend werde durch Ueberreizung in den Schulen, durch Beförderung der krankhaften, besonders zu nervösen Leiden sich neigenden Anlagen vermittelst der einseitigen Hervorhebung des blofs geistigen Lebens durch den jetzigen Gymnasialunterricht und die gesteigerten Anforderungen desselben noch mehr geschwächt, und die gesunde, naturgemäfse Entwickelung durch Ueberladung der Jugend mit einer Menge von Unterrichtsgegenständen und Lehrstunden gehemmt.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## PÄDAGOGIK.

Berlin, b. Enslin: *Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen*, von Dr. *C. J. Lorinser* u. s. w.

(*Fortsetzung der Uebersicht u. s. w. in Nr. 73.*)

Die Mittel, welche auf den meisten deutschen Gymnasien die krankhaften Anlagen des Körpers, wie des Geistes, noch steigern, und wo sie noch nicht vorhanden sind, hervorrufen, sucht der Vf. 1) in der Vielheit der Unterrichtsgegenstände; 2) in der Vielheit der Unterrichtsstunden und 3) in der Vielheit der häuslichen Aufgaben. „Das erste, heifst es weiter, ist vorzüglich zur Verwirrung und Abstumpfung des Geistes geneigt; das 2te hält die naturgemäfse Ausbildung des Geistes zurück und durch das 3te wird vorgebeugt, dafs diese beiden Wirkungen nicht aufser der Schule wieder aufgehoben werden." Aus den Programmen von 50 bis 60 Gymnasien ersah nämlich der Vf., dafs die Schüler im Durchschnitte wöchentlich 32—40 Stunden auf den Bänken sitzen müssen, wogegen früher auf den meisten Schulen sowohl der Lehrgegenstände als Stunden viel weniger waren, indem in Sachsen früher nur 25 Wochenstunden gehalten wurden und man in Süddeutschland, z. B. in Baiern auf allerhöchst-eigenen Befehl, nur 22 ordentliche Lehrstunden antrifft. Dadurch nun, dafs der Körper einem so grofsen unnatürlichen Zwange unterworfen sey, werde die Entwickelung der physischen Kräfte verhindert und der Kreislauf nebst Beschaffenheit der Säfte beeinträchtigt.

„Ein Organismus, sagt derselbe, zu dessen Ausbildung reine Luft und thätige Bewegung eben so unerläfslich sind, als zum Gedeihen einer Pflanze Regen und Sonnenschein gehören, ein junger Mensch, oder noch ein Knabe, dessen Lebensthätigkeit in solchem Alter vielmehr noch nach Aufsen, als nach Innen strebt, mehr noch auf das Leibliche, als auf das Geistige gerichtet ist, und dessen Organe nur durch Uebung und freie Aeufserung ihrer Kraft sich entwickeln und erstarken können, ein solcher wird verurtheilt, täglich sechs bis acht Stunden in der Schule zu sitzen und dann noch einige Stunden zu Hause sich einzusperren! In der That, die künstlich gezogenen verkümmerten Pflanzen in den Treibhäusern, oder die bleichen zur *flora subterranea* gehörigen Gewächse in den Schachten und Klüften, wohin weder Licht noch Wärme dringt, bilden auf einer niedrigen Stufe die wahren Gegenstücke zu nicht wenigen Schülern der Gymnasien. Kräftige und blühende Knaben sogar welken oft nach einigen Jahren dahin, wie Gewächse, denen Licht und Nahrung entzogen worden; am deutlichsten erscheint das siechе Gepräge in den höheren Klassen; Bilder der Gesundheit werden immer seltner gefunden; ein bleiches Antlitz, ein mattes Auge, ein träges Wesen, Verstimmung und altkluge Mienen haben bei Vielen die Frische, das Feuer und die Unbefangenheit verdrängt."

„Das peinliche Gefühl, welches zu Anfang der sitzenden Lebensweise sich einstellt, wird freilich in der Folge durch Gewöhnung allmählig abgestumpft, bei der Jugend aber um so nachtheiliger empfunden, weil hier der Trieb nach Bewegung ungleich stärker und lebhafter und im Knabenalter jede Faser noch voll Regsamkeit ist. Indem die *nach Aufsen* strebende organische Thätigkeit zurückgehalten und gehemmt wird, kann es nicht fehlen, dafs sie umschlegend ihre Befriedigung auf einem anderen, aber unrechtem Wege sucht und *innerhalb* des Organismus sich in krankhaften Richtungen verirrt. Die erste Folge dieses letzteren ist der vermehrte Trieb des Blutes nach den Organen des Unterleibes und die Anhäufung desselben in der Pfortader, besonders der Hämorrhoidalgefäfse. Die Freiheit und das Gleichgewicht des Kreislaufes werden dadurch gestört, das Daseyn des Blutes wird als ein fühlbarer Reiz empfunden, die Wärme und Thätigkeit der unteren Organe vermehrt und hier ein vorzeitiger abnormer Entwickelungskreis geweckt, welcher meistens zugleich in einer doppelten Richtung, nämlich in den Organen der Zeugung und der Ernährung hervorzubrechen pflegt. Die für Geist und Körper zerstörenden Folgen der ersten Richtung sind allen aufmerksamen Lehrern (leider ist das Laster der Selbstschwächung bei der Jugend überhaupt in einem so hohen Grade eingerissen, dafs der wahre Jugendfreund schaudert ob der Beispiele, welche er beobachten kann, wenn er nur einigermaafsen aufmerksam ist; hierin findet er eine Hauptquelle des Siechthums der Jugend u. s. w.) genugsam bekannt; sie wurden ehemals zu viel und zu oft besprochen und werden heute zu sehr sekretirt."

„Die zweite Richtung trifft die Organe der Verdauung und der Blutbereitung, vorzüglich den Darmkanal, die Milz, die Leber und die drüsigen Theile. Hier wird der Grund zu den sogenannten Stockungen im Unterleibe zu den Verdauungs- und Hämorrhoidalbeschwerden und überhaupt zu den sehr zahlreichen und sehr zusammengesetzten Uebeln gelegt, die aus solchen Zuständen sich herausbilden, und mit der

der Zeit den ganzen Organismus mitleidend machen können. Zuweilen sieht man sogar diese Uebel noch auf den Gymnasien ihre Ausbildung erlangen, denn es ist keine grofse Seltenheit mehr, fleifsige Primaner und Sekundaner zu finden, die schon vollendete Hypochondristen sind, und den traurigen Vorzug haben, an einer Krankheit zu leiden, welche sonst nur für eine Eigenheit des männlichen Alters gehalten wurde."

„Minder oder mehr mufs auch die Brust an Leiden Antheil nehmen, vorzugsweise bei Jünglingen, deren Lungen schon von Hause aus nicht die vollkommensten sind. Die vorgebogene Stellung beim Lesen, Schreiben, Zeichnen u. dgl.; die leisen kurzen Athemzüge, die allezeit eintreten, wenn die Aufmerksamkeit rege oder gespannt ist, lassen nicht zu, dafs die Lungen vollständig ausgedehnt, die Luft in denselben gehörig erneuert und ausgeschieden und die Muskeln der Brust in hinlänglicher Uebung und Thätigkeit erhalten werden. Der ganze Procefs der Respiration geschieht auf diese Weise nur halb und unvollkommen; ein Mangel, der oft lange ohne bemerkbaren Nachtheil ertragen wird, der aber in einem jugendlichen, zumal mit schwacher Brust begabten Körper, täglich viele Stunden fortdauernd, für die Bereitung und den Umlauf des Blutes sowohl, wie für die Lungen selbst, von den schädlichsten Folgen und das wichtigste ursächliche Moment der so häufigen Lungensucht ist, wenn diese auch erst viel später und öfters erst zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten Jahre zum Ausbruche gelangt. Kommt hierbei noch in Erwägung, dafs die Luft, die von den Schülern eingeathmet wird, gewöhnlich durch das Beisammenseyn Vieler in einem verhältnifsmäfsig engen Raume verdorben oder wenigstens nicht rein ist, und um so mehr die Eigenschaft eines *pabulum vitae* verliert, je länger das Beisammenseyn dauert, so wird auch der hieraus für die Blutbereitung und Ernährung entspringende Nachtheil nicht zu niedrig anzuschlagen seyn."

„Das Singen, sehr geeignet zur Entwickelung und Stärkung einer sonst gesunden Brust und deshalb auch für diesen Zweck zu empfehlen, bringt in einer geschwächten oder der Anstrengung ungewohnten nur zu leicht die entgegengesetzte Wirkung hervor. Richten wir noch zuletzt den Blick auf das Haupt, so fällt vor Allem auf, wie sehr bei vielen Jünglingen das edelste Gebilde des Menschen, das Auge, in seiner Sehkraft geschwächt und ohne Schonung gemifshandelt wird."

Obgleich Ref. die Anklage des Vf. in mehrfacher Beziehung für zu abstrakt dargestellt, nicht überall für erwiesen und theilweise für übertrieben hält, so ist die angeführte Schilderung doch aus allgemeinen und treuen Beobachtungen geschöpft, welche nur der Arzt anstellen und genau erwägen kann, in wiefern die berührten Anstrengungen für die physische und psychische Entwickelung der Jugend nachtheilige Wirkungen hervorrufen können, und er stimmt dem Vf. in der nachfolgenden Bemerkung vollkommen bei, dafs alle halben Maafsregeln, wie sie von Zeit zu Zeit anempfohlen werden, als ungenügend und kleinlich erscheinen, so lange „das Sitzen nicht abgekürzt und die Menge der Unterrichtsgegenstände, der Lehrstunden und häuslichen Arbeiten nicht beträchtlich gemindert wird." Auch unterschreibt Ref. die am Schlusse der Schrift des Vfs angeführten Bemerkungen des Hn. Dr. *Jahn*, wovon oben kurze Erwähnung geschah. Nur deutet er diese etwas anders als jener, und glaubt, dafs er diesen nicht ganz mit Recht zum Theilhaber der Anklage gemacht hat, da er sich in besagter Note in einem etwas verändertem Sinne über die Mängel und Gebrechen der gelehrten Schulen aussprach.

Ref. hält es für zweckmäfsig, die Ansichten des Hn. *Lorinser* nicht weiter zu beleuchten, sondern bei den einzelnen Gegenschriften hier und da einen Blick auf dieselben zu werfen: Er hält die physischen und psychologischen Nachweisungen für richtig, glaubt aber nicht, dafs die Anstrengungen allein die Hauptursache der im Allgemeinen sich zeigenden Schwächung des jetzigen Menschengeschlechtes seyen, sondern dafs sie eben so sehr von anderen Verhältnissen herrühre, worunter vorzüglich das häufig verderbte Familienleben, das Streben nach Vergnügungen und Zerstreuungen und andere unordentliche Lebensweise zu verstehen seyn dürften, wie Hr. *L.* auch theilweise zugesteht. Ob aber ein Nichtmediciner die Beweise dieses, in sofern sie das Physische des Menschen betreffen, zu widerlegen im Stande seyn dürfte, bezweifelt er sehr: Wirklich hat sich auch kein Widersacher getraut, den schädlichen Einfluls der Anstrengungen auf die Entwickelung des Körpers ganz wegzuleugnen.

In Betreff des ersten Grundes wegen der Abnahme der physischen Kraft, nämlich hinsichtlich der Vielheit der Unterrichtsgegenstände, müfsten diejenigen bezeichnet werden, welche als Vorbereitung für die Universität unentbehrlich sind: Ref. rechnet hierzu die beiden alten Sprachen, Mathematik, Geschichte, Geographie, deutsche Sprache, Naturwissenschaften und Religion. Denn die Erfahrung aller Zeiten zeigt, dafs die neuere christliche Kultur dem Studium der alten Klassiker ihre Fortschritte zu verdanken hat, dafs Mathematik für die Bildung des Verstandes, Entwickelung der consequenten Denkkraft, Weckung des Scharfsinnes und Kräftigung des Urtheilsvermögens unentbehrlich ist; dafs Geschichte und Geographie die harmonische Ausbildung ergänzen helfen und Religion allen Unterricht durchdringen mufs, wenn durch alle jene Studien edle Früchte erzeugt werden sollen, und dafs endlich die Naturwissenschaften ebenfalls dazu gehören, um dem Jünglinge eine vollständige Vorbereitung für seine Berufsstudien zu verschaffen und für sein künftiges Geschäft tauglich zu machen.

Für alle diese Unterrichtszweige nimmt er 26 Wochenstunden an, und theilt jeder der beiden alten Spra-

Sprachen 6, der Mathematik 4, der Religion, der Geschichte, Geographie, deutschen Sprache und den Naturwissenschaften jedem Gegenstande 2 Wochenstunden zu, wobei er die vier letztern Klassen der gelehrten Schulen im Auge hat, und die vier ersteren, als Vorbereitungen zu den Gymnasien, nicht berücksichtigt: Wenigstens gehe auch für sie die Zahl der Wochenstunden nicht über 26 hinaus. Dieses Maafs geht weder zu weit, noch beeinträchtigt es den Geist und Körper; beide dürften dabei recht gut bestehen können, und den unentbehrlichen Unterrichtszweigen wäre die erforderliche Zeit zur gründlichen Behandlung gegeben. Ref. sendete diese Ansicht voraus, damit er für die verschiedenen Streitfragen einen sicheren Anhaltspunkt habe wegen der Vielheit der Unterrichtsgegenstände und Unterrichtsstunden. Von den 24 Tagesstunden rechnet er ferner 8 bis 9 Stunden für Schlafen, 4 bis 5 Stunden für Essen, Erholung, Spiel, gymnastische Uebung; 5 Stunden für Studiren, Aufgaben u. s. w., und eine Stunde für fremde Sprachen; mit den 5 Schulstunden begreift er noch den Unterricht im Singen und Zeichnen. Rechnet er nun die Sonn- und Feiertage nebst Ferien hinzu, so bleibt dem Jünglinge so viel Zeit für Erholung, Kräftigung und Stärkung des Geistes und Körpers übrig, dafs man gewifs keine Ursache haben wird, die Schule wegen der verderblichen Anstrengungen zu beschuldigen: Nach den freien Stunden, Sonn- und Feiertagen lassen sich alsdann die häuslichen Aufgaben berechnen, da an den beiden letzteren die Schulstunden hinwegfallen und blos gottesdienstliche Handlungen sie einigermaafsen ersetzen.

Durch die bisherigen Bemerkungen glaubt Ref. für alle Gründe, welche Hr. *L.* wegen der Abnahme der physischen Kraft anführt und der Schule zur Last legt, eine sichere Grundlage gewonnen und sich Anhaltspunkte verschafft zu haben, welche ihn bei manchen Erwiederungen und Kämpfen in den einzelnen Schriften sich kurz fassen lassen. Gerade die Zahl der Lehrstunden greifen fast die meisten Gegner an, weil sie die alten Sprachen mit ihrem Gefolge nicht beeinträchtigt wissen wollen; der Realien, z. B. der Geschichte, Geographie, Mathematik, Religion und Naturwissenschaften nehmen sie sich weniger ernsthaft an und gehen oft mit oberflächlichen Bemerkungen darüber hinweg. Zuerst erschienen mehrere polemische oder kritische Aufsätze, z. B. der von *Müller* Nr. 1, der von *Mützel* Nr. 2, der von *Hoffmann* Nr. 3 und andern, welche die Sache mehr oder weniger gründlich, mehr oder weniger umfassend und mit mehr oder weniger Scharfsinn und Unparteilichkeit behandelten.

1) *Widerlegung des schädlichen Einflusses der Gymnasialbildung auf die Körperentwickelung*, unter Bezug auf *Lorinser's* Schrift: *Zum Schutze* u. s. w., vom Rector u. Prof. *Müller* in Torgau, in *Gleich's* Eremiten. 1836. Nr. 35 u. d. f.

Der Vf. dieses Aufsatzes leugnet den schädlichen Einfluss der Gymnasialerziehung auf die Körperentwickelung am entschiedensten unter allen Gegnern, indem er behauptet, in den Gymnasien der kleinen Städte sey eine Beeinträchtigung der Gesundheit weder sichtbar, noch auch bei der gegenwärtigen Zahl der Lehrstunden und Lehrgegenstände überhaupt möglich (?), sobald man nur die Schüler auch in ihrem häuslichen Leben streng beaufsichtige, ihre Arbeitsstunden genau ordne, Leibesübungen befördere, beaufsichtige und eine einfache Lebensweise derselben erstrebe. Ja es sey sogar die Bemerkung gemacht worden, dafs Gymnasiasten, welche während der Ferien im elterlichen Hause krank wurden, bei ihrer Rückkehr ins Gymnasium erstarkten und körperlich kräftiger wurden. Solche Ausnahmen mögen nun freilich ziemlich selten seyn; Ref. hat sie seit seinem ziemlich langen Lehramte so selten beobachtet, dafs er sich kaum eines oder des anderen erinnert: Wohl aber hat er alle Jünglinge ohne Unterschied beim Zurückkehren aus den Ferien munter und frisch, gut aussehend und kräftig gefunden, aber die Frische ihrer Gesichtsfarbe allmählig wieder verschwinden sehen: Auch nahm er in jedem Jahre wahr, dafs in den ersten Monaten des Schuljahres das Ausbleiben der Schüler kaum halb so stark ist, als in den letzteren: Ueberhaupt hat er aus seinen vieljährigen Beobachtungen die Ueberzeugung gewonnen, dafs starke geistige Anstrengungen die Erkräftigung des Körpers verhindern, obgleich er an einer Anstalt arbeitet, deren Lokalitäten sehr gesund und geräumig sind und deren Schüler mit allen Unterrichtsstunden wöchentlich nur 30 Stunden haben.

Der Vf. bemerkt jedoch weiter, dafs, wenn in den Gymnasien grofser Städte die körperliche Entnervung sichtbar hervortrete, daran die Schule nicht Schuld sey, sondern das häusliche Leben, wo die Vergnügungen, Schmausereien und Zerstreuungen, überhaupt die unordentliche Lebensweise dem Knaben die zu den Studien passende Tageszeit rauben und ihn zum Nachtstudiren oder zu anderen Ueberspannungen seiner Kräfte treiben, bisweilen auch der neben der Schule eingezwängte Privatunterricht ein Uebermaafs von Arbeit herbeiführt. Hierin stimmt Ref. dem Vf. wohl theilweise bei; aber er wundert sich, dafs letzterer diese Angaben als Entgegnung vollgültig angesehen haben will, da Hr. *L.* bemerkt, dafs der Keim manches Uebels schon in die Schule mitgebracht und hier unter gewissen Umständen nur begünstigt werde. Auch stellt der Vf. nur Behauptung gegen Behauptung da auf, wo der Schulmann keinen Glauben erhält, auch keinen erhalten kann; sondern der Arzt, der eigentliche Sachverständige, gehört werden mufs.

So wenig also Ref. die blofsen Behauptungen des Vfs. ohne Widerlegung des von Hn. *L.* Behaupteten als vollgültig ansehen kann, eben so wenig kann er ihm darin beistimmen, dafs die Gymnasien jetzt in Betreff des Umfanges der Lehrgegenstände und Lehrstunden mit den früheren ziemlich in gleichem Verhältnisse ständen, indem auch auf den sächsischen

Ele-

Fürstenschulen schon vor 30 Jahren neben dem Lateinischen und Griechischen und deren Hülfswissenschaften noch Manches als besondere Wissenschaft gelehrt worden, was man jetzt als Uebermaafs bezeichnen wolle, z. B. Mathematik, Physik, Astronomie, Chronologie, Alterthumskunde u. s. w. Hiebei ist aber zu erwägen, dafs vor 30 bis 40 Jahren blos die lateinische Sprache Anstrengung veranlafste, die griechische Sprache nur nebenher betrieben wurde und von dem mathematischen Unterrichte kaum die Rede war; dafs von Geschichte und Geographie ein blofses Geklapper vorkam und von der deutschen Sprache so viel als nichts gesagt wurde. Man sprach in manchen Anstalten wohl etwas von Kosmographie, Antiquitäten, Rhetorik u. s. w., behandelte aber dieselben so oberflächlich und einseitig, dafs man besser geschwiegen hätte.

Wie sehr aber z. B. jetzt das grammatische Studium der Sprachen ausgedehnt ist, so dafs es mit der früheren Zeit in keinen Vergleich gestellt werden kann, wie sehr Mathematik, Geschichte, Geographie u. s. w. an Wichtigkeit für die Ausbildung der Jugend und an Ausdehnung zugenommen und wie sehr selbst Hülfswissenschaften ausgedehnt sind, denen der jetzige Schüler grofse Aufmerksamkeit und vielen Privatfleifs widmen mufs, um bei den Prüfungen davon Rechenschaft geben zu können, ist jedem Sachkenner bekannt und sollte einem Philologen um so weniger Anlafs zu einem Beweise gegen Hn. *L.* und zu einem widerlegenden Vergleiche Veranlassung gegeben haben.

2) *Zur Würdigung der Angriffe des* Hn. Dr. *Lorinser auf unsere Gymnasien* in der Beilage zu Nr. 9 von *Büchner's* literar. Zeitung für 1836 von Dr. *J. Mützell.*

Der Vf. hebt besonders den Umstand hervor, dafs sich aus Lehrplanen preufsischer Gymnasien von den 1780er Jahren und aus den 1sten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts nachweisen lasse, wie diese Anstalten damals sogar einige Lehrfächer mehr, und z. B. die Schüler des Kloster-Bergischen Gymnasiums wöchentlich 36 und in Berlin auf zwei Gymnasien die Primaner sogar 42 Stunden gehabt hätten, woraus er folgert, dafs der sprachliche Unterricht auf den damaligen Gymnasien eben so schwierig gewesen wäre und auf weniger methodische Weise betrieben worden sey, und dafs in den Realien, welche sich zu gröfserer intensiver Ausdehnung erhoben hätten, die so sehr fortgeschrittene Methodik und die innere Vollendung den jetzigen Unterricht und die Auffassung aufserordentlich erleichtert hätte. Auch werde der Privatfleifs des Schülers nicht übertrieben, da von der Schule höchstens 3 Stunden des Tages gefordert würden.

In der Hauptsache stimmt dieser Vf. mit dem vorigen überein; aber er bedachte eben so wenig wie jener, dafs durch die vielen Ferien- und Festtage, durch Nachmittagsandachten und freie Tage bei manchen Gelegenheiten die Stundenzahl sehr vermindert wurde, und dafs die öfters eingeschobenen zwei- bis dreitägigen Ferien die Schüler zu körperlichen Erholungen viel mehr Gelegenheit hatten als jetzt: Man befrage sich nur bei älteren Gelehrten oder bei eigener Erfahrung; Ref. erinnert sich recht gut, wie er sich mit seinen Schülern beim Einmarsch von Militär, beim Einzuge von fürstlichen Personen und anderen ähnlichen Gelegenheiten der Schulfreiheit zu erfreuen hatte und wie man sich oft in gesammter Masse von einer oder der anderen Schulstunde entfernte. Jetzt verhält es sich ganz anders, worüber er im Stillen oft seine lächelnden Bemerkungen wegen des früheren Treibens der Lehrer und Schüler macht.

Von dem Unterschiede hinsichtlich der Lehrgegenstände zwischen früher und jetzt hat er schon oben Einiges gesagt. Nebst der Ausdehnung und Selbstständigkeit der Wissenschaften, wodurch die Zeit des Unterrichtes zugleich an Intensität zugenommen hat, berührt er nur die Examina, welche die Schüler zu bestehen haben, um auf eine Universität übergehen zu dürfen, und weiset jeden Jugendfreund darauf hin, wie jene 2 bis 4 Monate vor der Prüfung sich abmühen und das Gedächtnifs vollpfropfen, um den Forderungen zu entsprechen und die Erlaubnifs zum Uebertritte zu erlangen. Es ist theilweise empörend, mit welchen Anstrengungen sie sich wahrhaft kreuzigen; man erkennt dieselben geistig und physisch kaum mehr: Vergleiche man doch die jetzigen Examina mit den früheren, und ersehe man daraus, dafs die geistigen Anstrengungen der jetzigen Gymnasiasten mit den früheren gar nicht zu vergleichen sind, und dafs unsere fleifsigen Schüler völlig abgestumpft, die unfleifsigen aber geistestödend angestrengt werden, wenn man ihnen mit der Prüfung droht. Man übersättigt die thätigeren Schüler mit der ihnen eingepfropften Gelehrsamkeit und macht später die traurige Erfahrung, dafs Schüler, welche recht viel hersagen konnten, die vortrefflichsten Specimina lieferten und in allen Disciplinen gleich tüchtig waren, nach einiger Zeit mit Ekel von ihren Klassikern, von Mathematik u. dergl. sprechen, erst lange ausruhen müssen, um wieder arbeiten zu können und dann häufig bei den Berufsstudien sichtbar zurückgehen oder als Geschäftsmänner wahrhafte Gedächtnifs- und Formelnkrämer werden.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1837.

## PÄDAGOGIK.

(*Fortsetzung der Uebersicht u. s. w. in Nr. 74.*)

2) *Zur Würdigung der Angriffe des* Hn. Dr. *Lorinser auf unsere Gymnasien — — von Dr. J. Mützell.*

Ob der Vf. für sein Abmühen zur Abwehre der Anklage geistiger Uebertreibung von den Gymnasien auch nur einigen Lohn zu erwarten hat, bezweifelt Ref. sehr, da auch er nur Behauptung gegen Behauptung setzt: Mit wahrer Indignation sah er denselben aber auf das Resultat kommen, dafs, wenn ja einige Naturen durch das Schulleben nachtheilig berührt würden, der Zweck die Mittel heilige, weil eine den Forderungen der Zeit entsprechende Bildung solche Opfer heischen dürfe und weil ein rascheres Ablaufen des Lebens in möglichst erhöhter Geisteskraft besser sey, als längere Lebensdauer auf Kosten des geistigen Lebens. Was die Leser über eine solche Aeufserung denken, will Ref. nicht niederschreiben; sollte dieses Princip Geltung erhalten, so müfste er alle Eltern, welche ihre Söhne zu den gelehrten Studien bestimmten und deren Leben hiedurch verkürzten, wahre Barbaren nennen. Jedoch wird es dahin nicht kommen, sonst müfste die Menschheit aufhören aus gebildeten und fühlenden Menschen zu bestehen.

3) *Hoffmann's Bemerkungen zum Schutze der Gesundheit auf Schulen*, beleuchtet von Dr. *F. A. Gotthold*, Direktor des königl. Friedrichs-Collegiums zu Königsberg in Preufsen; Mitglied einiger gelehrten Gesellschaften und Ritter des rothen Adlerordens 3ter Kl. 1836. IV u. 50 S. gr. 8. (Pr. 6 gGr.)

4) Königsberg, b. Unzer: *Dr. Lorinser's Beschuldigung der Schulen zur Steuer der Wahrheit und zur Beruhigung besorgter Eltern*, widerlegt von Dr. *Fr. A. Gotthold*, Direktor u. s. w. 32 S. gr. 8. (Pr. 6 gGr.)

*Hoffmann's* Bemerkungen finden sich in der medicinischen Zeitung vom 20. Apr. 1836. Sie stehen nur theilweise im Widerspruche mit den Ansichten von Lorinser. Hr. *G.* weiset die Hoffmann'schen Vorschläge zur Abstellung der Mängel an Schulen zurück, giebt sich aber im Ganzen eine um so nutzlosere Mühe, als jene unausführbar, unzureichend und oft zweckwidrig sind.

Hr. *G.* in Nr. 4 hat vorzüglich nur sein Gymnasium im Auge und bemühet sich, zu zeigen, dafs auf diesem die angeschuldigten überspannten Forderungen nicht gemacht würden. Er hatte schon vor ihrem Erscheinen durch längere und häufige Ankündigungen in manchen Zeitungen die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie gelenkt und sie als besonders bedeutend und wichtig voraus verkündigt. Jeder Freund der Sache griff daher mit gespannter Erwartung nach derselben, wenigstens nahm sie Ref. mit grofser Begierde zur Hand; aber was fand er? Allgemeine Redensarten, schwülstige Phrasen, abgerissenes Gerede von französischer Revolution als einem Ungethüme, dessen Kern (was soll dieser Begriff für das Ungethüm bedeuten?) kein Faustus geahnet, so sehr es auch aufgeschwollen sey und sich gebärdet habe, vom tausendjährigen Zeitalter unserer Zeit, von deren Einseitigkeit in Parteiungen und Meinungsverschiedenheiten; von Zeitgeisterei, welche nicht mehr der Mikrokosmos eines Atomes von Menschenseele im Haupte eines Weisen oder Dichters sey; von einem grofsen, wenn nicht Weltdoch Zeitgeist, von einem Demiurg des wunderbaren Gewebes, dessen Aufzug die Engel des Himmels und dessen Einschlag die Teufel der Hölle bereiteten und von anderen Dingen wird in Görres'schem Schwulste und Pombaste gefaselt: Möge Hr. *Gotthold* vor dem denkenden Publikum seine Atome der Menschenseele verantworten; Ref. kann sich von der Denkkraft und gesunden Lebensphilosophie desselben keine günstige Vorstellung machen.

Ihm hatte, wie er berichtet, ein Schulrath einmal angezeigt, das Friedrichs-Collegium sey in seinen Forderungen an die Schüler des Zuweitgehens verdächtig, weswegen jener zweien seiner Lektionen über Plato und Horaz beigewohnt und ihm den wesentlichen Dienst erwiesen habe, den jungen Leuten Glück zu wünschen, dafs sie eines solchen Unterrichtes theilhaftig würden, und sich auch gegen ihn auf eine sehr ehrenvolle Weise erklärt habe. Ob der Vf. solche gewöhnliche Complimente von humanen Schulräthen nicht zu sehr für baare Münze genommen und sich selbst nicht zu sehr gelobt hat, will Ref. nicht entscheiden, obgleich es ihm höchst verdächtig erscheint, wenn er sich beredet, seine Behandlung der alten Klassiker weiche, durch ein ausführliches Eingehen in die Sachen und Ideen der Schriftsteller, von der gewöhnlichen Behandlung etwas ab, und den Schülern, besonders dem neuen, falle nicht selten etwas auf: denn diese selbsteigenen Lobhudeleien sollen mit klaren Worten nichts

anderes sagen, als der Unterricht des Hn. *Gotthold* überwiege durch Geist und Gründlichkeit den aller übrigen Collegen und anderer Vorsteher: Mögen sich jene und diese bei demselben bedanken, oder mögen sie sich denselben zum Muster wählen, um ihre Schüler eben so sehr beglücken zu können. —

In der Meinung, alle die Gymnasien betreffenden Anklagen seyen gegen das Griechische gerichtet, beschuldigt er Hn. *Lorinser*, derselbe wolle wahrscheinlich auch das Griechische abgeschafft haben, wobei man folgende zwei Verse liest:

„Denn mit den Nützlichkeitsmächten,
Ist kein ew'ger Bund zu flechten."

Wenn er unmittelbar darauf von Leuten spricht, welche der griechischen Sprache und Literatur unkundig seyen, so muss man glauben, er habe darunter vorzugsweise den Hn. *L.* verstanden. Sey dem wie ihm wolle; letzterer hat als Arzt und Gelehrter in einer Sprache sich mitgetheilt, welche der Vf. sich mehrfach zur Richtschnur machen möge. Es folgen die gewöhnlichen Anpreisungen der alten Klassiker, worin man weder etwas Neues noch gut Gesagtes findet und anredende Worte an das Vaterland und an alle Bürger-, Real- und polytechnische Schulen, selbst für Maler, woraus erhellet, dass es kein anderes Heil für sie gebe, als in den (übersetzten) Griechen. Was die vermuthlichen Techniken und selbst geistreichere Philologen, als der Vf. seyn mag, hiezu sagen, führt Ref. nicht an.

Wenn aber der Vf. Hn. *Lorinsern* darum für höhnend, spottend und böswillig erklärt, weil dieser die Gymnasien diejenigen Mittel anwenden lasse, die Jugend theils krank zu machen, theils ihre Kränklichkeit zu vermehren, so muss Ref. bemerken, dass er dem Vf. den reinen Willen für das Beste der Jugenderziehung zu wirken, abspricht, und nicht begreift wie ein Mann, der die Humaniora so ganz durchdrungen haben will, dass er sich mit Hintansetzung seiner Amtsgenossen so erhaben fühlt, das lautere Streben eines Menschenfreundes für das allgemeine Wohl der Jugendbildung so sehr verkennen und zu verdächtigen wagen kann. Dadurch aber, dass er Hn. *L.* hinsichtlich der gegenwärtigen Kränklichkeit der Jugend beistimmt, diese meistens für schwach und geistig unfähig hält, in der Schule oder bei den häuslichen Arbeiten die erforderliche Aufmerksamkeit und das nöthige Nachdenken anzuwenden, ihr wenig wissenschaftliches Interesse und Gedächtniss zutraut, kehrt er die Waffe gegen sich, so sehr er auch aus seinem 27jährigen Direktorate von keiner Verschlechterung des Gesundheitszustandes der Jugend sich überzeugt habe.

Um die Schuld von der Schule wegzuwälzen, stellt er einen Vergleich der Gymnasialjugend mit den Kindern der Handwerker, Taglöhner und ähnlicher Menschenklassen an, und folgert daraus einen Vortheil für jene. Allein diesen Beweis erklärt Ref. für ganz unrichtig, den Vf. auf die oft schreckliche durch den fabrikmässigen Betrieb der Gewerbe, durch die Aufhebung der Zünfte (ohne deren Beibehaltung das Wort zu reden) bewirkte Armuth der untersten Volksklassen, auf das grosse Sittenverderbniss in grösseren Städten; auf den frühzeitigen Genuss hitziger Getränke, auf die in hohem Grade eingerissene Selbstschwächung und auf andere Uebel hinweisend, um dem Vf. Quellen namhaft zu machen, aus welchen er Beweise für seine Folgerung entnehmen kann. Sich auf eine allgemeine Ministerialverordnung über das Höchste der Arbeitsstunden berufend, weiset der Vf. von seinem Gymnasium alle Schuld wegen der zu vielen häuslichen Arbeiten ab, und aus den Lectionsverzeichnissen des Friedrichs-Collegiums zu Königsberg aus den Jahren 1731 bis 1741 nach, dass man damals 17 Lehrgegenstände, 7tägliche Schulstunden und keine Ferien gehabt habe, dass also die jetzigen Schüler derselben Anstalt jährlich 737 Stunden weniger als vor 100 Jahren hätten, und die jetzigen Forderungen des Lernens im Ganzen nicht höher seyen.

Wie sehr der Vf. im Irrthume ist, ergiebt sich aus dem zu Nr. 1 und 2 Gesagten; zugleich beweiset er, dass es ihm hiemit entweder nicht Ernst ist, oder dass er die Fortschritte aller Wissenschaften nicht zu beurtheilen versteht. Andere Schulmänner belehren ihn eines Besseren, wenn ihm das Gesagte nicht genug seyn sollte. Dass die trägen und sittenlosen Schüler in der Regel die kränklichen, die fleissigen aber die gesunden seyen, hat der Vf. entweder gar nicht wahrgenommen und greift es blos aus der Luft, oder er hat die Gabe nicht, darauf unparteiisch zu sehen. Der grösste Theil der Schulmänner wird ihm entgegengesetzte Erfahrungen mittheilen, wenn er sich von denselben will belehren lassen. Das Hebräische, Französische und Zeichnen will er als Lehrgegenstände von den Gymnasien entfernen.

Am Schlusse giebt er entweder der verkehrten häuslichen Erziehung oder anderen äusseren Umständen alle Schuld wegen Abnahme der physischen Kraft, theilt einen wohlmeinenden Rath, aber ohne allen wissenschaftlichen Charakter, ohne alle pädagogische Festigkeit und ohne alles tiefere Eingehen in die Sache, über die Vermeidung der Uebel mit, welche man jetzt den Gymnasien zuschreibt, und verlangt 1) Leibesübungen der Schüler; 2) gesunde Auditorien; 3) Beschränkung der Schülerzahl einer Klasse auf 40 bis 50; 4) feste Bestimmungen über die Nichtaufnahme körperlich und geistig untüchtiger Knaben; 5) Entfernung der in der Länge der Zeit untüchtig erscheinenden Schüler; 6) guten Vorunterricht in Elementarschulen und 7) Stellung der Lehrer im Interesse der Schüler. Die einzelnen praktischen Momente, welche man hier und da in der zu einer wahrhaft pädagogischen Curiosität zu rechnenden Schrifft findet, gewinnen dieser keinen besonderen Werth ab; sie bewegt sich meistens in Aeusserlichkeiten und geht selten in das Innere und Charakteristische der Sache ein

5) Berlin, b. Herold: *Hygea und die Gymnasien*; Beleuchtung der Abhandlung des Hn. Dr. *Lorinser* „zum Schutze der Gesundheit" von *Th. Heinsius*. 28 S. gr. 8. (Pr. 6 gGr.)

Ihr Vf. ist mit Hn. *Mützel* zu einem ähnlichen Resultate gelangt: Er stellt der Anklage von *Lorinser* die Behauptung gegenüber, dafs die Annahme einer Schwächung des Menschengeschlechtes noch keine empirisch begründete Wahrheit und die Energie des Lebens nicht gesunken sey, wie die preufsische Jugend in dem Freiheitskampfe bewährt habe; dafs die jetzigen Gymnasiasten nicht mehr krank seyen als andere Menschen und denselben täglich 6 bis 7 Erholungsstunden bleiben, mithin zur Erholung nicht zu wenig Zeit übrig sey. Finde man unter den Gymnasialschülern Einzelne auffallender geschwächt, so rühre die Entnervung vielmehr vom Zeitgeiste und von der häuslichen Erziehung her: Wenn unsere Gymnasiasten ja in der Schule körperlich auf schädliche Weise angegriffen würden, so dürfe man darüber nicht mit dem Gymnasium rechten, sondern müsse an den Staat recurriren, dem jene in ihren Einrichtungen unterworfen seyen.

Wenn endlich der Vf. sagt: „Die Schule dürfe und wolle die Mittel zur geistigen Bildung nicht schmälern, selbst wenn der Weg zu dieser mit Gefahr und Aufopferung einiger Individuen verknüpft wäre", so kann man sich des Unwillens über die Inhumanität solcher Humanitätslehrer nicht entschlagen. Sie liefern Beweise, wie weit sich die sogenannten Afterphilologen in ihrem Eifer verleiten lassen und wie wenig sie da ruhig und unbefangen zu urtheilen im Stande sind, wo es die philologischen Studien und deren Beschränkung betrifft.

Aus einem Programme des Rektors *Barth* in Brandenburg vom Jahre 1797 führt der Vf. in *Prima* folgende Lehrgegenstände auf: Christliche Dogmatik und Erklärung der *dicta probantia*; ältere und neuere Statistik; architektonische Zeichenkunst, Geschichte der älteren Philosophie nebst Bibliographie und Biographie der Philosophen; praktische Anwendung der vornehmsten hermeneutischen und kritischen Regeln; juristische Encyklopädie. Was man von diesen Monstrositäten von Schulplanen und Programmen zu halten hat, wurde oben schon berührt; zugleich bemerkt der Vf. selbst, dafs man die wissenschaftlichen und sprachlichen Lektionen in viel geringerem Umfange, weit mehr encyklopädisch und weit weniger die Schüler mit der Masse des Stoffes überdekkend, ertheilt habe, und dafs zwischen den Lektionen die Erholungszeit in sofern gröfser als jetzt gewesen sey, als eine Lehrstunde von selbst schon weniger Inhalt darbieten konnte.

Nimmt man auch diese Einzelheiten, welche der Vf. mittheilt, für baare Wahrheit an, was Ref. noch sehr bezweifelt, so wird doch noch nicht bewiesen, dafs die Jugend damals so angestrengt wurde, wie jetzt, und Hr. *Lorinser* behält im Ganzen immer Recht, dafs früher eine viel gröfsere Einfachheit des Unterrichtes, geringere Zahl der Lehrstunden und Lehrobjekte in den Schulen stattfand. Aus einer Vergleichung der häuslichen Aufgaben und Arbeiten der jetzigen und früheren Zeit leitet der Vf. ein ganz anderes Verhältnifs ab, indem er nachweiset, dafs z. B. die Aufgaben zu deutschen Aufsätzen für die damaligen Primaner jetzt etwa in Untertertia gegeben würden, dafs aber jetzt eine Menge anderer Aufgaben hinzugekommen sey, z. B. griechische Exercitien, Privatlesen der Klassiker, Redeübungen über frei gewählte Gegenstände, lateinische Ausarbeitungen der Geschichte, metrische Uebersetzungen des Horaz u. dgl. Er rechnet für die Ausarbeitung aller häuslichen Aufgaben 4 Stunden täglich oder 56 Wochenstunden für Unterricht und Arbeit, worin alle aufserordentliche Privatlektionen in neueren Sprachen, Künsten, technischen Fertigkeiten nicht einbegriffen sind.

Aus allen Deduktionen des Vfs. geht hervor, dafs die Schüler bei 32 Schulstunden durch Singen, Zeichnen, Hebräisch u. dgl. doch über 40 Wochenstunden erhalten, welche die Anklage *Lorinser's* wegen Ueberladung rechtfertigen, keineswegs aber widerlegen, und den offenbaren Beweis liefern, dafs der Vf. ohne sein Wissen sich selbst widerlegt und weiterhin sehr Unrecht hat, wegen der Erlernung der neueren Sprachen, des Zeichnens, der Musik u. dgl. zu beschuldigen; denn das Leben fordert auch seine Rechte wegen eines gewissen Grades von Kunstbildung, worauf die Schule Rücksicht nehmen mufs, wenn sie in ihrem Unterrichtsplane keine Gelegenheit dazu geboten hat. Der künftige Gelehrte ist in der Welt zu leben bestimmt und wirkt um so vortheilhafter, je mehr er bei seinem positiven Wissen auf das Leben Rücksicht nimmt, ohne sich zu verflachen. Die Rechtfertigung der Schule durch den Vf. in diesem Betreffe nennt Ref. eben so mifslungen als einseitig, so viel er auch auf die Eitelkeit der Eltern und auf die Einwirkungen des Zeitgeistes Rücksicht nimmt.

Wenn übrigens der Vf. die Erregung der Phantasie durch zu frühe Theilnahme an den Kunstfreuden, durch Romanenlektüre und die verderbliche Schwelgerei der Gefühle und andere Fehler der häuslichen Erziehung anschuldigt, als wirkten sie viel zerstörender auf die Gesundheit des Jünglings, wie die Schule, so stimmt ihm Ref. bei, bemerkt aber, dafs, da der Zustand der Gesellschaft die Ueberschüttung mit Reizmitteln aller Art durch alles Predigen der Pädagogen nicht geändert wird, die Schule auf diese Verhältnisse Rücksicht nehmen und der eigenthümlichen Entwickelung und Ausbildung einige Freiheit gestatten mufs. Der Vf. hilft sich nun freilich ziemlich kurz, indem er die Grundsätze aufstellt; dafs, 1) was alle Gymnasien bisher gelehrt haben, auch fernerhin gelehrt und gelernt werden müsse und 2) wenn dieses die Gymnasien nicht mehr ohne Gefahr für die physische und geistige Gesundheit leisten können, die Universitäten einen Theil des Unterrichtes übernehmen müssen. Ein Rückschritt auf der

Bil-

Bildungsbahn könne nicht geduldet werden; auch hier gelte der Denkspruch: „Vorwärts!"

Ref. gesteht zu, dafs die Schule ihre Forderungen nicht geringer stellen, eine strenge Treiberin und Mahnerin bleiben mufs, so lange die Anforderungen des Staates und die Staatsprüfungen nicht herabgestimmt werden, welche fast in allen deutschen Staaten ungeheuer gesteigert sind, und dafs deswegen die Uebertreibung der Jugend nicht sowohl Schuld der Schule, als des Staates ist: Allein da hier die Rede nicht von Entschuldigungen, von Schuld oder Nichtschuld, sondern von dem faktischen Zustande derselben seyn kann, so mufs er mit der Bemerkung schliefsen, dafs man in des Vfs. Schrift eben so viel Unwahres und Falsches als Wahres findet, und dafs auch in ihr das beliebige Aufopferungssystem einzelner Individuen sich kund giebt, das Niemand billigen kann, und um so mehr zu verwerfen ist, je inhumaner dasselbe ist, und auf die Gymnasien einen grofsen Flecken werfen würde.

6) Berlin: *Zur öffentlichen Prüfung der Zöglinge des Berliner Gymnasiums zum' grauen Kloster* u. s. w. ladet ein der Direktor *G. Gust. Köpke*, Dr. der Theol. u. Philos. und Ritter des rothen Adlerordens 3ter Klasse mit der Schleife. 56 S. gr. 8.

Der Vf. des Osterprogrammes unterscheidet sich durch seine gehaltvollen Worte von den bisherigen Gegnern sehr; er zeigt sich als wahrheitsliebender Mann, der schon gegen 40 Jahre im Grofsen den Gang der Erziehung und Jugendbildung in allen Verhältnissen beobachtete, und auf viele Jünglinge thatkräftig einwirkte, und erklärt ohne Verhehlung und Bemäntelung der Wahrheit oder Beschönigung der Schule, dafs er den medicinischen Ansichten und Betrachtungen *Lorinser's* volle Wahrheit beizumessen geneigt ist und den psychologischen Bemerkungen desselben, sollte der geistige Einflufs unseres Unterrichtes auch etwas in's Grelle gezeichnet seyn, in der Hauptsache beizutreten, ja einzugestehen, dafs *Lorinser* noch Manches mehr gegen die Schuleinrichtungen unserer Zeit hätte sagen können: Ref. kann nicht umhin, die besonnenen Darstellungen desselben mit dessen eigenen Worten theilweise anzuführen und jeden Leser auf das Programm desselben aufmerksam zu machen.

„Im Allgemeinen, sagt er, können wohlmeinende Erzieher und besonders die Vorsteher der Gymnasien dem Vf. nur danken, dafs er als ein durch Umsicht und Darstellungsgabe befähigter Mann, das pädagogische Leben und Treiben unserer Zeit auch einmal von dem medicinischen Standpunkte aus betrachtet hat. Die Beurtheilung der medicinischen Ansichten und der Betrachtungen desselben liegt aufser dem Berufskreise des Unterzeichneten, welcher aber gerne geneigt ist, denselben volle Wahrheit beizumessen, da er selbst den in dem Aufsatze niedergelegten psychologischen Bemerkungen, aufser dafs er das, was von dem geistigen Einflusse unseres Unterrichtes gesagt wird, ein wenig in's Grelle gezeichnet findet, in der Hauptsache beitreten mufs. Namentlich fühle ich mich genöthigt zu bekennen, dafs das poetische und productive Geistesvermögen bei unserer Jugend, je mehr wir es für unseren Ruhm halten, sie vielseitig auszubilden, und den Verstandeswissenschaften schon auf Schulen ihren Thron zu erbauen, immer geringen mir zu werden scheint und dafs diese für wahrhaft poetische Eindrücke auffallend gleichgültiger ist, als sie es nach der Erfahrung früherer Zeiten war, und als es mir selbst aus der Zeit vor 30 oder 40 Jahren, wo freilich *Schiller* mit seinen frischen Schöpfungen seinen gewaltigen Geist auf uns ausströmen liefs, erinnerlich ist."

„Da nun aber dieses poetische Vermögen in dem Jünglinge am meisten seine Gesammtkraft verbürgt und bekundet (erscheint etwas übertrieben), da die ganze Fähigkeit von poetischen Momenten ergriffen zu werden, und sich zu eigenen Hervorbringungen begeistern zu können, von jenen abhängt, so erscheint allerdings das Viellernen und Vielwissen, welches seit jener Zeit so sehr gesteigert ist, ein mir zweideutiges Lob und es kann bezweifelt werden, ob es der Mühe werth ist, das Wissen, in sofern es nur ein passives Auffassen eines gegebenen Stoffes ist, für einen solchen Preis und gegen einen so bedeutenden anderweitigen Verlust zu erkaufen. Dazu kömmt, dafs jener poetische Anhauch auch auf andere Lehrgegenstände fördernd einwirkt, dafs er namentlich mit dem Wohlgefallen an den Werken des klassischen Alterthums in einer um so engeren Verbindung steht, als die dichterischen und rednerischen Werke die vornehmsten Gaben desselben sind, und auch der Neigung für die Geschichte, der wir doch als der vornehmsten Lehrerin der Völker und Menschen ihre Bedeutung als Bildungsmittel zugestehen, ohne die Fähigkeit für poetische Eindrücke und ohne rege Thätigkeit der Phantasie schwerlich in ihrer Fülle sich entwickeln und die wünschenswerthen Resultate geben möchte."

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1827.

## PÄDAGOGIK.

(*Fortsetzung der Uebersicht u. s. w. in Nr. 76.*)

6) Braun: *Zur öffentlichen Prüfung der Zöglinge des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster* — — von *G. Gust. Köpke* u. s. w.

Diese Vorzüge des poetischen Elementes unterschreibt Ref. nur in so fern, als es mit Verstand und Ruhe und gründlich berücksichtigt wird. Er verkennt es keineswegs, dafs der in der Jugend erhaltene und gepflegte poetische Sinn und das rege Gefühl für das Schöne und Erhabene eine Hauptquelle der Wärme des Herzens und der Begeisterung für das Gute und Edle ist; allein er hat auch die volle Ueberzeugung, dafs kein Unterrichtsmoment in seiner schiefen Ausbildung auf den moralischen Charakter des Jünglings verderblicher wirkt und dessen ganzen Charakter mehr verzerrt, als dieses. Man will zwar behaupten, dafs, je frühzeitiger das Unterrichtswesen diesen Sinn untergrabe und den Jüngling mit Gewalt zum abstrakten Wissen führe, um so gewisser auch die Begeisterung für das Leben ertödtet und der Jüngling zum kalten egoistischen Berechner der Lebensverhältnisse herangezogen werde, welchen später im Berufsleben kein edler und warmer Eifer, sondern nur das kalte Abwägen des Vortheils zur Erfüllung seiner Pflicht treibe: Wer aber das Erhabene und Edle nicht selbst lebendig zu fühlen vermöge, der ehre auch an Anderen das Grofse und Erhabene nicht, und für den werde alles Bestehende nur das Mittel zur Erreichung seiner egoistischen Zwecke, oder wohl gar das Hinderniſs das demselben im Wege steht, und das er gewaltsam zu zerstören strebt. Allein gegen diese Meinungen hätte Ref. gar Manches zu sagen, wenn es der Ort dazu wäre. So sehr er für eine würdige Ausbildung des poetischen Elementes spricht, so sehr mufs er sich gegen die übertriebenen Einwirkungen desselben erklären, da er Erfahrungen gemacht hat, welche nichts weniger als erfreulich sind.

Der allerdings besonnene, verdiente und ehrwürdige Schulmann nimmt nach der bisherigen Unterstützung der Ansichten von *Lorinser* die Gymnasien und ihre Behörden in Schutz und zeigt, dafs jene nicht etwas von obenher Gemachtes sondern etwas durch die Zeit und ihre Bedürfnisse Gewordenes seyen und darum auch mit dem Geiste der Zeit fortgehen müſsten. Die Forderung der Zeit habe nun durchgesetzt, dafs in den Gymnasien nicht mehr, wie sonst, blofs Lateinisch und Griechisch und etwas Religion und Hebräisch gelehrt werden dürfe, sondern dafs auch Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften und neuere Sprachen in den Kreis der Lehrgegenstände gezogen werden müſsten. Aufserdem habe auch die wissenschaftlich erregte Zeit zu erhöhten Ansprüchen gedrängt, indem sie nicht nur die Wissenschaften in gröfserer Tiefe, Ausdehnung und Allgemeinheit zu erfassen strebe, sondern auch für alle Stände eine höhere Geistesbildung fordere und so den Gelehrtenstand nothwendig immer höher treibe. Zugleich haben die hohen und fast bis zum Unerschwinglichen gesteigerten Anforderungen des Staates bei den Staatsprüfungen aus dem jetzigen Zustande der Gesellschaft, aus der Ueberladung des Vaterlandes mit jungen Leuten aus dem gebildeten Mittelstande hervorgehen müssen, um mit Anstand und einem gewissen Scheine des Rechtes den zu grofsen Andrang abzuweisen. Der mächtige Zeitgeist also erheische von unserer Jugend die gröfsten Anstrengungen und steigere die Forderungen immer mehr, je weniger der Staat im Stande sey, den Ansprüchen zu entsprechen, welche jeder nach einer in Fleifs und Thätigkeit für seine Ausbildung durchlebten Jugend an das Leben und dessen Verhältnisse zu machen sich berechtigt glaube.

Man sieht aus diesen Bemerkungen, dafs der Vf. die Sache richtig aufgegriffen und die Kenntnisse hat, sie nach ihrem wahren Charakter zu würdigen und gar manchen Gegnern die Augen zu öffnen. Dann fährt er weiter fort, diese Lage der Dinge haben unsere Gymnasien nicht verschuldet, aber sie ist es, welche auf dieselben einwirkt, und auch diese, so wie die Unterrichtsbehörden zwingt, nicht zurückzubleiben, und wohl gar, da sie als bildendes Princip vorangehen sollen, kühn voranzuschreiten, um von dem Vorwurfe frei zu bleiben, als beherzigten sie zu wenig die Anforderungen und Bedürfnisse der übrigen Staatsbehörden, als seyen sie gleichgültig und unbekümmert, junge Leute aus ihrer Mitte zu entlassen, welche hinterher den steigenden Anforderungen des Staatsdienstes und des Zeitbedürfnisses nicht gewachsen, folglich unwürdig und untüchtig gefunden würden. So können wir daher den Vorwurf der zu hoch gesteigerten Ansprüche auf unsere Jugend dreist zurückweisen; die ganze Zeit und alle übrigen Staatskörper sind wenigstens unsere Mitschuldigen. Unsere Unterrichtsbehörden schrieben den Gymnasien vor zu leisten, was nun einmal die Welt zu leisten verlangte, und wenn auch vielleicht einzelne Vorstände gelehrter Schulen von dem Wunsche mit ihren Zöglingen zu glänzen beseelt, wenn auch

auch einzelne Lehrer in der Vorliebe für ihren Unterrichtsgegenstand über das Verlangte zuweilen hinausgingen, so sind dieses doch nur seltene Fälle, die wir zwar nicht gut heifsen, um die wir aber auch die Gymnasien im Allgemeinen nicht anklagen möchten. Die überall abhängigen Lehrer und deren Vorsteher müssen der Zeit nachgeben, und ahnten sie es auch, dafs sie gezwungen werden, zu rasen mit den Rasenden."

Aus diesen in gedrängter Kürze mitgetheilten scharfsinnigen Ansichten von den Verhältnissen der Zeit folgert der Vf., dafs die Gymnasien unter sich nicht nachlassen können in dem, was ihnen zu leisten aufgegeben sey, wenn nicht die Staatsbehörden und Prüfungskommissionen in ihren Anforderungen nachliefsen. Der einzige Ausweg sey Erleichterungsmittel für die Lernenden zu finden, und einige den Universitäten zu überlassende Lehrgegenstände in dem Lehrplane zu streichen. Mit lebhafter Aufforderung zur Wiederbelebung der Turnplätze, zur Fernhaltung aller überflüssigen schriftlichen Arbeiten, und des Hofdienstes, nur das von den Lehrern Gegebene schriftlich wiederzugeben, schliefst der Vf. seine Bemerkungen mit wahrhaft wohlthuenden Gedanken, welche eine umfassende Ergreifung der Sache zu erkennen geben.

Ob jeder Leser diese Bemerkungen als vollgültig anerkennt, bezweifelt Ref.; er hätte Manches gegen dieselben zu sagen, wenn es ihm der Raum gestattete; behauptet jedoch, dafs der Verf. mehrfach zu nachgiebig sey und dafs, im Falle der geistigen Uebertreibung und Schwächung der Jünglinge, die an Einsicht über jenem Zeitgeiste stehen sollenden Erzieher den Forderungen der Zeit nicht nachgeben dürfen, sondern den eingeschlagenen Weg als verderblich darstellen und begründen müssen.

(*Die Fortsetzung in den Erg. Bl.*)

## SCHÖNE KÜNSTE.

WEIMAR, im Verl. d. Landes-Industrie-Comptoirs: *Ueber öffentliche Ehrendenkmähler.* In einer der Versammlungen für Wissenschafts- und Kunstgenufs, in den Zimmern Ihrer Kaiserl. Hoheit der Frau Grofsherzogin von Sachsen, am 22sten März 1836, vorgetragen von Dr. *Ludwig von Froriep*, des Ordens der Würtemb. Krone und des Grofsherzogl. Falkenordens Ritter, G. H. S. Obermedicinalrathe zu Weimar, der Königl. Preufs. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt Vice-Director und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1836. 20 S. 4. (6 gGr.)

Die vorliegende Schrift ist durch Ihre Kaiserliche Hoheit, die Frau Grofsherzogin von Weimar veranlafst worden, welche zu denjenigen Fürstinnen gehört, deren hoher Bildung jeder Einsichtsvolle huldigt, der das Glück hat, von ihr eines Gespräches gewürdigt zu werden. Sie hatte an den berühmten Verfasser die Frage gerichtet: „Wie wohl dem Andenken hochverdienter Männer öffentliche Denkmahle zu errichten seyn möchten, deren Kosten auch den Kräften kleinerer Staaten angemessen wären."

Diese Frage wird in der obigen Schrift beantwortet. Herr *v. F.* geht dabei von folgenden Sätzen aus: 1) Was kann oder soll als *Denkmahl benutzt* werden? 2) Was kann durch *Denkmahle bezweckt* werden? Das Erste zerfällt wieder in zwei Fragen: 1) Was hat bis jetzt als *Ehrendenkmahl* zu *öffentlichen Monumenten* gedient? 2) Was kann noch als öffentliches Monument dienen?

Zur Beantwortung der ersten Frage werden vom Verf. *vier* Klassen aufgestellt:

I. *Abbildungen der Persönlichkeit in ganzer Figur*, oder im *Brustbilde* oder als *bloſser Kopf*. Es werden hier mehrere, dergl. aus der *neueren* und *neuesten* Zeit in den verschiedenen Ländern Europens genannt. Der Verf. sagt darüber S. 4.: „ich werde nur einige als Beispiel anführen, und zwar vorzüglich nur solche, die an öffentlichen Orten aufgestellt und entweder jeder Zeit oder zu gewissen Zeiten allgemein zugänglich sind". Dafs hier auch einiges sehr Wichtige übersehen worden ist, darüber darf man sich bei der grofsen Masse der Sachen gar nicht wundern. So sind z. B. in *Berlin* nur die *Helden des siebenjährigen Krieges*, desgleichen die *Helden des Befreiungskrieges* genannt, die Ritterstatue aber des *grofsen Kurfürsten* auf der langen Brücke ist nicht erwähnt.

*Medaillen*, welche durch Abbildung der Persönlichkeit das Andenken ausgezeichneter Männer zu erhalten beabsichtigen, sind nur im Allgemeinen angeführt, da es, wie der Verf. S. 6 richtig sagt, der Anführung von Beispielen nicht bedarf, um darzuthun, dafs keine der gebildetern Nationen unterlassen hat, das Verdienst durch *Medaillen-Abbildungen* zu ehren.

II. *Inschriften auf Erz oder Stein*, gewöhnlich an Orten wo verdiente Männer geboren oder gestorben sind.

III. *Bauwerke und Bildwerke, in Verbindung mit Abbildungen, mit Inschriften und Attributen*, z. B. Säulen, Obelisken, Pyramiden u. s. w.

IV. *Anstalten und Stiftungen*, zum Namen und Handlungen verdienter und verehrter Männer (Personen) auf die Nachwelt zu bringen, oder den Nachkommen von Zeit zu Zeit ins Gedächtnifs zu rufen.

Der Verf. geht nun zur *zweiten* Frage über: *was durch Monumente bezweckt werden könne.* Er beantwortet sie also: 1) Anerkennung und Dank auszusprechen zur Ehre und zum Gedächtnisse derer, welche sich Verdienste erworben haben. 2) Nacheiferung zu erwecken, bei solchen, die Gleiches oder Aehnliches leisten können.

Alle Monumente oder Denkmahle bringt der Vf. unter *drei* Klassen, indem sie, wie er S. 13 sagt, entweder *lokale* sind und einer einzelnen Stadt und Gegend angehören, oder für einen *Staat* bestimmt sind, d. i. *nationale*, oder der ganzen gebildeten Welt angehören, d. i. *universale*.

An

An *Nationalmonumente* macht der Verf. folgende Anforderungen:

1) Sie müssen von jedem Staate ausgehen können, folglich nicht so kostbar seyn, dafs ein kleiner Staat auf sie zu verzichten gezwungen seyn könnte.

2) Sie müssen auf möglichst lange Dauer berechnet und angelegt werden.

3) Sie müssen auf jedem Punkte des Staates vorhanden seyn können.

4) Jeder Staatsbürger mufs Veranlassung haben, sich mit ihnen bekannt zu machen und bekannt zu erhalten.

Diesen Forderungen, fügt er hinzu, kann niemals durch *locale Monumente* entsprochen werden, sondern nur durch solche, welche mit dem *religiösen* oder mit dem *socialen* Leben des ganzen Staates in innige Verbindung gebracht werden. Mit dem religiösen Leben des Staates die Monumente in Verbindung zu bringen, wird nicht überall möglich seyn, und da, wo es möglich ist, werden oft die verschiedenen Religionsbekenntnisse beschränkend entgegentreten. Mit dem *socialen* Leben aber könnten *nationale* und selbst *universale* Monumente leicht in Verbindung gebracht werden, und ich mufs mich wundern, dafs dies bisher fast gänzlich vernachlässigt worden ist.

Die mit dem socialen Leben zu verbindenden Monumente dürfen nur solche seyn, welche für alle Klassen und Stufen der Staatsgesellschaft gleich bedeutend sind, und Arme wie Reiche und Jung wie Alt gleich interessiren.

Dazu schlägt der Verf. nun vor: 1) *Monument-Festtage* und *Feiertage*. Indessen bemerkt er selbst dabei, dafs sie sich selten lange in Ansehen erhalten, wofern sie nicht mit dem religiösen Leben in Verbindung gebracht sind. 2) *Monument-Namenstage im Kalender*. Der Verf. nimmt an, dafs die Aufnahme von dergleichen Namen nur von der höchsten Staatsbehörde verfügt werden müsse. Aber wenn dies auch der Fall wäre, so würde dies auf die grofse Masse des Volks doch wohl wenig einwirken. Wie viele sind denn, selbst unter denen, welche sich den Wissenschaften gewidmet haben, die wissen sollten, was es mit den meisten in unsern Kalendern vorkommenden Namen für eine Bewandnifs habe! Daher möchte eine Chronik, welche den Volkskalendern anzuhängen wäre, um die Namen zu erklären, zweckmäfsig seyn.

3) *Monument-Münzen*. Hierunter versteht der Verf. nicht *Medaillen*, sondern wirkliche, für den Cours und täglichen Geldverkehr ausgeprägte, Münzen, welche das Bildnifs derjenigen mit trügen, denen ein solches Monument zuerkannt worden wäre. Dieser Vorschlag möchte den Forderungen, welche der Vf. an dergl. Monumente macht, am angemessensten seyn. Dadurch, dafs sie als Geldmünzen circulirten, könnten sie in Jedermanns Hände kommen und würden sich auch durch ihre Dauerhaftigkeit empfehlen.

Dies sind die Hauptgedanken, welche der berühmte Verfasser in dieser Schrift niedergelegt hat. Sie sind werth, dafs sie anderweitig geprüft werden, und bei denen Anklang finden mögen, von welchen die erwähnten Monumente befördert werden müssen.

## MUSIK.

Berlin, bei Lischke: *Praktische Singschule für Mittel- und höhere Schulen.* In *drei* Heften herausgegeben von *Friedrich Grofse*. *Erstes* Heft (enthält Uebungen, 111 ein- und zweistimmige Choräle und die Gesänge der Liturgie zwei- und dreistimmig). 94 S. 8. (6 gGr.)

Bei der zunehmenden Menge von Singschulen wird es unerläfslich, mehr auf die eigenthümliche Behandlung des Gegenstandes, und damit dies desto treuer geschehe, auf die besondere Absicht eines Verfassers zu sehen, als auf ein weit ausgeführtes Darlegen aller Einzelnheiten, die sich in solchen Büchern ziemlich gleich bleiben müssen. Weifs ein Verf. eines solchen Unterrichtsbuches, was er will, so drückt sich dies in seinem Vorwort in der Regel kurz und bündig aus. Man wird daher das Beste für Verfasser und Leser thun, wenn man geradezu mindestens das Wichtigste der Vorrede mittheilt. Wir wollen dies nicht versäumen; es heifst hier so: „Vorliegendes erste Heft der praktischen Singschule enthält mehr als hinreichenden Uebungsstoff für Schulen, in welchen nur in zwei Klassen wöchentlich 2 Stunden Gesangunterricht ertheilt wird. Für Schulen mit 3 Singklassen ist noch das zweite Heft bestimmt, welches Uebungen, ein- und zweistimmige Lieder, und Canons enthält. Von dem dritten Hefte, Uebungen, 3- und 4stimmige Choräle, Lieder, Gesänge und Canons enthaltend, wird nur in den obern Klassen solcher Schulen (besonders höherer Töchterschulen), in welchen der Gesangunterricht durch wenigstens 4 Klassen ertheilt wird, Gebrauch gemacht werden können; es müfsten denn zu dem Singunterricht in den unteren Klassen mehr als zwei Stunden wöchentlich verwendet werden. — Aufser diesen 3 Heften wird noch, besonders für Lehrer, erscheinen: „Methodischer Commentar zu der praktischen Singschule für Mittel- und höhere Schulen". — Das Vorwort zeigt also blofs an, für welche Klassen die einzelnen Hefte sind und für wie viele Stunden des wöchentlichen Unterrichts der Singstoff ausreichen werde. Von der besondern Einrichtung der Lehrmethode und des eigenthümlichen Ganges, den der Verf. einschlägt, wird nichts erwähnt. Es liegt uns also ob, den Lesern davon eine eben so genaue als möglichst kurze Uebersicht zu verschaffen.

Das Heft enthält blos Ueberschriften und Noten (Tonzeichen), keinen erklärenden Text. So werden also auch die beiden folgenden Hefte eingerichtet seyn. Und das ist gut. Wortdarstellungen, wie der Gesang gelehrt werden mufs, besitzen wir genug, und unter der Menge so treffliche, dafs jeder Lehrer deren die Fülle hat, wenn er nur einigermafsen auf sein Fach und auf das, was dafür gethan worden

worden ist, aufmerksam war. Wir glauben sogar, der Verf. werde seinen versprochenen Commentar gar nicht einmal nöthig haben; er kann ihn ohne allen Nachtheil ungeschrieben lassen, da sein Lehrgang sich aus den gegebenen Beispielen selbst hinlänglich erklärt. Der Vf. würde darin nur zu wiederholen sich genöthigt sehen, was bereits hinlänglich, ja überflüssig wiederholt worden ist. — Seine praktischen Singübungen nehmen folgenden Gang:

Erster Cursus. 1. Melodische Uebungen. *C dur*-Tonleiter, steigend, fallend. Darauf gründet er zunächst das Treffen der Primen und Secunden, so dafs er jeden Ton und zwar zuerst in ganzen Noten (Schlägen) viermal, dann 3- und endlich 2 mal wiederholt, heraufsteigend bis zur Octave und von hier eben so wieder heruntergehend. In Noten mit halben Schlägen werden darauf die Secunden im vielfachen Wechsel eingeübt, die Primen oder dieselbe Tonstufe wird darauf unter die Secundenfortschritte gemischt. Dieselben Uebungen werden in Viertelnoten getrieben, wobei schon vorher die Terzen klüglich angedeutet wurden, so dafs das Treffen derselben gehörig vorbereitet wurde. In diesen Terzenübungen ist auf die Töne des Dreiklanges Rücksicht genommen worden, und eben so gut ist, als die Wiederholung der Secunden. Auf diese Weise folgen Quarten und Quinten. Dabei sind die Töne des vollen *C dur*-Accordes nicht aufser Acht gelassen worden. Endlich S. 14 wiederholt sich die Tonleiter von *C dur* so, dafs sie eine Terz über ihre Octave hinausgeführt wird, damit nun solche Choralmelodien, deren es sehr viele giebt, eingeübt werden können, die keine andern Tonschritte und keinen gröfsern Umfang haben, als den eingeübten. Das Alles wird man sehr zweckmäfsig finden. Es folgen darauf Sexten-, Septimen- und Octaven-Uebungen, wobei wir bemerken, dafs die meisten Lehrer sich genöthigt sehen werden, mehrere der Art hinzuzufügen. Zum Beschlufs dieser Abtheilung wird eine Leiter vom kleinen *g* an bis herauf zum dreimal gestrichenen *c* gegeben, ein Umfang, den die meisten Stimmen nicht haben werden, der auch durchaus nicht erzwungen werden darf. II. Rhythmische Uebungen mit $\frac{4}{4}$ Takt beginnend, der lange genug beibehalten wird. Man sieht hier Achtelnoten und Punkte, auch Viertelpausen eingewebt; Beispiele mit untergelegtem Text sind gleichfalls gegeben. Dann wird der $\frac{4}{4}$ Takt vorgenommen, eben so der $\frac{3}{4}$ Takt. Die Beispiele mischen sich. Bindungen, Auftakt und Ueberschriften, wie Langsam (Adagio), Lebhaft (Allegro) u. s. w. werden beigebracht. — III. Dynamische Uebungen, nur 6 und hinlänglich.

Der zweite Cursus lehrt die sogenannten halben Töne, die dem Auge zuvörderst gut versinnlicht worden sind; erst die Kreuze mit gehörigen Uebungen, dann die Erniedrigungszeichen (*b*) und ihr Verhältnifs zu den bekreuzten Tönen, also das Enharmonische, worauf die Uebungen der Molltonleiter folgen, denen eine kleine Tabelle der Intervallen angehangen wurde.

Die Vorübungen zum zweistimmigen Gesang (S. 50) wird Jeder zweckmäfsig und bequem finden, desgleichen die zweistimmigen Choräle, denen einstimmige mit unterlaufen. Ein dreistimmiger Choral macht den Schlufs und führt zu den liturgischen Gesängen, die zweistimmig beginnen und dreistimmig enden. Der Choräle sind viele und der Liturgien genug. Ein doppeltes Register der Choralmelodieen ist gleichfalls nützlich.

Das Buch ist gut und wird von jedem Lehrer, der nicht ganz unerfahren ist, ohne allen Commentar sehr leicht zum Vortheil seiner Untergebenen gebraucht werden können. Der Druck ist sogar deutlich, dafs auch von dieser Seite kein Hinderniss entgegensteht. Wir wünschen ihm daher eine weite Verbreitung.

## DOGMENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Teubner: *De philosophia Sadducaeorum commentatio* qua Viro S. Ven. *C. Godof. Bauer* S. S. theol. D. et ad aed. Nicolait. in urbe Lips. archidiac. meritissimo sacra semisaecularia muneris ecclesiastici Dom. XXI p. trinit. anno MDCCCXXXI celebrata pie gratulati sunt collegae Lipsienses. 24 S. gr. 4.

Herr Dr. *Grofsmann* behandelt hier mit gewohnter Gründlichkeit und der ihm eigenthümlichen tiefern Kenntnifs des Philo einen sehr interessanten Gegenstand. Bisher schöpfte man die sadducäische Doctrin aus dem N. T., dem Josephus und den Rabbinen und nur *Mangey* und *Scheffer* vermutheten auch in Philo eine Quelle derselben. Dieis letztere wird hier schlagend erwiesen. Nachdem nämlich S. 3 ff. gezeigt worden ist, dafs Philo ein sehr glaubwürdiger Schriftsteller sey, dafs er die von ihm zwar als erwähnten Sadducäer wohl gekannt und seiner Stellung nach als Schriftsteller nothwendig berücksichtigt haben müsse, sich aber den pharisäischen Grundsätzen zu Folge nur dunkel und aenigmatisch auf sie habe beziehen können, werden S. 8 die Kriterien des Sadducäismus nach den gewöhnlichen Quellen angegeben und auf diesem Grunde S. 9 ff. die hierher gehörigen Hauptstellen des Philo angezogen. Hierauf giebt der Hr. Verf. S. 15 ff. mit Hülfe der neu eröffneten Quelle, die natürlich auch der abwägenden Kritik bedürfe, eine Darstellung der sadducäischen Philosophie, auf die wir indessen nicht eingehen wollen, da sie nur erst angefangen ist. Möge sie bald vollendet werden und auch die Schilderung der Moral der Sadducäer und ihres Verhältnisses zu den Pharisäern (S. 5) nicht fehlen!

# MONATSREGISTER

vom

# APRIL 1837.

## I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

*Anm.* Die erste Ziffer zeigt die Nummer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.


*A.*

*Abeken*, B. R., Cicero in seinen Briefen. Ein Leitfaden durch dieselben — EB. 37, 289.

*Amrilkaisi* carmen e codd. Mss. primus edid., interpretatione latina instr. F. A. *Arnold*. 69, 545.

*Arnold*, F. A., s. *Amrilkaisi* carmen —

Atlas von Europa in 220 Blättern. 11te Liefr. Lübeck, Copenhagen, Weimar, Dresden enth. EB. 37, 296.

*B.*

*Barhebraei*, G., carmina syriaca aliquot e codice Paris. interpretatione notisque instructa ed. Caes. *a Lengerke*. 70, 556.

*Barth*, C. W. A., Gedichte zur Uebung des Gedächtnisses u. Belebung des Gefühls für das Gute, Schöne, Wahre — — 1r Th. 66, 528.

*Bluff*, M. Jos., Reform der Heilkunst. 1r. Bd. EB. 31, 241.

*Boblaye*, E., s. *Puillon-Boblaye*.

*Bonorden*, H. F., die Syphilis, patholog. diagnostisch u. therapeutisch dargestellt. 68, 540.

*Breithaupt*, A., vollständ. Handbuch der Mineralogie. 1r Bd. EB. 34, 265.

*Bube*, A., Gedichte. 2te verb. Ausg. 72, 575.

*C.*

Catalogus Centuriae libror. rariss. manuscript. — — qua 1705 Bibliotheca in acad. Upsal. auxit J. G. *Sparvenfeldius*. Nunc ex parte editus quantum ad libros manuscript. Arabicos, Persic. et Turcic. spectat. EB. 33, 264.

*Ciceronis*, M. T., orationes selectae XV in C. Verrem liber IV pro A. Caecina — — recogn. et emend. J. C. *Orellius*. EB. 35, 274.

*Cosmar*, A., Athenaeum. Auserlesene Gedichte der neuern Zeit, zu Redeübungen für die Jugend. 66, 528.

*E.*

*Elsner*, J. G., Hand- u. Hülfsbuch für den kleinen Gutsbesitzer u. Landmann. 68, 543.

*Engel*, Mpr. E., s. E. *Platner's* Vorles. üb. Aesthetik.

Expedition scientifique de Morée, s. E. *Puillon-Boblaye* sur les Ruines de la Morée —

*F.*

Fragmenta versionis graecae Legum *Rotharis*, Longobardorum regis — ed. C. E. *Zachariae*. 58, 457.

*v. Froriep*, L., über öffentliche Ehrendenkmäler — 76, 603.

*G.*

*Gotthold*, F. A., s. *Hoffmann's* Bemerkungen — — s. *Lorinser's* Beschuldigung —

*Grofse*, F., prakt. Singschule für Mittel- u. höhere Schulen; in 3 Heften. 1s Hft. 76, 606.

*Grofsmann*, Dr., de philosophia Sadducaeorum Commentatio — 76, 608.

*H.*

*Heinsius*, Th., Hygea u. die Gymnasien; Beleuchtung der Abhandl. *Lorinser's* zum Schutze der Gesundheit — 75, 597.

*Held*, E., die Weltgeschichte für die Jugend bis auf die neuesten Zeiten. 2te verm. Aufl. 70, 560.

*Henrici*, F. C., s. J. F. W. *Herschel*.

*Herschel*, J. F. W., üb. das Studium der Naturwissenschaft; aus dem Engl. von F. C. *Henrici*. 65, 519.

*Hoffmann*, J. A. G., s. Jos. *Jacotot* —

*Hoffmann's* Bemerkungen zum Schutze der Gesundheit auf Schulen, beleuchtet von F. A. *Gotthold*. 75, 593.

*de la Huerta*, J. H. M. S., spanische Sprachlehre für Teutsche nach den neuesten u. besten Quellen — auch:

*de la Huerta*, J. H. M. S., Gramática de la Lengua Castellana segun la nueva Ortografia — 71, 567.

*v. Humboldt*, W., üb. die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst Einleit. üb. die Verschiedenheit des menschl. Sprachbaues — — 1r Bd. 60, 475.

— — üb. die Verschiedenheit des menschl. Sprachbaues u. ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts. 60, 476.

*J.*

*Jacotot's*, Jos., Universal-Unterricht, nach dessen Schriften u. eigner Anschauung dargestellt von J. A. G. *Hoffmann*. EB. 36, 284.

*K.*

*Koepke*, G. G., zur öffentl. Prüfung der Zöglinge des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster — Osterprogramm, enth. Würdigung der *Lorinser*. Abhandl. üb. Schulen — 75, 599.

*Kreyssig*, W. A., die Sommer- u. Winterstallfütterung, so wie die Weideverpflegung der landwirthschaftl. Hausthiere in ihrem jetzigen Entwicklungsstande — 70, 558.

— — das Ganze des landwirthaftl. Düngerwesens in einer durchgreifenden Verbesserung u. Reform — — EB. 38, 262.

*L.*

*Lehmann*, J. A. O. L., deutsches Lesebuch für Gymnasien u. höhere Bürgerschulen. 1r u. 2r Th. 2e verb. Aufl. 66, 528.

*a Lengerke*, Caes., s. G. *Barhebraei* carmina syriaca.

*Lobeck*, Chr. A., s. *Sophoclis* Ajax.

*Lorinser*, C. J., zum Schutze der Gesundheit in den Schulen. 73, 577.

*Lorinser's* Beschuldigung der Schulen zur Steuer der Wahrheit u Beruhigung der Aeltern widerlegt von F. A. *Gotthold*. 76, 593.

*M.*

*Marquart*, L. Cl., die Farben der Blüthen; eine chem. physiolog. Abhandl. 72, 571.

*Mayer*, A. F. J. C., Supplemente zur Lehre vom Kreislauf. Heft 2. Flimmerbewegungen — EB. 33, 259.

— Mor., Vorträge üb. die Artillerie-Technik, nach dem heutigen Standpunkte der Wissensch. 2r Th. Artiller. Gewerbe. EB. 57, 294.

*Mohl*, H., Erläuterung u. Vertheid. meiner Ansicht von der Structur der Pflanzensubstanz. 72, 571.

*Müller*, Rector u. Prof., Widerlegung des schädlichen Einflusses der Gymnasialbildung auf die Körperentwicklung, unter Bez. auf *Lorinser's* Schr. 74, 589

*Mützell*, J., zur Würdigung der Angriffe des Dr. *Lorinser* auf unsre Gymnasien — 74, 591.

*N.*

*Nebbien*, C. H., der schuldenfreie Staat, od. landwirthsch. Erfahrungen in Hinsicht auf allgem. Schuldentilgung der Landgüter u. Staaten. EB. 34, 269.

*Neumann*, K. F., asiatische Studien. 1r. Th. 69, 550.

*O.*

*Orellius*, J. C., s. M. T. *Ciceronis* orationes —

*P.*

*Platner's*, E., Vorlesungen üb. Aesthetik; nach Geist u. Wort wiedergegeben von dessen Schüler Mor. E. *Engel*. EB. 38, 304.

*Possart*, P. A. F. C., Grammatik der Spanischen Sprache zum Schul- u. Privatgebrauch. 71, 561.

*Puillon-Boblaye*, E., Recherches geographiques sur les Ruines de la Morée — EB. 40, 316.

*R.*

*Ponal, ai*, od. die Schrift üb. die Zeitabschnitte, die insgemeine einem *Eustathios* zugeschrieben wird; herausg. mit lat. Uebersetz. u. Anmerkk. von C. E. *Zachariae*. 58, 467.

*S.*

*Scherr*, J. Th., der Bildungsfreund. Lesebuch für den häusl. Kreis u. höhere Volksschulen. 66, 528.

*v. Schubert*, G. H., der organische Leib u. die Sprache, s. A. *Steinbeck*, der Dichter ein Seher. EB. 38, 297.

Sergeant, der alte. Leben des Schlesiers Joh. Friedr. *Loeffler* — EB. 32, 255.

*Sommer*, J. G., Lehrbuch der Erd- u. Staatenkunde. 1r Bd. EB. 36, 287.

*Sophoclis* Ajax, Commentario perpetuo illustr. Chr. A. *Lobeck*. Edit. 2da novis curis elaborata. 66, 521.

*Sparvenfeld*, J. G., s. Catalogus librorum rarissimor. manuscript. —

*Steinbeck*, A., der Dichter ein Seher, od. üb. die innige Verbindung der Poesie u. der Sprache mit dem Hellsehen; nebst *v. Schubert's* einleitenden Abhandl. EB. 38, 297.

*U.*

Uebersicht der Schriften so durch *Lorinser's* Schrift: zum Schutze der Gesundheit in den Schulen, veranlasst sind. 73, 577 — 76, 603.

*W.*

*Wendt*, Amad., üb. den gegenwärt. Zustand der Musik, besonders in Deutschland, u. wie er geworden. EB. 39, 309.

*Woerl*, Charte der Schweiz mit den angrenzenden Ländertheilen, in 20 Blättern — 6te bis 10te u. letzte Liefr. 72, 574.

*Z.*

*Zachariae*, C. E., s. Fragmenta Legum *Rotharis* —

— — s. *Ponal, ai*, od. die Schr. üb. die Zeitabschnitte —

**(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 53.)**

## II.

## Verzeichnifs der im Intelligenzblatte April 1837 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

### A. *Nachrichten.*

#### Todesfälle.

*Uebersicht der Todesfälle in- u. ausländ. Gelehrten, Schriftsteller u. Künstler in der zweiten Hälfte des Jahres* 1836. 20, 169—776 *u.* 22, 185—192.

*Anm.* Das alphabet. Verzeichn. derselben wird im nächsten Maimonats-Register als Anhang abgedruckt.

#### Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

*Bonn*, Universit., Verzeichnifs der Vorlesungen im Sommerhalbjahre 1837. 17, 148. *Breslau*, Universit., Verzeichn. der Vorlesungen im Sommer-Semester 1837, der akad. Anstalten u. wissenschaftl. Sammlungen 24, 201. *Drontheim*, Kgl. Norweg. Societät der Wissenschaften, Preisaufgaben 25, 214. *Eldena*, Kgl. Akad. der Staats- u. Landwirthsch., Verzeichnifs der Vorlesungen im Sommer-Semester 1837. 23, 199. *Erlangen*, Universit., Verzeichn. der Vorlesungen im Sommer-Semester 1837 u. der öffentl. gel. Anstalten 17, 145. *Giefsen*, Universit., Verzeichn. der Vorlesungen im Sommerhalbj. 1837 u. der öffentl. gel. Anstalten 19, 161. *Greifswald*, Universit., Verzeichn. der Vorlesungen im Sommer-Semester 1837 u. der öffentl. Anstalten 23, 193. *Kasan*, Gymnasium u. Universit., blühendes Studium der oriental. Sprachen u. der Literatur überhaupt auf denselben 22, 192. *Königsberg* in Pr., Universit., Verzeichnifs der Vorlesungen im Sommer-Halbj. 1837 u. der öffentl. acad. Anstalten 18, 153. *Rostock*, Universit., Verzeichn. der Vorlesungen im Sommer-Semester 1837 u. der öffentl Anstalten 25, 209. — — Preiserth. u. Preisaufgaben an Studirende 25, 218.

#### Vermischte Nachrichten.

*Nies* in Leipzig läfst Typen von Phoenizischer, Palmyren., Alt-Aramä. u. Keil-Schrift so wie von Hieroglyphenschrift giefsen 21, 184. *Sanchuniathon*, Vorläufiges über den neuen, die Echt- od. Unechtheit betr. 21, 177. *Strauſs* wird Antikritiken gegen seine Gegner herausgeben 21, 184.

### B. *Anzeigen.*

#### Ankündigung von Autoren.

*Spener's* deutsche u. latein. Bedenken in einer Auswahl herausg. von *Hennicke* 20, 175.

#### Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

*Arnold* in Dresden u. Leipzig 23, 200. *Barth* in Leipzig 24, 207. *Bornträger*, Gebr., in Königsberg 26, 223. *Cnobloch* in Leipzig 21, 183. *Du-Mont-Schauberg* in Köln 23, 199. *Enslin* in Berlin 17, 151. *Fleischer*, Fr., in Leipzig 25, 215. *Gebauer*, Buchh. in Halle 20, 175. *Heyer*, Vater, in Giefsen 26, 221. *Heyer*, Verlagsbuchh. in Darmstadt 25, 215. *Hinrichs*, Buchh. in Leipzig 24, 208. *Leske* in Darmstadt 25, 215. 26, 221. *Schönemann* in Bremen 23, 200. *Wienbrack* in Leipzig 17, 152.

#### Vermischte Anzeigen.

Auction von Büchern, Conchilien u. Microscopen in Wernigerode, *Reischel*'sche u. *Beyrich*'sche 25, 216. *Cnobloch* in Leipzig, gratis zu habendes Verzeichnifs einer wohlfeilen naturhistor. u. medicin. Bibliothek — 21, 183. *Doerner*, das *Freund*'sche Wörterbuch der latein. Sprache im Verhältnifs zu seinen Vorgängern als Würdigung desselben überhaupt u. zum *Doerner*schen 26, 222. *Gebauer*, Buchh. in Halle, *Spener's* deutsche u. latein. theolog. Bedenken in einer Auswahl herausg. von *Hennicke* 20, 175. *Schwetschke* u. Sohn in Halle, Subscriptions-Einladung auf die in Heften erscheinende, mit und ohne Atlas zu habende, 3te verm. Aufl. von *Blanc's* Handbuch 26, 217.

AN-